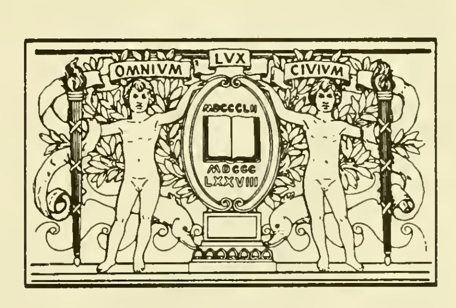
Gertrud Bäumer / Lili Droescher

Von der Kindesseele

R. Voigtländers Verlag in Leipzig


NELLY REUSCHEL


OMNIVM
LVX
CIVIVM
MDCCCLII
MDCCC
LXXVIII





Von der Kindesseele



Von der Kindesseele

Beiträge zur Kinderpsychologie aus Dichtung und Biographie

Herausgegeben von

Gertrud Bäumer und **Lili Droescher**

Vollständige Ausgabe

3. Auflage.



R. Voigtländer-Verlag · Leipzig



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Vorwort zur dritten Auflage

Seit die erste Auflage unseres Buches erschienen war, hat sich der Stoff, der für seine Zwecke in Betracht kam, um sehr wertvolle Beiträge vermehrt. Wir konnten deshalb in der zweiten Auflage aus reicherem Stoff eine strengere Auswahl treffen, manches hinzufügen, anderes streichen. Der Maßstab für beides, Vermehrung und Fortlassung, war der psychologische Wert der Stücke. Wenn wir in die erste Auflage noch — um einer gewissen Vollständigkeit willen — manches aufgenommen haben, was zwar psychologisch richtig war, aber doch mehr den Stempel der Erfindung als der Beobachtung trug, so ermöglichte die Vermehrung guter Lebensbeschreibungen, in denen die Kindheit berücksichtigt ist (z. B. Paulsen, Ganghofer, Spitteler), solche Stücke durch biographische zu ersetzen. Das ist in großem Umfang geschehen, so daß die zweite Auflage in der Zusammensetzung ein etwas anderes, wesentlich treueres und reicheres Bild bietet. Der Umfang des Buches ist dadurch gesteigert. Die Einteilung ist im großen und ganzen beibehalten. Ein neuer Abschnitt, der einige Seelenschilderungen des anormalen Kindes — des Kindes der Hilfsschule — enthält, ist hinzugefügt.

Berlin 1916.

Dr. Gertrud Bäumer.
Lili Droescher.



Einführung

Die Sammlung von biographischen und dichterischen Beiträgen zur Jugendkunde, die dieses Buch bietet, ist im Dienst der Erziehung zusammengebracht, nicht unter literaturgeschichtlichen Gesichtspunkten und natürlich nicht zu bloßen Unterhaltungszwecken. Sie soll bei den Erziehern — in Haus und Schule — das Verständnis der Kindesseele klären, vertiefen und verfeinern. Den pädagogischen und psychologischen Unterricht in Lehrer- und Lehrerinnen- und Kindergärtnerinnenseminaren, sowie in Frauenschulen und Fortbildungsschulen für Mädchen will das Buch lebendiger gestalten, indem es ihm den reichen Stoff zur Jugendkunde zuführt, den wir in Biographie und Dichtung besitzen. Zugleich soll die Aufmerksamkeit von Eltern und Berufspädagogen auf die Darstellung des Kindeslebens in Lebensbeschreibung und Dichtung gelenkt und ihnen dadurch ein Quell psychologischer Erkenntnis erschlossen werden, der, leichter zugänglich als die wissenschaftliche Jugendkunde, neben ihr noch einen eigenen Wert behaupten darf.

Denn selbst wenn die Kinderpsychologie in der Erforschung der kindlichen Seele noch sehr viel weiter vorgedrungen wäre, als es ihr in ihrer raschen und glücklichen Entwicklung während des letzten Jahrzehnts gelungen ist, könnte sie dem angehenden Lehrer doch noch nicht alles geben, was er braucht. Die Psychologie, indem sie einerseits mit ihrer Arbeit bei Teilinhalten des Seelenlebens einsetzen muß, andererseits vor allem das Gesetzmäßige, Allgemeingültige festzustellen hat, bedarf, wenn es sich um das Erfassen der Individualität handelt, der Ergänzung durch das unmittelbar nachfühlende Verständnis. Gerade der Erzieher muß wissen, daß die wissenschaftliche Seelenzerlegung dem Wesen der Persönlichkeit nur unvollkommen nahe zu kommen vermag, er muß eine Ahnung davon haben, daß Psychologie und Verstehen des einzelnen Kindes zweierlei ist. Dazu kann ihm eine Seelendarstellung dienen, die weniger wissenschaftlichen als künstlerischen Wesens ist, indem sie vom Ganzen der Persönlichkeit ausgeht. Selbstverständlich kommen solche Darstellungen an Genauigkeit im einzelnen der wissenschaftlichen nicht gleich. In dieser Hinsicht bedürfen sie der Kritik durch die wissenschaftliche Jugendkunde. Die künstlerische Seelendarstellung soll also im Seminar keineswegs an die Stelle der wissenschaftlichen treten, sondern ihr nur als Vorstufe und Ergänzung dienen.

Die psychologische Bildung der künftigen Erzieher bedarf dieser Ergänzung um so mehr, als die wissenschaftliche Psychologie im Seminar nicht Selbstzweck ist, sondern im Dienst der praktischen Fähigkeit steht, das Kind zu verstehen und ihm gerecht zu werden. Im Lehrerseminar jeder Gattung (auch im Oberlyzeum) kann Psychologie nicht als Wissenschaft betrieben werden. Dazu reicht die Zeit und die Vorbildung der Schüler nicht aus. Je klarer man die Aufgabe der Psychologie als Hilfe für die pädagogische Praxis in ihrer Besonderheit — und das heißt zugleich:

in ihren Grenzen! — erfaßt, um so mehr kann in der knappen Zeit erreicht werden. Übrigens bahnt sich — besonders seit der Neuordnung des Mädchenschulwesens in den Oberlyzeen — die Umgestaltung des Psychologie-Unterrichts nach dieser Richtung in den Seminaren an.

Ein Archiv solcher Individual-Psychologie des Kindes soll unser Buch bieten, zusammengestellt aus den Beobachtungen derer, die in menschliches Wesen am tiefsten eingedrungen sind, die es am hellsichtigsten durchleuchtet haben. Das Material, das sich in Dichtung und Biographie dem Sammler zur Auswahl darbietet, ist unübersehbar groß, und wir sind überzeugt, daß jeder Leser aus seiner eigenen Kenntnis heraus die hier gesammelten Beispiele noch um manches Wertvolle vermehren könnte. Schon aus diesem Grunde scheint es uns notwendig, über die Gesichtspunkte Rechenschaft zu geben, die uns bei der Auswahl der Stücke geleitet haben. Ehe wir aber dazu übergehen, möchten wir allen, die uns durch die bereitwillig erteilte Erlaubnis zum Abdruck der ausgewählten Stücke die Zusammenstellung dieses Buches ermöglicht haben, unsern Dank aussprechen. Auch denen, die uns beim Sammeln geholfen haben, insbesondere den Schülerinnen des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin, sei herzlich gedankt.

In erster Linie ist diese Auswahl bestimmt worden nach dem Maßstabe der psychologischen Schärfe und Treue der Beobachtung. In den meisten Fällen fällt diese psychologische Bedeutsamkeit natürlich zusammen mit dem künstlerischen Wert eines solchen Stückes. Ist es doch eben der Künstler, der den Regungen der Seele bis in ihre feinsten Verzweigungen nachzugehen vermag und der das Beobachtete so plastisch und treu wiedergibt, daß seine Darstellung auch vom rein psychologischen Standpunkt aus wertvoll ist. Trotzdem kann man, wenn man bei Auswahl und Zusammenstellung der Stücke nach psychologischen Gesichtspunkten verfährt, auch auf literarisch Mittelmäßiges oder doch weniger Wertvolles nicht verzichten, wenn es interessante psychologische Aufschlüsse gibt. Aus diesem Grunde haben wir z. B. einzelne Stücke aus den Lebenserinnerungen eines Arbeiters aufgenommen, die um ihrer außerordentlichen psychologischen Wahrhaftigkeit willen gerade dem Pädagogen sehr wertvoll sein müssen, ohne doch eigentlich zur Literatur zu gehören. Ebenso sind zuweilen einzelne psychologisch gute Stücke aus Büchern genommen, die als Ganzes keineswegs wertvoll sind. Die moderne Literatur ist reich an Kinderromanen, die als Ganzes oft gewiß anfechtbar sind — vor allem wegen einer gewissen übertriebenen Nervosität —, aber darum doch oft im einzelnen Ausgezeichnetes bringen. Und wenn manche der von uns aufgenommenen Beispiele das Kind allzu sensitiv, allzu phantastisch aufzufassen scheinen, so wolle man daran denken, daß sie Dokumente unsrer Zeit und darum der Aufmerksamkeit auf alle Fälle wert sind.

Was die Menge des zusammengestellten Stoffes betrifft, so kam es uns darauf an, möglichst für jede Seite des kindlichen Seelenlebens ein charakteristisches Beispiel zu finden. Und nicht nur ein Beispiel, sondern

wenn irgend möglich mehrere, in denen sich die Äußerung der gleichen seelischen Erscheinungen, also etwa der Phantasie, der Furcht, des Naturgefühls usw. usw., in verschiedenen Individualitäten zeigte. Wir haben um der psychologischen Vielseitigkeit des Stoffes willen deshalb auch ausländische Literatur in den Kreis unserer Auswahl gezogen. Tolstoi z. B. ist in einer für den deutschen Leser vielleicht befremdenden Reichhaltigkeit vertreten, weil er so klar und ehrlich und eindringlich, wie kaum eine andere Biographie der Welt, die Probleme des sittlichen Wachstums der Kinderseele darstellt.

Die Anordnung der Stücke folgt, soweit das möglich war, dem Einteilungsschema der Psychologie, natürlich nicht in strengstem Sinne. Denn in der dichterischen und biographischen Darstellung bringt häufig ein und dieselbe Erzählung Züge, die den verschiedensten psychologischen Kategorien angehören. Unsere Abschnitte sind deshalb nicht den scharf gegeneinander abgegrenzten Teilen der systematischen Psychologie zu vergleichen, sondern sie passen sich mehr dem Stoff an, wie er nun einmal vorlag, und gruppieren die einzelnen Stücke in loserer und freierer Form nach irgendeiner besonders charakteristischen Gemeinsamkeit. Ungefähr trifft die Anordnung mit der Systematik der Psychologie zusammen; aber manchen Beitrag hätte man gerade so gut in eine andere Rubrik einreihen können.

Eine weitere und ziemlich schwer zu überwindende Schwierigkeit, die mit der Anordnung des Buches zusammenhängt, liegt darin, daß wir Stücke, die in der dichterischen Darstellung zusammengehören, auseinandernehmen und verschiedenen Abschnitten zuteilen mußten. Wir haben in jedem einzelnen Fall die Abgrenzung des Vorgangs, auf den es uns ankam, mit möglichster Schonung des literarischen Zusammenhanges gemacht. Meist bringt es ja die Komposition schon mit sich, daß eine einzelne Begebenheit als geschlossenes Ganze sich aus dem Zusammenhange leicht herauslösen läßt; der Dichter selbst, und gerade der Darsteller des Kindeslebens, das sich ja doch noch in ganz anderer Weise als das des Erwachsenen aus Einzelepisoden zusammensetzt, trachtet schon danach, die Darstellung jeder Einzelheit bildmäßig abzurunden, so daß sie schließlich auch für sich sowohl psychologisch verständlich, wie in der Form abgerundet dasteht.

Immerhin wird aber zuweilen das stoffliche Interesse zu kurz kommen, die durch den Ausschnitt erregte Spannung, die sich auf das weitere Schicksal des Helden oder auf den weiteren Verlauf der Erzählung richtet, unbefriedigt bleiben, und der Leser wird vielfach bedauern, daß das ausgewählte Stück kurz abbricht. Dieser Enttäuschung gegenüber müssen wir bitten, im Gedächtnis zu behalten, daß es uns immer nur auf den psychologischen Inhalt des Stückes, auf die Darstellung eines einzelnen Zuges im Seelenleben des Kindes ankam, und daß man nur in diesem psychologischen Inhalt den Zweck der Aufnahme dieses oder jenes Stückes und den Bestimmungsgrund für die Abgrenzung des Stückes sehen muß. Es ist natürlich, falls die von uns erwähnten Beispiele im Unter-

richt an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren benutzt werden, in den meisten Fällen notwendig, daß der Lehrer selbst das ganze Buch kennt, um das Beispiel, das hier gegeben wird, in seiner psychologischen Bedeutung ganz und gar zu erfassen und seinen Schülern oder Schülerinnen verständlich machen zu können. Im ganzen wird man finden, daß die von uns zusammengestellten Beispiele in einer Weise typisch sind, die es ermöglicht, sie für die Kinderpsychologie auszunutzen, auch wenn man davon absieht, daß sie sich auf ein individuell besonders geartetes Kind beziehen.

Es gibt Bücher, die wir billigerweise ganz und gar in unsere Sammlung hätten aufnehmen müssen, z. B. die Kinderskizzen von Helene Voigt-Diederichs „Aus Kinderland" oder Hebbels „Jugenderinnerungen". Man könnte vielleicht sagen, es sei instruktiver, lieber nur wenige Kinderbiographien, aber diese dann im Zusammenhang und lückenlos zu lesen. Andererseits aber wird, wie wir hoffen, die Lektüre dieser Sammlung dem Leser einen Eindruck davon geben, wie aufklärend es ist, ganz dieselben Kindererlebnisse aus den verschiedensten Biographien zusammenzustellen, das Typische an ihnen zu vergleichen, das Individuelle gegeneinander abzugrenzen. Gerade diese Beobachtung, die sich uns bei der Zusammenstellung der Stücke ergab, hat uns in der Meinung bestärkt, daß Reichhaltigkeit des Materials, insbesondere die Zusammenstellung möglichst vieler Beispiele für eine und dieselbe allgemeine seelische Erfahrung, dem Zweck, durch das Buch in das Verständnis der Kindesseele einzuführen, am besten entspricht. Immerhin mußte auch hier beschränkt werden; so könnte man beispielsweise noch viel mehr Berichte von frühesten Erinnerungen zusammenstellen als die in unserem ersten Abschnitt gegebenen. So ließen sich für die von uns als „Tyrannei der Masse" bezeichnete Erscheinung im Zusammenleben von Kindern noch zahlreiche Proben anführen. Wir haben, um auf dieses Material wenigstens hinzuweisen, in den Anmerkungen zu den einzelnen Abschnitten am Schluß des Buches dieses und jenes Wichtige noch herangezogen, ohne auch hier Vollständigkeit zu geben oder auch nur zu erstreben.

Psychologen, die unser Buch in die Hand bekommen, könnten vielleicht bedauern, daß nicht strenger zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen solchen Beiträgen, die direkt wissenschaftliches Beobachtungsmaterial sind, und solchen, die auf diesen wissenschaftlichen Wert keinen Anspruch machen können, geschieden ist. Wir selbst sind uns wohl bewußt, daß, insbesondere wo nicht biographische, sondern rein dichterische Darstellung gegeben wird, zuweilen ein unechter Zug mit unterläuft. Wenn wir aber die künstlerischen Darstellungen überhaupt heranziehen wollten, so mußten wir das mit in Kauf nehmen. Und man wird andererseits zugeben müssen, daß eine Kindergestalt wie der kleine Hanno aus Thomas Manns Roman „Buddenbrooks" so viel psychologische Wahrheit hat wie die beste Selbstbiographie. Liegt doch auch der dichterischen Gestalt Wirklichkeit, Beobachtetes zugrunde. Und ist andererseits ja doch auch dem rein biographischen Material gegenüber eine Kritik notwendig,

die Selbsttäuschungen, willkürliche Stilisierungen, kurz alles, was in jeder Selbstbiographie notwendigerweise Dichtung sein muß, als solche auszuscheiden vermag oder doch wenigstens versucht.

Der Lehrer, der etwa im psychologischen Unterricht des Seminars unsere Beispiele benutzt, wird unbedingt eine derartige Kritik anregen müssen. Er wird sich vor allen Dingen klar sein müssen, daß es sich hier in vielen Fällen um besonders veranlagte Kinder handelt, da ja gerade die Selbstbiographie uns meist von der Jugend hervorragender Menschen Kunde gibt. Er wird häufig davor warnen müssen, einfacher veranlagte Kinder nach dem Maßstab dieser vielleicht besonders empfindlichen oder besonders phantastischen zu beurteilen. Er wird ferner bei den dichterischen Darstellungen auf die Tendenz Rücksicht nehmen müssen, durch welche die dichterische Auffassung des Kindes gefärbt ist. Er wird z. B. bei Thomas Manns kleinem Johannes Buddenbrook darauf hinweisen müssen, daß diese Kindergestalt von dem Dichter als letzter Sprößling einer untergehenden Familie, eines Geschlechtes mit versiegender Lebenskraft gedacht ist. Er wird etwa bei den religiösen Erlebnissen, von denen Hebbel berichtet, oder bei der Flunkergeschichte aus dem „grünen Heinrich" daran erinnern müssen, daß es Dichter sind, Menschen mit übernormaler Phantasie und einer übernormalen Tiefe des Empfindungslebens, die diese Kindererlebnisse hatten. Damit aber wird die psychologische Bedeutung und die Verwertbarkeit solcher Beispiele für die Erkenntnis der Kindesseele im allgemeinen ganz sicher nicht herabgesetzt. Denn in der Verstärkung, in der gewisse seelische Erscheinungen bei außergewöhnlich beanlagten Kindern auftreten, werden sie erkennbarer und der Beobachtung zugänglicher. Und indem der Lehrer hier das Individuelle vom Typischen loslöst, indem er Kinder von ganz verschiedener Veranlagung miteinander vergleicht, werden sich dem Seminaristen oder der Seminaristin die Gesetze des seelischen Lebens viel konkreter und lebendiger darstellen lassen, als wenn sie, wie leider bei dem bisherigen Betrieb der Psychologie häufig, nur als Gesetze gelehrt werden. Wenn die Schüler der Lehrer- und Lehrerinnenseminare angeleitet werden, selbst aus den Einzelfällen, in die sie sich vertiefen, das Allgemeingültige, Gesetzmäßige abzuleiten, so werden sie statt der auswendig gelernten über eine selbsterarbeitete Psychologie verfügen, und nur eine solche wird ihre Praxis befruchten können.

Eine weitere Wirkung eines Psychologieunterrichtes, der sich dieser konkreten Beispiele bedient, ist die Anregung der Selbstbeobachtung. Wer schon einmal versucht hat, psychologischen Unterricht an der Hand solcher Beispiele zu geben, der wird gemerkt haben, wie dadurch bei den Schülern die eigene Erinnerung geweckt und lebendig gemacht wird, wie sie sich mit einer Lebhaftigkeit, die der schematische Psychologieunterricht niemals zu wecken vermag, eigener Kindererlebnisse und -erfahrungen erinnern, Erlebnisse, an die sie vielleicht gar nicht mehr gedacht haben und die wachzurufen eben nur der Lebensbeschreibung, nicht der trockenen Schulwissenschaft gelingen kann. In derselben Weise wird aber durch diese

Beispielsammlung, die dem künftigen Lehrer eine solche Fülle kindlichen Lebens übermittelt, seine Phantasie bereichert, sein Blick für die vielen Möglichkeiten kindlicher Lebensäußerungen geschärft und vertieft, seine Fähigkeit, die einzelne kindliche Individualität zu verstehen, verfeinert werden. Er wird nun vielleicht auf manches achten lernen, das ihm sonst entgangen wäre, er wird manche Probleme entdecken, wo ihm sonst alles klipp und klar und viel zu einfach erschien.

In allen durch Lehramt oder Elternschaft berufenen Erziehern eine gesteigerte Liebe, ein wärmeres, reicheres Interesse für das Kind zu wecken, das ist der Hauptzweck unsers Buches.

Dr. phil. Gertrud Bäumer.
Lili Droescher.

Erster Abschnitt

Erwachen und Erfahren

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung ohne Gegenwirkung bleibt.

Goethe.



Früheste Eindrücke

> Was wir später durch Erziehung, Schule und Selbstbetätigung erreichen, ist im Verhältnis zu den Schätzen, die wir in diesen ersten Jahren unseres Daseins mühelos aufheben, winzig und unbeträchtlich. Die urangeborene Genialität des Menschen kommt in seinen Kinderjahren zu einem großartigen Ausdruck. In dieser unsrer Kindheit leben wir in einem Zustande, für den die Bibel den Ausdruck paradiesisch gefunden. F. Hollaender.

Eine meiner frühesten Erinnerungen ist ein Besuch bei Großpapa Müller, der ein kleines Kaufmannslädchen und ein Haus mit sehr großem Garten auf der Schäferstraße besaß. Auf dem Wege zu den Großeltern waren wir bei einem Hause vorübergekommen, vor welchem ein schöner Rasenplatz mit vielen blauen Glocken- und weißen Sternblumen meine Aufmerksamkeit so gefesselt hatte, daß ich kaum von der Stelle zu bringen war. Als ich aber bei den Großeltern angelangt und regaliert worden war und vor dem Hause herumtrippelte — ich zählte damals etwa drei Jahre —, fielen mir die wunderschönen Sternblumen wieder ein, und ich wackelte in gutem Vertrauen fort durch mehrere einsame Gassen und gelangte auch richtig zu dem Gehöfte mit dem schönen Rasenplatz, wo ich denn für Großpapa einen prächtigen Strauß pflückte und wieder fortmarschierte. Da ich aber nur vertrauensvoll meiner Nase nachging und diese vermutlich damals ein noch zu kleiner Wegweiser war, so brachte sie mich nach der entgegengesetzten Richtung auf weiten, weiten Wegen in die Stadt. Ich war sehr verwundert, daß Großpapas Haus auch gar nicht kommen wollte, trotzdem es Abend wurde. Lebhaft erinnerlich ist mir's, wie ich kleines Wurm, den Blumenstrauß fest in der Hand, um Mitternacht auf dem im Mondschein ruhenden Altmarkt stand, ein so winzig kleines Figürchen auf dem großen, öden Platz; da kam der Rettungsengel in Gestalt eines Ratswächters, den Dreimaster auf dem Kopfe und den Säbel an der Seite, von dem im Schatten liegenden Rathause herüber, fragte mich und trug mich zu der in Todesängsten schwebenden Mutter; denn man hatte das verlaufene Kind bereits auf dem Rathause gemeldet, und mein wirklicher Schutzengel hatte mich glücklich davor geführt.

Ich will aber jetzt auf die Großeltern zurückkommen. Beide, sowohl die von väterlicher wie von mütterlicher Seite, repräsentierten noch die alte Zeit, das vorige Jahrhundert, und zwar in seiner kleinbürgerlichen Gestalt. Mir haben sich die Bilder von ihnen und ihrer Umgebung bis aufs kleinste lebendig erhalten; denn es waren charakteristisch ausgeprägte Typen bürgerlichen Kleinlebens, während die Dinge im elterlichen Hause in meiner Erinnerung viel mehr verblaßt sind, denn sie trugen das modern nüchterne Gepräge der neuen Zeit und übten unendlich weniger poetischen Reiz. Die Müller-Großeltern wurden oft besucht. Das kleine Kaufmannslädchen, durch welches man den Eingang in das noch kleinere

und einzige Stübchen nehmen mußte, war ein höchst interessantes Heiligtum. Das Fenster außen garniert mit hölzernen, gelb und orange bemalten Kugeln, welche Zitronen und Apfelsinen vorstellten, die aber in natura niemals vorhanden waren, und bei der armen Kundschaft auch keine Käufer gefunden haben würden, dann der große, blanke Messingmond, vor welchem abends die Lampe angezündet wurde, und der dann mit seinem wunderbar blendenden Glanze das Lädchen in einen Feenpalast verwandelte; die vielen verschlossenen Kästen, der anziehende Sirupständer, dessen Inhalt so oft in den schönsten Spirallinien auf das untergehaltene Dreierbrot sich ergoß, die Büchsen mit bunten Zucker- und Ingwerplätzchen, Kalmus, Johannisbrot und schließlich der Duft dieser Atmosphäre: welch ahnungsvolle Stätte voll Herrlichkeit! Endlich der Kaufherr selbst, mit baumwollner Zipfelmütze und kaffeebrauner Ladenschürze geschmückt, wie hastig und eifrig fuhr er in die Kästen, langte dem Barfüßler für 1 Pf. Pfeffer, 1 Pf. Ingwer, 1 Pf. neue Würze und 3 Pf. Baumöl freundlichst zu, und die Klingel an der Tür bimmelte unaufhörlich der ab- und zugehenden Kundschaft vor und nach.

*Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers[1]).

Mein Vater besaß zur Zeit meiner Geburt ein kleines Haus, an das ein Gärtchen stieß, in welchem sich einige Fruchtbäume, namentlich ein sehr ergiebiger Birnbaum, befanden. In dem Hause waren drei Wohnungen, deren freundlichste und geräumigste wir einnahmen; ihr Hauptvorzug bestand darin, daß sie gegen die Sonnenseite lag. Die andern beiden wurden gemietet: die uns gegenüberliegende war von dem alten Mauermann Klaus Ohl nebst seiner kleinen, krummen Frau bewohnt, und die dritte, zu der ein Hintereingang durch den Garten führte, von einer Tagelöhnerfamilie. Die Mietsleute wechselten nie, und für uns Kinder gehörten sie mit zum Hause wie Vater und Mutter, von denen sie sich auch, was die liebreiche Beschäftigung mit uns anlangte, kaum oder gar nicht unterschieden. Unser Garten war von den andern Gärten umgeben. An der einen Seite befand sich der Garten eines jovialen Tischlermeisters, der mich gern neckte, und von dem ich heute nicht begreife, wie er, was er doch später tat, sich selbst das Leben nehmen konnte. Ich hatte einmal als ganz kleines Bürschchen mit altklugem Gesicht über den Zaun zu ihm herüber gesagt: „Nachbar, es ist sehr kalt!" und er wurde nicht müde, dieses Wort gegen mich zu wiederholen, besonders in den heißen Sommermonaten. An den Garten des Tischlers stieß der des Predigers. Dieser war von einer hohen, hölzernen Planke eingefaßt, die uns Kindern das Überschauen verwehrte, nicht aber das Durchblinzeln durch Spalten und Risse. Dies machte uns im Frühling, wenn die fremden schönen Blumen wiederkamen, an denen der Garten reich war, eine unendliche Freude, nur zitterten wir, der Prediger möchte uns gewahr werden. Vor diesem hatten wir eine unbegrenzte Ehrfurcht, die sich ebensosehr auf sein ernstes, strenges, milzsüchtiges Gesicht und seinen kalten

[1]) Alle mit einem Stern versehenen Stücke sind auch in der Schulausgabe enthalten.

Blick, als auf seinen Stand und seine uns imponierenden Funktionen, z. B. auf sein Herwandeln hinter Leichen, die immer an unserm Hause vorbeikamen, gegründet haben mag. Wenn er zu uns hinübersah, was er zuweilen tat, hörten wir jedesmal zu spielen auf und schlichen uns ins Haus zurück. Nach einer andern Seite bildete ein alter Brunnen die Grenze zwischen unserm Garten und dem nachbarlichen. Von Bäumen beschattet, und tief wie er war, die hölzerne Bedachung gebrechlich und dunkelgrün bemoost, konnte ich ihn nie ohne Schauer betrachten. Geschlossen wurde das längliche Viereck durch den Garten eines Milchhändlers, der wegen der Kühe, die er hielt, bei der ganzen Nachbarschaft in einem Herrenansehen stand, und durch den Hof eines Weißgerbers, des verdrießlichsten aller Menschen, von dem meine Mutter immer sagte, er sähe aus, als ob er einen verzehrt hätte und den andern eben beim Kopfe kriegen wollte. Dies war die Atmosphäre, in der ich als Kind atmete. Sie konnte nicht enger sein, dennoch erstrecken sich ihre Eindrücke bis auf den heutigen Tag. Noch sieht mir der lustige Tischler über den Zaun, noch der grämliche Pfarrer über die Planke. Noch sehe ich den vierschrötigen, wohlgenährten Milchhändler, die Hände in der Tasche, zum Zeichen, daß sie nicht leer sei, in seiner Tür stehen; noch den Weißgerber mit seinem galliggelben Gesicht, den ein Kind schon durch seine roten Backen beleidigte, und der mir noch schrecklicher vorkam, wenn er zu lächeln anfing. Noch sitze ich auf der kleinen Bank unter dem breiten Birnbaum und harre, während ich mich an seinem Schatten erquickte, ob sein von der Sonne beschienener Wipfel nicht eine wegen Wurmstichs frühreife Frucht fallen läßt; noch flößt mir der Brunnen, an dessen Bedachung alle Augenblicke etwas genagelt werden mußte, ein unheimliches Gefühl ein.

*Friedrich Hebbel, Meine Kindheit.

Meine erste wirkliche Erinnerung stammt aus dem Anfang meines vierten Jahres und hat es mit einem beträchtlichen Gegenstande zu tun, einem Elefanten nämlich, der damals in einer benachbarten kleinen Stadt für Geld gezeigt wurde. Viel mehr aber als das unförmliche ausländische Ungetüm erfreute mich ein kleiner Pony, der dem Elefanten unter dem Bauche und zwischen den Beinen durchlief und ihm zugesellt war, wie dem mächtigen Falstaff der winzige Page, um gegen ihn abzustechen. Ich glaube, es war bei dieser seltenen Gelegenheit, wo sich mir ein zweites kleines Erlebnis für die Dauer eingeprägt hat. Die städtischen Straßenjungen waren ein Geschlecht, das ich mit einem Gemisch von Grauen und Hochachtung zu betrachten gewohnt war. Die außerordentliche Sicherheit ihres Auftretens, die edle Frechheit, mit der sie mich besahen und Kritik an mir übten, die großartige Überlegenheit, die sich in all ihren Reden und Handlungen kundgab — ich hatte gesehen, daß sie sogar die Macht des Gesetzes nicht achteten und einen Polizeidiener verhöhnten — kurz, alles dies erzeugte in mir eine achtungsvolle Scheu, die mit einiger Furcht durchtränkt war. Als ich nun mit meinen Eltern an einem Wassergraben entlang zu irgend einem Festplatze ging, kam ein echter Vertreter dieser

Gattung, die Hände in den Hosentaschen und die Mütze im Nacken tragend, an uns vorüber. Da ich nahe an der Kante des Grabens ging, sagte er im Vorbeigehen zu mir mit einem Wohlwollen, das ich diesem gehärteten Geschlecht von jugendlichen Heroen niemals zugetraut hätte: „Du, fall man nich in 'n Graben." — Diese Herablassung hob und rührte mich zugleich, und obgleich ich diesen Jüngling nie wiedergesehen habe, so habe ich ihm seinen Edelmut doch niemals vergessen.

*Heinrich Seidel, Von Perlin nach Berlin.

Es ist merkwürdig, wie weit einzelne Erinnerungen in die Zeit der anfänglichen Entwicklung des Bewußtseins zurückreichen. So ist mir ein Bild gegenwärtig, das mich mir selbst im Alter von zwei, höchstens drei Jahren vorführt. An dem von Kastanienbäumen eingefaßten Wege, der von der Burg nach dem Dorfe führte, war ein kleiner, von Mauern umschlossener Behälter, in dem der Graf einige Wildschweine hielt. Darunter zwei oder drei große Eber mit mächtigen weißen Hauzähnen. Ich sehe mich selbst als kleines Kind im Unterröckchen, mit einem weißen Häubchen auf dem Kopf, auf der Mauer sitzend und mit Vergnügen, aber auch mit Furcht auf die schwarzen Ungetüme hinunterblickend; neben mir eine Frau, die ihren Arm um mich geschlungen hält, so daß ich nicht hinunterfallen kann; und wie ich da sitze, kommt ein alter Mann mit glänzenden Knöpfen auf dem Rock, spricht mit mir und gibt mir Zuckerbrot. Meine Mutter, der ich im späteren Alter von dieser Erinnerung sprach, sagte mir, der Mann sei gewiß der alte Bernhard gewesen, der Leibdiener des Grafen, der silberne Knöpfe auf seinem Livreerock hatte, und der es liebte, sich mit mir zu tun zu machen und mir Süßigkeiten vom „Hause" zu bringen. Nach dem Todesjahre des alten Bernhard gerechnet, könne ich damals höchstens in meinem dritten Jahre gewesen sein.

Ein anderes Bild steht mir ebenso lebendig vor Augen. Ein Abend im Familienzimmer, der „Stube"; eine Lampe mit einem grünen Schirm auf dem Tisch; ich sitze auf meines Großvaters Knie und er gibt mir Milch aus einem Glase zu trinken; ich verlange mehr; mein Großvater läßt einen großen, mit Milch gefüllten Zuber bringen und auf den Tisch stellen; dann zieht er mir mit seinen eigenen großen Händen die Kleider aus und setzt mich nackt in den Zuber, in welchem mir die Milch beinahe bis an den Mund hinaufreicht; nun sagt er mir, ich möge trinken, soviel ich wolle, er sieht zu, wie ich den Mund öffne, um die Milch hineinfließen zu lassen und lacht aus vollem Halse, und wie ich nun, nachdem ich genug getrunken, anfange, in der Milch mit den Händen zu platschen, und ihn über und über bespritze, läßt er sich auf einen Stuhl fallen und lacht immer unbändiger.

Noch andere Bilder sehe ich: Die Schafherde mit den Lämmern kommt abends heim und drängt sich blökend in ungestümer Eile durch den Torweg in den Hof; ich sehe zu, auf dem Arm meiner Mutter sitzend. Der alte Schäfer tritt heran, um mir die kleine, blanke Wurfschaufel

am Ende seines langen Stabes zu zeigen, nach der ich meine Hände ausgestreckt hatte; aber das finster faltige Gesicht des alten Mannes mißfällt mir und ich schmiege mich an die mütterliche Schulter.

Mit besonderem Behagen gedenke ich noch des großen Kuhstalles, welcher wie eine Kirche gebaut war, mit einem hohen spitzbogig gewölbten Mittelschiff und zwei niedrigeren Seitenschiffen, in denen die Kühe standen. Meine Mutter, die an der Milchwirtschaft viel Vergnügen fand, nahm mich zuweilen mit in den Stall, wenn sie hinging, um zu sehen, daß den Tieren ihr Recht geschah. Wie warm war es da an den Winterabenden! Ich saß dann wohl auf einem Haufen Heu oder Stroh im matten Licht der Laternen, die von den hohen Bogen des Mittelschiffes herabhingen; und so lauschte ich dem dumpfen, leisen Geräusch, das, von den wiederkäuenden Kühen her kommend, den weiten Raum mit einer eigentümlichen Wohligkeit erfüllte, und dem Geschwatz und Singen der Mägde, die geschäftig hin und her gingen und die Kühe bei ihrem Namen riefen.

Obgleich ich nun einen kleinen, fünfzehn Monate jüngeren Bruder hatte, der nach meinem Großvater Heribert genannt war, so blieb ich doch des alten Mannes Liebling, und er wünschte, daß ich möglichst viel um ihn sein möchte. Meine Mutter hatte mich daher fast jeden Tag zur Burg zu bringen, und ich begleitete meinen Großvater zuweilen selbst bei seiner Arbeit. Wenn er zur Erntezeit Getreide einfuhr, so saß ich wohl bei ihm auf dem Sattel; und wenn er im Spätherbst oder Winter hinging, um seine fetten Schweine zu schlachten, was er selbst zu tun pflegte, so hatte ich die lederne Scheide mit den großen Messern zu tragen, die, an einem breiten, mit blanker Messingschnalle versehenen Gurt hängend, mir so um die Schulter befestigt wurde, daß ich sie nicht auf der Erde nachschleppte. Und je wichtiger ich mich dabei zu fühlen schien, um so größer war meines Großvaters Vergnügen. Wenn er nichts Besseres für mich zu tun wußte, so gab er mir eine alte Jagdflinte mit Steinschloß, das er mich lehrte zu spannen und abzudrücken, so daß es Funken gab. Dann durfte ich in der „Stube" und den anliegenden Schlafkammern umherjagen und so viele Hasen, Rebhühner, Füchse, Rehe und Wildschweine schießen, wie meine Einbildung aufzujagen wußte. Das konnte mich stundenlang unterhalten, und mein Großvater war dann nicht zufrieden, bis ich ihm die wunderbarsten Geschichten erzählte von dem Wild, das ich geschossen, und von den Abenteuern, die ich in Wald und Feld bestanden hatte.

*Carl Schurz, Lebenserinnerungen.

Wenn Asmus Semper mit seinen Gedanken immer weiter in die Vergangenheit zurückging, immer weiter, immer weiter, dann kam er zuletzt an einen Augenblick, da er in einem weißen Kleidchen auf dem Treppenabsatz gesessen und seine Mutter über das Geländer der Treppe hinweg mit einer Nachbarin geplaudert hatte. Darüber hinaus ging's nicht: es war seine früheste Erinnerung. Das war im Grunde sehr

wenig; für Asmus Semper aber war es immerhin etwas. Jenen Augenblick umgab für alle Zeiten ein silbernes, luftiges Licht der Frühe, wie wir es sehen, wenn durch fallenden Regen die Sonne bricht — es war der Tagesanbruch seiner Seele.

Das nächste große Ereignis, das seine Spuren für immer in sein Gedächtnis grub, war ein Barbierbecken. Es hing über einer Tür an der Straße. Es funkelte herrlich, wenn der Wind es bewegte, und war wohl das Schönste, was es auf der Welt gab. Und eines Sonntags ging Ludwig Semper, der Vater, in das Haus mit dem herrlichen Becken hinein, und seinen Sohn Asmus trug er auf dem Arm. Ein Mann, der immerfort redete, legte Asmus die Hand auf den Kopf, und dann wischte er dem Vater einen weißen Schaum ins Gesicht. Wenn der Mann redete, sah ihn der Vater immer ganz ruhig mit seinen großen Augen an und sagte: hm! Und dann faßte der Mann den Vater bei der Nase und kratzte den Schaum wieder ab. Und als der Vater mit seinem Asmus wieder draußen war, kamen sie gleich auf einen Platz. Da war es sehr schön, weil er so frei war. Und da standen mehrere Männer in sauberen Röcken; mit denen sprach der Vater. Die Männer in sauberen Röcken waren auch schön, überhaupt war an dem Tage die ganze Welt wunderschön, weil überall Sonntag war.

Hierauf folgte in den Erinnerungen Asmussens ein großes schwarzes Loch, und dann sah er sich plötzlich auf einer Schubkarre sitzen, die sein Bruder Alfred vor sich herschob. Und als die Fahrt zu Ende war, fand sich Asmus in einem anderen Hause. Man war umgezogen.

In dieser Wohnung war es nun ganz herrlich. Gegenüber erschienen nämlich Männer, und die fingen an, ein großes vierkantiges Loch zu graben. Wagen mit lebendigen Pferden davor kamen und brachten die ausgegrabene Erde weg. Die Pferde scharrten mit den Hufen, bissen einander in den Nacken und schüttelten dann die Köpfe, daß das ganze Geschirr klirrte. Zu dieser Zeit faßte Asmus den festen Entschluß, Fuhrmann zu werden, wenn er groß wäre. Hoch oben auf dem Wagen sitzen und immerfort auf die Pferde losschlagen, das dünkte ihn das Schönste auf der Welt. Die Sache wurde aber noch viel hübscher. Es kamen Wagen voll roter Steine; wunderhübsch rot waren sie, und diese Steine wurden aufeinandergepackt. O, was für eine Menge Steine! Das waren ja wohl tausend Stück oder vielleicht gar hundert! Es kam aber noch immer besser. Eines Tages kam ein Mann, schüttete weiße Steine in eine Grube, ließ kaltes Wasser darüberlaufen, und alles fing an zu kochen! Der kleine Asmus drückte mit seinem Näschen fast die Fensterscheibe ein, so genau sah er zu. Und die Augen riß er auf — sperrangelweit. Und als er zufällig den Mann ansah, der Steine kochen konnte, da stand der da und sah ihn auch an und riß auch die Augen auf und lachte dann und nickte ihm zu. Asmus schämte sich und zog sich ins Zimmer zurück. Als dann aber einer von jenen Frühlingstagen kam, die zu allem Mut machen, ging er hinaus und kam dem Bauwerk immer näher, und als der Steinkocher den Finger in den Mund

steckte und dann einen Knall hervorbrachte, wie wenn ein dicker Pfropfen aus einer Flasche fliegt, da waren sie von Stund an Freunde. Asmus sagte „Onkel Steinemann", und der Maurer sagte „Meister". Der Maurer fragte: „Na, Meister, wo soll ich jetzt 'n Stein hinlegen?" und dann sagte Asmus „da", und nach Hause kam Asmus nur noch zu den Hauptmahlzeiten. „Nun bauen wir die Wohnstube!" rief er dann, wenn er zur Tür hereinkam.

Es ist ein Glück und ein Unglück, daß die Häuser einmal fertig werden. Für den Architekten und Baumeister Asmus Semper war es nur ein Unglück. Eines Tages stand ein düsterer viereckiger Steinhaufen, wo ehemals freie Luft und flimmerndes Licht gewesen war, und der Freund, der hundert Mal am Tage sein Pfropfen-Kunststück gemacht hatte, war verschwunden und kam nicht wieder. So klein das Herz des kleinen Asmus auch war — die Treulosigkeit des Maurers tat ihm doch weh.

Eigentlich war es aber nur Vergeltung für eigene Treulosigkeit. Um des Maurers willen hatte er seine alte Liebe schmählich verlassen. Diese alte Liebe waren eine alte zarte kleine Witwe und ihre köstlich blaugeblümte Kaffeekanne, die immer dampfend auf dem Tische stand und von Porzellan war wie ihre Besitzerin. Und nicht zu vergessen, ein ganz feiner, friedlicher Aniskuchengeruch, der die ganze Wohnung durchdrang und in dem wir eigentlich das Band der Treue zu suchen haben, das Asmussens Herz in die Zauberkreise der Alten zurückzog. Als er aber die abgebrochenen Beziehungen wieder aufnehmen wollte und höchst vergnügt in die Tür trat, wurde er sehr ungnädig empfangen. Die alte kleine Frau war richtig eifersüchtig und putzte ihn gehörig herunter, weil er so lange nicht dagewesen wäre. Nun brauche er überhaupt nicht wiederzukommen. Asmus stand wie angedonnert. Aber er war nicht der Mann, sich einen Schimpf antun zu lassen: er brach in ein erschreckliches Gebrüll aus und rief: „Ich will wieder nach Hau — se! — ich will wieder nach Hau — se!" Da holte die erschrockene Witwe eiligst zwei Aniskuchen herbei und drückte ihm in jede Hand einen. Asmus fand die Satisfaktion hinreichend; er biß hinein und aß die Kuchen mit den Tränen, die darauf fielen.

Dieser Nachbarin, die zur Linken wohnte, entsprach eine Nachbarin zur Rechten, eine große vierschrötige Maurersfrau mit einem Mannesgesicht, von der man mit größter Bestimmtheit erzählte, daß sie Tabak kaue. Asmus mochte diese Frau nicht leiden; er mußte immer nach der Backe sehen, hinter der der Tabak saß. Und als er eines Tages ganz richtig und deutlich „der Postiljong von Longschümoh" gesagt hatte, da sprach die Frau zu seiner Mutter: „Frau Semper, das Kind ist für sein Alter viel zu klug und das ist nicht gut; Sie müssen ihm mehr Schläge geben." Asmus hörte das und konnte ihr darin nicht beistimmen; auch erhöhte dieser hygienische Rat nicht seine Sympathien für die Maurerin. Als sie ihn aber eines Tages mit in ihre Küche nahm und ihm einen großen Apfel schenkte, da lief er eiligst zu seiner

Mutter und rief: „Mamma, Frau Rheder ist doch 'ne süße Frau, sie hat mir 'n Apfel gegeben."

Außer diesen Dingen und Menschen war aus dieser Zeit nur noch ein Ereignis am Leben geblieben, nämlich das, wie Ludwig Semper, der Vater, auf einem dunklen Dorplatz in eine offenstehende Kellerluke gestürzt war. Der Vater war mit einer unbedenklichen Rippenschrammung davongekommen; aber dem kleinen Asmus schien dies ein großes und schier unbegreifliches Unglück, und es drückte ihm schwer aufs Herz, wenn er den Vater Schmerzen leiden sah. Unbegreiflich war es ihm, daß jemand seinem Vater ein Leid zufügen konnte, sei es nun ein Mensch oder eine Kellerluke. Denn sein Vater war doch genau wie der liebe Gott, den er auf einem Bilde gesehen hatte.

*Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland.

Ein entsetzlicher Spektakel mit Geklirr und Gerassel — grelles Licht — dann finstere Nacht, in der ich schreien mußte vor Angst.

Das ist die älteste unter den Erinnerungen an meine Kinderzeit in Kaufbeuren. Als ich vor vielen Jahren meiner Mutter einmal sagte, daß diese Erinnerung in mir wäre, mußte sie sich lange besinnen, bevor sie das Rätsel lösen konnte. Sie hatte mich, ein anderthalbjähriges Bübchen, an einem Winterabend auf den Boden der Wohnstube gesetzt und war in die Küche gegangen; da hörte sie diesen klirrenden Spektakel; und als sie dem Lärm erschrocken nachlief, fand sie eine finstere Stube, in der ich schrie, als wär' ich an einen Spieß gebohrt; sie machte Licht, und da saß ich zeternd auf dem Tisch, während die Stehlampe in Scherben auf dem Boden lag.

Diese Lampe bekam neue Gläser, und ihr eiserner Fuß wurde fest auf einen großen, mit Blei ausgegossenen Holzteller geschraubt. Nun konnte man sie mit dem besten Kinderwillen nicht mehr umwerfen. Und so hat diese Lampe in der Wohnstube meiner Eltern noch hellen Dienst getan, als ich nach 25 Jahren der dunklen Beschäftigung oblag: Philosophie zu studieren.

Eine zweite Erinnerung: ich friere schrecklich, obwohl die Sonne scheint; viele Menschen sind um mich her; ich laufe schnell und habe Schmerzen an den Sohlen; und die vielen Menschen laufen mir nach und lachen immer.

Da hatte meine Mutter mich als dreijährigen Jungen an einem Märzmorgen ins Bad gehoben. Sie wurde abgerufen, kam zurück — und fand die Badewanne leer. In der Wohnung war der nasse Ausreißer nicht zu finden. Meine Mutter rannte über die Treppe hinunter, guckte durch die Haustür auf den Kirchplatz hinaus — und da rief ihr eine Nachbarsfrau mit Lachen zu: „Frau Aktewar, uier Ludwigle isch buzelnacket über'n Marktplatz gloffe!" Die Mutter jagte hinter mir her, vergnügte Leute wiesen ihr den Weg, und schließlich erwischte sie mich draußen vor der Stadt im Forstamte, in dessen Kanzlei mein Vater als Aktuar unter dem Forstmeister Thoma diente. . . . . .

Und deutlich ist mir der aufregungsvolle Tag im Gedächtnis geblieben, an dem ich mit meinem Schwesterchen photographiert wurde. Der Mann, der dieses Werk vollführte, hatte einen langen Knebelbart; er tauchte zwanzig Jahre später plötzlich aus meiner Erinnerung herauf, als ich in Wien eine allegorische Statue des Inn zu sehen bekam; ganz den gleichen Bart, wie dieser Tiroler Flußgott, hatte der Kaufbeurer Photograph, der neben einem schwarzverhüllten Kasten stand und immer sagte: „Passet auf, Kinderle, passet auf, da springt jetzt gleich e Füchsle raus, mit em rote Schwänzle.“ Mein Schwesterl bekam ein bißchen Angst, ich guckte mit gespannter Aufmerksamkeit in das Glasauge des geheimnisvollen Kastens, aber es kam kein Fuchs heraus. Manch ein Jährchen später erzählte mir meine Mutter, ich wäre nach dieser Enttäuschung auf den Photographen zugegangen und hätte in Zorn zu ihm gesagt: „Du bischt ein Lugeschüppel!“ —

*Ludwig Ganghofer, Lebenslauf eines Optimisten.

Die Turmluke hatte damals in meinen Kindertagen für mich etwas besonders Merkwürdiges, weil ich da oben den ersten bewußten und bleibenden Eindruck empfing. Mein Kindermädchen trug mich nämlich eines Tages den Turm hinauf und ließ mich in der offenen Luke an freier Luft sitzen, natürlich rückwärts von ihren treuen Armen festgehalten. Ich weiß noch genau, wie betroffen ich war, als ich den Leuten auf die Hutdeckel sehen konnte, ich sah hinunter in unsere eigenen Stuben, sah meine Mutter unten am Fenster sitzen, ja übers Dach und hinab in den Hofraum konnte ich sehen, wo unser Brauner an die Stalltür gebunden stand und mit dem Schwanze wedelte. An der Stallwand, weiß ich noch, hing ein blanker Blecheimer. Aber da gab es plötzlich ein Gerenne und Gedränge und Gewinke in unserer Haustür, und das Mädchen packte mich eiligst und machte, daß sie mit mir die Treppe hinunterkam. Was nachher geschah, ist mir nicht mehr erinnerlich; aber ich habe später oft gehört, daß meine Mutter mich oben in der Turmluke erblickt, daß sie aufgeschrien hatte, und — wie's damals Mode, — ohnmächtig geworden war, und daß sie nachher, als sie mich wieder hatte, geweint und mich geküßt und mich gehätschelt hatte. Als Junge bin ich fortan nie wieder über den Markt gegangen, ohne zur Turmluke hinaufzuschauen. Mir war, als ging diese Luke mich besonders an.

*H. Ibsens Nachgelassene Schriften.

Es ist ein Winternachmittag; in der blauen Wohnstube sitzen die Mutter und das Mädchen spinnend in der Nähe des Ofens; der Vater hat seinen Platz bei seinen Papieren am großen Tisch an der Fensterwand. Ich tummele mich als unruhiger Geist in der Mitte, bald auf einem Stecken reitend, die Elle dient mir als Steckenpferd, bald auf dem Fußboden, den Sand zu einem Häufchen zusammenkehrend und mit dem Fingerhut der Mutter Kuchen backend; dann klettere ich hinter der Mutter auf ihren Stuhl und schlinge ihr ein Tuch um den Kopf, wie ich

es bei Halligfrauen gesehen hatte. Der ewig rege Tätigkeitsdrang des Kindes kann nur von einer Mutter ertragen werden.

Und wieder sehe ich mich im Bett liegen, der kleine Tisch steht davor, und an ihm sitzt die Mutter und schneidet mir aus Papier Pferde und Kühe, Schafe und Schweine aus. Ich war ihr blutüberströmt ins Haus getragen worden: das Pferd eines Nachbars, an das ich von hinten mit der Gerte herangetreten war, hatte mich mit dem Huf ins Gesicht geschlagen; die Oberlippe war ganz zerrissen, und an der Stirn war eine Wunde. Man hatte gleich angespannt und mich zum Doktor in Bredstedt gebracht, wo der Schaden geflickt wurde. Von alledem weiß ich nichts, wohl aber davon, daß ich nun im Bett lag und von der Mutter in der angedeuteten Weise getröstet wurde. Ich hatte zugleich einen kleinen Tuschkasten mitgebracht erhalten und malte nun die weißen Tiere rot und schwarz und blau an. Wenn man ihnen die Beine auseinanderspreizte, konnten sie trefflich stehen und gaben viel Beschäftigung. Später schnitt ich sie mir selber mit der Schere aus und kam so zu herdenreichem Besitz.

Ein andermal liege ich auf unserer Süderwerft in der Sonne: Mit einem alten Messer werden kleine Gräben im Rasen ausgehoben und Hecktore aus dicken Schwefelhölzern geflochten und eingesetzt. Die so entstehenden Fennen werden dann mit bunten Flintsteinen, gelben, blauen, weißen und schwarzen besetzt, die der Großvater mir von Stollberg mitgebracht hat: das sind nun meine Pferde und Kühe.

Und nun ist es Weihnachten. Lange ist davon gesprochen worden, daß das „Kindjen" dann vom Himmel herabkommt und die artigen Kinder beschenkt. Ich habe meine kleinen Gebetchen gelernt, vielleicht auch die zehn Gebote und das Vaterunser. Am Nachmittag habe ich meinen Teller vor dem Fenster im „Pesel" aufgestellt. Nun sitzen wir abends am Tisch, der Reisbrei, das Weihnachtsgericht, ist gegessen, das Evangelium gelesen und ein Weihnachtslied gesungen: da, horch, ein Klingeln, leise beginnend, stärker anschwellend, eine Pause, ich sage meine Gebete mit beklommener Stimme, es klingelt nochmals, und dann ist's ganz still. Mit stockendem Atem öffne ich die Tür zum Pesel, da steht im Schein eines Lichtes mein Teller, voll von Kuchen und Äpfeln und Nüssen, obenauf ein Reiter, aus weißem Teig gebacken, Sattel und Zeug mit allen Farben angestrichen. Und neben dem Teller liegt wohl noch ein Tüchlein oder eine kleine Peitsche, oder ein Messer und eine Gabel, ganz klein und zierlich, eigens für meine Kinderhand gemacht. Kein Tannenbaum, und sei er noch so reich geschmückt und behangen, kann größeren Eindruck machen, als dieser geheimnisvolle Vorgang auf mein Kindergemüt gemacht hat; ich kann die ängstlich gespannte, feierliche Stimmung noch heute nachfühlen, die mit dem rätselvollen, an Glockenklang erinnernden Tönen über mich kam. Für die Prosabetrachtung war es die Magd, die an die Wände des Küchenmörsers klopfte und dann durch das geöffnete Fenster ihre Schürze auspackte.

Zu Weihnachten 1849 wird es gewesen sein, daß ich eine Fibel neben meinem Teller fand; ich erinnere mich ihrer Bilder, des blauen Walfisches

und des gelben Wickelkindes, noch wohl. Wann ich begonnen habe, unter Leitung der Mutter die Buchstaben zu studieren, weiß ich nicht; vermutlich haben mir die krausen Zeichen nicht lange Ruhe gelassen. Jedenfalls konnte ich, als ich im fünften Jahre in die Schule kam, fertig lesen.

Auch die ersten Besuche der Kirche gehen in frühe Jahre zurück. Ich hole der Mutter aus dem Garten ein Sträußchen Rosen und Lavendel, sie legt sie mit dem weißen Taschentuch auf das Gesangbuch, nimmt mich an die andere Hand, und wir wandern den Steig zur Kirche hinauf, von wo die Glocken uns schon entgegenklingen. Ich sitze neben ihr auf der lehnenlosen Bank und warte der Dinge, die da kommen sollen. Die Orgel beginnt, ich lasse sie mir wohl gefallen; dann steigt ein schwarzgekleideter Mann auf die Kanzel und beginnt zu reden, was ich nicht verstehe, eintönig und anhaltend, ich werde müde und nicke ein, und die Mutter hat Mühe genug, mich auf der Bank zu halten.

*Friedrich Paulsen, Aus meinem Leben. Jugenderinnerungen.

Es muß im Juli oder August gewesen sein, denn wir wurden am heitern Abend bei gesundem Leib zu Bett getan. Zufolge der Helligkeit behielt ich die Augen offen und guckte von ungefähr aus dem Kissen durchs Fenster. Wehe! was erblicke ich! Meine beiden Eltern, welche, den Hut auf dem Kopf, heimlich und leise, damit wir's nicht merken sollten, aus dem Haus auf die Straße schlichen. „Sie werden doch nicht im Ernst," beschwichtigte ich meine Angst. Doch wahrhaftig, sie verzogen sich in die Ferne, zuerst über die Straße, hernach durch das Tor verschwanden sie eine Weile, nach dem Kegelplatz, der Brauerei, dann tauchten sie drüben am Rain wieder auf und stiegen langsam, langsam durchs Gras, wobei sie sich unheimlich verminderten. Immer kleiner, immer kleiner wurden sie, erbärmlich anzusehen. Ganz traurig wurde ich von dem Anblick. Endlich standen sie, als Zwerge, oben am Rand des Hügels. Scharf hoben sie sich vom Himmel ab.

Jetzt, tröstete ich mich, müssen die Zwerge umkehren. Denn weiter hinauf, in den Himmel, können sie ja nicht. Statt dessen begab sich etwas Jammervolles, Herzzerschneidendes: ihre Füße begannen in den Boden zu versinken, hierauf ihre Kniee. Stück für Stück verschluckte sie die Erde, bis nur noch die Köpfe übrig blieben. Da richtete ich mich im Kissen auf und starrte zwischen Hoffnung und Verzweiflung nach den beiden geliebten Köpfen. Als aber auch diese von der Erde verschlungen waren, fiel ich in namenlosem Schmerz ins Kissen zurück. Verlassen! Ich hatte fortan keine Eltern mehr! Weder Vater noch Mutter!

Da sprach der Schlaf: „Was geht mich das an? Komm, du bist müde!" Und wie ich am Morgen aufwachte, o Freude, da waren die Eltern beide wieder vorhanden, sogar wieder in ihrer früheren Größe.

Carl Spitteler: Meine frühesten Erlebnisse.

Die Entdeckung der Welt

Beobachtet eine Katze, die zum erstenmal in ein Zimmer tritt: sie lauscht, sie guckt und schnuppert und bleibt nicht einen Augenblick ruhig, sie traut der Sache nicht, bevor sie nicht alles untersucht, alles kennen gelernt hat. Genau so macht es das Kind, wenn es gehen lernt und sozusagen in die Welt hinaustritt. Der einzige Unterschied besteht darin, daß außer dem Gesicht, das Kind und Katze haben, das Kind zum Beobachten noch die Hände braucht, die ihm die Natur gegeben, die Katze dagegen den feinen Geruch, den ihr jene verliehen hat. Je nachdem diese Anlage gut oder schlecht gepflegt wird, werden die Kinder geschickt oder linkisch, schwerfällig oder gewandt, fahrig oder verständig werden.

J. J. Rousseau.

Das Haus ist für Jörn Uhls Augen weit und groß. Wenn er in der großen Diele steht oder durch die Scheune stolpert, so sieht er überall ins Schwarze. Er glaubt auch nicht, daß es da irgendwo ein Ende gibt. Die Diele ist so groß wie die ganze Welt.

Die großen Menschen, die bald aus dieser Tür kommen, bald aus jener, die bald diese, bald jene sonderbare Hantierung vorhaben, und das alles mit ernstem Gesicht tun, ohne zu schreien oder zu traben oder zu weinen: das ist erstaunlich. Alle sind anders als er, bloß der weiße Spitz, der neben ihm durch den ungeheuren Raum geht, der ist wie er. Sie essen zusammen; und sie schlafen dicht nebeneinander. Und von Zeit zu Zeit, das ist am Sonnabend, werden sie zusammen von Wieten in die große Waschbalje gesteckt, bis an die Ohren ins Wasser.

Sie sind alle anders. Man denke an die Pferde, an die Menschen, an die Kühe. Bloß er und Spitz sind ganz gleich.

Einmal hofften sie, sie bekämen einen richtigen Gesinnungsgenossen. Ein Fohlen graste neben der Mutter auf der Hofstelle. Daß das Mutterpferd zu den sonderbaren ernsten Wesen gehörte, das erkannten sie beide sofort. Aber in dem Fohlen verspürten sie verwandte Weltanschauung. Aber als der Spitz dem Fohlen zu nahe kam, schlug es aus. Hei, wie schlug es aus! Heulend stoben die beiden ins Scheunentor. Dort standen sie, sahen ängstlich auf das Fohlen und bellten. So sagte er nämlich. Er sagte nicht: Wieten hat gescholten, sondern: Wieten hat gebellt. So sehr war der Spitz sein Kamerad und Gleichgenoß.

Es war kein Mensch da, der Jörn Uhl an die Hand nahm und ihm die Erscheinungen deutete. Wieten hatte nicht Zeit, und die andern hatten keine Lust. Daß es so war, war wohl gut. Denn nun hieß es nach Robinsons Weise: Auf, entdecke dir selbst Land, Wasser, Geräte und Nahrung!

Er und Spitz jagten eines sonnigen Tages mit lautem Hallo in den Burggraben, um eine Wasserratte zu fangen, die da schwamm. Sie wurden beide herausgezogen, bekamen beide von Wieten ihre Schläge, wurden beide nebeneinander ins Bett gesteckt und bellten sich einander an. Das war so eine Entdeckungsfahrt.

Sie wußten beide nicht, was ein Keller war. Sie meinten, es wäre eine Tiefe ohne Boden, mit großen Eidechsen als Balken und Ständern. Eines Tages, als sie eine Wette gemacht hatten, wer am ersten ans andere Ende der Diele käme, und losstürmten, kam plötzlich vor ihnen eine drohende Stimme aus der Erde. Große Runkelrüben flogen rechts und links herauf. In gewohnter Eintracht flogen sie beide dem Knechte auf den Kopf. Nachher saßen sie, heulend und bellend, an der Leiter, die am Pferdestalle stand, und erzählten sich die schrecklichen Dinge, die sie gesehen hatten.

So entdeckten sie zusammen alles, was sie umgab, und bekamen eine bedeutende Erfahrung. * Gustav Frenssen, Jörn Uhl.

Es war ein kleines Mädchen unter fünf Jahren, das an der Hand seines Vaters auf das Feld ging. Von irgendwelcher Jahreszeit hatte das Kind noch keinen Begriff, als es da mit seinen kleinen Schritten über den dunklen Acker ging, auf dem es unsichtbar wogte, auf den fortwährend Ströme von Licht und Reinheit herniedersanken. Sehr niedrige Pflänzchen und ganz feine Fäden, als ob Mutters Stickgarn hier leichtsinnig kreuz und quer versponnen sei, umgaben immer und immer seine Füße.

Der Vater stand still, und um sie her war das Reich der großen Wichtigkeit. Der Erde war eine lange Wunde gerissen, da ging es tief hinein und häufte sich zu beiden Seiten in Klumpen. Das war dem Kinderauge eine großartige, beängstigende Veränderung, deren Formen es gar nicht rasch genug fassen konnte.

Stand da nicht ein halber Mann? Wo waren seine Beine geblieben? Näher kommend, sieht das Kind seine Beine in der Erdentiefe. Unten in der Rinne liegt es glatt, bräunlich, trübe, es bewegt sich, wenn Klümpchen Erde darauf fallen. Wasser!? Armes Wasser in so engem Grabe, ohne Farbe, von Stiefeln zertreten!

Das Kind fragt, was diese große Veränderung auf der ebenen Ackerfläche bedeutet, und während ihm erklärt wird, da werden Röhren in die Gräben gelegt, damit das Wasser in ihnen fortfließen könne, dahin, wohin es gehört, in den Teich hinter der Fohlenkoppel, werden ihm viel wichtigere Dinge bewußt.

Auch was diese weißlichen, rauhen Berge bedeuten, fragt es. Ein halber Mann, der aber gewiß seine Beine nur versteckt, schleudert mit seinem Spaten kleine Fuder davon aufwärts. Das ist kalkhaltiger Mergel, der kommt auf den übrigen Acker, damit es besser drauf wächst.

Diese unordentliche, zerwühlte Stätte, diese Fülle der feinen, ach so fein zusammengesetzten Erde, die man aus schlafender Dunkelheit heraus

in das Gewoge von Licht und Reinheit warf, ergreift das Kind, ebenso wie der Nutzen der Einrichtung, daß sich das Wasser in den Röhren in einer langen, verborgenen Straße hinzieht, um in den Teich zu fließen. Noch Wichtigeres, noch viel Tieferes bewegt das Kind. Es fühlt, wie es da steht, eine starke Zusammengehörigkeit mit dieser Erde, mit ihren vielen, vielen kleinen, blitzenden Pünktchen, die sich zu Schollen und Klumpen ballen, die auseinandergebreitet daliegen; die Erde, auf der es wächst, wenn seine Füße auch nicht darin wurzeln, sondern frei darüber weggehen. Es ist, als blicke diese Erde das Kind aus dunklen, warmen, trüben und vertrauten Augen von allen Seiten an, jede aufgeworfene Scholle ist so ein bekanntes, dunkles Auge. Sicher und stumm, finster und doch beruhigend, eine Wiege und ein Tanzboden und ein häßliches Loch, das droht und feindlich ist — so ist dem Kinde die Erde. Daß sich der Mann nicht ängstigt, die dunkle Masse könnte ihn für ihresgleichen nehmen, auf ihn stürzen, ihn zudecken! — — Und zugleich mit diesem halb erwärmenden, halb drohenden, unendlich weit ausgesponnenen Eindruck von der Macht und dem Einfluß der mütterlichen Erde geht das andere in der jungen Seele auf, dies auflösend weiche und doch flammenstarke Bewußtsein, geflügelt, selig, unendlich zu sein! Das Kind gehört nicht zu dieser Erde, es erhebt sich in die Wogen des Lichts und unsichtbaren Glückes wie eine Blume. Es ist ein Nichts, in das es schaut, nur seine eigenen Wimpern liegen wie vergoldete Lanzen über seinem Blick, ein Nichts, nur weite, leichte Fülle und höher hinauf eine blaue Decke, und es ist die Heimat, in der des Kindes Wesen gehalten wird, sein Zuhause, das beseelt ist von Kräften und Schönheiten ohne Ende, mit denen es sich eins fühlt, ein Glied in einem Ringelreihn . . . .

Elisabeth Siewert, Frühe Kindheit.

Meine Meinungen von Recht und Unrecht bezog ich aus Bilderbüchern und Märchen, aus Warnungen und Ermahnungen. Wie es in den Bilderbüchern steht, soll es zugehen, wie es einem angedroht wird, soll es geschehen. Der Storch meiner Bilderbücher hatte unfehlbar eine Schlange im Schnabel. Folglich gehört die Schlange in den Storchenschnabel. Einmal flog wirklich ein Storch am Hause vorbei, der eine Schlange im Schnabel trug. „Siehst du ihn? siehst du die Schlange, wie sie sich wehrt und sich windet?“ Ja, warum wehrt sie sich denn? Weiß sie denn nicht, was sich gehört? Ist sie so boshaft, daß sie möchte, ein Storch sollte mit leerem Schnabel ohne Schlange nach dem Kirchendach fliegen?

In meinen Bilderbüchern war ein Mann zu sehen, der vom Wagen gepurzelt war. „Nimm dir's zur Warnung,“ hieß es, „und klettere nie auf einen Wagen, sonst fällst du herunter und wirst überfahren.“

Als wir nun eines Morgens beim Kaffee saßen, hauderte ein Bauer, auf Mehlsäcken hockend, mit seinem Wagen vorbei. Papa erblickte ihn durchs Fenster, nannte seinen Namen und schaute ihm

nach. Plötzlich rief er: „Er ist heruntergefallen!“ Hurtig ergänzte ich, freudig aufspringend: „Und jetzt wird er überfahren!“ „Nein, er steigt wieder auf, es hat ihm nichts getan.“ Ganz traurig und niedergeschlagen seufzte ich: „Ach wie schade!“ „Ja, bist du denn so grausam, daß es dir Freude gemacht hätte, wenn er überfahren worden wäre?“ Mein Vater mißverstand mich. Ich lechzte keineswegs nach dem Blut des Bauern. Nur verlangte ich von ihm, nachdem er einem ungeheißen das Abenteuer gestiftet, vom Wagen zu fallen, auch die schuldige Fortsetzung. Sonst hätte er's lieber sollen ganz bleiben lassen. Wer fängt nicht eine Geschichte an und hört dann mitten drin plötzlich auf, wenn es gerade am spannendsten ist.

Carl Spitteler, Meine frühesten Erlebnisse.

Otto und Anna sind echte, rechte Großstadt- und Schreibtischkinder. Ottelchen halte ich eigentlich für ein Wunderkind. — Zähe Gründlichkeit und fast pedantisches Pflichtbewußtsein gaben ihm schon in seinen frühsten Jahren einen Anschein von Unkindlichkeit und Frühreife. Bei ihm gibt es keine angefangenen Flechtblätter, keine unaufgeräumten Bausteine, kein halbverschmiertes Bilderbuch mit „Eselsohren“ und nicht ganz fertig gewordene Weihnachtsarbeiten. Er ruht nicht, bis er in seiner unzerreißbaren Naturgeschichte jedes Tier (die unwahrscheinlichsten Tiere am liebsten) bei Namen kennt und ist untröstlich, wenn ein Erwachsener in dies vertraute Verhältnis mit allen jenen seltsamen Fabelwesen störend eingreift. Wie oft hat mir Mama erzählt, wie er im weißen Mädchenkleide, aus dem die Spitzen der Höschen wohlgefältet hervorsahen, auf den Knien eines alten, griesgrämigen Onkels erwartungsvoll und scheu zugleich balanciert. Fest hält Ottelchen seine geliebte Naturgeschichte umklammert. Kaum ist das erste Blatt aufgeschlagen, ist alle Furcht am Ende, er ist in seinem Element: „Mein Narval!“ ruft er glückselig.

„Das ist kein Narval! Das ist ein Delphin!“ belehrt der Onkel. (Der Name des Tieres ist in großen Lettern beigedruckt, und der kluge Onkel kann lesen; Ottelchen aber kennt „seinen Narval“.) „Es ist aber doch mein Narval, bitte,“ sagt er mit bescheidener Sicherheit; er will nicht weinen, aber sein Mund zuckt. Da reißt dem „kinderlieben“ Onkel der dünne Geduldsfaden. „Das ist ein Delphin, und du bist ein unausstehlicher Bub.“ Unsanft gleitet das Kind zur Erde, ist aber keineswegs erschüttert. Eine Minute später liegt er stillvergnügt in einer Ecke, neben ihm die Naturgeschichte. Er läßt sich seine Überzeugung und seinen Narval nicht rauben. Ottelchen lernt spät laufen und erst mit drei Jahren korrekt sprechen. Aber schon ehe die Zunge dem Willen folgen kann, übt das Wort, der Klang einen seltsamen Reiz auf ihn aus. Er klettert auf Mamas Schoß: „Erdähl' was.“ Mama ist noch sehr jung, hat nichts gelernt von „Alterskunst“. Sie meint auch wohl, die tiefen, klugen, grauen Augen müßten alles verstehen. Für ihr Kind sei das Beste gerade gut genug. So beginnt sie denn mit dem „Handschuh“, dem „Grab im Busento“, „Bertran de Born“. Ottelchen lauscht wie verklärt. Was ist

der gute Hey, der „Struwelpeter“, was sind „Rotkäppchen“ und „Schneewittchen“ gegen diese schönen, unverständlichen Worte. „Noch e bißchen!“ bettelt er. Und Mama berauscht sich selbst am Klange ihrer Worte; sie gerät in Schwung und Pathos. Sie spricht nicht mehr zu dem kleinen Dreijährigen auf ihren Knien, nein, mit ihrer eigenen, enthusiastischen, jungen Seele. — Papa aber ist ein nüchterner Mann. Er hat kein Verständnis für diese Einführung in die Kunst. Er ist mit Recht entsetzt, als der kleine Otto bei Tisch anhebt, den Handschuh vorzutragen. Es ist ein Bild ungeahnter Komik. Der geheimnisvolle Klang der Reime vermischt sich im Geiste des Kindes mit Erinnerungen und Bildern aus der geliebten Naturgeschichte und dem schönen, dem einzigen Zoologischen Garten. Ottelchen deklamiert nicht, er mimt. Auf dem Spielteppich hockt das Kerlchen und lebt sich in fabelhafter Schnelligkeit (denn er spricht so schnell und unverständlich, daß ihm niemand folgen kann) in die Seele des Tigertieres, des Leuen, der Jungfrau Kunigund und des Ritters Delorges. Er „schlägt einen furchtbaren Reif“, läßt „den Handschuh aus schöner Hand“ fallen, verschmäht (mit unnachahmlicher Geste) „den Dank der Dame“, „und verließ se zur selbiden Stund!“

Leider hat er dieses Kunststück vor größerem Auditorium öfters wiederholen müssen, aber, wie ich glaube, ohne seine Unbefangenheit einzubüßen.

Ottelchen soll ein Schwesterchen bekommen; das wird ihm so oft versichert, bis er es beinahe glaubt; aber er sieht dem Ereignis mit geringem Interesse entgegen. Er sitzt inmitten seiner Arche Noah und treibt „vergleichende Anatomie“ mit seiner Naturgeschichte, als „Frau Satowi“ (alias Frau Jacoby) ihn an die Wiege ruft. Er nimmt zögernd die Zuckertüte, die ihm das Schwesterchen mitgebracht hat, wirft einen ängstlichen, forschenden Blick auf das weiße Bündel und entzieht sich der Kritik durch die Flucht.

Manchmal darf er beim Baden zugegen sein, man denkt ihm damit eine Freude zu machen. Und gehorsam, pflichttreu und mannhaft hält er dabei aus, die ganze lange Prozedur hindurch. Und erst nach vielen, vielen Jahren, als erwachsener Mann hat er eingestanden, welch ein fast unüberwindlicher Ekel ihn vor dem froschähnlichen, zappelnden Wesen im Wasser gepackt habe. Ja, es ist fast unglaublich, wie er alle Gefühle, die er für weichlich, zimperlich, feige hält, in sich bekämpft, ohne daß ihm je seelische Kraftleistungen zugemutet werden. — Er liegt stundenlang wach im Bettchen in jener lebendigen Kinderangst, die in jedem Winkel Gespenster sieht; er zittert in instinktartigem Abscheu vor einer Tante mit einer breiten Zahnlücke. Aber niemals greift er nach einer beruhigenden Hand, nie verweigert er der Tante den pflichtschuldigen Kuß! —

Weit mehr als für das unbehagliche Schwesterchen interessiert sich Ottelchen für die vielen neuen Menschen, die nun auf einmal ins Haus kommen. Da ist „Frau Satowi“ mit der großen Haube, die immer sagt, das Baby sei viel kräftiger, als Ottelchen war. „Gott, Frau Doktor, was hawe mer seinerzeit e Angst ausgestande mit dem zaarde Bub!“ Da ist Dr. W., der „Herr College“, der Ottelchen die Hand auf den Kopf legt

und sagt: „Der wird!“ Da ist vor allem Lischen, die hessische Amme. Auf ihr Erscheinen freut sich Ottelchen unbändig in der bestimmten Erwartung, an ihr seinen Gesichtskreis zu erweitern. Aber welche Enttäuschung! Lischen weiß nichts vom Narval; sie kann kein Kamel von einem Dromedar unterscheiden; sie macht „bst, bst“, wenn Ottelchen gerade mit der Arche Noah spielen will; sie ruft ihn herein zu dem schrecklichen Baden; kurz, es ist nichts mit ihr anzufangen.

Ottelchen legt den Kopf auf Mamas Bettdecke: „Die weiß nur von Kimbach!“ resümiert er kurz. Du armes, kluges Dummerchen, wenn du ahnen könntest, wie viel von mühsamer Buchweisheit und tiefgründiger Gelehrsamkeit du in späteren Jahren für einige einfache, klare Anschauungsbegriffe geben würdest, die das „Mädchen aus Kimbach“ dich hätte lehren können! — Ännchen verliert nach und nach von seinen Schrecken; es wird dick und rosig. Es will Otto: Ei-ei machen, der nach wie vor scheu und zurückhaltend bleibt. Manchmal benimmt es sich schon beinah wie ein Mensch, wenn es sich z. B. im Bettchen aufsetzt, mit dem Zeigefinger nach Otto weist und als erstes Wort „Obbo“ sagt. Aber es „passieren“ ihm doch zu oft unbegreifliche „Malöre“, die Ottelchen das Blut in die Wangen treiben. „Nein nicht, Mama, es is e unvernünftig Tind“, tröstet Otto die Mutter, die gar keines Trostes bedarf.

„Aber, Kind, der Junge hustet ja.“ Papa hält den kleinen Otto auf dem Arm, der beschämt und ängstlich den Kopf von einer Seite zur andern dreht, um den forschenden Blicken der Eltern zu entgehen. „Nur e danz klein bißche“, versichert er. Aber Papa weiß es besser. Er hat Ottelchen zufällig im Besenkämmerchen gefunden, wo der arme, kleine Kerl, im Dunklen gekauert, vergeblich sich bemühte, den Husten mit dem Taschentuch und unter den vorgehaltenen Händchen zu ersticken. Es ist wirklich der Keuchhusten, und Ottelchen hat schwer zu leiden. Er muß nun immer bei Mama in der Stube bleiben, damit Ännchen nicht angesteckt wird, und ein Vertuschen seines Schmerzes ist nicht mehr möglich. Aber mit welch liebevoller List, mit welch zärtlicher Durchtriebenheit sucht er Mama zu beweisen, daß es mit seinem Husten eigentlich gar nichts auf sich habe. Manchmal springt er während des Anfalles händeklatschend im Zimmer herum, als huste er nur zu seinem besonderen Vergnügen, oder er bleibt knapp vor dem ersten „Ziehen“, blaurot im Gesicht, vor Mama stehen und sagt mit pfeifendem Atem: „Erschritt nit, ebe kummt e Donnerwetter!“

Wer sind Ottelchens Spielgefährten? Ich glaube, während seines vorschulpflichtigen Alters hat er keine gekannt und keine vermißt. Er langweilt sich nie, ist immer beschäftigt. Trotzdem hat er ungeschickte Händchen und ist vollkommen unmusikalisch. Er baut keine Spielecke, gräbt nicht im Sande, formt und knetet nicht. Mit tausend Mühen, zäher Ausdauer und heißem Ehrgeiz macht er sich Faltformen und schneidet „Klebebücher“ aus. Aber in seinem Kopfe muß es merkwürdig lebendig sein. Und plötzlich verlangt er nach Papier und Bleistift, schreibt sein Heftchen voll von Anfang bis zu Ende, läßt keine Seite aus, überspringt keine

Reihe und das fertige Büchlein ist das Geschenk des Sechsjährigen zum Geburtstage seiner Mutter.

In einer weitläufigen Wohnung in einer engen Straße wachsen Ottelchen und Ännchen heran. Mauern und Läden, Häuser sind ihre Welt. Kein grüner Halm sprießt in ihrer Umgebung. Sie gehen wenig aus und sind selbst in ihrer Vaterstadt kleine Fremde. Der wohlgepflegte Garten der Großeltern, die vielbegangenen städtischen Promenaden, die ausgetretensten Wege des nahen Stadtwaldes mit Nachmittagskaffee bedeuten für sie „die Natur". Ottelchens Paradies aber ist der Zoologische Garten oder, wie er sagt, „Der Zoolog". Ottelchen ist ein echtes Zoologische-Garten-Kind" — jener merkwürdige Großstadttypus —, das in wilden Tieren gute Freunde sieht, das über Hyänen besser Bescheid weiß als über Spatzen, das gewichtig erklären kann: „der Panter is eine Tatzenart," ohne je eine Katze gestreichelt zu haben. Es war lange Zeit ein Hochgenuß für Ottelchens auswärtige Verwandte, von ihm im zoologischen Garten herumgeführt zu werden. Das war ein Fest für beide Teile! Denn Ottelchen hat in „seinem Zoolog" nicht nur die Überlegenheit des Kenners, sondern auch das Verantwortlichkeitsgefühl des Besitzers. Jetzt scheint es mir oft jammervoll, wie wenig dem wissensdurstigen Kinde hier praktische Erfahrungen nahegerückt wurden, wenn man seinen Geist füllte mit Binsenwahrheiten und Gemeinplätzen, und die offenen, fragenden Augen auf das tote Wort, den wesenlosen N a m e n der Dinge, Pflanzen und Tiere lenkte, statt sie sehen, vergleichen, erkennen zu lassen.

So konnte Ottelchen niemals am Teiche des Bibers vorübergehen, ohne kühl referierend zu bemerken: „Der Biber ist menschenscheu." Ebenso waren das „zweihöckrige Kamel", die „blutdurstige Hyäne" zu starren, unfruchtbaren Redensarten geworden. Und doch lag hinter diesem äußerlich-aufgezwungenen Buchstabenwissen seine bunte, seltsame, reiche Kinderwelt. Jedes Tier ist sein besonderer Freund, für dessen Betragen er sich verantwortlich fühlt, und den er Fremden von der vorteilhaftesten Seite präsentieren will. Kommt er mit „seiner Führung" in die Nähe des Wolfes, der sich bekanntlich durchs Geruchsorgan zuerst bemerkbar macht, so erklärt er entschuldigend: „Er kann nichts dafür!" Aber aufs höchste steigt sein Stolz, wenn eine blaue Tafel anzeigt, daß die quiekende, bellende, fauchende junge Brut hinter dem Gitter eigene Zucht des Instituts ist. „Im Darten deboren, im Darten deboren," jauchzt er unzählige Male, springt jubelnd hin und her in jener für ihn charakteristischen Bewegung, kurze Galoppsprünge unter fortwährendem Händeklatschen. Was ist's eigentlich, was den kleinen Kerl an diesem freudigen Ereignis so beglückt? Ist's das Wohlgefallen an den drolligen Gebärden der Tierchen — am Purzeln, Klettern, Männchenmachen? Ich fürchte, nein. Er begreift rein verstandesmäßig, daß „seinem Zoolog" eine derartige Vermehrung erwünscht und willkommen sein muß, und seine Freude gilt wohl zum besten Teile dem wissenschaftlichen Erfolge des Gartens. — Das Merkwürdigste aber ist sein Verhältnis zur Löwin. Er pflegt dieses Raubtier in seiner unentwegten Gründlichkeit als L ö w i n

zu bezeichnen, um den Unterschied vom Löwen recht deutlich hervorzuheben „der Löwe, die Löwin“. Sein erster Besuch gilt stets ihr. Er stellt sich an den Käfig auf und sagt erst schüchtern, dann mit schöner Zuversicht: „Duten Tag, Löwin, wie deht's?“ Ein Horchen und die beruhigende Versicherung an seine Umgebung: „Es deht ihr dut“. „Löwin, wie deht's dem Löwen?“ („Es deht ihm dut.“) Zuletzt, vielleicht ein wenig eingeschüchtert durch die feierliche Unzugänglichkeit der Wüstenkönigin meint er: „Se hat zu tun“ und trollt ab. Bald beginnt das Reich der Löwin sich in unser Heim auszudehnen. Ottelchen weiß Mama klarzumachen, daß im Speisezimmer ein „Löweneckchen“ entstehen müsse. Da sitzt er als „Löwin“ hinter den breiten Rücklehnen unserer „Lutherstühle“ auf Fußschemeln, die Felsblöcke und Baumstämme darstellen; das Ännchen kollert als „Junges“ daneben herum. — Lange konnte aber dieses Verhältnis nicht auf solch kühlem Fuß bestehen bleiben. Ottelchen fühlt das Bedürfnis, sich dem geliebten Gegenstand intensiv zu nähern und verfällt auf einen verblüffenden Gedanken. „Ich will die Löwin zum Taffee einladen. Dlaubste, daß se tommt?“ Mama, die doch an manche ungewöhnliche Frage gewöhnt ist, macht ein verdutztes Gesicht. „Ja, Ottelchen, wenn's nur der Wärter erlaubt.“ Am folgenden Nachmittag steht Ottelchen vor dem Löwenkäfig und sagt laut und eindringlich zur sprachlosen Verwunderung der Umstehenden: „L ö w i n, tomm morgen um 4 Uhr zum Taffee, es tommt auch der Tiger.“ Ein lautloses Horchen, dann ein Jubelschrei: „Se tommt, — Löwin, es dibt auch was dutes,“ weg rennt er, jubelnd und händeklatschend, als müsse er sein Glück aller Welt verkünden. Das tut er denn auch. Die Mädchen erfahren es und müssen sich mit ihm freuen; (Mama mag Mühe gehabt haben, sie zu instruieren). Papa wird in das Geheimnis eingeweiht und zerstört fast die ganze Illusion, indem er zum Ankauf von 10 Pfund Pferdefleisch rät. „Se tommt aber doch zum T a f f e e,“ erklärt Ottelchen ein wenig ängstlich und ungeduldig. Wie mag das Büblein in dieser Nacht zwischen Glück und Angst, Erwartung und Grauen geschlafen haben? Wie findet sich überhaupt seine frühe Logik, sein klarer Verstand ab mit der Ungeheuerlichkeit, die seine Phantasie ihm zumutet? Der Morgen kommt, mit ihm die Vorbereitungen. Ottelchen und Ännchen waschen das „gute“ Puppenporzellan (was sowohl den Kindern, als dem Service sehr gut getan haben muß), dann decken sie den Puppentisch. „Die Löwin muß neben die Mama in die Mitte.“ Fünf Gedecke werden aufgelegt. Mama und „Fräulein“ geraten ebenfalls in Aufregung, laufen mit erhitzten Gesichtern im Hause umher, Papa kommt aus der Sprechstunde, sieht die allgemeine Aufregung, will sich totlachen über die „vier Kinder“ und meint, „der Löwe würde wohl um 6 Uhr seine Frau zur Fütterung wieder abholen.“ Da wird dem kleinen Helden doch ein wenig bänglich ums Herz. „Der Löwe soll nit tomme, er is' nit eindelade, und der Tiger hat Zahnweh.“ „Soll denn die Löwin wirklich kommen, Ottelchen?“ fragt Mama eindringlich, um ihm zum letzten Male einen ehrenvollen Rückzug zu ermöglichen. „Doch, die Löwin, ja,“ stammelt er. Wie zag-

haft das herauskommt! Es wird 3 Uhr, es wird ½4 Uhr, Ottelchen schrickt jedesmal zusammen, wenn die Tür sich auftut. Er hat seinen besten Anzug an, an dem Platz der Löwin steht eine Vase mit Blumen. „Glaubt er's oder glaubt er's nicht?" fragt Mama das Fräulein. Ja, wer das wüßte! Um 4 Uhr pünktlich schellt es. „Die Löwin kommt, die Löwin kommt," ruft Ottelchen. Es klingt mehr wie ein Angst-, als ein Jubelschrei. Aber er gibt nicht nach, er retiriert nicht; stramm und aufrecht steht er im Zimmer. Nur die Augen bitten um gnädige Strafe. Da geht die Türe auf (Mama hat auf dem Korridor fest mit den Hacken aufgetreten, damit niemand meinen könne, sie wandle auf Katzenpfoten). Und Mama sieht mit schelmisch-betrübtem Gesichte zur Türe hinein. „Ach, Ottelchen, der Dachs war da; die Löwin läßt absagen; sie muß dem Löwen einen Prießnitz machen; er hat Halsweh." „Wie sade!" seufzt Ottelchen mit dem Tone tiefster Erleichterung. Absagen — Prießnitz-Machen —, wie vertraut, wie harmlos, wie einfach das klingt. Ja, Mama versteht's! Ottelchen nimmt mit bebenden Händchen den Kaffeetisch ab. „Es is' doch sade," bedauert er noch einmal mit einem forschenden Blick, ob ihm auch jeder glaube. Mama tröstet: „ein andermal!" Da plötzlich fängt er lautlos zitternd zu weinen an. „Ihr habt den Spaß wieder einmal zu weit getrieben," sagt Papa kopfschüttelnd, nimmt Ottelchen auf die Schulter und läßt ihn durchs Zimmer reiten. „Die Aufregung hätte ihm ernstlich schaden können."

* Aus ungedruckten Papieren.

Wir lebten auf das Allereinfachste. Mine stand am Waschtrog und plättete und buk selbst das Brot für uns. Ich kann es nicht erklären, warum wir Kinder mit einer Art frommer, feierlicher Stimmung dabeistanden, wenn sie mit ihren kleinen, weißen Händen den Teig in dem großen, hölzernen Backtrog knetete, die Brote formte, mit einem Schlüssel das Zeichen darauf drückte und das weiße, leinene Tuch darüberhing. In der Nähe des Ofens blieben die Brote über Nacht stehen, um gut aufzugehen. Mich überkam immer ein etwas schauerliches Gefühl vor dem heimlichen Leben und Treiben in dem stillen Backtrog, wenn wir am andern Morgen das Tuch abnahmen, und die Brote so dick und groß geworden waren.

Therese Devrient, Jugenderinnerungen.

Ich blickte hinüber auf die Säulen und Kuppel der Karlskirche, auf das Musikvereinsgebäude, das Künstlerhaus und auf das weite Rund der Paläste bis zu den Herrlichkeiten des Schwarzenberg-Gartens und des Belvederes.

„Du, Vater!" bemerkt mein Junge, „ich sag' dir was. Werden die Forellen nicht hin? Weil das Wasser so trüb ist da unten?"

Hatte der kleine Wicht in die jauchende Wien hinabgeblickt, während ich ihn im Anschauen der steinernen Pracht versunken hielt.

Unter sotanen Umständen hielt ich es für geratener, den Knaben rasch weiter zu führen.

Zur Ringstraße gelangt, zeigte ich ihm durch die Brücke der Kärntnerstraße hin den Stefansturm. Jetzt ereignete sich wieder das Selbstverständliche.

„Ist auch noch ein anderer Stefansturm in Wien?" fragte der Knabe.

Dieser Turm war ihm nämlich nicht hoch genug; er hätte gemeint, der Stefansturm stehe fast bis in den Himmel hinauf. . . .

„Schau!" unterbrach mich der Knabe und blickte auf ein Bäumchen, „da sitzt ein Spatz oben. Lieber Kerl!"

Ein Vogel, wie der Junge daheim deren täglich unzählige sieht, zog ihn mehr an, als der herrliche griechische Bau und seine Bedeutung. . . .

Hierauf lenkte ich seinen Blick mehr nach rechts, und als links die Votivkirche in ihrer ganzen berückenden Schönheit dastand, sagte ich: „Hans, kehr dich!"

„Hui!" rief er überrascht. „Gibt's da eine Menge Wagen!"

„Aber siehst du es denn nicht?"

„Schöne Orangen hat einer feil."

„Siehst es nicht, was dort steht — mit den zwei Türmen?"

„Ja," antwortete er, „das ist eine Kirche!"

„Und was für eine," rief ich fast empört ob seiner Gleichgiltigkeit.

*Rosegger, Mein Weltleben.

Im Laufe des Tages wurde ich mit dem Dienstmädchen spazieren geschickt. Einmal in Bern, mußte ich doch, nicht wahr, auch etwas von Bern sehen? Das Dienstmädchen nahm mich also auf den Arm und trug mich durch die Lauben, und zwar auf der linken Seite der Marktgasse, wenn man stadtabwärts sieht. Allein nichts wollte mir gefallen, ich fühlte mich müde, zerschlagen, verstimmt und verdrossen. Ich begriff den Sinn und die Bedeutung dieser farblosen, steinigen Stadt nicht. Nichts als graue Häuser, Platten und Pflaster. Wozu das alles? Da schwenkte das Dienstmädchen mit mir auf die andere Seite der Gasse, guckte bald in diesen bald in jenen Hausgang hinein, als ob sie etwas suchte. Endlich trug sie mich in einen Hausgang, der genau so aussah wie seine Nachbarn. Aber was erblickte ich in dem Hausgang? O Wunder, o Begeisterung! einen riesigen schwarzen Elefanten an die Wand gemalt! Jetzt begriff ich den Sinn und die Bedeutung der Stadt Bern: die ganze Stadt war nur der Deckel und Umschlag zu diesem köstlichen Schatze. Ha, jetzt war meine Verdrossenheit augenblicklich vorbei und meine Mattigkeit genesen! Unaufhörlich mochte ich den Elefanten bewundern.

Mehr als den Elefanten sah ich von Bern nicht und begehrte auch nicht mehr davon zu sehen. Die Hauptsache macht die Nebensachen überflüssig, oder nicht? Und nach meiner Rückkehr nach Liestal, wenn mich jemand fragte: „Was hast du in Bern gesehen? jedenfalls die Bären?" verbesserte ich überlegen, glückstrahlend: „Nicht Bären, ein Elefant!" Dumme Menschen, die nicht einmal Elefanten und Bären voneinander unterscheiden können. Carl Spitteler, Meine frühesten Erlebnisse.

Aus dem Fenster gesehen zu haben, ist meine früheste Kindheitserinnerung. Ich sah den großen Winter durch kleine Scheiben. Niemals später habe ich das, was der Winter auf sich hat, so erfaßt wie damals. Aus der einen Stube waren es große Formen, Wände und Dächer, stille Schneeecken und Spuren von Menschenfüßen und Wagenrädern, die ich sah. Ein einsameres und verwirrenderes Revier gab das Fenster in der anderen Stube. Dichtes, sehr feines Gebüsch, dicke Stämme, ungleiche Flächen, einen Zaun, der sich fortsetzte, der nie aufzuhören schien, Lücken, ausgefüllt von zartem Grau, nichts darüber als Zartheit, Wehen. Das war alles noch viel mehr ein Gegensatz zu den feststehenden, festbegrenzten Möbeln in den vier engen Wänden und mehr meinem Gemüt entsprechend als der steife, nüchterne und darum traurige Wirtschaftshof.

Ich konnte das heimliche Innere der Gebüsche beschreiten, es fiel kein Schneekranz von einem Zweig, keine tiefe Laube mit einem runden Dach stürzte ein, keine Spur blieb auf der reinen Decke. Ich entdeckte, was ich Wunderbares konnte, und versuchte mehr. Wo sich der Schnee an den strohumwickelten Busch in drei großen Falten gehäuft hatte, glitt es sich angenehm herab. Das Aufwärtssteigen in Stufen, wie es Vögel tun, an der schwarzen, weißbepelzten, strengen Tanne war noch angenehmer. Um das kreisrunde Beet ging es leicht, dann lag ich unter den Ästen der Platane wagerecht. Den Birkenhain durchtanzte ich Baum für Baum, Baum für Baum umschlingend. Dann kam der Zaun. Was dahinter lag, war zu viel, zu viel! Der Wald? Der erdrückende Wald voll Macht und Einförmigkeit, wie er sich im Traum um mich baute, die hügligen Äcker weit ins Nichts ausgebreitet? Ja? Und weiße, lange Mulden, in denen das Wasser schlief. Eine Wiese wie ein Dielengrund, Bäume, nichts dahinter und in ihnen als Zartheit und Wunder? Vielleicht unten im Kaddick ein Geräusch, ein Kobold, der schrecken wollte, da ich so ganz allein mich vergnügte? Die großen Kaulen, die der liebe Gott gegraben, weiße, endlose Gründe, eine neben der andern? Dahinein wagte man sich nicht mit seinem Schlittchen, aber jetzt in dieser freien Stunde ließ ich mich hin und her schwingend herab und ging daraus hervor, kerzengerade aufsteigend. Da stand ich. Nun konnte ich tun, was ich mochte. Mit den Linien der Äcker dahinjagen oder taumeln? Hinein in die Schonung. Da kann man sich verirren; alles gleich, der Schnee über dem Heidekraut aufgehäuft. Die rauhen Stämme, die stillen schweren Äste. Keine Flocke fällt, kein Hauch. . . .

Am Zaun entlang bewegt es sich, Pferde, die ziehen etwas Dunkles, Aufgehäuftes, einen Schlitten mit Menschen. Im Klang der Glocken bin ich, die laut und froh aus der Luft hervorbrechen, dann vom Acker süß lärmen und dumpf und ängstlich an den Wänden entlangfahren. Ich bin auch in dem Dampf der heißen Pferde, in ihrer Bewegung, ich fahre mit auf der blanken Bahn.

Draußen ist es weiß und grau und zart, in der Stube rot, alles trieft von Licht. Die Möbel lachen, besonders der brandgelbe Schrank in der

Ecke. Man hat die Hängelampe angesteckt. Ich wende mich der Stube zu, aber eigentlich schlüpfe ich noch draußen in der Landschaft umher.

Die Stube ist nah und vertraut, über alle Maßen amüsant, aber in ihrer Luft lauert Heißes und Scharfes, und Erfahrungen aufregender Art verbergen sich, man sollte es gar nicht denken, überall! Draußen, wo die Dunkelheit trotz der weißen Decke aufsteigt, wird es schauerlich, und doch ist es das Gebiet des eigentlichen Lebens, der Freiheit und der Reinheit.

Elisabeth Siewert, Kinder und Leute.

Blicke in das Land jenseits der Erinnerung

> Kleine Kinder sind verkannte Genies; sie nehmen von der Welt mit übermenschlicher Energie Besitz. Nichts kommt dieser ersten Lebenskraft, diesen ersten Regungen der Seele gleich.
>
> Anatole France.

Wenn Trott gefragt wird, ob seine kleine Schwester nett ist, und ob er gern mit ihr spielt, antwortet er mit überlegener Miene: Lucette ist sehr nett, aber — wißt ihr, es ist nicht amüsant, mit ihr zu spielen. Sie denkt an gar nichts." — Und Trott ist, wenn er dies sagt, ohne es zu ahnen, von einer erschreckenden Ungerechtigkeit. Denn keines Metaphysikers oder großen Rechners Gehirn arbeitet so intensiv wie das von Fräulein Lucette. Seit dem Tage, da sie ihr erstes: üüh, üüh, üüh ausgestoßen hat, haben ihre Fähigkeiten mit fabelhafter Schnelligkeit zugenommen. Man kann allerdings nicht sagen, daß sie denkt oder versteht, das wären zu große und schwerfällige Worte, um die außerordentlich zarten Erscheinungen, die sich in ihr vollziehen, wiederzugeben. Man kann sie nicht mit solch plumpen Worten erklären, die große Leute mit hohen Hüten und seidenen Kleidern gebrauchen. „Papa" und „Mama" sind für Fräulein Lucette ebenso unzugängliche Begriffe wie die allgemeine Schwerkraft oder die Theorien der Volkswirte. Und doch denkt sie auf ihre Art. Aber auf der Welt, die sie wahrnimmt, und auf ihrem Denken selbst liegt ein Nebel, der sie die vorbeiziehenden Dinge nur unbestimmt erkennen läßt, unbestimmt in bezug auf ihre Einzelheiten, doch oft sehr klar in bezug darauf, ob sie Schmerz oder Freude erregen. Berühren die Dinge der Außenwelt Fräulein Lucette angenehm, so stimmt sie zu: „gö, gö, gö!", ist das Gegenteil der Fall, so hört man: „üüh, üüh, üüh!" Außerdem gibt es noch eine Menge Dinge, die — weder angenehm noch unangenehm — kaum gefühlt werden, und die sie ruhig über sich ergehen läßt, indem sie mit zerstreutem Ausdruck sabbert. Aber täglich nimmt die Zahl der wirklich wahrgenommenen Dinge zu, und der Nebel hellt sich allmählich auf. — —

Eben liegt Fräulein Lucette in ihrem Korb zwischen der Kinderfrau, die auf einem Stuhle näht, und der Mutter, die auf dem Sofa liegt und stickt. Sie ist gerade aus einem leichten Schlaf erwacht und blickt zur Decke. Sie krümmt ihre Hände, packt einen Finger nach dem anderen und quiekt wie ein vergnügtes kleines Meerschweinchen. Und wenn ihr meine viel zu klaren Worte und die lächerlich logischen Erwägungen wieder mit einem Schleier bedecken wollt, so will ich euch beim Enträtseln der Gedanken ihres kleinen Hirns helfen.

„Da ist Licht; es kommt, es leuchtet, es streichelt einen — das ist sehr amüsant. Wie es kommt, das Licht! Man muß es essen. Das Licht ist hübsch. Das Dunkel ist häßlich. Von dieser Seite kommt das Licht. Es ist sehr hübsch. Ich will es essen. Von dieser Seite kommt das Dunkel. Das ist häßlich. Es tut weh! Hu! Hu! Aber von dieser Seite kommt das Licht. Gö — gö — gö! Und da unten das Dunkel!“

„Kinderfrau, ordnen Sie doch die Kissen der Kleinen. Durch das Herumwälzen liegt ihr Kopf tiefer als die Füße.“

„Das Licht muß ich essen, essen, oder es wenigstens greifen. Es bewegt sich nicht, wie man möchte. All die kleinen Sachen, die einem fortwährend die Nase kitzeln, einem in die Augen oder in den Mund kommen! Man muß sie fangen! Üh, üh, üh!“

„Sachte, Kind!“

„Es schaukelt! Das ist gut wie Dodo.

Die kleinen rosa Dinger sind amüsant; ich will sie mir nehmen; das ist schwer; sie reißen einem aus. Ah, da — Es geht nicht. Man muß kratzen, kratzen, so sehr man kann. Das tut weh. Um so schlimmer! Üh, üüüh!“ —

„Wie dumm das Kind ist — nun kratzt sie sich selbst! Willst du wohl vernünftig sein?“

„Aha, die große Maschine, die sich bewegt, kommt heran. Nicht die, an der man hängt, die andere. Warum kommt sie so nahe heran? Das macht dunkel. Man muß schreien. Nein, das ist komisch. Sie kitzelt. Man muß springen, Gesichter schneiden! Das ist amüsant. Da ist ein kleiner glänzender Kreis. Man muß ihn greifen. Aber es geht nicht. Das große Ding ist fort. Wo ist es? Es lohnt nicht, sich darüber zu ärgern. Es hat einem etwas in der Hand gelassen. Aber was? Gut, daß es Licht gibt. Aber das Licht ist langweilig; man hat es genug gesehen, und das Dunkel auch. Ah, da dringt etwas an das Ohr — was ist es? Es ist sehr stark. Man muß schreien. Ach nein, es sind Maschinen, die sich bewegen. Die, an der man hängt, und eine Menge andere. Das ist häßlich; es macht dunkel. Das Licht ist auch nicht amüsant, aber viel hübscher als all das. Und ich habe genug davon.“

* * *

Trotts kleine Schwester ist nun gar nicht mehr so klein. Ihr Köpfchen wackelt zwar noch hin und her, und wenn man sie allein hinsetzt, sinkt sie in sich zusammen, wie ein zu lange gekochter Pudding. Ihr Gesicht

hat auch noch keinen bestimmten Ausdruck, und sie sabbert ohne Ende, mit der Faust im Munde und nachdenklichem Gesicht. Sie schreit sehr viel: entweder ist sie hungrig oder müde. Aber für das Licht hat sie großes Interesse. Sie zählt ständig ihre Finger und scheint besonders befriedigt zu sein, wenn sie ihre Hände betrachtet. Manche Personen kennt sie schon ganz genau. Es ist ganz sicher, daß sich in ihr alle möglichen Betrachtungen und Überlegungen vollziehen. Oft scheint sie in unergründlich tiefe Gedanken versunken. Es sind schon Anzeichen ihrer Seele, die in der Entwicklung begriffen ist. Aber es ist sehr schwer, diesen Weg zu verfolgen; denn oft ist er außerordentlich verwickelt und sprunghaft. —

Über gewisse Dinge hat Fräulein Lucette ihre ganz eigene Meinung: saugen ist gut; schlafen ist gut; gewiegt werden ist gut. Aber all das muß jedes zu seiner Zeit geschehen, und es wäre nicht ratsam, Lucette schlafen lassen zu wollen, wenn sie Lust zum Saugen hat. Sie würde sofort ihre Unzufriedenheit bekunden. Übrigens ist es mit ein wenig Beobachtungsgabe nicht schwer, ihre Wünsche in diesen Dingen zu kennen; denn sie kehren regelmäßig wieder. Aber unendlich schwierig ist es, die Gründe und den Zusammenhang ihrer anderen Gedanken zu verstehen.

Sie hat allerlei Spielzeug bekommen: einen Ball, eine Klapper, Tiere aus Gummi und eine Puppe. Aber daraus macht sie sich gar nichts, oder vielmehr — es existiert überhaupt nicht für sie. Sie versteht es gar nicht; es sind einige der vielen gleichgültigen Dinge der Außenwelt. Dagegen erregt ein Hut von Mama ihre größte Bewunderung; denn bei seinem Anblick macht sie den Mund ganz weit auf, und sie bewundert immer mit dem Mund. Ganz sicher erregt vorläufig alles Schöne ihre Eßlust, ebenso wie sie später das unwiderstehliche Verlangen haben wird, es anzufassen. Aber noch ganz unklar ist man sich darüber, warum sie Frau Ray meist für ihrer Beachtung würdig hält, während sie beim Anblick von Frau Thilorier immer die Lippen feindselig zusammenkneift. Lucettes Laune wechselt sehr plötzlich; darauf muß man Rücksicht nehmen und sich sofort ihrem Willen beugen. Die guten Absichten der anderen genügen ihr nicht; man muß die ihren erraten. Das ist unendlich schwierig; denn sie ändern sich nach unbekannten Gesetzen, die zum großen Teil sicherlich vom Befinden ihres Magens, Bauches und überhaupt ihrer ganzen physischen Person abhängen.

Trott ist wegen ihrer wechselnden Stimmungen Lucette gegenüber etwas schüchtern. — —

Jeden Morgen wünscht Trott ihr einen guten Tag, und nicht zweimal findet er die gleiche Aufnahme. Meist blinzelt sie nicht einmal mit den Augen, sondern bleibt in völliger Gleichgiltigkeit, indem sie ihn ernst anblickt. Manchmal scheint es, als sähe sie — über seinen Kopf hinweg — etwas in ganz weiter Ferne. Das schüchtert ihn furchtbar ein, und unwillkürlich dreht er sich dann um, um zu sehen, was hinter ihm sein mag. Aber manchmal geruht Lucette auch zu lächeln. Dann fühlt

Trott sich riesig geschmeichelt und bezeugt es, indem er ihr die Wangen streichelt und sogar einen Kuß gibt. Er liebt das zwar nicht; denn die kleine Schwester riecht immer etwas nach kleinen Kindern, und das mag er nicht; aber manchmal muß man eben den Widerwillen überwinden. Sehr oft fängt Fräulein Lucette auch an, aus Leibeskräften zu schreien, sobald Trott erscheint.

So war es gerade heute. Trott selbst hatte sie noch gar nicht in ihrer Wiege erblickt, als sie schon rot wie ein Krebs wurde, sich krümmte wie ein Wurm und furchtbar zu schreien anfing. Trott war sehr beleidigt; schon gestern hatte sie ihm diesen Empfang bereitet, heute hätte sie nun wirklich netter sein können. Er versucht, sie mit liebevollen Worten zu beruhigen — alles umsonst. Nun lacht die Kinderfrau, die gerade die Sachen der Kleinen in der Kommode ordnet, ihn auch noch aus. Da wird er immer ärgerlicher — es ist doch eigentlich sehr nett von ihm, sich soviel mit der kleinen Schwester abzugeben.

„Ach, du willst nicht lieb sein, wenn man freundlich zu dir ist? Warte nur!“ Und Trott verzieht sein Gesicht zu einer abscheulichen Grimasse, indem er seine Nase aufbläht, die Stirn runzelt, die Backen aufpustet und die Zunge weit herausstreckt. —

Da verzieht Lucette ihren zahnlosen Mund zu einem Lächeln, in dem sich die größte Freude ausdrückt, und zappelt vor Vergnügen mit Armen und Beinen. . . .

* *

Fräulein Lucette sieht sich ihr Bilderbuch an, wobei sie täglich tiefere und mannigfaltigere Empfindungen hat. Zuerst berührte sie nur die Zusammenstellung und Vielheit der Farben. Das war schon ein großes Vergnügen! Die Seiten zogen an ihr vorbei wie die Bilder eines Kaleidoskops. Allmählich wurde es anders. Außer den Farben als solchen bemerkte Fräulein Lucette nun auch die Fläche und die Ausdehnung. Es gibt ganz kleine und ganz große Farbenflecken, und von beiden kann man ganz begeistert sein. Dann wurde Fräulein Lucette auch für die Formen empfindlich. Es gibt solche, die dem Auge angenehm sind, und andere, bei deren Anblick man die Stirn runzeln muß. Ihr persönliches Urteil wird täglich klarer, und schließlich begreift sie auch die symbolische Bedeutung ihres Bilderbuches. Sie sieht, daß bei den Farbensymphonien, die ihr Auge erfreuen, gewisse Zeichen einen erklärenden Wert haben: daß man das Bild eines Kindes, eines Pferdes, eines Hauses darin findet. Ihre Liebe zu dem Bilderbuch wird nun noch zärtlicher; denn sie sieht in ihm das Buch der menschlichen Erkenntnis, das alle Geheimnisse der Wissenschaft und ihre Erklärungen umschließt. Vielleicht hat es an rein ästhetischem Wert verloren; aber seine nützliche erzieherische und wissenschaftliche Bedeutung ist um so größer geworden. Fräulein Lucette studiert das Bilderbuch mit Aufwendung ihrer ganzen Intelligenz, wie der Mathematiker sein Problem zu lösen sucht. Ihr Wissensdurst ist grenzenlos,

und bei der Anstrengung wird sie ganz erregt und rot. Aber nach ein paar Augenblicken lacht sie und schweift ab. Die stolze Mama nimmt ihr das Buch fort: man muß jede geistige Überbürdung vermeiden.

* * *

Puß schläft zusammengekauert in der Sonne. Sie hat wollüstige Träume und sieht sterbende Mäuse, Bratspieße mit Vögeln, gebackene Fische und Milchspeise vor sich. Sie schläft und schnarcht, ohne zu ahnen, was ihr droht. — —

Fräulein Lucette blickt Puß verstohlen und sehnsüchtig an. Man darf sie nicht berühren. Sie kratzt, wenn man sie anfaßt — so sagen wenigstens die Leute. Ob es wahr ist? Ein böser Geist bringt Zweifel in Fräulein Lucettes Glauben. Sie sieht so sanft, so seidenweich aus! Sie hat soviel niedliche kleine Haare; es muß zu amüsant sein, die zu streicheln und ein klein wenig daran zu ziehen! Es ist zu verlockend! Die Kinderfrau sieht nicht hin — man kann nicht widerstehen. — Vor Erwartung zitternd, nähert sich Fräulein Lucette mit behutsamen Schritten. Puß schläft und rührt sich nicht. Wie niedlich sie aussieht, als ob sie lächelte — man hat sie sicher verleumdet! Sie hat so hübsche steife Haare an der Nase. Sie tut einem gar nichts; man könnte mit ihr machen, was man wollte. Sicherheitshalber wird man jedoch alle erdenklichen Rücksichten auf sie nehmen. Aber diese Härchen sind zu drollig. Man muß mal eins berühren, nur ein einziges, und nur ein ganz klein wenig, um zu sehen, wie das ist. Fräulein Lucette faßt mit ihren kleinen Fingern zart den Schnurrbart an. . . . Nun folgen die Ereignisse so schnell, daß die Feder sie nicht beschreiben kann. Etwas faucht, kratzt, springt und flieht. . . . Verdutzt betrachtet Fräulein Lucette drei rote Striche auf ihrer Hand. . . . Es blutet. Wie das brennt! Dann bricht sie in Schluchzen aus.

Zu den Kenntnissen, die sie bisher vom Übel hatte, kommt ein neues. Sie kannte das Übel, das aus dem Inneren kommt: dabei wird man gepflegt und geliebkost; sie kannte das durch die Dummheit der Objekte entstehende: dagegen darf man sich nur nicht auflehnen; dann hat man Ruhe; und sie kannte schließlich das Übel, das man erleidet, wenn man für einen begangenen dummen Streich einen Nasenstüber bekommt: das ist gerecht und wohltuend. Es tut schon recht weh. Aber es gibt eines, das von bösartigen Wesen kommt, die einem Schmerzen bereiten, ohne daß man ihnen das Geringste getan hat. . . .

Fräulein Lucette weint über ihre Schramme, und unbewußt, vielleicht auch — mit vollem Grund — darüber, daß sie die Bosheit entdeckt hat. *Lichtenberger, Trotts kleine Schwester. (Zum Teil gekürzt.)

Meinen Vater hab ich nie gekannt. Ich war schon über zehn Jahre alt, ehe ich erfuhr, daß er wenige Wochen nach meiner Geburt gestorben war. Bis zu einem bestimmten Zeitpunkt, Anfang der Vierziger*), liegt noch

*) Der Afrikareisende Henry Stanley wurde 1841 geboren.

alles für mich in tiefem Dunkel. Dann, als ich eines Tages vom Schlaf erwachte, dämmerte plötzlich ein Bewußtsein für eine kurze Spanne Zeit in meinem Geiste auf. Ein unerklärliches Murmeln ertönte um mich herum, ein Licht blitzte über den Geist hin, und ich trat ins Dasein ein.

In welchem Alter ich zum erstenmal diese matten, aber unauslöschlichen Eindrücke empfing, kann ich nicht erraten. Es muß ein Zustand hilfloser Kindheit gewesen sein, denn mir ist, als habe ich darauf eine lange Traumzeit durchlebt voller unsagbar undeutlicher Erlebnisse, Empfindungen und Handlungen, die, ob auch unerklärlich, doch schattenhafte Spuren in meinem Gedächtnis zurückließen. Während solch niedriger Daseinsstufe war es mir nicht möglich, zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden.

Ich meine eine weiße Zimmerdecke und einige Querbalken mit daran befestigten Fleischhaken zu sehen; weiter ein rotes, rundliches Menschengesicht und die Krause einer Haube mit einem Ende hellen Bandes, aber ehe es mir gelingt, die Bedeutung des Gesehenen zu erfassen, bin ich wieder ins Unbewußtsein zurückgesunken. Nach einem unmeßbaren Zeitraum scheinen die Geisteskräfte wieder zu erwachen, ich unterscheide Töne und bin mir bewußt, daß ich sehen, hören und fühlen kann und in der Wiege liege. Sie steht dicht an einer hölzernen Stiege, und meine Augen gleiten an ihr hinauf und wieder herunter; eine Stubenfliege kommt mir zu Gesicht und dann noch eine, und ihr Surren und Fliegen fesselt meine Aufmerksamkeit. Jetzt tritt eine Frau herzu, beugt sich einen Augenblick über mich, hebt mich in ihren Armen empor, und von großer Höhe herab überblicke ich meine Welt.

Da steht eine Bank aus schwarzem Holz, am Rand mit etwas Schnitzwerk; da ist ein glänzend schwarzer Kamin; ein rötliches Kohlenfeuer mit einer flackernden Flammenzunge und emporwirbelnden Rußflocken; ein schwarzer Kessel, aus dessen Tülle ein dünner Dampfstrahl hervorzischt; an der Wand eine blanke, kupferne Wärmflasche, ein Geschirr bunter, meist blauer Teller mit chinesischer Malerei, hübsch über dem polierten Anrichtetisch angebracht; ein holpriger Fliesenboden; ein Fenster mit in Blei eingefaßten Butzenscheiben; ein weiß gewachster Tisch mit zwei tiefen Schubladen darin; eine merkwürdige alte Uhr mit tiefroten Blumen darauf und Ketten, an denen Gewichte hängen; und dort die in zwei Hälften geteilte Tür mit weit offenstehender Oberklappe, durch die ich meinen ersten Ausblick auf Himmel und Raum gewinne. Die sind des Sehens wert, und ich reiße meine Augen weit auf, um den durch die Tür sichtbaren perlenden Raum und sein ziehendes Wolkenvlies recht in mich aufzunehmen, und so teilt sich meine Aufmerksamkeit zwischen dem Himmel und dem Ticktack der Uhr, während ich angestrengt darüber grüble, was der weiße Tag und die perlende Leere bedeuten.

Dann folgt ein Übergang in einen andern Zustand bewußten Seins, in dem ich Flügel zu haben, bis zum Dach einer hohen Halle hinaufzuschweben und von Ecke zu Ecke zu segeln scheine, wie eine auf Kundschaft ausfliegende Hummel; und wie das Dach sich auf einmal weit auftut,

schwinge ich mich hinaus, mit ausgebreiteten Flügeln, froh und frei, um etwas später wieder in meinem Wiegennestchen am Fuß der Holzstiege aufzutauchen.

Und während einer unbestimmten Zeitdauer verlebe ich so meine Tage, ohne greifbares Ziel, aber still beobachtend und ein heimlicher Zeuge von einer Fülle kleiner Vorfälle; und so wartete ich, beobachtete und träumte, und überließ mich, widerstands- und teilnahmlos von der Zeit entlang getragen, ungestört meinem Zustand, bis ich stehen und einen weiteren und freieren Überblick über die sonderbaren Dinge gewinnen konnte, die um mich herum geschahen. Im Laufe der Zeit lernte auf irgendeine Art meine Zunge Worte bilden und ihre Bestimmung erfüllen, und es dauert nicht lange, da bilden sich allmählich auch Begriffe heraus und ein dauerndes Daseinsbewußtsein befestigt sich.

* Stanley, Mein Leben.

Sprechversuche

„Süß ist die Flöte, süß ist die Laute,“ so sagt, wer nie vernahm eines Kindleins Lallen. Tiruwalluwer, Kural.

Ist sie an meinem Arm und will zu Boden, so sagt sie bloß: Eins-zei!“ das heißt, sie will zu Fuß gehen. Man hat sie nämlich anfangs bei den ersten Gehversuchen kommandiert: „Eins-zwei! Eins-zwei!“ Seither glaubt sie, jedes Gehen heiße: Eins-zei! —

„Vater, bomm! Latet! Biefetäger!“ Sie ist die erste, die das Schellen der Türglocke hört, die mich ruft zu kommen, weil der Briefträger erscheinen wird. Bewegungslos auf einmal ist ihr Gestaltlein, in ihrem Gesichte der Ausdruck höchster Erwartung; denn der „Biefetäger“ hat eine große Tasche, und von einer Kindsmagd weiß sie, daß in dieser Tasche Raum für schlimme Kinder ist. Doch es schlichtet sich ganz freundlich. Der „Biefetäger bingt Biefe. Biefetäger bav!“ —

Das war früher. Heute hat sie sich das störrische „R“ vollkommen unterworfen, und wenn sie willig ihre Flasche Milch getrunken hat, sich willig auf das Stühlchen gesetzt, willig ins Bett gegangen ist oder eine andere Großtat von Selbstüberwindung getan hat, welche des Lobes wert ist, sagt sie langgezogen und feierlich: „Braaav!“ Solche Anerkennung spendet sie sich aber nur, wenn das Lob von anderer Seite ausbleibt. Loben wir sie, so hört sie ruhig und ernsthaft zu, dann sagt sie: „Dank sön!“

Noch einige Ausdrucksformen, die sie sich selber gebildet hat. „Vata, hin gehst?“ (Wohin gehst du, Vater?) „Da drin ist?“ (Was ist da

drinnen?) „Toni macht?“ (Was macht Toni?) Hat sie irgend etwas angestellt, so verrät sie das schon in ihrem stillen Betragen, in ihrer sänftiglichen Miene. Da fängt sie sogar an zu schmeicheln: „Mutta, lieb bist!“ — „Mutta, gut gut sein!“ — „Mutta, nichts sagen!“

Mit einer wahren Leidenschaft hält sie zu ihrem Kindsmädchen Toni. Es mag sie welch ein Schmerz immer treffen, ihr weinender Hilferuf ist: „Toni!“ Mit der zärtlichsten Kosung: „Meine Toni!“ umfängt sie die Füße der Angebeteten. „Ja, ja, deine Toni!“ rufen wir dann bisweilen aus, was zur Folge hat, daß sie nun selbst nicht mehr „meine“, sondern „deine Toni“ sagt. Es kommt ja oft genug vor, daß Kinder, weil sie mit „du“ angesprochen werden, glauben, sie heißen „du“ und sich selbst „du“ nennen. Es ist keine Kleinigkeit für ein junges zartes Gehirn, mit den Beschwerden der Sprache fertig zu werden.

Von der Schwester Grete ist wiederholt gesagt worden, diese sei in der Schule; daraufhin ist nun jeder Abwesende „in der Sule“.

Wenn sie nach etwas gefragt wird, was sie nicht weiß, nicht versteht, so antwortet sie kurz: „Nein!“, das heißt so viel als: Ich weiß es nicht, ich kann nicht antworten, ich verstehe dich nicht. Also bilden die Kleinen ihre eigene Art, um sich zu behelfen.

Ihre größere Schwester nennt sie nach dem Vorbilde der Dienstboten „Fräuln Anna“; fragt man, wie sie selbst heiße — „Marti Rosasegger“. Ihre Mutter nennt sie gewöhnlich „Mutta“, in übermütiger Laune „Muada“, in zärtlicher Stimmung „Mami“, in Anflug von Trotz „Frau“. Eine begeisterte Freundin ist sie von kleinen Kindern, die sie gerne bemuttert. „Gleine Kindi bav sein! Gleine Kindi sön heidi, sön lulu gehen! Mutta sonst bös!“

„Heidi, heidi,“ damit bezeichnet sie alles, was schläft oder ruht oder irgendwo aufbewahrt liegt. „Huti heidi heidi machen!“ sagt sie, wenn ihr Hut in die Schachtel getan wird. „Katzi heidi, heidi machen!“ wenn mein Pelz in den Kasten getan wird. *Rosegger, Waldjugend.

Wer die kindliche Etymologie weniger oft studiert hat als ich, ist sich im ersten Augenblick vielleicht nicht ganz klar über die Bedeutung des Wortes „Bimm-Kommode“. Als der schon einmal erwähnte männliche Erbe meines Namens noch im Babyröckchen am Fenster zu sitzen pflegte und von den Dingen der Welt mit dem Staunen der mehr und mehr erwachenden Seele Kenntnis nahm, da sah er eines Abends in der Dämmerung einen Mann daherkommen, der ein kleines Licht auf einer Stange trug, und der Mann steckte das kleine Licht einen Augenblick in eine Lampe hinein, die auf einem eisernen Pfahl stand, und mit einem Male brannte die Lampe ganz hell! Das ist der Lichtmann, sagte sich Erasmus. Und eines anderen Tages kam ein großer, blitzender Ring dahergelaufen und ein kleinerer dahinter, und oben saß ein Mann, der mit den Beinen strampelte. Das ist ein Ringroller, dachte der kleine Weltreisende, und was er dachte, sagte er auch. Und einmal kam ein Wagen mit zwei Pferden daher, und auf dem einen Pferde saß ein

Mann, der hatte einen Stock in der Hand, und an dem Stock war eine Schnur, und wenn der Mann mit dem Stock in die Luft hieb, dann knallte es! Ein Knallstock, sagte Erasmus. Und so rief Appelschnut eines Tages, als sie einen Star in den Starkasten schlüpfen sah: O, tuck mal, Mamma, der süße, kleine Vogel is in sein Vogelstall gegingt — gegangt — gegungt!" und als sie eines Tages eine Kommode sah, die, wenn man sie aufmachte, eine Menge weißer und schwarzer Zähne zeigte und „Bimm-bimm" machte, wenn man ihr auf die Zähne schlug, da taufte sie das Klavier mit feierlichem Entzücken auf den Namen: „Bimm-Kommode".

* Otto Ernst, Appelschnut.

So lebte ich in einem unschuldig vergnüglichen Verhältnisse mit dem höchsten Wesen; ich kannte keine Bedürfnisse und keine Dankbarkeit, kein Recht und kein Unrecht und ließ Gott einen herzlich guten Mann sein, wenn meine Aufmerksamkeit von ihm abgezogen wurde.

Ich fand aber bald Veranlassung, in ein bewußteres Verhältnis zu ihm zu treten und zum erstenmal meine menschlichen Ansprüche zu ihm zu erheben, als ich, sechs Jahre alt, mich eines schönen Morgens in einen melancholischen Saal versetzt sah, in welchem etwa fünfzig bis sechzig kleine Knaben und Mädchen unterrichtet wurden. In einem Halbkreise mit sieben andern Kindern um eine Tafel herumstehend, auf welcher große Buchstaben prangten, lauschte ich sehr still und gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten. Da wir sämtlich Neulinge waren, so wollte der Oberschulmeister, ein ältlicher Mann mit einem großen, groben Kopfe, die erste Leitung selbst für eine Stunde besorgen und forderte uns auf, abwechselnd die sonderbaren Figuren zu benennen. Ich hatte schon seit geraumer Zeit einmal das Wort Pumpernickel gehört, und es gefiel mir ungemein, nur wußte ich durchaus keine leibliche Form dafür zu finden, und niemand konnte mir eine Auskunft geben, weil die Sache, welche diesen Namen führt, einige hundert Stunden weit zu Hause war. Nun sollte ich plötzlich das große P benennen, welches mir in seinem ganzen Wesen äußerst wunderlich und humoristisch vorkam, und es ward in meiner Seele klar, und ich sprach mit Entschiedenheit: Dieses ist der Pumpernickel! Ich hegte keinen Zweifel, weder an der Welt, noch an mir, noch am Pumpernickel, und war froh in meinem Herzen, aber je ernsthafter und selbstzufriedener mein Gesicht in diesem Augenblicke war, desto mehr hielt mich der Schulmeister für einen durchtriebenen und frechen Schalk, dessen Bosheit sofort gebrochen werden müßte, und er fiel über mich her und schüttelte mich eine Minute lang so wild an den Haaren, daß mir Hören und Sehen verging. Dieser Überfall kam mir seiner Fremdheit und Neuheit wegen wie ein böser Traum vor, und ich machte augenblicklich nichts daraus, als daß ich, stumm und tränenlos, aber voll innerer Beklemmung den Mann ansah.

* Gottfried Keller, Der grüne Heinrich.

Intellektuelle Begabungen

Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten imstande sein werden.
Goethe.

Von ihm[1]) hörte ich zum erstenmal etwas über die Quadratur des Kreises und viele ähnliche Fragen, und obschon ich die Bedeutung derselben damals noch nicht so recht fassen konnte, machte doch das Gehörte Eindruck auf meine Phantasie und erweckte in mir die Liebe zur Mathematik, die in meinen Augen eine erhabene, mystische Wissenschaft war und ihren eingeweihten Jüngern eine neue, wunderbare Welt eröffnete, zu der gewöhnliche Sterbliche keinen Zutritt hatten.

Und noch ein anderer, höchst seltsamer Umstand war es, der bei mir schon früh das Interesse für die mathematischen Wissenschaften wach rief. Als die Familie auf das Land übersiedelte, mußte das ganze Herrenhaus renoviert und jedes Zimmer frisch tapeziert werden. Da es nun aber sehr viele Räume gab, hatte man sich mit den Tapeten etwas verrechnet, so daß dieselben für die Kinderstube nicht mehr reichten. Nach Petersburg zu schreiben und neue Tapeten zu bestellen, war eine umständliche Sache, die es um dieses einen Zimmers willen nicht zu unternehmen lohnte, und so wartete man eine günstige Gelegenheit ab, und ließ bis dahin, d. h. mehrere Jahre, die Kinderstubenwände in unfertigem Zustande, nämlich mit gewöhnlicher Makulatur beklebt. Unter dem hierzu verwendeten alten Papier befanden sich auch einige lithographierte Blätter von Ostrogradtkis Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung, die Iwan Sergejewitsch[2]) seiner Zeit gehört hatte.

Diese Blätter mit ihren wunderbaren, bunten, unbegreiflichen Formeln zogen sehr bald meine Aufmerksamkeit an. Ich konnte lange, lange vor der geheimnisvollen Wand stehen und versuchen, die Bedeutung einzelner Sätze herauszugrübeln oder Ordnung in die Reihenfolge der Blätter zu bringen. Durch die lange fortgesetzte, tägliche Anschauung prägte sich das rein Äußerliche einzelner Formeln fest in mein Gedächtnis ein, und selbst der Text hinterließ eine deutliche Spur in meinem Gehirn, obschon er mir in dem Augenblick, wo ich ihn las, ganz unbegreiflich erschien.

Als ich mehrere Jahre später als fünfzehnjähriges Mädchen bei einem unbekannten Petersburger Mathematiker meinen ersten Unterricht in der Differentialrechnung nahm, verwunderte sich dieser im höchsten Grade über die Schnelligkeit, mit der seine Schülerin alle hierhergehörigen Begriffe auffaßte und sich aneignete, gerade als hätte sie schon Vorstudien gemacht. Im selben Augenblicke nämlich, wo mir der Lehrer

[1]) Einem Onkel. [2]) Ihr Vater.

etwas erklärte, tauchte bei mir aus der Tiefe des Unbewußten die wirkliche Bedeutung aller jener Formeln und Worte auf, die so lange in irgend einem vergessenen Winkel meines Gehirns aufgespeichert gelegen hatten. *Sonja Kowalewsky, Jugenderinnerungen.

Titi war vier Jahre alt und nicht besonders schön. Er hatte einen merkwürdig dicken Kopf, der direkt viereckig wirkte, da das starke Haar über der Stirn gerade verschnitten war. Der Kopf mußte einen eisernen Schädel beherbergen; denn es war seine Wonne, damit gegen die Flügeltüren zu rennen. Ich höre noch das bullernde Geräusch, das dann entstand, und fühle das Unbehagen nach, was mich befiel, wenn er dieses Spiel anfing. Der zweite Akt desselben hieß nämlich „Butzen" und bestand darin, daß wir beide mit den Köpfen zusammenrannten, welchen Gefallen ich ihm unbedingt von Zeit zu Zeit tun mußte. — Titis Dickschädel entsprach die Gestalt seiner kleinen groben Fäuste. Zum Hauen brauchte er sie selten, dazu diente seine lange Schlittenpeitsche. Sie waren im Gegenteil von merkwürdiger Zartheit und Geschicklichkeit im Anfassen. Das Kind war ein mechanisches Genie. Es zerstörte seine Spielsachen, aber es setzte sie wieder zusammen, bastelte, klebte (mit Spucke und gekauter Semmel), bohrte und schraubte, als habe es die technischen Handgriffe dafür mit auf die Welt gebracht. Am liebsten machte Titi „ganz was andres" aus den zerstörten Sachen. Wagenrädchen waren seine besondere Leidenschaft (o mein Puppenwagen!) und er mühte sich ab, zu machen, „daß eins das andere dreht". Teilweise war diese Geschicklichkeit wohl Erbteil. Vater, mit Leib und Seele Eisenbahner, hatte die Entwicklung des Maschinenwesens im 19. Jahrhundert, man möchte sagen persönlich an sich erlebt und war selbst in allen Sätteln gerecht. Er hatte in Werkstätten mit gearbeitet, war in England und Frankreich gewesen, mit den größten Ingenieuren in Berührung getreten; James Watts und Stephensons Namen hatte ich von ihm aussprechen gelernt, noch ehe ich viel anderes sagen konnte. Der stille Westfale mit dem dunkeln Haar und den blauen Träumeraugen fing Feuer, sobald irgend etwas sein Gebiet streifte. Wie mußte er, ganz abgesehen von dem natürlichen Bande, an dem Kinde hängen, bei dem die Quintessenz seines Wesens so wunderlich wieder zum Vorschein kam! Er nahm den Jungen — übrigens auch mich — mit in die Maschinenwerkstätten auf dem Bahnhof, hinaus auf die „Strecke", in die Lokomotivschuppen, ins Telegraphenbureau. Überall sah das Kind etwas, fragte überraschend, merkte sich etwas Erstaunliches, während ich natürlich nur so hinträumerte — wenngleich mich noch heute gewisse Bahnhofseindrücke, wie Steinkohlenrauch bei hellem Sonnenschein, blinkende Maschinenteile, rußgeschwärzte Gesichter, Schmierölgeruch, Putzlappen und das Klappern des Morseapparates in eine wohlige Kindheitsstimmung zurückversetzen. — Wo er ging und stand, legte Titi Schienen. Es waren dünne, platte Schwarzblechstreifen mit erhöhtem Rande in unserer Wirtschaft vorhanden; wieso? weiß ich nicht, vielleicht Proben für eine Liefe-

rung, wie sie die Eisenbahndirektion manchmal zu vergeben hatte. Sie eigneten sich sehr zu Geleiseanlagen. Das ganze Haus fiel darüber, aber da es Titi so wollte, mußten sie liegen bleiben und durften nicht verschoben werden, denn sonst biß und kratzte er wie ein kleines Tier. Manchmal mußten Bauklötze zu Hilfe genommen werden; denn siehst du, Papa, erklärte der junge Sachverständige, Eisen ist teuer, und manchmal bauen sich doch auch arme Leute eine ärmliche Eisenbahn! Der Mann ist schon dabei! — „Der Mann" nannte sich Titi mit Vorliebe. Der Mann wohnte in einem Bahnwärterhause, das aus drei Stühlen zusammengesetzt war; über diese breitete sich ein altes, großes, löcheriges Plaid. Hier saß er, „ehe der Zug kam", mit seinem Kinde. Das Kind war eine bräunlich und rot geflammte Genickrolle, die wie ein Torpedo aussah, und der Mutter mit weißer Baumwolle ein Gesicht aufgenäht hatte. Sie hieß Mariapschen. Sehr aufregend war es, wenn angeblich Funken von der Maschine das Haus in Brand gesteckt hatten, und der Mann nun wie rasend daraus hervorfuhr, mit Mariapschen im Arm auf das nächste Sofa sprang und es von einer Armlehne auf die andere rettete, daß die Sprungfedern krachten. Großmutter konnte es nicht gut mit ansehen, das gute Schlafsofa stammte noch von ihr, aber die Eltern lachten. Vater lag sogar manchmal während des Dramas auf dem mißhandelten Möbel und ließ den Mann über sich wegkugeln. Ich habe ihn nie so vergnügt gesehen. Ich, die für wilde Spiele wenig Sinn hatte, sah staunend über mein Bilderbuch weg dem Schauspiel zu, es kam mir wohl auch flüchtig und vorwurfsvoll der Gedanke, daß ich einen derartigen Spektakel niemals würde machen dürfen. — Das hätte aber freilich auch noch gefehlt, daß die Eltern zwei solche Übermenschen gezüchtet hätten! Titis Willen respektierten sie geradezu, seine Neigungen und Abneigungen durften sich in erfrischender Aufrichtigkeit zeigen. Er hing an „Päppchen und Mämmchen" mit stürmischer Zärtlichkeit, aber wer ihn reizte, für den gab es ohne Ansehen der Person wenn nicht Peitschenhiebe, so doch selbsterfundene Schimpfworte in verblüffender Fülle, wovon mir „kapute dumme Dampfmaschine" am erinnerlichsten geblieben ist.

*Anna Malberg, Aus dem Bilderbuch einer reichen Kindheit.

In der Zeit, als ich in diese Sammelschule ging,[1]) entwickelte sich meine Neigung für Naturgeschichte und ganz besonders für das Sammeln ganz ordentlich. Ich versuchte die Namen der Pflanzen aufzufinden und sammelte alle möglichen Sachen, Muscheln, Siegel, Frankaturen, Münzen und Mineralien. Die Leidenschaft für das Sammeln, welche den Menschen dazu führt, ein systematischer Naturforscher, ein Virtuose oder ein Geizhals zu werden, war sehr stark bei mir und war offenbar angeboren, da keins meiner Geschwister, weder mein Bruder noch meine Schwestern, je diese Neigung gehabt hat.

[1]) etwa achtjährig.

Ein kleines Vorkommnis aus diesem Jahre hat sich meinem Geiste sehr fest eingeprägt, und ich hoffe, daß es dies deshalb getan hat, weil mein Gewissen später sehr davon bedrückt war; es ist darum merkwürdig, da es zeigt, daß ich mich allem Anscheine nach in diesem frühen Alter für die Variabilität der Pflanzen interessiert habe! Ich erzählte einem andern kleinen Jungen (ich glaube es war Leighton, welcher später ein bekannter Lichenolog und Botaniker wurde), daß ich verschieden gefärbte Polyanthus und Primeln dadurch hervorbringen könne, daß ich sie mit gewissen farbigen Flüssigkeiten begösse, was natürlich eine schauerliche Fabel und niemals von mir versucht worden war.

*Leben und Briefe von Charles Darwin.

Ernst Heim prägte sich schon im zarten Alter das Bild eines Doktors als das Ziel seiner Wünsche ein. In seinem fünften oder sechsten Jahre erschien ein Doktor mit einem großen, mit breiten goldenen Tressen eingefaßten Hute in des Vaters Hause. So ein Mann möchtest du werden, dachte der Knabe, und der Hut ist ihm nie aus dem Sinn gekommen. Er säumte auch nicht, beizeiten Hand ans Werk zu legen. Eine fremde Katze war in Verdacht gekommen, Küchlein auf dem Pfarrhofe geholt zu haben. Die Knaben stellten ihr Schlingen in der Scheune, fingen und töteten das Tier, wollten aber den Leichnam, damit der Vater nichts davon gewahr würde, ins Feld hinaustragen. Ernst aber ließ dies nicht zu, bevor eine vollständige Sektion der Katze vorgenommen hatte, bei welcher die Brüder sich jedoch aus Ekel entfernten und demnächst die Bestattung der Leiche dem Prosektor allein überließen.

*Georg Wilhelm Keßler, Der alte Heim.

. . . . . alles, was mein Wesen, naturwissenschaftlich gesprochen: was meine Spezifität ausmacht, hatte ich vor und außer, ja zum Teil trotz der Schule. Was sind die Elemente dieser Spezifität? Eine unbezähmbare Lust, sich nicht in die gegebenen Tatsachen finden zu können, sondern an alles mein Warum zu knüpfen, und dicht daneben dann eine große Freude doch wieder am Gegebenen, wenn es die Phantasie ergreift und mit ästhetischen Wertungen überspinnt. Ich weiß nicht, ob ich mich damit für andere bis in die Tiefe hinab durchsichtig gemacht habe. Aber vielleicht ist der vorige Ausdruck klarer, als wenn ich bloß sagen würde: ich empfinde mich als „Naturforscher aus angeborener Neigung", mit einem „künstlerischen Einschlag".

Beides wurde durch die Schule nicht entwickelt. So hart lautete mein Urteil viele Jahre lang. Ich hatte viele gute und einige schlechte Lehrer. Natürlich hat sich die Wertung verschoben, und jenen, die ich am Tage der Erlebnisse für ungerecht hielt, habe ich später in Gedanken Abbitte geleistet. Nachträglich hat sich der Gedanke festgesetzt, daß die Persönlichkeiten gar nicht einmal wichtig waren, sondern nur das Lehrsystem. Wichtig gewesen wäre, wenn ich einen Lehrer gefunden hätte, der aus rein menschlichem Interesse den jungen Geist an sich gezogen hätte,

nicht um aus ihm einen „guten Schüler" zu machen, sondern um der herumirrenden Seele den Weg zu weisen, den Erfahrene kennen. Aber einen solchen fand ich in der Schule nicht. Da ging denn also der junge Mensch seine eigenen, verworrenen und wunderlichen Wege. Es wäre von großem Interesse, festzustellen, ob viele es gleich mir machten. Autodidakt sein neben der Schule, dieselben Dinge zweimal lernen, einmal in der vorgeschriebenen Weise und einmal (und zwar mit viel größerem Eifer) aus zufällig erlangten Büchern, durch eigenes Tasten und Versuchen. So habe ich Zoologie und Botanik, Geographie und Geschichte betrieben. Und dazu Zeichnen und Malen. Die Folge davon war, daß ich in allen Gegenständen lange Zeit hindurch äußerst schlechte Noten hatte, aber mit fünfzehn und sechzehn Jahren heimlich für mich Abhandlungen und Bücher darüber schrieb: „Über die Geschichte des Lukasbader Teiches", „eine Hydrographie" der Gegend, in der ich meine Ferien verlebte, verschiedene Monographien über neu entdeckte mikroskopische Lebewesen (die natürlich nur für mich neu waren) und dergleichen mehr. Die Schule verlangte Systematik der Blütepflanzen, ich verlangte nach physiologischen Werken, die Schule lehrte politische Geographie, mich zog nur physische Erdbeschreibung an. Der Lehrer fragte mich um Regententafeln und Kriegsjahre, ich aber hatte mit Interesse nur eine Reihe von Kulturgeschichten studiert. Vasen und dekorative Motive sollte ich kopieren und hatte eine Mappe voll Sumpflandschaften gemalt, in denen ich „Spezialist" war.

Später kam ein trockener und eitler Ehrgeiz über mich und ich lernte die Aufgaben mechanisch auswendig, so daß wir uns produzierten mit dem Kunststück, den Inhalt der Lehrbücher von einer bestimmten Seite an abzuschnurren. Das verrückte aber natürlich das Verhältnis zwischen offiziellem und heimlichem Studium in keiner Weise.

*Raoul Heinrich Francé in: Alfred Graf, Schülerjahre.

Zweiter Abschnitt
Kinderglück und -Leid

Die Abendsonne lag am Bergeshang,
Ich stieg hinan, und auf den goldnen Wegen
Kam weinend mir ein zartes Kind entgegen,
Das, mein nicht achtend, schreiend abwärts sprang.

Ums Haupt war duftig ihm ein Schein gelegen
Von Abendgold, das durch die Löcklein drang.
Ich sah ihm nach, bis ich den Gramgesang
Des Kleinen nur noch hörte aus den Hägen.

Zuletzt verstummte er; denn freundlich Kosen
Hört ich den Schreihals liebevoll empfangen;
Dann tönt empor der Jubelruf des Losen.

Ich aber bin vollends hinaufgegangen,
Wo oben blühten just die letzten Rosen,
Fern, wild und weh der Falken Stimmen klangen.

Gottfried Keller.



F e ſt l i ch e s

Sonſt ſtürzte ſich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernſter Sabbatſtille.
Da klang ſo ahnungsvoll des Glockentones Fülle — —
Goethe.

Wir bekamen in unſerer Kindheit, nach dazumaligem, richtigen Brauch, eine ziemlich ſpärliche Weihnachtsbeſcheerung. Ein illuminierter, grüner Baum mit vergoldeten Äpfeln und Nüſſen, ein paar Pfefferkuchen mit wenigen Stückchen Marzipan, Roſinen und Mandeln nicht zu vergeſſen, und dieſe Herrlichkeit auf einem von der höheren Töpferkunſt erſchrecklich ſchön glaſierten Teller ausgeflien; desgleichen ein gleißend karmoiſinrot oder grasgrün lackiertes Steckenpferd oder ein Dutzend bleierner Soldaten, eine Pfennigtrompete — das war die ganze Rarität. Wer einen Tuſchkaſten, eine Trommel, wohl gar einen Noahkaſten mit Tieren von der überſchwenglichen Großmut des heiligen Chriſtus erwiſchte, der bekam auch dafür keine anderen Spielſachen, wiewohl der Tannenbaum mit den brennenden Lichtern, mit dem funkelnden Kniſtergold und koſtbar geheimnisvoll ſchimmernden Gold- und Silberſchaum keinem fehlen durfte, der einmal des Glückes wert erachtet war, an dem heiligen Weihnachtsabende alle ſieben Himmel der Natur- und Kunſtwunder den Märchenhelden gleich zu durchkoſten. — Was die ſeligen Wanderer in dieſer Feenwelt und an dieſem nur einmal im Jahr erſcheinenden Tage handgreiflich im Beſitz hatten und de facto mit ſich fortnehmen durften, betrug, zu Gelde berechnet, viel weniger als das Handgeld, das ein erwachſener und gebildeter Menſch alle Tage im Jahr dem ſogenannten Vergnügen hingeben muß, um ſich zuletzt doch überall gelangweilt zu ſehen; aber wir Kinder w u ß t e n im eigentlichſten Sinne des Wortes kaum, wohin mit unſeren ſieben Sachen. Es waren eitel Schätze, ſo gar überſchwenglich ging uns das Chriſtuswunder in die Seele!

Mir für meinen Teil erſchien der helle, lichte Tag durchaus zu profan und ordinär, um die Myſterien der Chriſtgeſchenke ſo ohne weiteres grell beglotzen zu dürfen wie jedes andere Ding. Ich verbarg daher vorläufig alles in die finſterſten und geheimſten Winkel, die ich aufſpüren konnte, und nachdem ich lange hin und her meditiert, wie ich mir wohl irgendein Aſyl und ein Allerheiligſtes herrichten könnte, um dahinein meine Chriſtſchätze zu verwahren, ſo fiel ich endlich auf ein großes Vogelbauer von Holz. Das ward ganz und gar mit blauem Zuckerpapier beklebt, bis es keinen Lichtſtrahl außer durch die Spalte an der zu kleinen Türe einließ, durch dieſe ſelbſt wurden nun mit größter Sorge und Not alle eßbaren und ſonſtigen Herrlichkeiten hineinpraktiziert, und nachdem alles beiſammen war, ward das Ganze mit einem kleinen Meſſingſchlößchen verſchloſſen. Dieſes Werk gab mir dann ein Gefühl von Habe und Beſitztum, wie ſeit der Zeit nimmer etwas anderes, inkluſive eines

großen, aber verkodderten Rittergutes, das ich zu meinem Elende noch vor meiner gesetzlichen Mündigkeit, als freier Herr und armer Ritter in Bewirtschaftung nahm mit 33 Talern Betriebskapital und 10 Reichstalern Kredit.

Der Kasten Noäh war zwar gepackt, aber es galt jetzt, ihn in Sicherheit zu bringen, wie ein Gut, auf dessen Köstlichkeit das Begehr eines übermächtigen Feindes seit lange stand!

Das verfinsterte Vogelbauer ward also nach vielem Hin- und Hertragen endlich in einen finstern Winkel des Holzbodens unter das Dach gebracht; aber nur um jeden Augenblick nachgesehen und womöglich besser verdeckt oder zurechtgestellt zu werden.

Endlich war das notdürftigste Gleichgewicht der Seele wieder erreicht, das Heiligtum ward mit mehr Fassung betrachtet und als Eigentum gefühlt, aber auch weiterhin getreulich bis zum nächsten Weihnachtsfeste konserviert und nicht ohne Wehmut vor den neusten Herrlichkeiten in gewisser Beziehung degradiert.

Es gab unter andern Weihnachts-Kostbarkeiten einstmals strahlend blanke, goldgelbe Rechenpfennige von der Größe und Dicke eines doppelten Friedrichsdors. Das war ein Anblick, das war mal ein Besitz! Das köstliche Metall mit einem Gleiß wie eitel Gold! Was ging der Seele alles in diesem Goldgelde auf! Nie ist ein Steffens oder Goethe so vom Naturgeist berauscht worden, nie ein Bergmann im geheimnisvollen Schacht beim Anblick lauter gediegener Goldstufen so vom Erdgeist ergriffen, vom Metallreiz galvanisiert worden, wie meine arme Weihnachtsseele von diesen massiven, goldlügenden Spielmarken und Bronzepfennigen. Stundenlang konnte ich im abgelegensten Winkel niedergehockt zubringen und mich den Gesichten, den Empfindungen einer unergründlichen Wunderwelt überlassen, zu der mir jenes köstliche Metall gleichsam die Brücke schlug.

Einst begab sich indes das Unerhörte, die pure Unmöglichkeit stellte sich vor mich als Handgreiflichkeit hin! Ein Muschelfarbenkasten, mit Gold- und Silberpräparat wohl versehen, ward meinem ältern Bruder zum Geburtstage beschert. Mich verdroß dabei nicht sowohl, daß die Herrlichkeit nicht an mich selbst adressiert war, denn sie blieb doch immer in der allernächsten Verwandtschaft, in meiner Atmosphäre und unter einem Dache mit mir, sondern daß ein so wundervolles Ding wie ein Muschelkasten mit Farben, mit Gold- und Silbertinktur in einer anderen Zeit als in der heiligen Christzeit verschenkt werden konnt'. Genug, der Bruder, dieses Schoßkind des Glücks, nahm Vernunft an, und derselbe gewann so viel über sich, sein Eigentum meinen verzehrenden Blicken von Zeit zu Zeit in etwas zu exponieren; jedoch immer mit Vorbehalt der kostbaren Gold- und Silbertinktur, auf die ich für eine außerordentliche Gelegenheit vertröstet blieb. Einst ließ er sich jedoch, nachdem ich an ihn meine besten Bitten und Bestechungen verschwendet hatte, das Versprechen abringen, mit diesen übermenschlich geheimnisvollen Farben in meinem und meiner Schwestern Beisein eine Zeichnung kolorieren zu wollen, die wir mit schlechter Tinte auf grobes Papier hingeschmiert

hatten; denn wir waren allerseits von der alles verschönernden, verklärenden, versilbernden und vergoldenden Kraft dieser Farben überzeugt. Wer sie besaß, der brauchte nichts von der Zeichenkunst zu verstehen, und diese selbst galt uns nur als eine bloße Gelegenheit, als ein notwendiges Übel, um an ein Färben zu gehen. Kein vernünftiger Mensch konnte etwas anderes wollen, als eben diese Farben anzusehen, soviel dies mit zwei Augen im Kopfe die Möglichkeit war. Der zu dem großen Experiment ungefähr bestimmte Termin ließ sich endlich nicht weiter hinausschieben, es sollte demnach zum Werk geschritten werden; das durfte aber nicht so mir nichts dir nichts geschehen. Zu solchen Dingen fühlte man das Bedürfnis außerordentlicher Vorbereitung und poetisch mitwirkender Umstände.

An einem Sonnabend Abend, dem ein Sonntag und sogar ein schulfreier Montag folgen sollte, an einem Sonnabend, welcher der letzte vor dem heiligen Christabende war, an einem Sonnabend, an dem es grausig stürmte und schneite, an einem Sonnabend, wo sich die Eltern und großen Geschwister auf einer Redoute vergnügt hielten und uns Kinder mit allerlei leckerem Proviant, als da ist: mit trockenen Pflaumen, mit Äpfeln und Zwieback, auch mit ein paar Zuckerstückchen aus der wohl verschlossenen und wieder in die Kommode verwahrten Zuckerdose, und unter der Obhut unserer alten Wärterin, und nicht zu vergessen, mit einem nach Belieben zu verflackernden, dicken Lichte zu Hause gelassen hatten; an einem solchen himmlischen Abende voll lauter ineinandergeschachtelter Seligkeiten, beseligender Perspektiven und Environs, in einer durchweg poetischen Atmosphäre, während die ganze Außenwelt uns beifällig begleitete, und, bald wär's vergessen, währenddessen die alte Wärterin (von uns Naumannsche genannt) einen Vorgeschmack vom Christfest, nämlich einen Nacht-Imbiß von Mohnklößen in der Küche geheimnisvoll zubereitete; in dieser vielfältig auserlesenen und geweihten Zeit, da ward, sobald wir uns nur erst allein fanden, der niedrige Kindertisch so recht behaglich in den ziemlich breiten Raum hinter dem Ofen zurechtgezwängt, da wurden die letzten noch offen gebliebenen Fensterladen gleich wie die Türen ringsum verschlossen, all unsere Wachslichtchen zur Gesellschaft des besagten dicken Talglichtes angezündet und — jene geheimnisvollen Farben aus ihrem dunkelgrün angestrichenen, mit schwarzen Flecken getupften Kästchen hervorgeholt, um damit die Wunder des Kolorits in die Welt zu setzen und zu erproben. Doch beinah hätten wir das Vornehmste übersehen. Das Tischchen stand wohl hinter dem Ofen heimlich genug da, aber es fehlte durchaus noch an einer ordentlichen Bude über all dem Apparat. Solche aus Stühlen erbaute, mit Tüchern und Bettdecken, am liebsten aber mit des Vaters altem Schafpelz verhangene und nach Möglichkeit finster gemachte, in einem Winkel hergerichtete Sitzbuden waren für den Kindersinn die Pointe und das Grundbedingnis aller Spielglückseligkeit. Was mit Andacht und so recht mit Art vor sich gehen sollte, das mußte im verstecktesten und finstersten Winkel geschehen, außerdem war es profan und ganz uninteressant. Sollten Märchen erzählt, sollte

traulich in Freud und Leid beisammengekauert, sollte ein Anschlag, ein grausamer Unsinn ersonnen, kurz eine Genugtuung nach Herzenslust gewonnen werden, so mußte es im Winkel und in einer solchen vorbeschriebenen finstern Bude geschehen, denn sie sonderte das Heiligtum unseres Kinderhimmels auch räumlich von dem profanen und allgemeinen Raum, der Krethi und Plethi umfing, und in welchem unter anderen garstigen Dingen auch das Schulhaus vorhanden war. Kein Manöver hatte man uns schon so oft und so übel versalzen, wie dieses Budenbauen, wozu wir selbst Umschlagetücher und Saloppen, besonders aber Tische und Stühle als gute Prisen erklärten; aber auf nichts in der Welt waren wir dessenungeachtet so beharrlich erpicht, wie eben auf dieses indoägyptische Gelüst.

Mein Amendement im vorliegenden, malerischen Fall, von wegen einer finstern Bude, ward demnach augenblicklich akzeptiert und exekutiert. Wie durch Zauber befanden wir uns in der kürzesten Zeit in einer rundum verbauten Höhle hinter dem Ofen, dergestalt, daß seine Wand, so wie die ihm gegenüberstehende Mauer, zugleich die Wände unseres neuen Gemachs bildeten; über dem Kopf aber und am Eingange war durch scharfsinnige Vorrichtung, und indem Kleiderhaken hinter dem Ofen benutzt wurden, alles nach Möglichkeit verdeckt. Jetzt konnte es losgehen!

Ich bildete nunmehr mit meinem Bruder den ersten Platz oder eigentlich die Bühne und den agierenden Teil; die kleineren Schwestern standen als zweiter Rang und als Zuschauerschaft oder, wenn man will, als bloße Bullerloge auf Fußbänken hinter uns, mit den Augen stier und unverwandt über unsere Schultern hinwegsehend und vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, fast ohne Luft. Jedermann fühlte und respektierte so sehr das Mysterium, in welchem er zugelassen und mitwirkend war, daß alles so laut- und wortlos vor sich ging, wie beim Schatzgraben oder beim Goldkochen. Der Besitzer der mysteriösen Farben tuschte jetzt mit Zinnober zuerst das Dach eines Hauses. Es geriet ohne weiteres dermaßen wunderschön rot, daß dem Künstler sein Werk fast dämonisch objektiv entgegentrat und über den Kopf wuchs. So gab er denn an mich den Pinsel ab, den er vor Alteration über den vollbrachten Zauber nicht ohne Zittern festhalten konnte, und ich tuschte farbenselig zu Ende, ohne daß ich's aber über das Herz gebracht hätte, mich auch an der Gold- und Silberpräparatur zu vergreifen, die mir von ihrem Besitzer nicht minder wie alle anderen Farben stillschweigend zur Disposition gestellt worden war, nachdem er einmal inne geworden, daß ich irgendwie berufener sein möchte, mit Wundern und Hexereien zu verkehren, wie er selbst.

Was die Schwestern betraf, so vermochten sie bloß zuzusehen, das Wort versagte ihnen vor dem Munde, und zwar vor Verwunderung, daß ihre Brüder so etwas vor sichtlichen Augen und recht mit eigenen Händen zuwege gebracht.

Wir hatten wohl Bilder gesehen, aber die Kunst des Austuschens und der Malerei vermuteten wir nur in einer hochbegünstigten und erwachsenen Person. Da hing z. B. über dem Kaminsims ein Ritter St. Georg, wie er zu Pferde den Lindwurm ersticht, alles in prächtigen Farben

koloriert; aber das hatte der älteste Bruder Carl gemacht, das war ein Wunder und war es auch nicht, denn dieser Bruder, den wir noch gar nicht einmal gesehen hatten, lag weit, weit weg in Garnison, war Ulanen-Offizier, mit Lanze und Helm, ganz wie der Ritter Georg. Dieser Bruder sollte unter anderm erschrecklich groß sein, noch größer wie unser Vater (der wirklich fünf Fuß vier Zoll maß), er trug einen entsetzlichen Schnauzbart, er massakrierte, wenn er wütend war, alles vor sich her mit Lanze, Pistolen und Schwert, er war auch Student gewesen, er sprach alle Sprachen, was sollte der nicht zu malen verstehen, das verstand sich von selbst; denn dieser Bruder verstand und war alles. Aber was ging uns Krabaten das an, die wir zwischen seinen Beinen durchlaufen konnten? Also, daß wir an diesem Abende, auf unsere eigene Gefahr und Spekulation, ein wirkliches Bild gemalt hatten mit diesen unsern Fingern, ein Bild, worin die Farben ganz so wunderbar rot und grün, so gelb und blau zum Vorschein kamen, wie nur immer in den Farbmuscheln selbst; das war doch zuviel für solche Liliputaner wie wir, die von den Großen noch in keinen zehn oder zwanzig Jahren für voll angesehen werden sollten! Und worin hatte all diese poetische Verwunderung und Farbenglückseligkeit ihren nächsten Grund? Gewiß darin, daß man dazumal noch nicht große Bilderbogen zu Dutzenden für wenige Groschen feilstellte oder die Kinder damit überfüllte wie heut.

Es ging überhaupt in ästhetischen Dingen weder so fabrikmäßig, noch so nüchtern verschwenderisch zu wie heut. Man ward kurz und sparsam gehalten, man wurde in allen Stücken begrenzt, die Phantasie so knapp gefüttert als möglich. Das eben gab ihr Fülle und Zeugungskraft.

Vielleicht war auch die ganze Atmosphäre poetischer. Kurz und gut, es war eine andere, eine schönere, eine poetisch glückseligere und frömmere Kinderwelt wie heut.

Die Großen, die Erwachsenen, ohne Unterschied, ob Dienstboten oder ältere Geschwister, waren uns Wesen höherer Rangordnung; die Eltern selbst aber zu gewaltig und zu hoch, um ihre Majestät, ihre Klugheit nur irgendwie zu begreifen oder, bewahre der Himmel, in Zweifel zu ziehen. Ihnen war alles Wissen erschlossen und alle Kunst. Sie konnten, sie hatten und sie durften alles, was im Bereich der Möglichkeit lag. Jegliches Lassen und Tun, was nur auf Augenblicke uns den Erwachsenen irgendwie zur Seite stellte, war daher mit einem Gefühl unaussprechlicher Genugtuung begleitet. Heut ist es nicht mehr so! Nicht so! Die Rangen haben zuviel und respektieren zuwenig mit kindergläubigem und wundersüchtigem Sinn. Das rechte kinderfromme Herz scheint von ihnen gewichen und mit ihm der Segen von Hause aus.

Die Alten gähnen zuviel, und die Jungen ahmen es schon aus Sympathie nach. Es mag alles recht vernünftig und politisch geworden sein und geschmackvoll bis zur Abgeschmacktheit, aber wenn's um und um kommt, so amüsiert sich kein Mensch mehr von Herzens Grund.

Das Wunder, das Geheimnis, die Seligkeit des Lebens füllt und preßt keine Brust mehr zum Ersticken. Die Leute wollen nicht anders jauchzen,

als wenn sie ordentlichermaßen begreifen, wieso und warum. Die Seelen sind viel zu vornehm geworden für eine kindliche Illusion, und so bleibt denn das Leben eine schwarze Skizze, zu oft nur eine schlechte Tintenkleckserei, und allemal ohne die herrlichen Farben, mit denen die großen wie die kleinen Kinder von ehedem selbst eine verzeichnete Stümperei so lustig in Illumination gesetzt haben.

Farben aber bleiben in Ewigkeit Farben, und die richtigste Zeichnung ersetzt ihren Mangel nicht, wenigstens nicht den poetischen Sinn!

*Bogumil Goltz, Buch der Kindheit.

Doch die Tage verflossen nicht ganz allein unter Lesen und Geschichtenerzählen. Sobald Hans Unwirrsch seine Hände nicht mehr in halb unwillkürlichen Bewegungen hin und her warf, oder in den Mund steckte, wurde er sogleich von der Mutter und der Base mit dem großen Prinzip der Arbeit bekannt gemacht. Die Base Schlotterbeck war ein kunstreiches Weib, welches sich dadurch einen kleinen Nebenverdienst verschaffte, daß es für eine große Spielwarenfabrik Puppen ankleidete, eine Beschäftigung, welche dem Interesse eines Kindes nahe genug lag, und wobei Hans bald und gern hilfreiche Hand leistete. Herren und Damen, Bauern und Bäuerinnen, Schäfer und Schäferinnen und mancherlei andere lustige Männlein und Fräulein aus allen Ständen und Lebensaltern entstanden unter den Händen der Base, welche wacker mit Leim und Nadel, bunten Zeugstückchen, Gold- und Silberschaum hantierte und jedem sein Teil davon gab, je nach dem Preise. Es war eine philosophische Arbeit, bei welcher man mancherlei Gedanken haben konnte, und Hans Unwirrsch stellte sich gut dazu an, wenn ihm auch die Kinderfreude an diesem Spielzeug natürlich bald verloren ging. Wer in einem Laden voll Hampelmänner aufwächst, den kümmert der einzelne Hampelmann wenig, sei er auch noch so bunt, und zappele er auch noch so sehr.

Nach Martini, welcher berühmte Tag leider nicht durch eine gebratene Gans gefeiert werden konnte, begann eine Fabrikation auf eigene Rechnung. Die Base konnte jetzt den größten Nutzen aus ihrem Talent für die plastische Kunst ziehen; sie baute Rosinenmänner auf Weihnachten und für bescheidenere Gemüter Pflaumenkerle. Der erste Bursche letzterer Art, welchen Hans ohne Beihilfe herstellte, machte ihm ein ebenso großes Vergnügen, wie dem hoffnungsvollen Kunstjünger die Preisarbeit, welche ihm ein Stipendium zur Reise nach Italien verschafft.

Der Beginn des Weihnachtsmarktes war für den kleinen Bildner ein großes Ereignis. Mancherlei Gefühle beschreibt der Epiker, indem er auseinandersetzt, daß er sie nicht beschreiben könne; die Gefühle Hansens bei dieser Gelegenheit waren von solcher Art; und mit Wonne trug er die Laterne voran, während die Base auf einem kleinen Handwagen ihre Bank, ihren Korb, ihr Feuerbecken und einen kleinen Tisch zu Markte zog. Die Eröffnung des Geschäftes in dem vor dem schärfsten Wind geschützten Häuserwinkel war allein ein wundervolles Ereignis. Das Zusammenkauern unter dem großen alten Regenschirm, das Anblasen der Glut in dem Kohlenbecken,

das Aufstellen der Handelsartikel, der erste ruhige und doch erwartungsvolle Blick in das Getümmel des Marktes, alles hatte seine herzerschütternden Reize. Der erste Pflaumenkerl, der behandelt, verkauft und gekauft wurde, erweckte einen wahren Wonnesturm in der Brust von Schlotterbeck und Kompagnie. Das Mittagsessen, welches ein gutwilliges Kind aus der Kröppelstraße in einem irdenen Henkeltopf brachte, schmeckte ganz anders auf dem freien Markte, als in der dunkeln Stube daheim; aber das Beste von allem war der Abend mit seinem Nebel, seinem Lichter- und Lampenglanz und seinem verdoppelten Lärmen, Drängen, Stoßen und Treiben.

Nicht immer konnte das Kind ruhig auf der Bank neben der Alten sitzen. Bezaubert — verzaubert trotz Kälte, trotz Regen und Schnee, unternahm es Streifzüge über den ganzen Markt und schob als Teilhaber der Firma Schlotterbeck und Kompagnie sein Kinn jeder anderen Firma mit Bewußtsein und Kritik auf den Verkaufstisch.

Um acht Uhr kam die Mutter und holte den jüngeren Kompagnon des Hauses Schlotterbeck nach Haus; aber nicht ohne Widerstreben, Heulen und Zappeln ging das ab, und nur die Versicherung, daß „morgen wieder ein Tag sei," konnte den kleinen Großhändler bewegen, der Base das Geschäft bis elf Uhr allein zu überlassen.

Ein Faktum aus dieser Lebenszeit unseres Helden ist zu berichten. Für den Erlös eines selbstverfertigten Rosinenmannes kaufte er — einen anderen von einem Handelshause, welches sich am entgegengesetzten Ende des Marktes etabliert hatte. Ein Zug, welcher von großer Bedeutung für die künftige Entwicklung des Knaben war. Hans Unwirrsch, welcher die schwarzen Kerle für andere verfertigte, wollte wissen, welch ein Spaß darin liege, solch einen Gesellen selbst zu kaufen. Er ging dem Vergnügen auf den Grund, und natürlich zog er keine Freude aus diesem allzu frühen Analysieren. Als die Pfennige von dem Verkäufer eingestrichen waren, und der Käufer das Geschöpf in der Hand hielt, kam die Reue im vollen Maße über ihn. Heulend stand er in der Mitte der Gasse, und zuletzt schleuderte er den Einkauf weit von sich und lief, die bittersten Tränen hinunterschluckend, so schnell als möglich davon. Weder die Base noch die Mutter erfuhren, was aus dem Groschen, wofür man den ganzen Markt hätte kaufen können, geworden war.

* Wilhelm Raabe, Der Hungerpastor.

Hanno blieb allein im Saale zurück, denn die kleine Elisabeth Weinschenk war nach Hause gebracht worden, während er dieses Jahr zum ersten Male zum Abendessen in der Mengstraße bleiben durfte, die Dienstmädchen und die Hausarmen hatten sich mit ihren Geschenken zurückgezogen, und Ida Jungmann plauderte in der Säulenhalle mit Rieckchen Severin, obgleich sie, als Erzieherin, der Jungfer gegenüber gewöhnlich eine strenge gesellschaftliche Distanz innehielt. Die Lichte des großen Baumes waren herabgebrannt und ausgelöscht, so daß die Krippe nun im Dunkeln lag, aber einzelne Kerzen an den kleinen Bäumen auf der Tafel brannten

noch, und hie und da geriet ein Zweig in den Bereich eines Flämmchens, sengte knisternd an und verstärkte den Duft, der im Saale herrschte. Jeder Lufthauch, der die Bäume berührte, ließ die Stücke Flittergoldes, die daran befestigt waren, mit einem zart metallischen Geräusch erschauern. Es war nun wieder still genug, die leisen Drehorgelklänge zu vernehmen, die von einer fernen Straße durch den kalten Abend daherkamen.

Hanno genoß die weihnachtlichen Düfte und Laute mit Hingebung. Er las, den Kopf in die Hand gestützt, in seinem Mythologiebuch, aß mechanisch und weil es zur Sache gehörte, Konfekt, Marzipan, Mandelkreme und Plumkake, und die ängstliche Beklommenheit, die ein überfüllter Magen verursacht, vermischte sich mit der süßen Erregung des Abends zu einer wehmütigen Glückseligkeit. Er las von den Kämpfen, die Zeus zu bestehen hatte, um zur Herrschaft zu gelangen, und horchte dann und wann einen Augenblick ins Wohnzimmer hinüber, wo man Tante Klothildens Zukunft eingehend besprach. — —

Der kleine Johann verweilte ein wenig bei den Erwachsenen, aber er kehrte bald in den Saal zurück, der nun, da er weniger lichterstrahlte und mit seiner Herrlichkeit keine so verblüffende Scheu mehr hervorrief wie anfangs, einen Reiz von neuer Art ausübte. Es war ein ganz seltsames Vergnügen, wie auf einer halbdunklen Bühne nach Schluß der Vorstellung, darin umherzustreifen und ein wenig hinter die Kulissen zu sehen: die Lilien des großen Tannenbaumes mit ihren goldenen Staubfäden aus der Nähe zu betrachten, die Tiere und Menschenfiguren des Krippenaufbaues in die Hand zu nehmen, die Kerze ausfindig zu machen, die den transparenten Stern über Bethlehems Stall hatte leuchten lassen, und das lang herabhängende Tafeltuch zu lüften, um der Menge von Kartons und Packpapieren gewahr zu werden, die unter dem Tisch aufgestapelt waren. * Thomas Mann, Buddenbrooks.

„Jetzt kommt Plaß!" hieß es. Auch diesen Ort, der vielleicht nur mir, weil ich ihn das erste Mal sah, mit seiner Umgebung romantisch erschien, erreichten wir bald. Plaß, das ich das allererste Mal zu sehen bekam, war ein kleines Städtchen, um das sich wie eine Kette ringsherum in verschiedener Höhe Hügel zogen, die rechts, oberhalb der Stadt, an zwei hohe, kegelartige, kahle Felsen anschlossen. Durch den schmalen Zwischenraum, der sie teilte, strömte der gefürchtete Fluß Strêla (deutsch Geschoß), abwärts durch die Stadt, wo über ihm eine Kettenbrücke hing. Links, wo wir hereinkamen, war ein Friedhof, um dessen Mauer dicht nebeneinander Fliederstöcke gepflanzt waren, die mit ihren vollen und duftenden Blüten die Luft wohlriechend machten und die durch ihre verschiedenen Farben die heilige Stätte zierten. Auf der rechten Seite stand ein großes Gebäude, es war dies das größte von allen denen, die ich in diesem Orte zu sehen bekam und das ebenfalls der Flieder und verschiedene andere Bäume schmückten, gleich wie den Friedhof. Das war das Kloster. Wir überschritten die Brücke, hinter der mir ein Krankenhaus gezeigt wurde, das in einem großen Garten stand und sich wie ein Paradies ausnahm. Auch um die

übrigen Häuser, die meistens nicht dicht aneinander standen, waren Gärten und blühende Bäume, die die Dächer so verschatteten, daß man nur ihre Spitzen sehen konnte. Außerhalb der Stadt lagen schöne grüne Wiesen mit verschiedenfarbigen Blumen besät und Obstgärten. War das eine schöne malerische Gegend. Sie kam mir vor wie ein Paradies, wie ich von ihm in der biblischen Geschichte gelesen hatte. Die Bewohner schienen sehr fromm. Jeder, der uns begegnete, ob jung oder alt, grüßte uns mit „Gelobt sei Jesus Christus!" Zudem herrschte hier noch eine ungewöhnliche, eine Grabesstille. Und nun noch (es war Mittag) ertönte hinter uns vom Kloster her das Glöcklein, um meinen Eindrücken die Krone aufzusetzen. Denn es machte auf mich den Eindruck, als wenn dieser Ort in sich etwas Göttliches bürge.

* Wenzel Holek, Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters.

Nicht selten mußte ich auch zu zwei Brüdern meiner Mutter, also meinen Oheimen, welche Goldarbeiter waren und an den Werderschen Mühlen wohnten. Dies war einer der weitesten Wege für mich. Ich erinnere mich noch lebhaft eines Pfingstheiligabends — ich war fünf Jahre alt —, an dem ich diesen Weg in strömendem Regen vormittags machte. Die an allen Baugerüsten angeschlagenen Maien, die vielen verkäuflichen Blumen, die Tulpen und die Düfte des Flieders, der Maiblumen und Narzissen stimmten mich überaus froh und festlich, obgleich mir das Wasser in Strömen durch die Haare lief, und ich bin den Eindruck lebenslang nicht losgeworden. Die Erinnerung wacht jedesmal auf, sowie sich jene Gerüche wiederholen.

Ein Halbjahr früher war mein Vater auf einen Tag nach Spandau kommandiert und nahm mich mit dahin. Davon erinnere ich mich aber einzig und allein der Gerüche des Malzes in dem Brauhause und des trockenen, abgefallenen Eichenlaubes auf dem Hofe.

* Karl Friedrich von Klöden, Jugenderinnerungen.

Freude an der Natur

Die Kinder haben die Veilchen gepflückt,
All, all, die da blühten am Mühlengraben.
Der Lenz ist da, sie wollen ihn fest
In ihren kleinen Fäusten haben.

Theodor Storm.

Gegen Sonnenuntergang jedoch stieg meine Aufmerksamkeit an den Häusern in die Höhe und immer höher, je mehr sich die Welt von Dächern, die ich von unserm Fenster aus übersah, rötete und vom schönsten Farbenglanze belebt wurde. Hinter diesen Dächern war für

einmal meine Welt zu Ende; denn den duftigen Kranz von Schneegebirgen, welcher hinter den letzten Dachfirsten halb sichtbar ist, hielt ich, da ich ihn nicht mit der festen Erde verbunden sah, lange Zeit für eins mit den Wolken. Als ich später zum erstenmal rittlings auf dem obersten Grate unseres hohen, ungeheuerlichen Daches saß und die ganze ausgebreitete Pracht des Sees übersah, aus welchem die Berge in festen Gestalten, mit grünen Füßen aufstiegen, da kannte ich freilich ihre Natur schon von ausgedehnteren Streifzügen im Freien; für jetzt aber konnte mir die Mutter lange sagen, das seien große Berge und mächtige Zeugen von Gottes Allmacht, ich vermochte sie darum nicht besser von den Wolken zu unterscheiden, deren Ziehen und Wechseln mich am Abend fast ausschließlich beschäftigte, deren Name aber ebenso ein leerer Schall für mich war wie das Wort Berg. Da die fernen Schneekuppen bald verhüllt, bald heller oder dunkler, weiß oder rot sichtbar waren, so hielt ich sie wohl für etwas Lebendiges, Wunderbares und Mächtiges, wie die Wolken, und pflegte auch andere Dinge mit dem Namen Wolke oder Berg zu belegen, wenn sie mir Achtung und Neugierde einflößten. So nannte ich, ich höre das Wort noch schwach in meinen Ohren klingen und man hat es mir nachher oft erzählt, die erste weibliche Gestalt, welche mir wohlgefiel und ein Mädchen aus der Nachbarschaft war, die weiße Wolke, von dem ersten Eindrucke, den sie in einem weißen Kleide auf mich gemacht hatte. Mit mehr Richtigkeit nannte ich vorzugsweise ein langes hohes Kirchendach, das mächtig über alle Giebel emporragte, den Berg. Seine gegen Westen gekehrte große Fläche war für meine Augen ein unermeßliches Feld, auf welchem sie mit immer neuer Lust ruhten, wenn die letzten Strahlen der Sonne es beschienen, und diese schiefe, rotglühende Ebene über der dunkeln Stadt war für mich recht eigentlich das, was die Phantasie sonst unter seligen Auen oder Gefilden versteht. * Gottfried Keller, Der grüne Heinrich.

Wenn man um die Ecke der Straße unter dem Tunnel des ersten Eisenbahndammes hindurchging, dann fand man nicht nur weite, unbebaute Strecken, man fand sogar Berg und Tal. Irgendwo da herum ging es sieben Ellen tief hinab, und für ein Kind der Ebene sind sieben Ellen Höhe und sieben Ellen Tiefe eine traumumhangene Gebirgswelt. In diesem Grunde lag eine kleine Wiese, auf der das Schweigen in hohen Halmen wuchs und mit großen, verwunderten Augen emporblickte, wenn ein einsamer Besucher zu ihm herabstieg. Die versunkene Wiese fand er an einem Sonntagnachmittag, und sie wurde nun seine innigste Freundin.

Und seltsam: draußen mochte Dienstag oder Mittwoch oder Freitag sein — wenn er in seine Talwiese hinabstieg, so war dort Sonntag, heiliger Sonntag. Und je öfter er kam, desto weniger verwunderten sich die Blumen, ja, wenn er sich zwischen ihnen niedergelassen hatte, dann rückten sie flüsternd an ihn heran und erzählten ihm Märchen von Bienensaug und Wasserjungfer. Die Blumen und Gräser oben am Rande der

Höhen aber wuchsen stracks in den Himmel hinein, und wenn die Gedanken die steile Bergwand hinaufstiegen und den höchsten Halm des Rispengrases erklettert hatten, dann kamen sie in den Himmel und konnten auf der Himmelswiese weiter spazieren. Es war so schön auf dieser stillen Flur, daß er einmal sieben Straßenkameraden mit dorthin nehmen mußte; er konnte sein Glück nicht mehr für sich behalten.

„O, dahin müßt ihr einmal mitkommen, da ist es fein!"

Aber, o Wunder, als die lärmende Schar den Abhang hinunterstürmte, da war auf der Wiese nicht mehr Sonntag, sondern ganz gewöhnlicher Mittwoch. „Ja, hier ist es fein, hier ist es fein!" schrien die andern. Aber Asmus wurde immer einsilbiger und zuletzt verstummte er ganz. Seine Wiese sah ihn zornig und traurig an. Er hatte ein Paradies verloren.

* * *

Dagegen hieß es eines Tages: Auf der Hörmannschen Werft weit unten an der Elbe darf man Späne sammeln, soviel man will, und sie nach Hause tragen. Dergleichen ließ sich die ökonomische Rebekka nicht zweimal sagen: Asmus und Alfred mußten sich mit Säcken auf den Weg machen, und das wieder einmal befreite Herz des Asmus Semper jauchzte hoch auf. Und auf diesem Wege hatte er ein Erlebnis, bei dem nicht das Geringste geschah, bei dem es nichts gab als ein stilles Fließen und ein stilles Anschauen, und das doch für alle Zeiten eines seiner größten Erlebnisse war. Zum erstenmal in seinem Leben sah er die Elbe.

Mehr denn neun Jahre lebte er auf diesem Erdenfleckchen und hatte die Lieblichkeit seiner Heimat zu tausendmalen erfahren; an diesem Tage empfand er zum erstenmal, daß es ein großes Ding um seine Heimat war. — —

Alfred erklärte seinem Bruder die jenseitigen Ufer: das sei hannöversches Land, dort liege Harburg, und die blauen Höhen da hinten, das sei die Haake; in der Haake gebe es unendlich viel Heidelbeeren, und daher seien die Berge so blau, und dort liege Finkenwärder, und dort Cranz; aber Asmus hörte keinen Laut von alledem; er war gar nicht mehr da, er wohnte ja schon auf den silbernen Inseln. Er sah, er fühlte zum erstenmal den Lebensstrom seiner Heimat, und als sie gar durch den Hohlweg beim „Halben Mond" an den Strom hinuntergestiegen waren, und als Asmus wohl eine Stunde lang im Ufersande gelegen hatte, da hatte er zum ersten Male an der Mutterbrust der Heimat gelegen und in vollen Zügen einen Trank in sich gesogen, der ihn an ihr Herz bannte in alle Ewigkeit. Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland.

Sommerferien an der See! Begriff wohl irgend jemand weit und breit, was für ein Glück das bedeutete? Nach dem schwerflüssigen und sorgenvollen Einerlei unzähliger Schultage vier Wochen lang eine friedliche und kummerlose Abgeschiedenheit, erfüllt von Tanggeruch und dem

Rauschen der sanften Brandung . . . Vier Wochen, eine Zeit, die an ihrem Beginn nicht zu übersehen und zu ermessen war, an deren Ende zu glauben unmöglich, und von deren Ende zu sprechen eine lästerliche Roheit war. Niemals verstand es der kleine Johann, wie dieser oder jener Lehrer es über sich gewann, am Schlusse des Unterrichtes Redewendungen laut werden zu lassen, wie etwa: „Hier werden wir nach den Ferien fortfahren und zu dem und dem übergehen . . .“ Nach den Ferien! Er schien sich noch darauf zu freuen, dieser unbegreifliche Mann mit dem blanken Kammgarnrock! Nach den Ferien! War das überhaupt ein Gedanke? So wundervoll in graue Ferne entrückt war alles, was jenseits dieser vier Wochen lag!

In einem der beiden Schweizer Häuser, welche, durch einen schmalen Mittelbau verbunden, mit der „Konditorei“ und dem Hauptgebäude des Kurhauses eine gerade Linie bildeten: welch ein Erwachen, am ersten Morgen, nachdem tags zuvor das Vorzeigen des Zeugnisses wohl oder übel überstanden und die Fahrt in der bepackten Droschke zurückgelegt war! Ein unbestimmtes Glücksgefühl, das in seinem Körper emporstieg und sein Herz sich zusammenziehen ließ, schreckte ihn auf . . . er öffnete die Augen und umfaßte mit einem gierigen und seligen Blick die altfränkischen Möbel des reinlichen kleinen Zimmers. . . . Eine Sekunde schlaftrunkener, wonniger Verwirrung — und dann begriff er, daß er in Travemünde war, für vier unermeßliche Wochen in Travemünde! Er regte sich nicht; er lag still auf dem Rücken in dem schmalen gelbhölzernen Bette, dessen Linnen vor Alter außerordentlich dünn und weich waren, schloß hie und da aufs neue seine Augen und fühlte, wie seine Brust in tiefen langsamen Atemzügen vor Glück und Unruhe erzitterte. — —

Und dann begann der Tag, der erste dieser armseligen achtundzwanzig Tage, die anfangs wie eine ewige Seligkeit erschienen und, waren die ersten vorüber, so verzweifelt schnell zerrannen . . . Es wurde auf dem Balkon oder unter dem großen Kastanienbaum gefrühstückt, der drunten vor dem Kinderspielplatze stand, dort, wo die große Schaukel hing, — und alles, der Geruch, den das eilig gewaschene Tischtuch ausströmte, wenn der Kellner es ausbreitete, die Servietten aus Seidenpapier, das fremdartige Brot, der Umstand, daß man die Eier nicht wie zu Hause mit knöchernen, sondern mit gewöhnlichen Teelöffeln und aus metallenen Bechern aß, — alles entzückte den kleinen Johann. — —

Und vierzehn Tage waren vorbei, und Hanno sagte sich und beteuerte es jedem, der es hören wollte, daß jetzt noch eine Zeit komme, so lang wie die Michaelisferien. Allein das war ein trügerischer Trost, denn war die Höhe der Ferien erreicht, so ging es abwärts und gegen Ende schnell, so fürchterlich schnell, daß er sich an jede Stunde hätte klammern mögen, um sie nicht vorüber zu lassen, und jeden Seeluft-Atemzug verlangsamen, um das Glück nicht achtlos zu vergeuden. — —

Und waren noch drei Tage übrig, so sagte sich Hanno und machte es jedem klar, daß jetzt noch eine Zeit komme, so lang wie die ganzen

Pfingstferien. Aber so unanfechtbar diese Rechnung war, glaubte er doch selbst nicht daran, und seines Herzens hatte sich längst die Erkenntnis bemächtigt, daß der Mann im blanken Kammgarnrock dennoch recht gehabt, daß die vier Wochen dennoch ein Ende nahmen, und daß man nun dennoch da fortfahren, wo man aufgehört, und zu dem und dem übergehen werde . . .

Die bepackte Droschke hielt vorm Kurhause, der Tag war da. Hanno hatte frühmorgens der See und dem Strande sein Adieu gesagt; er sagte es nun den Kellnern, die ihre Trinkgelder entgegennahmen, dem Musiktempel, den Rosenbeeten und dieser ganzen Sommerszeit. Und dann, unter den Verbeugungen des Hotelpersonals, setzte sich der Wagen in Bewegung.

Er passierte die Allee, die zum Städtchen führte, und fuhr die „Vorderreihe" entlang . . . Hanno drückte den Kopf in die Wagenecke und sah, an Ida Jungmann vorbei, die frischäugig, weißhaarig und knochig ihm gegenüber auf dem Rückplatze saß, zum Fenster hinaus. Der Morgenhimmel war weißlich bedeckt, und die Trave warf kleine Wellen, die schnell vor dem Winde daher eilten. Dann und wann prickelten Regentropfen gegen die Scheiben. Am Ausgange der „Vorderreihe" saßen Leute vor ihren Haustüren und flickten Netze; barfüßige Kinder kamen herbeigelaufen und betrachteten neugierig den Wagen. Die blieben hier . .

Als der Wagen die letzten Häuser zurückließ, beugte Hanno sich vor. um noch einmal den Leuchtturm zu sehen; dann lehnte er sich zurück und schloß die Augen. „Nächst's Jahr wieder, Hannochen," sagte Ida Jungmann mit tiefer, tröstender Stimme, aber dieser Zuspruch hatte nur gefehlt, um sein Kinn in zitternde Bewegung zu setzen und die Tränen unter seinen langen Wimpern hervorquellen zu lassen.

Sein Gesicht und seine Hände waren von der Seeluft gebräunt; aber wenn man mit diesem Badeaufenthalt den Zweck verfolgte, ihn härter, energischer, frischer und widerstandsfähiger zu machen, so war man jämmerlich fehlgegangen; von dieser hoffnungslosen Wahrheit war er ganz erfüllt. Sein Herz war durch diese vier Wochen voll Meeresandacht und eingehegtem Frieden nur noch viel weicher, verwöhnter, träumerischer, empfindlicher geworden, und nur noch viel unfähiger, bei dem Ausblick auf Herrn Tiedges Regeldetri tapfer zu bleiben und bei dem Gedanken an das Auswendiglernen der Geschichtszahlen und grammatischen Regeln, an das verzweifelt leichtsinnige Wegwerfen der Bücher und den tiefen Schlaf, um allem zu entgehen, an die Angst am Morgen und vor den Stunden, die Katastrophen, die feindlichen Hagenstroems und die Anforderungen, die sein Vater an ihn stellte, nicht vollständig zu verzagen.

Dann aber ermunterte die morgenliche Fahrt ihn ein wenig, die, zwischen dem Gezwitscher der Vögel, durch die wassererfüllten Geleise der Landstraße dahinging. Er dachte an Kai und das Wiedersehen mit ihm, an Herrn Pfühl, die Klavierstunden, den Flügel und sein Harmonium. Übrigens war morgen Sonntag, und der erste Schultag, übermorgen, war

noch gefahrlos. Ach, er fühlte noch ein wenig Sand vom Strande in seinen Knöpfstiefeln, . . . er wollte den alten Grobleben bitten, ihn immer darin zu lassen . . . Mochte es nur alles wieder beginnen, das mit den Kammgarnröcken und das mit Hagenstroems und das andere. Er hatte, was er hatte. Er wollte sich der See und des Kurgartens erinnern, wenn alles wieder auf ihn einstürmte, und ein ganz kurzer Gedanke an das Geräusch, mit dem abends in der Stille die kleinen Wellen, weither, aus der in geheimnisvollem Schlummer liegenden Ferne kommend, gegen das Bollwerk geplanscht hatten, sollte ihn so getrost, so unberührbar gegen alle Widrigkeiten machen . . .

Dann kam die Fähre, es kam die Israelsdorfer Allee, der Jerusalemsberg, das Burgfeld, der Wagen erreichte das Burgtor, neben dem zur Rechten die Mauern des Gefängnisses aufragten, wo Onkel Weinschenk saß, er rollte die Burgstraße entlang und über den Koberg, ließ die Breitestraße zurück und fuhr bremsend die stark abfallende Fischergrube hinunter . . . Da war die rote Fassade mit dem Erker und den weißen Karyatiden, und als sie von der mittagwarmen Straße in die Kühle des steinernen Flurs traten, kam der Senator, die Feder in der Hand, aus dem Kontor heraus, um sie zu begrüßen . . .

Und langsam, langsam, mit heimlichen Tränen, lernte der kleine Johann wieder, die See zu missen, sich zu ängstigen und ungeheuerlich zu langweilen, stets der Hagenstroems gewärtig zu sein und sich mit Kai, Herrn Pfühl und der Musik zu trösten.

Die Damen Buddenbrook aus der Breitestraße und Tante Klothilde richteten, sobald sie seiner ansichtig wurden, die Frage an ihn, wie nach den Ferien die Schule schmecke, — mit einem neckischen Blinzeln, das ein überlegenes Verständnis für seine Lage vorgab, und jenem sonderbaren Erwachsenenhochmut, der alles, was Kinder angeht, möglichst spaßhaft und oberflächlich behandelt; und Hanno hielt diesen Fragen stand.

Thomas Mann, Buddenbrooks.

Unsere Spaziergänge richtete der Pfarrer ebenso unterhaltend als nützlich ein. Er lehrte mich alle Sträucher und Bäume des Waldes kennen. Wir gruben Pflanzen aus und versetzten sie in den Garten am Pfarrhaus, schrieben ihre botanischen Namen auf kleine Schilde und befestigten sie an Stäbe, die wir daneben steckten. Auch lehrte er mich im Wald ein Spiel, das mir vielen Spaß machte. Ich kletterte an jungen schlanken Birken bis nahe zum Gipfel hinauf, faßte dann den Stamm mit beiden Händen und ließ die Beine los. Meine Last bog das Bäumchen sachte mit mir zur Erde, ich kam stehend auf den Boden und ließ den Stamm fahren. Im Nu schnellte die Birke in die alte gerade Stellung zurück. Das Vergnügen war groß, aber eines Tages nahm das Spiel ein unerwünschtes Ende . . . Die Leute in den großen Städten halten das Leben auf dem Lande für einförmig und langweilig, es bietet jedoch für Kinder bessere und gesundere Unterhaltung als die Stadt. Zugleich lernen sie eine Menge nützlicher Dinge kennen, die dem Stadtkinde häufig

zeitlebens bis zur Lächerlichkeit fremd bleiben. In das hastige, aufregende Treiben der Städte können sie später noch frühe genug eingeführt werden. Ich betrachte es noch heute als ein Glück, daß ich den größten Teil meiner Kindheit auf dem Lande verlebt habe. In jeder Jahreszeit gab es Neues zu schauen, im Frühling pflügen und säen, Stecklinge setzen, pfropfen und Bäume schneiden, im Sommer Heu und Getreide ernten, im Herbste zahlreiche Früchte von Feld und Garten einheimsen, im Winter Arbeit genug in Scheune und Stall. In den Weingegenden kommen noch die Freuden des Rebenherbstes dazu, in Buch am Ahorn gab es keine Rebgärten, man kelterte, wenn ich mich recht erinnere, nur Äpfel und Birnen. Wie stolz war ich, wenn ich im Sommer hochthronend auf dem Erntewagen mit vorgespannten Kühen in den Pfarrhof einziehen durfte, und welch ein Vergnügen, in der Scheune von hoch oben herabzuspringen in das duftende Heu! Herrlich war es auch in der Erntezeit nach der Heimkehr vom Felde, wenn ich müde und hungrig mit dem Gesinde das köstliche Roggenbrot und Wurst oder Käse teilen durfte und den säuerlichen Wein dazu kosten. Was ist gegen solchen Genuß das Zuckerbrot des städtischen Konditors? — Das Feinste aber brachte das Schlachtfest im Winter, wenn es würzige Metzelsuppe gab mit zartem Wellfleisch, und die Dorfjugend in den Pfarrhof kam, um die Brühe und den leckeren Bissen mitzukosten.

* Rudolf Kußmaul, Jugenderinnerungen eines alten Arztes.

Im zweiten Stock befand sich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man sich daselbst durch wenige Gewächse vor dem Fenster den Mangel eines Gartens zu ersetzen gesucht hatte. Dort war, wie ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt. Über jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle sah man in eine schöne fruchtbare Ebene; es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht. Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Lektionen, wartete die Gewitter ab und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenster gerade gerichtet waren, nicht satt genug sehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergötzen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte: so erregte dies frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht, das, dem von der Natur in mich gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte. Goethe, Aus meinem Leben.

Und der Wald!

Du rauschende grüne Seligkeit! Du redendes Buch des Werdens und Vergehens! Du unerforschliches Geheimnis, du lachende Klarheit! Brunnen aller Dinge, die gesund sind! Heimat aller schönen und zufriedenen Träume! Und jeder Tod in dir ist neues Leben!

Ich habe mich als Kind im Walde nie gefürchtet. Er war mir ein Vertrautes, bevor ich ihn noch kennen lernte. Denn eh' ich zum erstenmal in seinen stillen Schauer trat und lachend nach seinen Farben und Früchten griff, hatte ich schon zu hundertmalen das schwärmerische Wort der Mutter gehört: „Mein Wald!“ Und der Vater, der nicht leicht zu Zärtlichkeiten neigte, hatte immer etwas Frohes und Mildes in der Stimme, wenn er von „seinem“ Walde sprach.

Wo ich zu einem Fenster unseres Hauses auch hinausguckte, gegen Norden oder Süden, gegen Osten oder Westen, überall sah ich diese blaugrünen Wogen locken und gewahrte hinter Wiesen und Feldern diese feierlichen Gipfelsägen, die schattendunkel oder sonnenhell hineinschnitten in das Blau des Himmels.

Es mag wohl bald im ersten Sommer zu Welden geschehen sein, daß ich sehnsüchtig diesem winkenden Grün entgegenzappelte. Des Tages, der mir den Wald gegeben, weiß ich mich nicht mehr zu entsinnen. Aber ich glaube, daß dieser Tag mir den ersten Seelenrausch, das erste klingende Gefühl meines Lebens gab. Denn, so weit ich mit klarem Erinnern zurückschaue in die Kindheit: immer steht mir zwischen schönen Dingen der Wald als das Schönste, und immer war mir da ein frohes Zittern im Blute, ein Jubelschrei in der Kehle, ein Staunen in den Augen, ein Gefühl der Erlösung in allen Sinnen, ein geflügelter Traum in all meinem Leben. Und das ist seit meiner Kindheit so in mir geblieben, bis zum heutigen Tage — durch ein halbes Jahrhundert . . . . .

Was gäb' ich drum, wenn mein Erinnern heute noch klar überschauen könnte, wie das in meiner Kindheit für mich begann? Dieses Hängen am Walde? Und was mein erster Tag in dieser grünen Lebenskirche an staunenden Freuden in meinem Kinderherzen weckte, an fragenden Gedanken in meinem Knabengehirn? Aber ich sehe da kein Zusammenhängendes mehr, sehe nur getrennte Bilder. Unter ihnen das älteste, das ist der stille, prachtvolle Hochwald, der zwischen Welden und Hegnenbach grünte. Der ist wohl lange schon niedergeschlagen. In mir aber grünt er noch. Ganz klein bin ich; und diese zweihundertjährigen Bäume sind so riesengroß! Das Gehen zwischen ihnen ist eine linde, lautlose Sache; und kein Baum ist da, den ein Mensch mit den Armen umfassen könnte; und die Stämme haben keinen Ast bis hoch hinauf; und hoch da droben, unerreichbar, hängt das grüne Dach, an dem die vielen kleinen Sonnenlichter funkeln wie tausend Tagsterne. So oft ich in späteren Jahren Märchen las und von Zwergen hörte, ist mir immer dieser Hegnenbacher Hochwald eingefallen. *Ludwig Ganghofer, Lebenslauf eines Optimisten.

Wir hatten aber eine große Freundschaft mit einem Jungen, der uns gegenüber wohnte, Nikolaus Velt, gewöhnlich nur Kläschen genannt, ein sehr braver, ordentlicher Junge, verständig dabei, der fleißiger war und mehr gelernt hatte als wir. Wir hatten uns gegenseitig sehr lieb; er war immer freundlich und tat uns alles, was er uns an den Augen

absehen konnte. Sein Vater und Bruder saßen beständig hinter der Scheibe und machten Töpfe, Schüsseln u. dgl., auch Ziegeln und Backsteine. Unser Kläschen mußte mit den Ochsen auf den Acker und Ton aus der Grube nach Hause fahren. Gegen Abend war ich gewöhnlich bei der Töpferfamilie und sah zu beim Arbeiten und knetete auch selbst im Ton herum. Sonntags, wenn das Kläschen frei war, gingen wir mit der Mutter Erlaubnis und einem Stück Brot in der Tasche in die Berge und Wälder; wie war uns so wohl in den schönen Gegenden und Wäldern! Dieses Singen der Lerchen und Amseln und hundert anderer Vögel! Nun wurden Nester gesucht, auf Bäume geklettert, Schmetterlinge gefangen, da durchstreiften wir die dicksten Wälder. Unser Weg ging aber meistens bis zum Weinberg und der Ohl (ein Hügel). In diesen großen Wäldern mit Eichen wußten wir jeden Weg und Steg auswendig; waren wir ermüdet, so lagerten wir an einer Waldquelle, woraus wir dann beim Weggehen aus den Händen tranken; Hut oder Mütze hatte keiner mitgenommen. War unser Vorrat aufgezehrt, so wurden Erdbeeren, Himbeeren oder Sprößlinge gegessen. . . . .

Das war eine wunderschöne Zeit, wie wir so in der Waldeinsamkeit herumschwärmten, wo es so einsam und still war! Die Spechte hörte man an den hohlen Bäumen hacken und sah die Stare die Jungen füttern, die wilden Tauben flogen hin und her, die Kohl- und Blaumeisen, Goldammern, Zeisige, Grasmücken und viele andere Vögel zwitscherten durcheinander. Oft hörte man auch das scharfe Geschrei der Häher und den Baß des Kolkraben und sah in hoher, blauer Luft den Weih seine langsamen Kreise ziehen. Wie prächtig roch es nach Thymian und tausend Waldbäumen! Ach, das war eine wunderschöne Zeit! —

* * *

Eine Hauptfreude war das Aufziehen junger Vögel, und wir hatten immer Käfige voll Amseln und Hänflingen, und wir jubelten, wenn wir sie soweit gebracht hatten, daß sie allein fressen konnten; auch ein paar Tauben hatten wir in unserer Stube, sie hatten ihr Nest unter dem Bett; auch ein allerliebstes Kätzchen, mit dem wir spielten und das uns wie ein Hund bis in den Biengarten nachlief.

Die Beobachtung der Vögel gehört mit zu den liebsten Erinnerungen meiner Jugendjahre; täglich wurde das Rauchschwalbennest oben auf dem Boden, das Rotschwänzchen- und die Spatzennester besucht, ich kam oft zu spät darüber in die Schule. Unserm Haus gegenüber auf einem alten Stadttor war ein Storchnest; das Treiben dieser Tiere habe ich stunden- und tagelang beobachtet. Im Herbst versammeln sich die Störche im Kinzigtal, und ich habe bei Wächtersbach wohl an hundert zusammen gesehen. Und wieviel Hosen und Jackenärmel mag ich draußen um der Vogelnester willen zerrissen haben.

Ganze Nester Hänflinge zog ich zu Hause auf, Amseln und Stare

und Blutfinken wurden zahm gemacht, und wenn ich in die Stube kam, flogen alle auf mich zu und fraßen mir aus dem Mund, und ich konnte sie streicheln. In Kassel in der Marktgasse hatten wir später einen Blutfinken; alle mochten sich Mühe geben, wie sie wollten, keinem sang er sein Stückchen vor, sowie ich aber ins Zimmer trat, fing er sogleich an. . . . . . Ich konnte mit allen Tieren gut umgehen. —

* Ludwig Emil Grimm, Erinnerungen aus meinem Leben.

Das Dach an dem Haus der Frau Kuhnke hing tief, die kleinen bleigefaßten Scheiben aber blinkten wie offene Augen, die alles gewahrten, doch das Schönste waren die drei uralten, mächtigen Linden davor. Ihre Kronen ragten hoch hinaus über das braune Dach und deckten es zu mit dem wunderschönen Grün. Im Frühling, wenn die jungen Blätter sich aus den rosenroten Wickeln herausschälten, konnte Hanneken sich nicht genug wundern über die krausen Formen, die sich langsam auftaten. So still ging das vonstatten. Heute waren sie noch geschlossen, morgen standen sie schon in der Sonne gespreizt, und ließen die verblaßten Käppchen abfallen. Dann wiegten sich die tausendmal tausend Blätter im Wind, licht und durchsichtig. Unter den Linden, auf kleinen Beeten, sproßten etliche Stauden Herzblumen; braunrot drängten sich ihre Spitzen aus der Erde, auch ein paar Pfingstrosen tasteten sich durch, und etliche Reihen Tulpen, die gleich ihre bunten Knospen mitbrachten. Welche Kraft mußten die Blumen haben, um so schön heraufzukommen aus der Erde, die festgetreten war! Hanneken liebte alles, was leuchtete und schimmerte. Wenn späterhin der Flieder blühte, in dicken Dolden, rötlich blauend und weiß, dann begriff es erst, wozu ihm die Nase gewachsen war. Den ganzen Kopf steckte es in die Hecke und roch und trank das Duften wie aus einem großen, großen Becher. Johanna Wolff, Hanneken.

Die Mutter gab mir von ihrem Ständer am Fenster einen kleinen Tonscherben voll Erde, darin steckte eine schwärzliche Knolle, und diese hatte schon ein paar spitzige, hellgrüne, saftige junge Blättlein getrieben. Es war eine Hyazinthe. Die gab sie mir und sagte dazu: „Paß auf, das geb ich dir jetzt. Später wird's dann eine große rote Blume. Dort stell ich sie hin, und du mußt darauf acht geben, man darf sie nicht anrühren und herumtragen, und jeden Tag muß man sie zweimal gießen; wenn du es vergißt, sag ich dir's schon. Wenn es aber eine schöne Blume werden will, darfst du sie nehmen und dem Brosi hinbringen, daß er eine Freude hat. Kannst du dran denken?"

Sie tat mich ins Bett, und ich dachte indessen mit Stolz an die Blume, deren Wartung mir als ein ehrenvoll wichtiges Amt erschien, aber gleich am nächsten Morgen vergaß ich das Begießen und die Mutter erinnerte mich dran. „Und was ist denn mit dem Brosi seinem Blumenstock?" fragte sie, und sie hat es in jenen Tagen mehr als das eine Mal sagen müssen. Dennoch beschäftigte und beglückte mich damals nichts so

stark wie mein Blumenstock. Es standen noch genug andere, auch größere und schönere, im Zimmer und im Garten, und Vater und Mutter hatten sie mir oft gezeigt. Aber es war nun doch das erstemal, daß ich mit dem Herzen dabei war, ein solches kleines Wachstum mit anzuschauen, zu erwünschen und zu pflegen und Sorge darum zu haben.

Ein paar Tage lang sah es mit dem Blümlein nicht erfreulich aus, es schien an irgend einem Schaden zu leiden und nicht die rechten Kräfte zum Wachsen zu finden. Als ich darüber zuerst betrübt und dann ungeduldig wurde, sagte die Mutter einmal: „Siehst du, mit dem Blumenstock ist's jetzt gerade so wie mit dem Brosi, der so krank ist. Da muß man noch einmal so lieb und sorgsam sein wie sonst."

Dieser Vergleich war mir verständlich und brachte mich bald auf einen ganz neuen Gedanken, der mich nun völlig beherrschte. Ich fühlte jetzt einen geheimen Zusammenhang zwischen der kleinen, mühsam strebenden Pflanze und dem kranken Brosi, ja ich kam schließlich zu dem festen Glauben, wenn die Hyazinthe gedeihe, müsse auch mein Kamerad wieder gesund werden. Käme sie aber nicht davon, so würde er sterben, und ich trüge dann vielleicht, wenn ich die Pflanze vernachlässigt hätte, mit Schuld daran. Als dieser Gedankenkreis in mir fertig geworden war, hütete ich den Blumentopf mit Angst und Eifersucht wie einen Schatz, in welchem besondere, nur mir bekannte und anvertraute Zauberkräfte verschlossen wären. — —

Mein Blumenstock richtete sich indessen auf, reckte die Blätter höher und erstarkte zusehends. Mit ihm wuchs meine Freude und mein Glaube an die Genesung meines Kameraden. Es kam auch der Tag, an welchem zwischen den feisten Blättern eine runde rötliche Blütenknospe sich zu dehnen und aufzurichten begann, und der Tag, an dem die Knospe sich spaltete und ein heimliches Gekräusel schön roter Blütenblätter mit weißlichen Rändern sehen ließ. Den Tag aber, an dem ich den Topf mit Stolz und freudiger Behutsamkeit ins Nachbarhaus hinübertrug und dem Brosi übergab, habe ich völlig vergessen. Daß der Kranke aber seine leise Freude daran hatte und ihn sich häufig zeigen ließ, weiß ich noch wohl.

*Hermann Hesse, Diesseits.

So entsinn' ich mich des Jubels, der uns kleine Menschenkinder alle ergriff, als unser lieber Pflegevater eines Tages erklärte, daß nunmehr die Erde genugsam aufgetaut sei, um die auf einem Sandberge unfern des Dorfes zum Winter vergrabenen Kartoffeln wiederum auszugraben.

Etwas zu vergraben, zu bergen, zu verbergen, etwas für den Winter einzusargen, einzukellern, unter Dach und Fach zu bringen, davon zu zehren, zu leben und guter Dinge zu sein, währenddessen es draußen stürmte, schneite und fror, bei Nacht und Graus das Vieh in seinem warmen Stalle freßlustig bei seiner vollen Raufe zu wissen; das waren mir alles ganz geläufig-poetische Vorstellungen und Symbole, höchst gemütliche Dinge und beseligende Mitleidenschaften.

Wenn ich zufällig mal in der Nacht vom Wintersturm erwachte, der

mit den Fensterläden spektakelte und im Kamin pfiff, so dachte ich bei meiner eigenen Behaglichkeit im warmen Bettchen auch an alle andern Menschenkinder, an die armen Leute und die Kreaturen, die der menschlichen Obhut anvertraut sind.

Ein Hofhund, den ich ohne Bude wußte, konnte mich ganz unglücklich machen, und da ein Nachbar von uns, ein Bauer, grausam und nachlässig genug war, seinen Hund ohne einen Schutzwinkel den Winter über draußen zu lassen, so ließ ich nicht eher nach, als bis ihm eine Bude hergerichtet war.

Nun sollten also Kartoffeln, Notabene vergraben gewesene Winterkartoffeln, wiederum ans Tageslicht geborgen werden. Kartoffeln, das hieß Früchte, von denen wir selbst essen sollten, die mußten ganz anders schmecken wie die, welche im Keller waren. Man mußte ihnen was abschmecken von dem verborgenen Geheimnis, das mit ihnen in der tiefen und finstern Sandgrube den Winter durch geweilt hatte; und diese Kartoffeln mußten, in der Asche gebraten, ganz besonders gut sein. Eines Nachmittags ward nun feierlich zum Werke geschritten. Mir hatte der Appetit schon vor Erwartung versagt. Ich habe vergessen, was ich mir alles von diesem Ausgraben der Winterkartoffeln erphantasierte, aber ich weiß so viel, daß, wenn ich heute einer Ausgrabung in Herkulanum, Pompeji und Stabiä beiwohnen sollte, ich kaum so neugierig und so poetisch aufgeregt in meinem ganzen Wesen sein könnte wie damals. Der Knecht ward sofort von mir mit einem Groschen bestochen, daß er mich, wenn die Sache erst im Gange sein würde, ein bißchen mitgraben lassen sollte, und ich trug einen Spaten, die Kameraden ebenso Hacke, Schaufeln, Säcke, Eimer, Körbe und was des Apparats mehr war.

Als wir aus dem Pfarrhause traten, so umfing uns eine entzückende, sommerliche Luft, obgleich noch wenig Gras zum Vorschein gekommen war, und die Erde ein ziemlich winterliches Ansehen hatte. Auf dem Wege war es auch noch naß und schmutzig vom Winterfrost, dafür aber der Sandberg desto trockener und ergötzlicher für unsere Lust.

Die Sonne schien den reinlichen Sand erwärmt zu haben, und die hier von allen Dorfleuten vergrabenen Kartoffeln bildeten ordentliche Grabhügel wie auf einem Pestkirchhofe. Ich mochte das nicht so deutlich denken wie heute, aber ich empfand es doch und war davon wunderbar ergriffen und elegisch gestimmt. Das Ausgraben ging ganz nach Wunsch und ohne andere Abenteuer vonstatten, als die in meiner keinen Augenblick rastenden Phantasie innerlich angeschaut wurden. Ich hatte mitgegraben und mitgesammelt, bis mir die Kräfte versagten. Die Pferdchen eines Bauern holten die geborgenen Kartoffeln nach Hause und das große Werk war vollbracht. Aber in mir war es darum noch lange nicht abgetan, denn es war doch ein Miterlebnis gewesen, eine Haus- und Wirtschaftsverrichtung der großen Leute, an der ich praktischen Anteil genommen hatte, und diesen werktüchtigen Anteil fühlte ich zu sehr als eine Ehrensache, um das so mir nichts dir nichts vorüberzulassen.

Ich habe seitdem manches Kauf- und Verkauf-, Pacht- und Verpacht-

geschäft gemacht, ich habe gepflanzt, gebaut und in wichtigen, schwierigen Geschäften den Unterhändler und Ratgeber gemacht; aber nichts von alledem hat mir das Gefühl von Wichtigkeit, nichts mir die zugleich poetische und sittliche Genugtuung gegeben, nichts einen solchen bleibenden Eindruck hinterlassen, als diese ausgegrabenen Kartoffeln.

Wetter-, Tages- und Seelenstimmung, Weltstimmung, Gräberelegie, Sandmelancholie, Vorfrühlingspoesie und die Mischung von all diesen Elementen und Stimmungen, das alles ist mir diesen Augenblick, nach siebenunddreißig Jahren, so frisch und gegenwärtig, als wenn's gestern erlebt worden wäre, und was war's denn? Ein Nichts nach den Begriffen erwachsener Leute. Aber Kinder fassen und fühlen mit himmlischem Instinkt die Welt auf jeglichem Punkt und in jedem Augenblick als die eine, ganze Welt und den Gott in ihr wie im eigenen Selbst!

*Bogumil Goltz, Buch der Kindheit.

Schätze

— — wie des Kindes Hand.
Sie nimmt nicht, was Erwachsene verlangen;
Nur einen Käfer mit verzierten Zangen,
Den runden Stein, der durch den Bach gegangen,
Den Sand, der rann, und Muscheln, welche klangen;
Sie ist wie eine Wage aufgehangen
Und sagt das allerleiseste Empfangen
Langschwankend an mit ihrer Schalen Stand.

Rainer Maria Rilke.

Der Moskauer Anzug war vortrefflich ausgefallen. Das zimmetbraune Jackett mit den glänzenden Knöpfen saß stramm am Körper — dasselbe schlotterte nicht wie unsere Kleider im Dorfe — die aufs Wachsen berechnet waren — die schwarzen Hosen, ebenfalls eng anliegend, ließen die Muskeln prachtvoll erkennen und lagen elegant auf den Stiefeln.

„Na, endlich habe ich auch Beinkleider mit Strippen, mit wirklichen!" dachte ich, fast außer mir vor Freude und von allen Seiten meine Beine betrachtend. Obgleich mir der neue Anzug eng und unbequem war, verbarg ich dies doch vor allen und sagte: „Im Gegenteil, er drückt mich gar nicht, und wenn derselbe überhaupt einen Mangel hat, so ist er mir ein bißchen zu weit." Leo Tolstoi, Lebensstufen.

Schwerlich wird der Knabe der großen Stadt von einer zuerst geschauten Oper einen so lebhaften Eindruck bewahren, als Heim von einem

Paar rotsamtener Beinkleider, die er in seiner frühesten Knabenzeit erblickte. Der älteste Bruder bringt am Sonnabend aus der Stadt einen Schulkameraden und Verwandten zum Besuche mit. Die besagten Beinkleider des Herrn Vetters Hermann schillern den auf dem Hofe beschäftigten Knaben in die Augen; keiner aber wagt sich in die Stube, wo der strenge Vater die Angekommenen empfängt, sie zum Ausruhen und zum freundlichen Gespräche höflich einladet. Endlich klemmt sich einer durch die Tür und verschwindet sogleich hinter dem Ofen. Die andern folgen. Und nun schielen sie verstohlen hervor nach den roten Hosen, bis endlich in Ernst, dem Keckften, die Begierde siegt. Leisen Trittes, auf den Zehen rückt er dem Vetter näher und näher, bis er endlich mit bescheidener Hand über das glänzende Bein streichen kann — und wie ein Pfeil schießt er wieder hinter den Ofen. Noch im hohen Alter gewährte ihm der Gedanke an jenen sanften Strich den süßesten Genuß.

Georg Wilhelm Keßler, Der alte Heim.

Und Hanneken kam wieder und streckte seinen festen, runden Kopf zwischen die beiden, und sah den Vater an mit fast scheuem, forschendem Kinderblick. Der Mann sprang auf und schlug sich vor die Stirn. Aus dem kleinen Spind holte er etwas heraus, das war sorgfältig eingewickelt. Kleine Stiefel waren es, grau mit blauer Seide gesteppt, mit blauen Schnürsenkeln und blauen Seidentroddeln, wie man sie damals zu tragen pflegte.

Er hatte sie selber bringen wollen, er hatte nicht, wie sonst, mit leeren Händen auftauchen wollen, den fragenden Augen seines Kindes gegenüber. Nun hatten ihn die beiden überrascht. Hanneken wurde auf den Schemel gesetzt und bekam die Stiefelchen an, die alten schäbigen Schuhe flogen in den Winkel.

Das war schön! Was war das für ein herrlicher Vater, der so etwas machen konnte! Dem mußte man doch zulachen. Und wie das paßte. Nichts drückte. Die Zehen wurden befühlt; sie konnten sich strecken; in den alten mußten sie sich schon ein wenig zusammenkrümmen.

Hanneken trat auf und ging. Das war am Ende noch schöner, als mit nackten Füßen durch den glatten Chausseestaub zu wandern! Immer wieder hob das Kind sein Röckchen auf und besah seine Füße und die blauen Seidentroddeln leuchteten. Ach, die blauen Troddeln! Dieser kleine, wundervolle Überfluß; ein Glänzen ging davon aus, das eine lange, dunkle und verlassene Jugend erhellen mußte.

Johanna Wolff, Hanneken.

„Min Kronken."

Eine kleine, gelb getünchte Stube. An der Wand ein großes Himmelbett mit rot und weiß gewürfelten Umhängen. Am Fußende des Bettes ein Koffer, blau, mit dicken, roten Tulpen bemalt, und starken Eisengriffen an den Seiten.

Draußen liegt Schnee. Er bedeckt die halbe Fensterseite. Der Wind hat ihn während der Nacht dagegen geweht, und es kommt immer mehr dazu. Das Kind sitzt in dem Himmelbett und hält sich an der Quaste fest, die von der Mitte herunterhängt; es hört auf den Wind, der durch die Wand hindurch zu wollen scheint.

Die Mutter kommt, sie bringt eine Schürze voll Torf herein und reibt sich die verklammten Finger. Dann holt sie die braune Kaffeekanne aus der Ofenröhre, setzt sich zu dem Kinde aufs Bett, und sie wärmen sich beide die Hände daran. Die Stube fängt an warm zu werden, es riecht nach Rauch. Die Mutter schlägt die Umhänge des Bettes zurück, da sieht Hanneken eine kleine, grüne Buchsbaumkrone vom Balken niederhängen, rote Vogelbeeren schimmern dazwischen, fünf kleine bunte Lichter sind angesteckt, die leuchten ruhig in dem grauen Schneedämmer, das die Stube erfüllt. Und auf dem Tisch am Fenster liegt ein frischer Rosinenkringel. Hanneken hat Geburtstag.

Die Mutter bindet einen Faden an den Kringel und hängt ihn dem Kinde um den Hals. „Min Hanneken," sagt sie mit verhaltener Zärtlichkeit und streichelt den kleinen, runden Kopf und drückt ihn gegen die Schürze, von der die gefrorenen Torfbrösel niedertauen. Unten aus der grünen Krone hängen wunderbare Sachen hervor. Ein buntes Halstüchel, ein Paar rote Pulswärmer, die vorn einen weißen Perlsaum haben, lange, dicke Strümpfe, und o Staat, eine warme Haube mit weichen Klappen für Hannekens kleine Ohren. All die guten Dinge legt die Mutter aufs Bett; das Kind, beseligt, tut sie über und unter dem Hemdlein an. Das Tüchel um den Hals, die Pulswärmer an die bläulichen, kleinen Arme, die Strümpfe, die sind an den Spitzen zu lang und nicht sehr weich, denn die Kleine hat eine empfindliche Haut. Aber das Häubchen! Das ist sanft wattiert, da kann der Wind nicht durchfahren, selbst wenn er durch die Wand käme. Die Mutter langt das Spiegelchen her, Hanneken besieht sich und findet sich ganz unverständlich reich und schön. Die Mutter läßt ihm das Spiegelchen, daß es sich sattsehen kann an seinem Bildnis. (Sie schenkt dem Kind Kaffee ein, und sieh da, statt des alten verbogenen Bechers gibt's ein neues buntes Töpfchen mit einem Henkel dran. Hanneken trinkt andächtig aus dem Töpfchen und beißt vorsichtig in den Rosinenkringel. Es läßt sich sein „Lebenskraut" zeigen, das dort unter dem Eckbalken hervorgrünt. Auch Vater und Mutter haben ein Lebenskraut. Am Johannisabend wird es gepflückt auf den Gräbern des Marienkirchhofs, oder in den Putschinen. Das ganze Jahr hindurch muß es frisch bleiben; wenn es bleicht oder verdorrt, ist Gefahr und Krankheit im Anzuge für den, dem es gehört. Aber Hannekens Kraut ist grün. Eben will die Mutter dem Kinde aus dem Bette helfen, da ertönt Feuerlärm. Auf das beschneite Fenster fällt glutroter Schein. Drüben brennt's; lichterloh schlägt's empor und zeichnet sich ab am Fenster. Und der Wind steht geradewegs herüber.

Ein Rennen und Laufen beginnt, Türen werden geschlagen, Sachen

werden fortgeschleift, Kinder und Erwachsene schreien durcheinander; Nachbarn stürmen herein, um zu helfen.

Hanneken fühlt sich in das Oberbett eingerollt, es soll eilends fortgeschafft werden. „Min Kronken," schreit es auf und reckt seine Hände aus der Decke. Die Mutter stürzt zurück, reißt das Geburtstagskrönchen vom Balken und drückt es ihrem Kinde in die zitternden, kleinen Arme. Irgendwo hingebracht, findet sich Hanneken bei Nachbarn im Bette sitzen, ganz allein. Sie sind alle den Gefährdeten zu Hilfe gerannt. Hanneken schält sich nachdenklich aus der Federdecke, paßt den zerbrochenen Rosinenkringel aneinander und besieht das Krönchen, an dem ihm die Beeren blutrot entgegenschimmern.

Johanna Wolff, Min Hanneken.

Unterdessen hatte Mama die Sachen aufgelesen, welche der Santiklaus auf den Boden und in den Hausgang geschleudert hatte, und trat mit dem Kram ans Licht. O Wunder, o Seligkeit! Bildertäfelchen, groß wie kleine Spielkarten, doch nicht flache Bilder, wie in den Büchern, sondern erhabene körperliche Figuren, als ob sie lebten. Und die Figuren waren angemalt, aber fein und zart, nur so mit unbeschreiblich schönen Farben angehaucht. Der Rand der Täfelchen war erhaben, von der nämlichen Höhe wie die Figur, längs der inneren Linie des Rahmens lief, kreuzweis gestrichelt, ein farbiges Kränzlein. O diese Kränzlein! für sich allein ein ganzes Paradiesgärtlein! Die Strichlein der einen Richtung waren nämlich grün, die Strichlein der andern Richtung rot. Und beides kreuzte sich, ohne sich gegenseitig zu beeinträchtigen. Dieses wonnige Wunder war mit dem Blick gar nicht auszulernen. Und als wir nun einander die kunstvollen Täfelchen glückseufzend vorwiesen und sie miteinander verglichen, siehe eine neue Überraschung: jedes Täfelchen zeigte eine andere Figur: Vögel, Fische, Menschen, Blumensträuße. Es war eine der glücklichsten Stunden meines Lebens.

„So, jetzt dürft ihr auch eines davon essen," lautete die ermunternde Erlaubnis. Essen? Kann man denn Kunstwerke essen? Doch wahrhaftig, man konnte, und zwar schmeckten sie ausgezeichnet. Was ist nur das für ein ganz besonderer Leckergeschmack? „Anis." Es waren Anisbrötchen. Dieser Anisgeist Santiklaus gefiel mir außerordentlich.

Carl Spitteler, Meine frühesten Erlebnisse.

Wechselndes Licht

Was zu glücklich um zu leben,
Was zu scheu, um Klang zu geben,
Was zu lieblich zum Entstehen,
Was geboren zum Vergehen,
Was die Monde nimmer bieten,
Rosen aus verwelkten Blüten,
Tränen dann aus jungem Leide
Und ein Klang verlorner Freude.
Theodor Storm.

Wie wunderlich war's doch, und die Fenster von den Stuben nebenan, wenn da abends Licht drinnen war, die malten den Schatten von den Sträuchern auf den Boden, da saß ich so gern allein auf dem Boden und sah den Schatten rund um mich sich bewegen. Ich habe mich wohl immer gefürchtet als Kind, aber mehr bei Tag, wenn ich allein war, und im Zimmer, wo alles so nüchtern aussah, aber in der Nacht war was Vertrauliches, was mich lockte, und noch ehe ich was von Geistern gehört hatte, war die Empfindung in mir, daß etwas Lebendiges in der Umgebung sei, dessen Schutz ich vertraute; so war mir's auf der Altane als Kind von drei oder vier Jahren, wo beim Sonnenuntergang immer alle Glocken den Tod des Kaisers einläuteten, und wie's da immer nächter ward und kühler, und es waren keine Leute um mich, und als ob die Luft lauter Geläute sei, was mich umfing; da kam eine Traurigkeit über mein kleines Herzchen und dann wieder so rasches Zusammennehmen, ich fühl's noch, wie wenn der Schutzengel mich auf den Arm nähme. Jetzt muß ich aber sagen: Was ist doch das Leben für ein groß Geheimnis, das so dicht die Seele umschließt, wie die Puppe den Schmetterling; kein Licht strahlt durch den Sarg, aber die Sonnenwärme empfindet die inwendige Seele und wächst und wächst unter schweren Ahnungen, unter Tränen. Bettine von Arnim, Die Günderode.

In unserer Schlafkammer waren die Läden zu, und ich lag im Dunkel halbwach, hörte meinen kleinen Bruder neben mir in festen, gleichen Zügen atmen und wunderte mich wieder darüber, daß ich bei geschlossenen Augen statt des schwarzen Dunkels lauter Farben sah, violette und trüb dunkelrote Kreise, die beständig weiter wurden und in die Finsternis zerflossen und beständig von innen her quellend sich erneuerten, jeder von einem dünnen gelben Streifen umrändert. Auch horchte ich auf den Wind, der von den Bergen her in lauen, lässigen Stößen kam und weich in den großen Pappeln wühlte und sich zuzeiten schwer gegen das ächzende Dach lehnte. Es tat mir wieder leid, daß Kinder nachts nicht aufbleiben und hinausgehen oder wenigstens am Fenster sein dürfen, und ich dachte an eine Nacht, in der die Mutter vergessen hatte, die Läden zu schließen.

Da war ich mitten in der Nacht aufgewacht und mit Zagen ans Fenster gegangen, und vor dem Fenster war es seltsam hell, gar nicht schwarz und todesfinster, wie ich mir vorgestellt hatte. Es sah alles dumpf und verwischt und traurig aus, große Wolken stöhnten über den ganzen Himmel, und die bläulich-schwarzen Berge schienen mitzufluten, als hätten sie alle Angst und strebten davon, um einem nahenden Unglück zu entrinnen. Die Pappeln schliefen und sahen ganz matt aus wie etwas Totes oder Erloschenes, auf dem Hof aber stand wie sonst die Bank und der Brunnentrog und der junge Kastanienbaum, auch sie ein wenig müd und trüb. Ich wußte nicht, ob es kurz oder lang war, daß ich im Fenster saß und in die bleiche verwandelte Welt hinüberschaute; da fing in der Höhe ein Tier zu klagen an, ängstlich und weinerlich. Es konnte ein Hund oder auch ein Schaf oder Kalb sein, das erwacht war und im Dunkeln Angst verspürte. Sie faßte auch mich und ich floh in die Kammer und in mein Bett zurück, ungewiß, ob ich weinen sollte oder nicht. Aber ehe ich dazu kam, war ich eingeschlafen.

Das alles lag jetzt wieder rätselhaft und lauernd draußen, hinter den verschlossenen Läden, und es wäre so schön und gefährlich gewesen, wieder hinauszusehen. Ich stellte mir die trüben Bäume wieder vor, das müde, ungewisse Licht, den verstummten Hof, die samt den Wolken fortfliehenden Berge, die fahlen Streifen am Himmel und die bleiche, undeutlich in die graue Weite verschimmernde Landstraße. Da schlich nun in einen großen, schwarzen Mantel verhüllt ein Dieb, oder ein Mörder, oder war jemand verirrt und lief dort hin und her, von der Nacht geängstigt und von Tieren verfolgt. Es war vielleicht ein Knabe, so alt wie ich, der verloren gegangen oder fortgelaufen oder geraubt worden oder ohne Eltern war, und wenn er auch Mut hatte, so konnte doch der nächste Nachtgeist ihn umbringen oder der Wolf ihn holen. Vielleicht nahmen ihn auch Räuber mit in den Wald, und er wurde selber ein Räuber, bekam ein Schwert oder eine zweiläufige Pistole, einen großen Hut und hohe Reiterstiefel.

Von hier war es nur noch ein Schritt, ein willenloses Sichfallenlassen, und ich stand im Träumeland und konnte alles mit Augen sehen und mit Händen anfassen, was jetzt noch Erinnerung und Gedanke und Phantasie war.

Hermann Hesse, Diesseits.

O ihr glücklichen, glücklichen, unwiederbringlichen Tage der Kindheit! Wie sollte man die Erinnerung an euch nicht lieben und hegen? Diese Erinnerungen erfrischen und erheben meine Seele und sind mir eine Quelle des reinsten Genusses.

Nachdem ich mich müde gelaufen, saß ich gerne am Teetisch, auf meinem hohen Stühlchen; es war schon spät, ich hatte längst meine Tasse Milch mit Zucker ausgetrunken, die Augen wollten mir vor Müdigkeit zufallen; aber ich rührte mich nicht von der Stelle, ich saß und lauschte. Und wie sollte ich nicht lauschen? Maman spricht mit jemandem, und der Klang ihrer Stimme ist so süß, so freundlich. Der bloße

Klang sagt meinem Herzen so viel! Mit schlafmüden Augen blicke ich starr auf ihr Gesicht, und plötzlich wird sie ganz klein, ganz klein — ihr Gesicht ist nun nicht größer als ein Knopf; aber es bleibt mir deshalb ebenso deutlich sichtbar: ich sehe, wie sie mich anblickt, und wie sie lächelt. Ich sehe sie gerne in so winziger Form. Ich drücke die Augen noch mehr zusammen, und sie wird so klein, wie die Männchen in der Pupille; aber ich mache eine Bewegung — und der Zauber verschwindet; ich quäle mich, meine Augen enger zu machen, wende mich hin und her und biete alles auf, den Zauber wieder hervorzurufen — aber umsonst.

Ich stehe auf, ziehe beide Beine in die Höhe und lege mich behaglich im Lehnstuhl zurecht.

„Du wirst wieder einschlafen, Nikolenka," sagt Maman, „du solltest lieber nach oben gehen."

„Ich will nicht schlafen, Mamachen," antworte ich ihr, und undeutliche, aber süße Träumereien erfüllen meine Phantasie, ein gesunder Kinderschlaf schließt die Augenlider, und eine Minute später war ich eingeschlafen und schlief, bis ich aufgeweckt wurde.

Es kam vor, daß mich im Halbschlummer eine zärtliche Hand berührte; an der bloßen Berührung erkannte ich sie, und noch im Schlafe und unwillkürlich ergriff ich diese Hand und drückte sie fest, fest an meine Lippen.

Es waren schon alle weggegangen, eine Kerze brannte im Gastzimmer; Maman hatte gesagt, sie wolle mich selbst wecken; dann setzte sie mich auf den Lehnstuhl, auf dem ich schlief, fuhr mit ihrer wunderbaren, zarten Hand über meine Haare und in mein Ohr klang die liebe, bekannte Stimme:

„Steh auf, mein Herzchen, es ist Zeit, schlafen zu gehen."

Niemandes gleichgültige Blicke stören sie, sie scheut sich nicht, all ihre Zärtlichkeit und Liebe über mich auszugießen. Ich rühre mich nicht, sondern küsse nur noch inniger ihre Hand.

„Steh' auf, mein Engel."

Sie faßt mit der andern Hand meinen Hals und kitzelt mich. Im Zimmer ist es still, halb dunkel; ich bin vom Kitzeln und vom Erwachen aufgeregt; Mamachen sitzt dicht neben mir; sie berührt mich; ich empfinde ihre Nähe und höre ihre Stimme. Dieses alles zusammen wirkt so auf mich, daß ich aufspringe, mit meinen Armen ihren Hals umfange, mich an ihren Busen drücke und atemlos ausrufe:

„Ach, liebe, liebe Mama, wie hab' ich dich lieb!"

Auf ihrem Antlitz spielt ihr trauriges, bezauberndes Lächeln, sie nimmt meinen Kopf und beide Hände, küßt mich auf die Stirn und setzt mich auf ihren Schoß.

„Du hast mich also sehr lieb?" Sie schweigt einen Augenblick und sagt dann: „Hörst du, habe mich immer lieb, vergiß mich nicht. Wenn deine Mama einmal nicht mehr ist, du vergißt sie nicht, nicht wahr, Nikolenka?"

Sie küßt mich noch zärtlicher.

„Hör' auf und sage so etwas nicht, du gute, herzige Mama," rufe ich, und meine Tränen fließen in Strömen, Tränen der Liebe und des Entzückens.

Wenn ich nachher nach oben ging und in meinem wattierten Schlafröckchen vor den Heiligenbildern stand — welch wunderbares Gefühl durchzog mich, wenn ich sprach: „Lieber Gott, nimm Papa und Mama in deine Hut!" Wenn ich die ersten Gebete wiederholte, welche meine Kinderlippen für die geliebte Mutter gestammelt, floß die Liebe zu ihr und meine Liebe zu Gott eigentümlicherweise in ein Gefühl zusammen.

Nach dem Gebete wickelte ich mich in meine Decke ein; mir war leicht und fröhlich ums Herz; die Gedanken jagten sich — aber woran dachte ich? Sie waren nicht festzuhalten, aber ganz erfüllt von reiner Liebe und Hoffnung auf wahres, lichtes Glück. Ich dachte wohl auch an Karl Iwanowitsch und sein trauriges Los — an den einzigen Menschen, den ich unglücklich wußte — und so leid tat er mir, und mein Gefühl für ihn war so stark, daß mir die Augen übergingen und ich betete: „Lieber Gott, gib ihm Glück, gib mir die Möglichkeit, ihm zu helfen, seinen Kummer zu erleichtern; ich bin bereit, alles für ihn zu opfern!" Dann nahm ich mein Lieblingsspielzeug — einen Hasen und einen Hund aus Porzellan — drückte es in den Zipfel des Daunenkissens und betrachtete mit Vergnügen, wie gut, warm und behaglich es ihm dort sein müsse. Dann betete ich noch, daß der liebe Gott allen Glück bescheren möge, damit alle zufrieden seien, und auch, daß morgen gutes Wetter sei zum Spaziergang — drehte mich dann auf die andere Seite, die Gedanken und Vorstellungen gingen durcheinander, vermischten sich, und leise und sanft schlief ich mit noch tränenfeuchten Wangen ein.

Ob sie wohl je wiederkehren, die Frische, die Sorglosigkeit, das Bedürfnis, zu lieben, und die Glaubenskraft, die wir in der Kindheit besitzen? Welche Zeit kann besser als die sein, da zwei der höchsten Tugenden — harmlose Fröhlichkeit und das unendliche Bedürfnis zu lieben die einzigen Triebfedern des Lebens sind?

Wo sind jene inbrünstigen Gebete hin, wo die himmlische Gabe — jene reinen Tränen der Rührung. Der Trostengel kam herbeigeflogen, trocknete lächelnd diese Tränen und rief süße Träumereien in der unverdorbenen kindlichen Einbildungskraft wach.

Hat das Leben so tiefe Spuren in meinem Herzen zurückgelassen, daß diese Tränen und dieses Hochgefühl auf immer dahin sind? Ist nichts als die Erinnerung geblieben?

* * *

Es dämmerte schon, als wir nach Hause kamen. Maman setzte sich an den Flügel, wir Kinder brachten Papier, Bleistifte und Farben herbei und setzten uns um den runden Tisch, um zu zeichnen. Ich hatte zwar nur blaue Farbe, versuchte aber doch, die Jagd zu zeichnen. Einen blauen Knaben auf blauem Pferde, sowie blaue Hunde hatte ich in kurzer Zeit hingemalt, doch war ich mir nicht recht klar, ob man auch einen blauen

Hasen malen könne, und lief zu Papa ins Arbeitszimmer, um ihn um Rat zu fragen. Papa las gerade und antwortete, ohne aufzusehen, auf meine Frage: ob es blaue Hasen gebe: „Jawohl, Schatz, jawohl!" Zum Tische zurückgekehrt, zeichnete ich einen blauen Hasen — fand es aber dann nötig, den blauen Hasen in einen Strauch umzugestalten. Doch auch der Strauch gefiel mir nicht; ich machte einen Baum aus ihm, aus dem Baume wurde ein Heuschober — aus dem Heuschober eine Wolke und endlich befleckste ich das ganze Papier so mit blauer Farbe, daß ich es ärgerlich zerriß und mich in einen großen Lehnstuhl setzte, um ein wenig zu schlummern.

Maman spielte das zweite Konzert von Field, ihrem Lehrer. Ich lag im Halbschlummer, und meine Phantasie durchzogen freundliche, lichte, heitere Erinnerungen. Sie spielte die Sonate pathétique von Beethoven, und mir schwebte etwas Trübes, Schweres und Trauriges vor. Maman spielte diese beiden Stücke häufig, deshalb entsinne ich mich so deutlich der Gefühle, welche dieselben in mir wachriefen. Diese Gefühle schienen Erinnerungen an Vergangenes zu sein — aber an was? Es war, als erinnere man sich an etwas, was doch nie geschehen war.

Leo Tolstoi, Lebensstufen.

Der Vater hatte eine Zigarre angezündet und rückte seinen Stuhl näher zum Feuer. Dann winkte er Martin und Maria:

„Kommt Kinder, wir wollen spielen."

Das Feuer war beinahe ausgebrannt. Der Vater zerbrach zwei oder drei leere Zündholzschachteln, und aus den Trümmern baute er ein Haus ganz vorne im Kachelofen. Er setzte auch eine Menge Zündhölzchen als Säulen und Balken ein, und schließlich drehte er eine Tüte aus einem Stück steifen Papier; das war ein Turm. In die Spitze der Tüte schnitt er ein Loch als Schornstein. Es wurde ein stattliches Schloß mit Säulengängen und Zinnen und Türmen, ganz wie Stockholms altes Schloß in Dahlbergs Suevia. Und als es fertig war, setzte der Vater es an allen Ecken in Brand.

Das zischte und knisterte und brannte.

„Nein sieh — ah, sieh, wie es brennt! — Jetzt fängt die rückwärtige Ecke Feuer. — — Jetzt brennt der östliche Flügel, jetzt fällt er! — Und der Turm brennt — der Turm stürzt. — — — — — Jetzt ist es aus."

„Noch einmal, Papa," bat Martin, „ach noch einmal! Nur ein einziges Mal!"

„Nein, nicht noch einmal," sagte der Vater. „Ein zweites Mal ist es nicht mehr hübsch."

Martin bettelte und bat. Aber der Vater ging zum Klavier hinüber und streichelte seiner Frau übers Haar.

Martin blieb vor dem Ofen sitzen. Die Wangen brannten ihm, aber er konnte sich nicht davon losreißen. Ganz tief drinnen glühte es so schön. Es funkelte und glühte und brannte.

Endlich kam Großmutter und schob das Ofentürchen zu. Da ging Martin zum Fenster.

Die Sonne war längst fort. Es hatte sich vor einer Weile aufgeheitert, aber noch trieben dunkle Wolkenmassen in zerrissenen Scharen über das dünne glasartige Blau des Himmels. Das „Rabeneck" lag in tiefem Schatten da. Die Ebereschen und Kirschenbäume der Gärten standen entlaubt, und hier und dort funkelte schon ein Licht aus einem Fenster durch das dunkle Netz der Zweige. Unten auf der Gasse ging der Laternenanzünder herum und machte Licht; er war alt und krumm und trug eine Pelzhaube, die ihm tief in die Stirne fiel. Nun kam er zu der Laterne gegenüber dem Fenster auf der andern Seite der Gasse: Als er sie anzündete, leuchtete das ganze Zimmer auf. Die weiße Spitzengardine zeichnete ihr durchbrochenes Muster an die Decke und die Wand, und Kallas, Fuchsien und Agapanthus malten phantastische Schatten.

Es wurde dunkler und dunkler.

Man konnte von dort oben so weit weg sehen — weit hinaus über die niedrigen alten Viertel mit Holzhäusern und Holzplanken. Man konnte Humlegården sehen mit dem Dach der Rotunde zwischen den nackten alten Linden. Und ganz weit weg im Westen erhob sich eine graue Kontur; das war das Observatorium auf seinem Hügel. Das tiefe leere Blau des Oktoberhimmels wurde tiefer und leerer. Und im Westen verschwamm es in ein Rot, das von Nebel und Ruß schmutzig aussah.

Martin zeichnete mit dem Finger Figuren auf die Scheibe, die anfing, sich zu beschlagen.

„Ist bald Weihnachten, Großmutter?"

„Ach, das dauert noch, Kind . . ."

Martin stand lange da, die Nase an die Scheibe gedrückt und starrte auf den Himmel, einen schwermütigen Dämmerungshimmel mit bleichem Rot zwischen grauen Wolken.

Aber als die Lampe angezündet war und man um den runden Tisch saß, jeder mit seiner Arbeit, seinem Buch oder seiner Zeitung, ging Martin fort und setzte sich in einen Winkel. Denn er war plötzlich traurig geworden, ohne daß er wußte warum. Da saß er in der Dunkelheit und starrte in den gelben Lichtkreis, in dem die andern zusammensaßen und arbeiteten oder plauderten, und fühlte sich ausgeschlossen und verlassen und vergessen.

Und es half nichts, daß Maria einen alten Jahrgang von „Nah und Fern" hervorsuchte, um ihm Garibaldi und den Krieg in Polen zu zeigen und Kaiser Napoleon mit spitzigem Schnurrbart; er hatte das alles schon gesehen, viele Male. Es half auch nichts, daß sie ihm ein Stück Papier gab und ihn lehrte, Salzfässer, Himmel und Hölle und zwei zusammenhängende Boote zu falten; denn Martin sehnte sich, ohne daß er es wußte, nur danach, daß jemand etwas sagte oder tat, das ihn zum Weinen bringen konnte. Darum saß er mürrisch und stumm da und horchte auf den Regen, der an die Scheiben prasselte; denn es hatte wieder angefangen zu regnen, und der Wind rüttelte an den Fenstern.

„Ja," hörte er plötzlich Vater zur Mutter sagen, „du hast vielleicht recht, wir sollten versuchen, das Klavier zu verkaufen und anstatt dessen ein Pianino auf Ratenzahlung zu nehmen. Es hält ja keine vierzehn Tage mehr die Stimmung, und ein Pianino ist auch ein schöneres Möbelstück."

Martin fuhr bei den Worten zusammen: Das Klavier verkaufen! Er wußte nicht recht, was ein Pianino war, aber er glaubte nicht, daß es ein richtiges Klavier sein konnte; er stellte sich eher etwas mit einer Kurbel vor. Und er glaubte nicht, daß irgendein anderes Instrument so schön klingen könnte wie ihr Klavier. Er war mit jeder Beule und jeder Schramme in dem rotbraunen Mahagonideckel gut Freund, denn er hatte selbst die meisten gemacht, und er erkannte fast jede Taste an ihrer besonderen Färbung.

Das Klavier verkaufen! In seinen Ohren klang es wie etwas Unmögliches. Das war beinahe, als hätte er die Eltern in ruhigem Tone darüber sprechen hören, Großmutter zu verkaufen und anstatt dessen eine Tante zu nehmen.

Martin begann zu weinen, bevor er selbst wußte.

„Mama," sagte Maria, „Martin weint."

„Warum weinst du, Martin?" fragte die Mutter.

Martin schluchzte nur.

„Er ist müde und schläfrig," erklärte die Großmutter. „Es ist am besten, wenn er sich niederlegt."

Hjalmar Söderberg, Martin Bircks Jugend.

Niemand kannte das Haus wie Thomas. Dinge, auf die sonst keiner achtet, die man anblickt ohne sie zu sehn, waren ihm stille und vertraute Freunde. — Schräg gegenüber der dunklen Stube, wo er am Fenster sitzend seine Hausarbeiten für die Schulstunden bei seiner Mutter schrieb, lag ein sonderbarer Vorbau. An dieses Fenster setzte er sich, wenn es regnete. Da blickte er dann zur Dachrinne auf und sah die Regenfäden grau und verdrossen niederziehen, und über dem schmutzigroten Dache mit der grauen Luke lag der tote graue Himmel, und eintöniges leises Klopfen füllte das Schweigen. Es war dann, als würde die Welt nie wieder schön, als müsse man ewig zu dem trüben, scheinhaften Dach aufsehn. Da oben gab es ein Regenrohr, dem Thomas stillschweigend befreundet war. Man wußte nicht wo es begann. Es verlief mit einer plötzlichen Wendung unter einem kurzen Schornstein. Bald schien es froh, bald mißgestimmt. Thomas konnte nie entscheiden, ob es eigentlich gerne Wasser spie, oder ob es das nur aus Not und Zwang tat. Es begann ein jedesmal mit leichtem Tropfen, als gehe es im Grunde nur widerwillig und zögernd an die Arbeit. Darauf wurden die Tropfen in schnellerer Bewegung zum kleinen Rinnsal und endlich zu leichten Wasserfällen. Regnete es dann in Strömen, so schoß es das Wasser in breitem Strudel vor, und dann hatte Thomas das deutliche Gefühl, als sei ihm das zuviel, als möchte es sich dagegen wehren, ohne es zu können, und als sei ihm schließlich jammervoll zumute. Wurden endlich die Wassermassen

wieder kleiner, bis nur noch Tropfen niederfielen, so schien es im Zustand gänzlicher Erschöpfung. Und hörte auch der letzte Wassertropfen auf, so starrte seine runde schwärzliche Öffnung beinahe dumm, — was Thomas mehr fühlte als wirklich dachte. Neben ihm schien es der Schornstein gut zu haben. Es regnete in ihn hinein, ohne daß er etwas davon zu merken schien, ja mitunter stiegen plötzlich im allerärgsten Prasseln Rauchwolken aus ihm empor, unbekümmert um den Regen und dem Rohre beinah wie zum Hohn. Deshalb liebte Thomas ihn auch nicht. — Jedes Zimmer hatte seinen besonderen Klang, seine besonderen Eigenheiten des Fußbodens, jede Türklinke ihr eigenes Wesen, ihr eigenes Ansehn, ihren eigenen Ton. Und er kannte das alles so gut, daß er sich nur vorzustellen brauchte, er wäre in diesem oder jenem Raum, um wirklich darin zu sein. Die Klinke, die vom Vorplatz zum Eßzimmer führte, war mürrisch und liederlich; nicht mehr ganz fest in ihrem Gefüge, gab sie verdrossene Töne von sich. Sie wurde viel benutzt, war blank und abgegriffen und schaute stumpfsinnig Gott weiß wohin. Eine andere hatte einen frechen Ausdruck, und er mußte an eine Fliege denken, wenn er sie ansah. Sie war aus poliertem Eisen, schnappte hart nach oben und brachte jedesmal die ganze Tür ins Zittern. Böse packte er sie zuweilen und warf sie ins Schloß, wobei er nicht bedachte, daß das rundliche, freundliche Geschöpf auf der andern Seite mit leiden mußte. An der hohen Flügeltüre aber, die vom Wohnzimmer zum Saale leitete, befand sich ein ernster, dunkler Drücker, der nie auch nur den leisesten Ton von sich gab. Vor ihm hatte Thomas Ehrfurcht. Auch unter den Öfen hatte er seine Freunde und seine Feinde. Einen aber gab es, vor dem hatte er ein Grauen. Der befand sich in einem der riesigen leeren Zimmer, die ihr düsteres Licht nur durch verhängte hohe Glastüren empfingen. Es war auch eigentlich kein Ofen, sondern eine Ausgeburt der Wand, des Hauses selbst: Sein finsteres Loch führte ins schwarze Leere, und hoch über ihm war etwas aus Stein, wie zwei lauschend gespitzte Ohren, die niemandem gehörten. —

So war ihm ein jedes Ding, ob feindlich, ob freundlich, vertraut im Hause. Immer aber, wenn er an alles zusammen dachte, verschwand jedes einzelne für sich: er sah die Zimmer ohne Möbel, ohne Bilder, ja selbst die Türen waren dann nicht mehr da, und nur die Wände ragten hoch und still und darüber lag die Decke wie ein gemauerter flacher Himmel.

Wenn er dort oben über sich dumpfe Schritte hörte, was nicht oft geschah, ward ihm mitunter schwindlig zumute, und ihm war für einen Augenblick fast, als stände er auf dem Kopfe. Und geheimnisvoll verklangen die Schritte, und er malte sich aus, wie der da droben nun weiter ging und immer weiter, über allen Räumen des ganzen Hauses, ohne daß ihn jemand sah. Manchmal, wenn er selber in den Räumen umherging, vermeinte er, es müsse ihm ein unerklärlich herrliches Wesen entgegenschreiten, und wenn die Hausglocke läutete, lief er zuweilen schnell zur Tür, in plötzlicher Gewißheit, da draußen stände etwas Märchenhaftes, das zu ihm hereinwolle. Friedrich Huch, Mao.

Allerlei Schrecken

Da müht sich der Lehnstuhl die Arme zu recken
Den Rokkokofuß will das Kanapee strecken,
In der Kommode die Schubfächer drängen
Und wollen die rostigen Schlösser sprengen;
Der Eichschrank unter dem kleinen Troß
Steht da, ein finstrer Koloß.
Theodor Storm.

Wir verlebten diese Zwischenzeit in einer in Nähe des Rheinsberger Tores gelegenen Mietswohnung, einer geräumigen, aus einer ganzen Flucht von Zimmern bestehenden Beletage. Beide Eltern waren denn auch, was häusliche Bequemlichlichkeit angeht, mit dem Tausche leidlich zufrieden, ebenso die Geschwister, die für ihre Spiele Platz die Hülle und Fülle hatten. Nur ich konnte mich nicht zufrieden fühlen und habe das Mietshaus bis diesen Tag in schlechter Erinnerung. Es war nämlich ein Schlächterhaus, was nie mein Geschmack war. Durch den langen dunklen Hof hin zog sich eine Rinne, drin immer Blut stand, während am Ende des einen Seitenflügels, an einer schräg gestellten breiten Leiter, ein in der Nacht vorher geschlachtetes Rind hing. Glücklicherweise war ich nie Zeuge der entsprechenden Vorgänge, mit Ausnahme der Schweineschlachtung. Da ließ sich's mitunter nicht vermeiden. Ein Tag ist mir noch deutlich im Gedächtnis. Ich stand auf dem Hausflur und sah, durch die offenstehende Hintertür, auf den Hof hinaus, wo gerade verschiedene Personen, quer ausgestreckt, über dem schreienden Tier lagen. Ich war vor Entsetzen wie gebannt, und als die Lähmung endlich gewichen war, machte ich, daß ich fortkam, und lief, die Straße hinunter, durchs Tor auf den „Weinberg" zu, ein bevorzugtes Vergnügungslokal der Ruppiner. Ehe ich aber daselbst ankam, nahm ich, um zu verschnaufen, eine Rast auf einem niedrigen Erdhügel. Den ganzen Vormittag war ich fort. Bei Tische hieß es dann: „Um Himmels willen, Junge, wo warst du denn so lange?" Ich erzählte nun ehrlich, daß ich vor dem Anblick unten auf dem Hofe die Flucht ergriffen und auf halbem Wege nach dem Weinberge hin, auf einem Erdhügel gerastet und meinen Rücken an einen zerbröckelten Pfeiler gelehnt hätte. „Da hast du ja ganz gemütlich auf dem Galgenberge gesessen," lachte mein Vater. Mir aber war, als lege sich mir schon der Strick um den Hals, und ich bat, von Tisch aufstehen zu dürfen. — — —

Etwa vierzehn Tage später folgte dann das Schweineschlachten. Meine Stellung dazu war noch genau dieselbe, wie zu der Zeit, wo ich, kaum siebenjährig, aus der Stadt hinaus auf Alt-Ruppin zu geflohen war, um sowohl dem Anblick, wie der ganzen Skala ohr- und herzzerreißender Töne zu entgehen; aber ich war doch inzwischen aus den Kinderjahren in die Jungensjahre hineingewachsen, wo man wohl oder übel seine Ehre darein setzt, alles mannhaft mit durchzumachen, auch wenn sich die eigenste Natur dagegen auflehnt. * Theodor Fontane, Meine Kinderjahre.

Aus der Brauerei kam mit fröhlichem Gesicht ein Bote, der Großvater lasse drüben auf dem Kegelplatz ein Schwein schlachten und wir seien alle eingeladen zuzusehen. Mama schlug die Einladung aus, uns Buben führte der Vater auf den Festplatz. Sie machten nämlich alle festliche Gesichter, drüben in der Brauerei, als wir ankamen. Ich konnte mir zwar nicht recht vorstellen, was Freudiges dabei sein könne, wenn ein Schwein geschlachtet wird, allein die andern, dachte ich, werden es wohl besser wissen. Übrigens werde ich es ja bald selber erfahren.

Mit einem Male sprang eine Tür auf und von zwei Knechten auf dem Boden fortgeschleift, erschien ein abscheulich schreiendes scheußliches Schwein. Das packten sie am Schwanz und an den Ohren und warfen es auf einen Schragen. Schon das war gräßlich anzusehen, zum Herzerbarmen. Und wie mir vollends der Gedanke einfiel, daß jetzt gleich diesem lebendigen Geschöpf sollte ein Messer in den Hals gestochen werden, packte mich jählings das Entsetzen. Entsetzen im buchstäblichen Wortsinn: ich lief erbärmlich schreiend davon, einerlei wohin, nur möglichst weit weg, damit ich nicht ansehn und anhören müsse, wie das arme Tier hingemordet wird.

Auf der blinden Flucht geriet ich in die Nähe der Luftschächte des Brauhauses, unergründlich tiefe schwarze Löcher, die oben offen standen. Eilends holte mich mein Vater ein und hielt mich fest. Unmöglich aus seinen starken Händen fortzukommen. Ich konnte nur zittern und schreien. Ihm wieder gelang es nicht, mich in die Nähe des Richtplatzes zu ziehen. Zu verzweifelt, zu krampfhaft sperrte ich mich. Ich tat wie wahnsinnig. Schließlich wurde ihm unheimlich bei meinem rätselhaften Toben, so daß er, um meinen Zustand nicht zu verschlimmern, nachgab und statt der Händekraft Überredung walten ließ.

Carl Spitteler, Meine frühesten Erlebnisse.

Schon in der frühesten Zeit war die Phantasie außerordentlich stark in mir. Wenn ich des Abends zu Bett gebracht wurde, so fingen die Balken über mir zu kriechen an, aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers glotzten Fratzengesichter hervor und das Vertrauteste, ein Stock, auf dem ich selbst zu reiten pflegte, der Tischfuß, ja die eigene Bettdecke mit ihren Blumen und Figuren wurden mir fremd und jagten mir Schrecken ein. Ich glaube, es ist hier zwischen der unbestimmten, allgemeinen Furcht, die allen Kindern ohne Ausnahme eigen ist, und einer gesteigerten, die ihre Angstgebilde in schneidend scharfen Formen verkörpert und der jungen Seele wahrhaft objektiv macht, wohl zu unterscheiden; jene teilte mein Bruder, der neben mir lag, aber ihm fielen immer sehr bald die Augen zu und dann schlief er ruhig bis an den hellen Morgen; diese quälte mich allein und sie hielt den Schlaf nicht bloß von mir fern, sondern scheuchte ihn auch, wenn er schon gekommen war, oft noch wieder fort und ließ mich mitten in der Nacht um Hilfe rufen. Wie tief sich die Ausgeburten derselben mir eingeprägt haben,

geht daraus hervor, daß sie mit voller Gewalt in jeder ernsten Krankheit wiederkehren; sowie das fieberisch siedende Blut mir übers Gehirn läuft und das Bewußtsein ertränkt, stellen die ältesten Teufel, alle später geborenen vertreibend und entwaffnend, sich wieder ein, und das beweist ohne Zweifel am besten, wie sie mich einst gemartert haben müssen. Aber auch am Tage war die Phantasie ungewöhnlich und vielleicht krankhaft rege in mir; häßliche Menschen z. B., über die mein Bruder lachte und die er nachäffte, erfüllten mich mit Grauen; ein kleiner buckliger Schneider, an dessen dreieckigem leichenblassen Gesicht freilich unmäßig lange Ohren saßen, die noch obendrein hochrot und durchsichtig waren, konnte nicht vorbeigehen, ohne daß ich schreiend ins Haus lief, und fast den Tod hätte ich davon genommen, als er mir, höchlich aufgebracht, einmal folgte, mich einen dummen Jungen scheltend und mit meiner Mutter keifend, weil er glaubte, daß sie ihn in der häuslichen Erziehung als Knecht Ruprecht verwende. Ich konnte keinen Knochen sehen und begrub auch den kleinsten, der sich in unserem Gärtchen entdecken ließ, ja ich merzte später in Susannes Schule das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus, weil es mir den ekeln Gegenstand, den es bezeichnete, immer so lebhaft vergegenwärtigte, als ob er selbst in widerwärtiger Modergestalt vor mir läge. Dagegen war mir aber auch ein Rosenblatt, das der Wind mir über den Zaun zuwehte, so viel und mehr wie anderen die Rose selbst, und Wörter, wie Tulpe und Lilie, wie Kirsche und Aprikose, wie Apfel und Birne, versetzten mich unmittelbar in Frühling, Sommer und Herbst hinein, so daß ich die Fibelstücke, in denen sie vorkamen, vor allen gerne laut buchstabierte und mich jedesmal ärgerte, wenn die Reihe mich nicht traf. Nur leider bedarf man in der Welt viel öfter des Verkleinerungs- als des Vergrößerungsglases, und davon ist selbst die schöne Jugendzeit nur in den seltensten Fällen ausgenommen. Denn wie man vom Pferde sagt, daß es den Menschen darum respektiert, weil es nach der Konstruktion seines Auges einen Riesen in ihm erblickt, so steht auch das mit Phantasie begabte Kind nur deshalb vor einem Sandkorn still, weil es ihm ein unübersteiglicher Berg scheint. Die Dinge selbst können hier also nicht den Maßstab abgeben, sondern man muß nach dem Schatten fragen, den sie werfen, und so kann der Vater oft lachen, während der Sohn Höllenqualen erleidet, weil die Gewichte, womit beide wiegen, grundverschieden sind. Ein an sich drolliger Vorfall gehört hierher, da er gerade diesen für die Erziehung höchst wichtigen Punkt ins klarste Licht setzt. Ich sollte einmal zu Mittag eine Semmel holen, die Bäckersfrau reichte sie mir und gab mir zugleich in großmütiger Laune einen alten Nußknacker, der sich beim Aufräumen irgendwo vorgefunden haben mochte. Ich hatte noch nie einen Nußknacker gesehen, ich kannte keine seiner verborgenen Eigenschaften und nahm ihn hin wie jede andere Puppe, die sich durch rote Backen und glotzende Augen empfahl. Vergnügt den Rückweg antretend und den Nußknacker als neugewonnenen Liebling zärtlich an die Brust drückend, bemerke ich plötzlich, daß er den Rachen öffnet

und mir zum Dank für die Liebkosung seine grimmigen weißen Zähne zeigt. Man male sich meinen Schreck aus! Ich kreischte hell auf, ich rannte, wie gehetzt, über die Straße, aber ich hatte nicht so viel Besinnung oder Mut, den Unhold von mir zu werfen, und da er natürlich nach Maßgabe meiner eigenen Bewegungen während des Laufens sein Maul bald schloß, bald wieder aufriß, so konnte ich nicht umhin, ihn für lebendig zu halten, und kam halb tot zu Hause an. Hier wurde ich nun zwar ausgelacht und aufgeklärt, zuletzt gar gescholten, es half aber alles nichts, es war mir nicht möglich, mich mit dem Ungetüm wieder auszusöhnen, obgleich ich seine Unschuld erkannte, und ich ruhte nicht, bis ich die Erlaubnis erhielt, ihn an einen anderen Knaben wieder zu verschenken. Als mein Vater die Sache erfuhr, meinte er, es gäbe keinen zweiten Jungen, dem so etwas begegnen könne; das war sehr möglich, denn es gab vielleicht keinen, dem die Vettern des Nußknackers des Abends vorm Eindämmern vom Boden und von den Wänden herab schon Gesichter geschnitten hatten. Bei Nacht gipfelte diese Tätigkeit meiner gärenden Phantasie in einem Traum, der so ungeheuerlich war und einen solchen Eindruck in mir zurückließ, daß er siebenmal hintereinander wiederkehrte. Mir war, als hätte der liebe Gott, von dem ich schon so manches gehört hatte, zwischen Himmel und Erde ein Seil ausgespannt, mich hineingesetzt und sich daneben gestellt, um mich zu schaukeln. Nun flog ich denn ohne Rast und Aufenthalt in schwindelerregender Eile hinauf und hinunter; jetzt war ich hoch in den Wolken, die Haare flatterten mir im Winde, ich hielt mich krampfhaft fest und schloß die Augen: jetzt war ich dem Boden wieder so nah, daß ich den gelben Sand, sowie die kleinen roten und weißen Steinchen deutlich erblicken, ja mit den Fußspitzen erreichen konnte. Dann wollte ich mich herauswerfen, aber das kostete doch einen Entschluß, und bevor es mir gelang, ging's wieder in die Höhe und mir blieb nichts übrig, als abermals ins Seil zu greifen, um nur nicht zu stürzen und zerschmettert zu werden. Die Woche, in welche dieser Traum fällt, war vielleicht die entsetzlichste meiner Kindheit, denn die Erinnerung an ihn verließ mich den ganzen Tag nicht, und da ich, sowie ich trotz meines Sträubens zu Bett gebracht wurde, die Angst vor seiner Wiederkehr gleich mit hinein, ja unmittelbar mit in den Schlaf hinübernahm, so war es kein Wunder, daß er sich auch immer wieder einstellte.

* Hebbel, Meine Kindheit.

Ein zweiter, ebenfalls literarischer Hausgenosse, den meine Eltern schon von Petersburg her kannten, wo er sich früher als Erzieher aufgehalten, hieß Onkel Lais. Obgleich noch ein junger Mann, lebte Lais kränklichkeitshalber doch sehr zurückgezogen. In seinem Dachstübchen war er immer anzutreffen, studierend oder für Journale schreibend, in Mußestunden aber oder des Abends suchte er Aufheiterung in unserem Familienkreise und gab sich dann namentlich gern mit mir ab. Er machte Feuerwerk, Papierlaternen, Drachen, lehrte mich Kartenschlösser bauen, mit

der Armbrust schießen und dergleichen Kurzweil mehr. Das Beste entstand jedoch an traulichen Winterabenden. Während meine Mutter vorlas, und mein Vater kleine Götter- und Heroengestalten aus Wachs modellierte, pappte Lais für mich eine elegante Ritterrüstung, die er mit Silberpapier beklebte, und welche sehr viel schöner ausfiel, als alles, was man damals für Geld kaufen konnte. Dazu wurden Schwert und Lanze und ein ausgelassenes Steckenpferd gefertigt, das nur mit Mühe zu regieren war.

So ausgerüstet, pflegte Onkel Lais den jungen Ritter des Abends durch dunkle Zimmer und Gänge nach den entferntesten Regionen der Wohnung auszusenden, um gewisse Ungeheuer, die sich dort aufhalten sollten, zu erlegen. Dann freute er sich an den lebendig dargestellten Erlebnissen des allzeit siegreich Zurückkehrenden und war unerschöpflich in neuen Aufträgen und Erfindungen.

Meine Mutter warnte des öfteren aus mehrfachem Grunde. Ihr waren die kolossalen Lügen, zu denen ich gewissermaßen genötigt wurde, sehr bedenklich; besonders aber fürchtete sie eine zu frühzeitige Überreizung der Phantasie, wie ihr denn überhaupt jede aufregende Unterhaltung für Kinder nachteilig zu sein schien Lais bestritt ihre Gründe als Pädagog vom Fach. Er wollte ja nur Mut und Nerven stählen und behauptete, daß das Edelste im Menschen, der schaffende Geist, nicht frühzeitig genug und am besten spielend zu wecken sei. So nahmen denn jene abendlichen Unterhaltungen ihren Fortgang, und Lais teilte schließlich das Schicksal der meisten gelehrten Pädagogen seiner Zeit, indem er so ziemlich das Gegenteil von dem erreichte, was er wollte.

Ich ritt allabendlich meine dunklen Wege mit größter Zuversicht, weil ich sehr wohl wußte, daß alles doch nur Spiel war, und die Feinde, die ich zu bestehen hatte, nicht existierten; doch wurde meine Phantasie in unnatürliche Spannung gesetzt, und es fehlte fortan nur ein Anstoß, sie vollends krank zu machen. Diesen herbeizuführen, stand auch Lais nicht lange an.

Als ich eines Abends, von meiner abenteuerlichen Fahrt zurückkehrend, ein dunkles Zimmer zu passieren hatte, barst plötzlich jener Mentor aus einem Verstecke vor, grunzend und auf allen Vieren laufend wie ein wilder Eber. Er mochte erwartet haben, daß ich sogleich vom Leder ziehen und ihm zu Leibe gehen würde; statt dessen aber bestand ich die Probe schlecht und hatte fast den Tod vor Schreck. Von da an blieb ich lange Zeit ein Hase. Ich traute mich in kein dunkles Zimmer mehr und war unvermögend des Abends einzuschlafen oder auch nur in meinem Bette auszudauern, wenn nicht jemand bei mir blieb. Ja, mehr noch: das Edelste im Menschen, jener schaffende Geist, war wie mit einem Zauberschlage geweckt; die Bilder meiner Phantasie objektivierten sich, und häufig sah ich mich umgeben von Schreck- und Spukgestalten, die mir das lebhafteste Entsetzen einflößten.

Die erste Erscheinung dieser Art mochte ich von einem Spielzeug, einer unschuldigen kleinen Scheibe entlehnt haben, nach der ich mit der

Armbrust schoß. Traf ich ins Schwarze, so sprang, durch eine Feder aufgeschnellt, ein greulicher Rüpel hervor mit fletschenden Zähnen und blutroter Zunge. Diesen nun sah ich bald nach jener Schreckensstunde, als mich Frau Venus auszog, lebensgroß und mit drohender Gebärde hinter den Fensterscheiben des Schlafzimmers aufsteigen. Ich schrie auf und barg mein Gesicht in den Schoß der Wärterin, welche, ihrerseits nicht wissend, was mir fehlte, mich zur Mutter trug. Beide hatten genug zu tun, um mich einigermaßen zu beruhigen. Von nun an fürchtete ich mich oft den ganzen Tag vor der Stunde des Zubettgehens, da entsetzliche Phantome mich selbst im Beisein anderer schreckten.

Ganz unvergeßlich in dieser Beziehung ist mir eine Nacht geblieben, deren Eindrücke und Gesichte mir noch heute nach sechsundfünfzig Jahren so lebendig vorschweben, als wenn alles erst gestern vorgefallen wäre. Mitten in der Nacht erwachte ich und schlug die Augen auf. Das Nachtlicht war erloschen, doch konnte ich die Umrisse der Dinge deutlich sehen. Mir zunächst standen die Betten meiner Eltern, welche, von einem gemeinschaftlichen Vorhange umzogen, ein besonderes Sanktuarium im Schlafzimmer darstellten. Hinter der halb verschobenen Gardine unterschied ich noch die Züge des mir zunächst liegenden Vaters.

Bald aber unterschied ich auch noch etwas ganz anderes. Unter dem Bette der Eltern begann es sich zu regen und zu bewegen — und siehe da! — ein scheußliches Gesicht erschien, das eines Bären. Dann folgte eine ungeheure Tatze, und im Umsehen war die ganze Ungestalt des Raubtiers vorgekrochen. Ihm folgten andere Tiere, und es war unglaublich, was aus dem engen Raume unter den Betten alles vorquoll. Da waren Wölfe, Panther, Löwen, Vielfraße, Ameisenlöwen, Dachse, ja der ganze Inhalt meiner Arche Noä war zu natürlicher Größe angeschwollen.

Das größte Entsetzen flößte mir ein Kalb ein. Es nahte sich meinem Bett auf sehr bedenkliche Weise, und die Schandtat sah ihm aus den Augen. Ich wollte schreien; doch mußte ich fürchten, mich dieser Bestie nicht noch bemerklicher zu machen, und hielt ein Weilchen an mich. Bald aber steigerte sich die Angst dermaßen, daß ich, mit Hintansetzung aller klugen Rücksicht, dennoch laut und vernehmlich in die Lärmtrompete stieß.

Mein guter Vater hatte sich in der Regel während des Tages so weidlich abgearbeitet, daß er einer ungestörten Nachtruhe sehr bedürftig sein mochte; doch schalt er nicht, suchte mich vielmehr sehr freundlich zu beruhigen. Ich hätte geträumt, sagte er, und weiter wäre es nichts.

Das fatale Kalb aber strafte ihn Lügen; es drängte immer näher und glotzte mich jetzt mit mehr als Kalbsaugen an. Da schrie ich laut, und der Vater verließ das Bett, um Licht zu machen. Zu diesem Behufe mußte er aber, weil kein Feuerzeug vorhanden, ins Nebenzimmer gehen, und als ich nun die väterliche Gestalt im kurzen Hemdchen durch das Gedränge der Quadrupeden hinschreiten sah, vergaß ich über der seinigen die eigene Gefahr und bat ihn flehentlich zurückzukommen.

Da! — hatte ich's der ruchlosen Bestie doch gleich angesehen, das Kalb sprang zu, und in dem Augenblicke, als der teure Vater die Klinke

ergriff, um die Tür zu öffnen, schnappte es nach ihm und biß ihn mitten durch. Der ganze Oberkörper samt Hemd und Nachtmütze sank lautlos zur Erde nieder, die Beine aber entwischten mit besonderer Behendigkeit durch die sich rasch wieder schließende Türe.

Nun brach der gerechteste Schmerz bei mir erst recht aus, so daß die Mutter, welche mittlerweile ebenfalls aufgestanden war, mich tröstend in die Arme schloß. Aber was konnte das jetzt helfen! Da lag er ja, der unvergleichliche Vater, mitten durchgebissen drei Schritte von uns am Boden beschnoppert von dem siegreichen Kalbe, das alle Neigung zeigte, ihn vollends zu verschlingen. Die Mutter zwar wollte es in Abrede stellen; aber gegen den Augenschein ist schlecht predigen. Wir stritten lebhaft; bis sich die Tür wieder auftat, und der ganze, vollständig gegliederte Vater im blendendsten Lichtschein eintrat.

Freudigeres Entzücken erinnere ich mich später niemals wieder empfunden zu haben. Mit dem hellen Glanz des Lichtes war der ganze Spuk verschwunden; ich hatte meinen geliebten Vater wieder und entschlummerte süß an seiner Seite.

* Wilhelm von Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes.

Und bitte schön, dies: Liegen die Träume wirklich hinter dem lila Ofen neben Frau Annchens Bett in der Kinderstube, ganz unsichtbar, und nachts quellen sie hervor wie ein Rauch und werden bunt und herrlich und stellen sich um mein Bett, herrliche bunte Tafeln und nehmen mich auf und geben mir zu schmecken, was — ach, gar nicht zu bedenken — viel himmelhoch schöner ist als alle Dinge, die man am Tage hat und sieht, wenn man angezogen herumläuft? Kommen sie hinter dem Ofen hervor — oder trage ich sie mit mir herum, auch wenn ich Mittag esse oder Ball spiele? Mir will es scheinen, als hätte ich sie immer bei mir, liebe unsichtbare Schwestern und Brüder, nur sind sie zu schön und zu schüchtern, um hervorzukommen, wenn so viel Geräusch und Treiben und Dummheiten laut sind. Mit dem Rauch, der hinter dem Ofen hervorkommt, hat es seine Richtigkeit, und nun weiß ich doch nicht, wie es mit den Träumen bestellt ist . . .

Ich vergesse die fremden Menschen und die unabsehbaren Fragen, die aufkeimen, wie die nassen Erbsen im Beet oder der tausendfach sprießende Roggen. Die andern sind schon wieder beim Spiel an dem runden Tisch, und die Hängelampe hört nicht auf, eine lachende, unendliche Behaglichkeit herabzuscheinen. Hinter meinem Rücken ist alles in Ordnung, nämlich die Türe zu der Wirtschaftsstube ist geschlossen. Die Ofenglut ist nicht zu sehen, die sich vorhin wie ein gieriges, blutiges Maul in dem schwarzen Feld ausnahm. Wenn es könnte, fräße das Feuer unsere Papierstückchen, auf denen wir tuschen; o, mit großem Vergnügen täte es das, es scheut sich nicht davor, nach den Schürzen und Armen der Mägde zu greifen. Der ängstliche, brenzlige Geruch, der in der Nebenstube zu Hause ist, ist ausgesperrt; ebenso diese Geräusche, als zirpe es tief unter den Dielen, als rührten leichte Hände

an den kleinen Scheiben. Man braucht auch nicht die Torfkiepe zu sehen, die gerne so tut, als sei sie ein zusammengeduckter, schwarzer Zwerg. Es ist alles friedlich hinter dem Rücken, die freundliche alte braune Türe verbirgt den Schlund der schwarzen, unheimlichen Nebenstube. Die gute Türe hat Ähnlichkeit mit Frau Annchen, wie sie da vergnügt hinter dem Stuhl des Kleinsten steht und zusieht, was alle Kinder treiben. Sie gibt dem Lichtglanz soviel Fläche, und braun ist sie auch, und ihre Person steht gewissermaßen auch wie eine Scheidewand zwischen allerhand Schrecklichem, Dunklem und der warmen Behaglichkeit. Abends steckt sie ein Ölschwimmerchen an, damit die Stube unsere alte Kinderstube bleibt und nicht zusammenschmilzt mit der schwarzen Nacht draußen; schreit eins der Kinder angstvoll im Schlafe auf, dann sagt sie eine ganze Litanei der Beruhigung her, und der Anblick ihrer Nachthaube stärkt den verwirrten, entsetzten Blick, dem sich Riesen und Ungeheuer und Mauern zeigten.

Und dann kommt es so, daß mich diese eifrige Beschäftigung und diese lachende, vollständige Behaglichkeit ungeduldig machen. Der kleine Bruder hat viele Male sein Haus aus Klötzchen mit seinen hellen, dicken Händchen wieder aufgebaut. Ja, das gelbe, das rote und das blaue Kind sind an den Bäumen vorbeigegangen und haben den Schatz von Perlketten und Kuchen und Spielzeug in der Hütte der Alten gefunden, aber da *ist* die Ferne hinter den Laden, es *sind* Geräusche in der Wirtschaftsstube unter den Dielen, sie ist dunkel und durchzogen von einem blutroten Nebel, fremde Menschen kamen und sind wieder fort...

Ich tue so, als wollte ich nur etwas aus dem gelben Schrank holen, aber auf Umwegen gerate ich an die braune Tür. Als gerade die Lina mit Teetassen hindurchgeht, schließe ich mich ihr an und gelange in die Küche. Da liegen frische, kalte Kohlköpfe auf der Bank, es lodert im Herd und duftet nach Obst und Mehlspeise. Mir ist die Brust eng und heiß vor Unruhe und Lust zum Abenteuerlichen. Das ist hier alles nichts, was ich gebrauchen kann. Ich locke den gutmütigen, schwarzweißen Peter zu mir heran und nehme ihn auf den Arm; er soll mich trösten und stärken bei dem, was ich unternehmen will.

Im Hausflur führt die Treppe auf den Boden. Die Hauslampe verliert ihre Kraft sehr bald, da die Treppe einen Knick macht. Da oben hinauf in dieses dunstige, unsicher und matt erleuchtete Reich, bis hin zu den Schornsteinen zu gehen, *allein* bis dahin zu gehen, gilt als ein Abenteuer, und es ist auch eins, ein beinah überwältigendes. Nirgends ist die Dunkelheit so fest wie ein Stein, so erfüllt mit der Drohung: da geht es meilentief in Abgründe, oder so wallend wie Mäntel, die ein Sturm bewegt, oder von solch schrecklichen, roten Sonnen durchlöchert wie hinter den Schornsteinen Ich klettere die Treppe mühselig mit meiner Last hinauf, mit möglichster Schonung für die Katze, damit sie nicht die Laune verliert. Und dann oben durch den traurigen, immer dünner werdenden Lichtschleier bis zu den Schornsteinen, die bleich und blind und leidend die letzte Wohltat der Hauslampe auffangen.

Ich zwinge mich dazu, ihre rauhe Fläche mit den Fingerspitzen anzurühren, und die Tränen treten mir in die Augen, als ich zu ihnen aufsehe. Und dann muß ich die Finsternis betrachten. Diesmal ist es stiller, schwarzer Samt zu beiden Seiten, vielleicht nur ein Vorhang und dahinter ... Er will etwas sagen, näher kommen. Ein Ruck wirft mich herum dem Lichtschein zu. Kalt greift es mir über den Kopf, und obgleich meine Schritte kurz und fest auf den Boden stoßen, glaube ich doch ein leises, gleichmäßiges, eindringliches Flüstern hinter mir zu hören. Die Treppe geht es holterdipolter herunter, auf der letzten Stufe bleibe ich zitternd und glühend sitzen. Die Katze ist mir mit einem quiekenden Miau entsprungen. Jemand kommt. Da locke ich sie zu mir und streichle sie eifrig. Sie windet sich glatt und behaglich an meinem Herzen, das Triumph und Grausen wie im Galopp schlagen läßt. * Elisabeth Siewert, Frühe Kindheit.

Um so glücklicher war ich, wenn ich mit meiner Njanja allein war. Des Abends, wenn Fedja schon schlief und Anjuta zu den Erwachsenen in den Salon gesprungen war, kroch ich zu Njanja aufs Sofa, schmiegte mich dicht an ihre Seite, und dann fing die alte Kinderfrau an, Märchen zu erzählen. Der Eindruck, den diese Erzählungen auf mich kleines Mädchen machten, war so tief, daß mir die Märchengestalten oft im Traume erschienen, und dann jagten mir die heimischen Fabelwesen wie der „schwarze Tod", der „Werwolf" und die „zwölfköpfige Schlange" solch entsetzliche Furcht ein, daß ich fast von Sinnen kam.

In dieser Periode meines Lebens war es, daß sich eine eigentümliche Erscheinung bei mir zeigte: ich wurde oft von einer unerklärlichen Angst überfallen, die manchmal ganz plötzlich über mich kam, wenn ich bei Einbruch der Dunkelheit in einem Zimmer allein war. Oft saß ich z. B. und spielte mit meinen Puppen, ohne an irgend etwas Besonderes zu denken; da glaubte ich plötzlich hinter mir einen scharfen, schwarzen Schattenstreifen zu bemerken, der sich unter einem der Betten oder aus irgendeinem Winkel hervorzuschleichen schien; es war mir, als hätte sich etwas Fremdes unmerklich in das Zimmer eingeschlichen, und die Anwesenheit dieses Neuen, Unbekannten verursachte mir plötzlich ein so quälendes Herzklopfen, daß ich Hals über Kopf davonstürzte, um bei Njanja Schutz zu suchen, deren bloße Nähe oft schon genügte, mich zu beruhigen; manchmal aber dauerten diese quälenden Angstzustände auch mehrere Stunden lang fort.

Die Eltern nannten das einfach „Schreckhaftigkeit im Dunkeln," aber das war eigentlich nicht das Richtige; denn erstens war dieser Zustand ein sehr komplizierter und glich viel mehr der Angst als dem Schreck, und zweitens wurde er nicht durch die Dunkelheit selbst oder irgend etwas mit ihr Zusammenhängendes hervorgerufen, sondern stellte sich gerade nur beim Hereinbrechen der Dunkelheit ein, sowie auch manchmal bei ganz anderen Gelegenheiten, z. B. wenn ich bei einer Spazierfahrt plötzlich ein großes, noch im Bau begriffenes Haus mit unabgeputzten Wänden

und nackten, leeren Fensterhöhlen sah, oder wenn ich im Sommer im Feld oder Garten auf dem Rücken lag und in den blauen, wolkenlosen Himmel hinaufblickte.

Auch andere Zeichen großer Nervosität fingen an, sich bei mir bemerklich zu machen, unter anderem ein an Entsetzen grenzender Abscheu gegen alle körperlichen Mißbildungen. Wenn man in meiner Gegenwart von einem Huhn mit zwei Köpfen oder einem Kalb mit drei Beinen sprach, zitterte ich in allen Gliedern, und in der folgenden Nacht träumte ich dann unfehlbar von diesem entsetzlichen Wesen und weckte Njanja mit einem durchdringenden Schrei.

Schon der Anblick einer zerschlagenen Puppe erweckte in mir ein Gefühl des Grauens. Wenn es vorkam, daß ich meine Puppe auf die Erde fallen ließ, so mußte Njanja sie aufheben, durfte sie mir aber nur geben, falls der Kopf ganz war — im entgegengesetzten Falle mußte sie sie entfernen, ohne sie mir zu zeigen. Einmal bekam ich beinahe Krämpfe, weil Anjuta, die mich allein im Zimmer traf und sich auf Kosten der kleinen Schwester belustigen wollte, mich zwang, eine zerschlagene Wachspuppe anzusehen, deren schwarze Augen aus dem Kopfe herausbaumelten.

Im allgemeinen war ich auf dem besten Wege, ein nervöses, kränkliches Kind zu werden, aber kurze Zeit darauf veränderte sich meine ganze Umgebung, und damit trat mein Leben in eine neue Phase.

* Sonja Kowalewsky, Kindheitserinnerungen.

Mir fiel der Augustmonat auf unserem Landgut ein. Ein trockener, klarer Tag; ein bißchen kühl und windig; der Sommer neigt dem Ende zu und bald muß man wieder nach Moskau fahren, wieder den ganzen Winter über in französischen Stunden sich langweilen; und ich verlasse das Land so furchtbar ungern. Ich ging hinter die Tenne und weiter in die Schlucht, von der sich auf der anderen Seite ein dichtes Gestrüpp bis zum Wald hinzog. Weiter und immer weiter drang ich in das Buschwerk ein; und höre noch, wie, vielleicht dreißig Schritte vor mir, auf dem Neubruch einsam ein Bauer pflügt. Ich weiß: er muß steil den Abhang heraufpflügen, das Pferd hat es schwer und manchmal tönt bis zu mir hinüber der ermunternde Zuruf: „Nu, nu!“ Ich kenne all unsere Bauern, weiß aber nicht, welcher von ihnen da eben pflügt; ist mir auch einerlei. Ich bin ganz und gar in meine eigene Arbeit vertieft; denn auch ich bin beschäftigt: von einem Nußbaum breche ich mir eine gute Gerte, um mit ihr Frösche zu schlagen. Die Gerten von Nußbäumen sind so hübsch, viel besser als Birkenruten. Auch Käfer und andere Tierchen nehmen mich in Anspruch; ich habe sogar eine große Käfersammlung. Viele sind so putzig! Auch liebe ich die kleinen rotgelben Eidechsen mit den schwarzen Tüpfelchen; doch vor Schlangen habe ich Angst. Aber Schlangen trifft man viel seltener als Eidechschen. Pilze gibt's hier wenig. Pilze muß man im Birkenwald suchen. Und ich mache mich auf, weiter durch das Gestrüpp in den Wald zu gehen. In meinem ganzen Leben habe ich nichts so geliebt, wie den Wald mit seinen Pilzen und Beeren, mit seinen

Käfern und Vögeln, Igeln und Eichkätzchen, mit dem mich immer wieder entzückenden feuchten Duft faulender Blätter. Und noch jetzt, während ich dieses schreibe, rieche ich geradezu, atme ich den Duft unseres Birkenwaldes; solche Eindrücke haften fürs ganze Leben.

Da, plötzlich, inmitten der tiefen Stille, hörte ich laut und deutlich den Ruf: „Ein Wolf kommt!" Ich schrie auf vor Schreck und lief mit entsetztem Geheul auf die Wiese zu dem pflügenden Bauer.

Es war unser Bauer Marei. Ich weiß nicht, ob es den Namen gibt; aber bei uns nannten ihn alle Marei. Er war ein etwa fünfzigjähriger, stämmiger, ziemlich großer Mann mit langem, schon stark ergrautem dunkelblonden Bart. Ich kannte ihn, hatte aber noch nie mit ihm gesprochen. Als er jetzt meinen Schrei hörte, hielt er das Pferd an und blieb stehen. Ich raste den Abhang hinab auf ihn zu und ergriff, um im vollen Lauf nicht zu fallen, hastig mit einer Hand die Pflugstange und mit der anderen seinen Ärmel: er beugte sich zu mir nieder; und da erst gewahrte er meinen Schreck.

„Ein Wolf kommt!" keuchte ich atemlos.

Er hob schnell den Kopf und blickte sich unwillig um; einen Augenblick glaubte er mir.

„Schrie . . . Jemand schrie: Ein Wolf kommt! . . ." stammelte ich zitternd.

„Geh doch! Wo denn? Was für 'n Wolf soll denn kommen? Ist dir ja nur so vorgekommen! Was kann denn hier für 'n Wolf sein!" sprach er halblaut in den Bart, um mich zu beruhigen.

Ich aber zitterte noch immer am ganzen Leibe, klammerte mich noch fester an seinen Bauerkittel und war, glaube ich, sehr bleich. Er betrachtete mich mit besorgtem Lächeln; offenbar regte er sich meinetwegen auf.

„Th — th! Du hast dich aber verschreckt! Ai — ai!" sagte er und schüttelte den Kopf. „Genug schon, Kleinerchen, nu, ist gut!" Er streckte die Hand aus und streichelte plötzlich meine Wange. „Nu, genug schon, Kleinerchen! Christus ist mit dir; mach 'n Kreuz!"

Doch ich bekreuzte mich nicht. Meine Mundwinkel zuckten. Das schien ihn besonders zu verwundern: langsam hob er seinen dicken, mit Erde beschmutzten Mittelfinger und berührte vorsichtig meine zitternden Lippen. „Sieh mal an! So was! Ai, th — th!" sagte er lächelnd (es war ein ganz besonderes, mütterlich zärtliches Lächeln). „Herrgott! Das ist doch . . . So was!"

Endlich begriff ich, daß der Schrei: „Ein Wolf kommt!" in meiner Phantasie entstanden war. Der Schrei hatte so hell und deutlich geklungen, daß ein Zweifel ausgeschlossen schien; doch ich wußte, daß ich schon früher zwei- oder dreimal einen Schrei zu hören geglaubt hatte, während in Wirklichkeit alles still gewesen war. Später vergingen diese Halluzinationen der Kinderjahre.

„Jetzt werde ich gehen," sagte ich endlich, nachdem ich etwas Mut gefaßt hatte; doch blickte ich Marei noch fragend und schüchtern an.

„Nu, geh nur; und ich werde dir nachsehen. Ich werde dich schon nicht vom Wolf nehmen lassen!“ fügte er mit demselben mütterlichen Lächeln hinzu. „Nu, Christus ist mit dir, nu, geh nur“; und bekreuzte mich mit seinen erdigen Fingern und bekreuzte sich dann selbst.

Ich ging. Doch wenn ich zehn Schritte gemacht hatte, blickte ich mich nach ihm um. Marei stand mit dem Pferdchen, während ich die Schlucht hinunter- und wieder hinaufging, am Pflug und sah mir nach; und so oft ich mich umkehrte, nickte er mit dem Kopfe zu. Ich schämte mich, offen gestanden, nicht wenig vor ihm: weil ich solche Angst gehabt hatte. Trotzdem fürchtete ich mich immer noch vor dem Wolf, bis ich glücklich auf der anderen Seite der Schlucht an der Getreidedarre ankam: hier verließ mich die Angst; und plötzlich kam auch noch, ich weiß nicht, woher, unser Hofhund Woltschok mir entgegengelaufen. In dessen Begleitung fühlte ich mich nun erst recht sicher; und so wandte ich mich denn zum letztenmal nach Marei um. Sein Gesicht konnte ich nicht mehr unterscheiden; aber ich fühlte, daß er mir noch ebenso freundlich zulächelte und mit dem Kopf dazu nickte. Ich winkte ihm noch einmal mit der Hand und er winkte mir wieder. Dann wandte er sich zum Pflug und trieb das Pferd an. „Nu, nu!“ Noch von fern her hörte ich seinen Zuruf; und das Pferd zog wieder den Pflug.

* Dostojewskij, Der Bauer Marei.

Bevor die Krankheit bei mir ausbrach, hatte ich einen Eindruck, der sie beschleunigte und vielleicht herbeiführte. Ich sah einen kleinen Holzschnitt; durch Zufall kam er in meine Hände. Auf diesem Holzschnitt war der Tod als Gerippe abgebildet, wie er durch ein Krankenzimmer schritt. Niemand bemerkte ihn, nur ein kleiner Wachtelhund bellte ihn an.

Dies Bild entsetzte mich so, daß mir die Sinne schwanden; ich fiel bewußtlos zusammen.

Es war niemand zugegen, als mir dies geschah — und niemand, als ich wieder zu mir kam; ich konnte mich vor Grauen, Furcht und Schwäche nicht erheben. Das schreckliche Bild war wie eingebrannt in meine Seele.

Ich fürchtete mich, konnte mich nicht regen und bewegen. Die ganze Welt erschien mir unheimlich und entsetzlich. Wenn es so etwas Fürchterliches gab, wie konnte man da leben? Wie konnten die Leute noch lachen? Ich hatte vom Tod gehört und mir wenig dabei gedacht. Nun aber hatte ich ihn gesehen.

Mein ganzes Gemüt war in Trauer und Verzweiflung verwandelt.

Und wieder mußte ich schweigen — ich konnte nicht reden, fürchtete mich, etwas so Entsetzliches auszusprechen. Mir war, als müßte dann die abscheuliche Gestalt sogleich ins Zimmer treten.

So hatte mein armes Herz viel zu tragen.

Mein Schuldbewußtsein drückte mich noch immer nieder, und das Geheimnis, daß ich nun wußte, wer und was der Tod ist, vernichtete mich fast. *Helene Böhlau, Ratsmädel und Altweimarische Geschichten.

Es war um diese Zeit, daß ich die erste Bekanntschaft mit Büchern machte. Meine Mutter besaß nämlich Splittgarbers Lesebuch, und bemühte sich, wenngleich in sehr unterbrochenen Zeiträumen, mir daraus die erste Buchstabenkenntnis beizubringen, was mich wenig interessierte. Bei weitem mehr nahm die in jenem Buche befindliche Abbildung eines menschlichen Skelettes meine Aufmerksamkeit in Anspruch, von welchem mir gesagt war, es sei der Tod. Ich betrachtete das Gerippe immer mit einer Art Schauder, und wenn ich des Abends die sehr spärlich erleuchteten gebrochenen Treppen der Kaserne hinuntergehen mußte, hielt ich mich so dicht als möglich am Geländer, weil ich mir einbildete, in den Winkeln stehe das Gerippe. Woher diese tolle Einbildung entstand, weiß ich nicht, aber sie hat mir oft die Hacken lang gemacht. Von Gespenstern wußte ich damals noch nichts. Offenbar war es nur die Furcht vor einem unbekannten Etwas, dem die Phantasie irgendeine Gestalt geben wollte, und wobei sie unwillkürlich diejenige wählte, welche ich als etwas Furchtbares im Bilde angeschaut hatte.

* Karl Friedrich von Klöden, Jugenderinnerungen.

Kinderschmerzen

Heile heile Segen,
Morgen gibt es Regen,
Übermorgen Sonnenschein,
Dann wird's wieder besser sein.

Alter Kinderstubenvers.

Das also war der neue Verwalter.

Feindselig sah Suse vom unteren Ende zu dem Fremden hinüber. Da saß er nun breit und selbstverständlich auf ihres toten Vaters Platz. Niemand schien das für ein Unrecht zu halten. Niemand sagte zu ihm, daß er nicht so laut schreien müsse in einem Hause, wo alle Menschen in schwarzen Kleidern gingen.

Suse wartete nicht bis zum „gesegnete Mahlzeit". Sie entfernte sich geräuschlos und schlüpfte, von einem Papierblatt auf das andere springend, über die frischgemalte Flurdiele. Als sie draußen um die Hausecke gebogen war, fing sie plötzlich zu laufen an, lief ein paar mal um den runden Grasplatz und machte dann ebenso plötzlich wieder Halt, gerade an der breitästigen Edeltanne.

Da hinauf. Zwischen den harzigen Zweigen war's kühl und heimlich.

Das Kind warf die Schürze ab und stieg an den Ästen auf. Sie kniff die Lider zusammen. Moos und Nadeln fielen in ihre Augen und zwischendurch blendete die Julisonne.

Herr Feddersen würde nun all das tun, was sonst Vater getan hatte. Die Leute anstellen und die Pferde kaufen und gewiß den blinden Hinnerk aus der Wohnung schmeißen.

Suse weinte.

Und dann fiel ihr unvermittelt ein, daß sie dem Hauslehrer versprochen hatte, für die Naturgeschichtsstunde heut' nachmittag die kleinen komischen Fliegennester zu holen, die zwischen den zeitweis überschwemmten Steinen am Mergelgrubenrand zu finden waren.

Nun dachte sie nicht mehr an Vater und den Fremden. Überhastig glitt sie vom Baume herab, wand sich durch den dornigen Gartenzaun und jagte über die mittagsschwüle, kurzgemähte Kleekoppel der Mergelkuhle zu.

Nach der Schule holte Suse ihr Vesperbrot, das sie stets im Pferdestalle aß. Nur durften Mutter und die großen Schwestern nicht dahinterkommen. Sonst gab's Verweise und mißbilligendes Kopfschütteln.

Das Kind stapfte hin und her auf den buckligen Pflastersteinen. Bei jedem Biß machte sie einen Schritt, soweit sie konnte. Dann stand sie mäuschenstill, bis sie fertig war mit kauen und zu einem neuen Satzeausholte.

Als sie den letzten Mundvoll hinunter hatte, trat sie an den Stand des Kutschpferdes. Wenn sie auf seinem Rücken stand, konnte sie in das Schwalbennest am Deckenbalken hineinlangen. Manchmal lag, nachdem die Jungen ausgeflogen waren, noch ein rostgetupfeltes Ei darin.

Gerade als sie zum Hinaufschwingen die Mähne des Pferdes faßte, sagte jemand hinter ihr: „Na, laß dich man nicht schlagen, Kind . . ."

Suse trat zurück. Sie hatte ganz vergessen, daß er ein braunes Gesicht und einen dünnen, dunklen Kinnbart hatte.

„Du kleiner Racker, bist denn gar nicht bang?"

Er kam heran und faßte freundlich ihre Hand.

„Nee," sagte sie und zog ihre Hand zurück.

Der Verwalter klopfte das schnuppernde Tier auf den harten Schenkel. Eifersüchtig beobachtete Suse ihn. Das war *ihr* Pferd. Da hatte keiner was zu klopfen und zu göschen. Wenn Alex doch einen Festen hintenaus gewichst hätte — so ein dösiges Tier!

„Willst du mir nicht mal sagen, wie die Pferde alle heißen?" bat der Verwalter. „Mich dünkt, du bist hier gut zu Hause."

Suse lachte mitleidig.

Dann kam sie langsam vor und ging an den leeren Ständen entlang.

„Da steht sonst Jule und da Popp," begann sie und nannte eine Reihe von Pferdenamen.

Als nichts mehr zu sagen war, wurde sie befangen, machte einen Luftsprung, wieherte wie ein Füllen und trabte davon.

Nun stand sie im Gemüsegarten zwischen den blühenden Bohnen. Ach, so groß waren die gelben Wurzeln schon — was für ein Glück, das unverhofft zu entdecken!

Suse raufte eine Handvoll aus und ging den schmalen Steg entlang bis dahin, wo zwischen nesseldurchwuchertem Weidengestrüpp das

braune Teichwasser blinkte. Sie setzte sich auf einen Stein und schwenkte die schlanken gelben Wurzeln im Wasser. Dann grub sie ihre Zähne in das harte, süße Fleisch.

Aber sie verschluckte den Bissen nicht.

Gerade auf diesem Stein hatte sie gesessen mit einer gestohlenen Wurzel in der Hand. Da hatte plötzlich Vater zwischen den Weiden gestanden und sie traurig angesehen. Dann war er weggegangen und sie hinter ihm hergelaufen und hatte versprochen, nie wieder Wurzeln zu stehlen.

Nie wieder.

Suse warf die ganze Handvoll hinaus in die sonnenpunktige Flut, daß es einen lauten Platsch, viele weite Wasserringe und erschrockenes Entengeschrei gab.

Sie war böse auf sich. Unabläßig schlug sie auf ihre Backen und murmelte zornige Worte.

Sünde hatte sie getan — und bloß weil der alte eklige Kerl von Verwalter sie aus dem Pferdestall vertrieben . . .

Helene Voigt-Diederichs, Vorfrühling.

„Hanneken," rief die Mutter plötzlich, „Jesus, Kind, wie hast du dich zugerichtet." Die gekalkten Meilensteine hatten es gut gemeint, der Staub hatte ein übriges getan, dazu der Schweiß, der dem Kinde unter dem dichten Kopftuch hervorperlte. Die Frau hob die erhitzte Kleine über den Chausseegraben und nahm ihr das Tuch ab; bei einem blühenden Erbsenfeld saßen sie nieder auf dem roten Thymian, der so schöne Polster machte. Hanneken wurde gesäubert und bekam eine Semmel mit Pflaumenmus gestrichen in die Hand, dazu pflückte es junge Schoten ab von den Ranken, die in den roten Thymian herüberhingen.

Auch der Mutter legte es eine Handvoll Schoten hin. Die aber hatte die Arme um die hochgezogenen Knie geschlungen, ihr Kopf war tief gebeugt.

Hanneken wußte es schon: die Mutter weinte wieder. Es stand, die Mussemmel in der Hand, und wußte nicht, ob es zubeißen oder mitweinen sollte. Und plötzlich umfaßte die Frau das Kind, drückte sich an den kleinen, weichen Körper und schluchzte so krampfhaft, daß die stoßenden Bewegungen den Leib des Kindes erschütterten.

Hanneken konnte dem Ausbruch nicht standhalten, es brach in die Knie, die Schoten fielen ihm aus der Hand und die Mussemmel rollte in den Chausseegraben.

Auf einem Häuflein lagen die beiden und weinten in das duftende Thymiankraut. Die Kopftücher hatten sich verschoben, die Sonne brannte, sie aber merkten es nicht.

Und abgebrochen erzählte die Frau dem Kind, daß sie zum Vater gingen, daß er wieder „da" sei und Arbeit genommen habe in Ragnit und daß heute Vaters Geburtstag sei.

Und hinter den Worten stand ein großer Menschenkummer, den sagte die Frau nicht, den aber fühlte das Kind.

Es verstand so gut und genau, als hätte die Mutter zu einem Erwachsenen gesprochen; und plötzlich wurde ihm bewußt, daß es diesen halblauten Klagen nicht zum erstenmal zuhörte. Und feiner und klarer als die Mutter selber, empfand das Kind das Hoffnungslose der Lage, und daß es nie mehr anders kommen würde. Immer war es dagewesen, jenes Schwere, Unverständliche, aber Hanneken erlebte es erst jetzt. In dem großen Sonnenschein hob sich das Betrübliche und stand wie ein grauer Berg. Wie konnte nur so viel Licht da sein, so viel Blühen und Vogelsingen, wenn das andere, das Dunkle auch da war? Hanneken meinte nur für eines Raum zu haben in sich. Und ein anderer Eindruck grub sich fast gleichzeitig ein: das Bewußtsein eines Lebensunterschiedes zwischen den Menschen. Ein Wagen fuhr daher. In blinkendem Geschirr schnaubten die schönen Pferde vorüber; die trugen bunte Büschel an den Ohren und warfen die Köpfe hoch. Hanneken sah ihnen nach; es stand etwas auf in ihm: Mit der Mutter sitzen in jenem Wagen mit dem blinkenden Geschirr, hineinfahren in die Sonne, die zitterte, in das Blau dort fern am Saum! — Das Gefährt verschwand. Hanneken fühlte ein fremdes Emporbäumen in sich. Wünschen und Begehren hatten zum erstenmal bewußterweise sein Herz erfaßt, und ein wehes Verständnis kam ihm, daß nicht alles Sehnen auf der Welt erfüllt sein konnte. Ein Leiterwagen holperte hinterher. „Willst mit?" fragte der Kutscher. Die Mutter nickte und reichte ihm das Kind hinauf, dann stieg sie nach und setzte sich zufrieden auf das hintere Wagenbrett. So fuhr man bis zum kleinen Gasthof, der dicht vor Ragnit lag.

Man war hingekommen und es kostete nur Handschlag und freundlich Wort. Hanneken aber dachte noch an die schönen Pferde, die vorüberschnaubten und den Kopf so stolz zurückwarfen . . .

Johanna Wolff, Hanneken.

Es kamen aber auch traurige Momente. Eines Abends in der Dämmerung war meine Mutter (wie wir es nannten) in die Stadt gegangen, um Arbeiten abzuliefern. Ich schleppte meinen kleinen Bruder auf dem Arme fort bis zur Ecke der jetzigen Auguststraße, und setzte ihn dort auf die Erde, da er mir zu schwer wurde. Meine kleine Schwester war hinterher getrottet. Von dort mußte meine Mutter kommen, um zu unserer Wohnung zu gelangen. Mir schien, als ob sie übermäßig lange ausbliebe. Es wurde dunkel; zum Spielen konnte man nicht mehr sehen; ohnehin war ich durch meinen Bruder an die Stelle gefesselt. Plötzlich kam mir in meiner kindischen Ungeduld der Gedanke, meine Mutter könnte verunglückt sein. Betrübt hob ich die Augen gen Himmel; da schien ein Stern zu wanken, und nun war ich überzeugt, Gott habe mir ein Zeichen gegeben, daß meine Mutter tot sei. Ich fing an zu heulen, meine Geschwister halfen; und schon kamen Leute und erkundigten sich

nach dem Grunde unseres Jammers; da erschien meine Mutter und machte der Szene ein Ende. So weint der Mensch um eingebildetes Leid und läßt das wirkliche unbeachtet. Wie oft mögen höhere Wesen auf unsern Jammer mit ähnlichen Empfindungen blicken, wie wir auf diesen kindischen. Sind doch die Kinder von den Erwachsenen nur dem Grade der Erkenntnis nach verschieden.

* Karl Friedrich von Klöden, Jugenderinnerungen.

Große Freude hatte ich, als ich ein junges Eichhörnchen, dort Eichkätzchen genannt, geschenkt bekam, denn ich habe von Jugend auf Tiere sehr gern gehabt. Das kleine Geschöpf, mein Eichhörnchen, wurde überaus zahm, zutulich und drollig, und jeder, der es sah, freute sich darüber. Es kletterte blitzschnell an mir in die Höhe, setzte sich auf meine Schulter und fraß mir aus dem Munde. Alle seine Bewegungen waren geschickt und zierlich. Ich liebte es, wie meinen innigsten Freund, und es zeigte auch mir eine große Anhänglichkeit. Als ich es ein halbes Jahr besessen hatte, wurde es von einem großen Hunde totgebissen. Ich war darüber förmlich außer mir und habe im Leben selten einen größeren Schmerz empfunden. Tagelang habe ich das Tierchen trostlos beweint; dann entschloß ich mich, es feierlich hinter den Scheunen zu begraben, und fand nur Trost in dem Gedanken, daß ich es dereinst im künftigen Leben wiederfinden würde. — — — — — — — — — — — — — —
— —

Eine mich befremdende Wahrnehmung war es, daß der Tod meiner beiden mir so lieben Geschwister mich nicht in dem Maße niederdrückte, als die Größe des Verlustes es mich hätte erwarten lassen, und ich machte mir bittere Vorwürfe, daß früher der Tod meines Eichhörnchens mich tiefer ergriffen hatte, als der jetzige viel größere Verlust. Ich wußte damals noch nicht, daß bei allen großen Seuchen die stete Wiederholung von Sterbe- und Begräbnisszenen das Gefühl abstumpft und es mehr und mehr unempfindlich dagegen macht. Die Geschichte aller großen Epidemien hat dies bewiesen, indem sie Szenen der Gefühllosigkeit aufbewahrt, welche uns schaudern machen.

* Karl Friedrich von Klöden, Jugenderinnerungen.

Ein Weihnachtsabend, an dem ich noch nicht ganz fünf Jahre alt war, ist mir noch immer in Erinnerung. Beinahe hätte ich dieses Mal einen Weihnachtsbaum bekommen. Meine Mutter wollte mir, ihrem jüngsten Kinde, auch einmal zeigen, was das Christkind ist. Wochenlang hatte sie immer einige Kreuzer zu erübrigen getrachtet, um ein kleines Kochgeschirr für mich zu kaufen. Der Weihnachtsbaum war geschmückt mit bunten Papierketten, vergoldeten Nüssen und mit dem bescheidenen Spielzeug behängt. Mit dem Anzünden der Lichter wurde auf den Vater gewartet, der zum Fabrikanten gegangen war, um Ware abzuliefern. Er sollte Geld bringen. Es wurde 6 Uhr, dann 7 und endlich 8 Uhr,

der Vater kam nicht. Wir waren alle hungrig und verlangten zu essen. Wir mußten die guten Mohnnudeln, Äpfel und Nüsse allein, ohne den Vater essen, worauf ich zu Bett gehen mußte, ohne daß die Lichter auf dem Weihnachtsbaum gebrannt hätten. Die Mutter war zu mißgestimmt und zu sorgenvoll, um den Baum anzuzünden. Ich lag schlaflos in meinem Bette: ich hatte mich so auf das Christkind gefreut, und nun war es ausgeblieben. Endlich hörte ich den Vater kommen, er wurde nicht freundlich empfangen und es kam wieder zu einer heftigen Szene. Er hatte weniger Geld gebracht, als die Mutter erwartet hatte, dann war er unterwegs in ein Gasthaus gegangen. Er hatte fast zwei Stunden zu gehen und wollte sich einmal erwärmen. Er war dann länger sitzen geblieben, als er zuerst gewollt hatte, und kam angetrunken nach Hause. Ich guckte bei dem Lärm, der sich nun erhob, von meiner Schlafstelle nach den Eltern — und da sah ich, wie der Vater mit einer Hacke den Weihnachtsbaum zerschlug. — — Zu schreien wagte ich nicht, ich weinte nur, weinte, bis ich einschlief. Am nächsten Tag empfand mein Vater wohl Mitleid mit mir, denn er gab mir einige Kreuzer, wofür ich mir Blechgeschirr kaufen durfte.

* Adelheid Popp, Jugendgeschichte einer Arbeiterin.

Wir fühlten uns in Bern von der ersten Stunde an als Abwesende und bald als Verbannte. Mit der Zeit übernahm uns ein sehnsüchtiges Heimweh, das den Hintergrund unseres gesamten Gefühlszustandes bildete und mit den Jahren nicht abnahm, vielmehr immer deutlicher ins Bewußtsein emporwuchs. Das Wort „Heimweh" kannten wir zwar nicht und das Wort „Heimat" verstanden wir nicht. Anders als unsere Mutter, deren Augen feucht erglänzten, wenn wir kräftig und ruhig sagen „Heimat, Heimat über alles." Aber die Sache kannten wir: die glühende Sehnsucht nach den zurückgelassenen lieben Menschen und trauten Örtlichkeiten.

Ein Wort war es, das unsere Sehnsucht im Traum und im Wachen seufzte: das Wort Liestal. Mit Liestal meinten wir nicht das Städtchen, denn mit diesem verbanden uns nur wenige und verhältnismäßig unbedeutende Erinnerungen, sondern vor allem die lieben Menschen, die in Liestal wohnten, die Großmutter, der Großvater, der Änggeli usw., sodann in zweiter Linie das Haus und die Umgegend des Hauses, wo sie wohnten, also die Brauerei. Nicht etwa das Häuschen unseres Vaters; denn alles was einst Liebes darin gewesen war, war ja mit uns nach Bern gezogen: Mutter, Vater und Agatha. Fremde Menschen hausten jetzt darin, es galt unserm Herzen für leer, wir würdigten es, wenn wir in den Ferien nach Liestal reisten, keines Blickes.

Von der Heftigkeit unseres Heimwehs kann ein anderer sich schwer eine Vorstellung machen; zumal es sich um Kinder handelt, von denen doch die Sage geht, sie lebten in den Tag hinein. Wo fange ich an, um von den tausend Proben einige zu berichten? Der Spaziergang nach dem beliebten Ausflugsort „Enge" lud unser Herz mit Wehmut'

weil dort die Aare zu sehen ist, die in der Richtung gegen Liestal strömt. In der Gerechtigkeitsgasse, an der linken Ecke gegen das Rathaus, neben dem Apotheker Müller, gab es ein Haus, das von außen wie die gemeinen Häuser aussah, aber aus dem Hofe innen im Hause fuhr der Postwagen nach Liestal, und zwar, wie Papa uns sagte, nicht bloß ein- oder zweimal im Jahr, sondern täglich. Es gab also Pferde, sogar Menschen: einen Kutscher und einen Kondukteur, die Glücklichen, die jede Woche nach Liestal fahren durften. Ja warum, wenn man es doch kann, fahren nicht alle Menschen alle Wochen nach Liestal? Und wenn die andern Menschen nicht wollen, warum nicht wir? Jammervolle Traurigkeit schlug uns nieder, wenn irgend ein Umstand uns an dieses Posthaus erinnerte; besser gar nicht daran zu denken . . .

Im wachen Zustande drängten die täglichen Sorgen und Vergnügungen das Heimweh in den Hintergrund. Aber von Zeit zu Zeit die nächtlichen Träume! Wenn mein Bruder eines Morgens zu mir oder ich zu ihm sagte: „ich habe von Liestal geträumt," so verstanden wir einander und seufzten. Das gemeinsame Heimweh vornehmlich hat uns die Bruderliebe gelehrt. Wohl kam ab und zu dieser oder jener der schmerzlich Vermißten auf Besuch zu uns nach Bern, und solche Besuche wurden als Herzerquickung mit jubelnden Freudenstürmen begrüßt, allein das war ein Trost, nicht eine Erfüllung; die Ankunft eines einzelnen schürte die Sehnsucht nach sämtlichen. Nur eines half zum Glücke, zum zeitweiligen Glücke wenigstens: die Ferienreise nach Liestal, wenn sie uns erlaubt wurde, und sie wurde uns fast alle Jahre einmal erlaubt. Ha, wie da unsere Herzen klopften! Wie wir angstvoll zwischen Furcht und Seligkeit die letzten Tage und Stunden vor der Abreise im Erwartungsfieber dahinlebten, besorgend, es könnte noch in der letzten Minute ein dummes Hindernis dazwischen plumpsen. Mein Bruder freute sich einmal in der letzten Nacht vor der Abreise so unsinnig, daß er am Morgen sich krank meldete und die Liestaler Reise unterbleiben mußte. Ich kann es ihm noch heute nicht recht verzeihen.

Carl Spitteler, Meine frühesten Erlebnisse.

Die schöne Kindesleiche lag in der mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen, mit Kerzen erhellten Kapelle. Chorknaben schwenkten Rauchwerk, die Pater sprengten Weihwasser. Weinend, bewundernd umringten wir das holde Bild; ein Kind konnte wohl meinen: so sei die ewige Schönheit! Lorchen war besonders dadurch bewegt und entzückt, und als wir die Kapelle verlassen sollten, rief sie: „Laßt mich hier, ich will mit ihr sein!"

Wie gewöhnlich, ward nach dem Begräbnis gelüftet, geordnet, wieder eingeräumt; dann Schränke und Kammern verschlossen. In diesen Stunden ward wiederholt gerufen: Wo ist Lorchen? Wo ist Lorchen? Man lief, um sie zu finden, in Garten und Wald. Da brachte ein Mädchen ihre Schuhe, die man in den Gängen gefunden hatte; nun wiederholte man

die Nachsuchung in den Kammern, und als man einen Schrank eröffnete, fand man das Kind, wie die Leiche Kätchens die Hände gefaltet unter Tüchern liegend. Man wollte sie tot, wie man sie gefunden, dem Vater verbergen, denn er war sehr jäh, doch Lorchen sagte es ihm selbst. Da schloß er die Kleine in die Arme und sprach: „Du liebes Kind, wärst bald an der Augenlust gestorben.“ —

„Vater, ich will so sein wie Kätchen!“

„Ich lasse dir auch ein Kleid, wie Kätchen hatte, machen und dich auch so mit Blumen schmücken; aber darin sollst du neben mir sitzen und mit mir spazieren gehen.“ Charlotte v. Kalb, Gedenkblätter.

Dieses Wiedersehen mit meiner viel-, vielgeliebten Mama blieb das letzte.

Von Tag zu Tag stiegen die Besorgnisse um sie. Der furchtbare Ausspruch: „Keine Hoffnung mehr!“ wurde getan, und eines Morgens kamen Großmama Dockel und Tante Helene verweint und übernächtig zu uns und brachten die Trauerbotschaft. In der Nacht, in der wir schliefen, hatte Mama uns für immer verlassen. . . . Für immer? — das ließ sich nicht begreifen. Wie hatte sie uns für immer verlassen können, die uns so liebgehabt?

Unser Vater ließ sagen, daß er uns sehen wollte, und wir gingen zu ihm.

Im Speisezimmer trafen wir Grandmaman Bartenstein. Sie trat aus dem Gemach ihrer entschlafenen Tochter uns entgegen. Wir blieben stehen. Ich erinnere mich der fast scheuen Ehrfurcht, die mich bei ihrem Anblick ergriff. Auf den Mienen meiner Geschwister malte sich, bewußt und unbewußt, dasselbe Gefühl. Es lag in dem Augenblick etwas Überirdisches in der Erscheinung dieser Frau. Ein so großartiges Bild der Resignation hat sich mir nie wieder dargeboten.

Man sagte uns, sie sei am Morgen gekommen, einige Stunden, nachdem sie die Meldung vom Tode Mamas erhalten hatte. Sie sei niedergekniet am Bette und habe gebetet, das Gesicht in den Händen, lautlos, tränenlos. Kein Beben durchlief ihre Glieder, kein Schluchzen hob ihre Brust, aber allen Anwesenden war, als wohnten sie einer feierlich ergreifenden Andachtsübung bei. Endlich hatte sie sich erhoben, hatte einen langen Kuß auf die Stirn der Toten gedrückt und war hinweggeschritten, aufrecht wie immer. — — —

Unser Vater hemmte nicht den Ausbruch seines Schmerzes. Der starke Mann war völlig gebrochen, seine Stimme versagte, als er mit uns sprechen wollte, und er weinte mit seinen Kindern wie ein Kind.

Wir aber — wie bald stellte sich die Reaktion gegen alle die dunkeln und herzzerreißenden Eindrücke, die wir an diesem Tage empfangen hatten, ein! — Wir spielten am Abend ganz vergnügt in den Zimmern der Kleinen. Plötzlich entsann ich mich dessen, was geschehen war, und sagte zu meiner Schwester: „Jetzt ist diese beste Mama gestorben, wir werden sie nie wiedersehen — warum sind wir denn nicht traurig?“

„Warte nur," erwiderte sie, „wenn erst die schwarzen Kleider kommen, dann werden wir schon traurig sein."

* Marie Ebner-Eschenbach, Meine Kinderjahre.

Karen saß im Garten und flocht mit ungeschickten Fingern einen Kranz. Zuweilen sah sie zwischen den durchsichtig gewordenen Büschen auf das Wasser nieder, das blau heraufschimmerte mit treibenden Fischerboten und braunen, bauschigen Segeln. Der Himmel war weit und die Luft war kühl, aufschauernd zog sie die Schultern zusammen.

Tat sterben weh? Und ob Großmutter nun hinter den Betrug mit den Blumen gekommen war und böse auf sie niedersah?

Es war viel Schweres und Trauriges im Leben. Ein Schauer von hilfloser Frömmigkeit überfiel Karen, und in ihrer Not fing sie mit dünner Stimme zu singen an — alle Kirchenlieder, die sie wußte: „Mein Schöpfer, steh mir bei" und „O Haupt voll Blut und Wunden" und was es sonst noch gab. Die traurigsten Stellen sang sie ganz tief unten in der Kehle, zog dazu die Stirn kraus und drückte das Kinn nieder.

Langsam, sehr langsam wuchs unter ihren Fingern der Kranz. Immer wieder drehte sie den Weidenring, hielt das Angefangene dicht vors Auge und weit vom Auge weg, und dann riß das braune Baumwollgarn und alles mußte von vorn angefangen werden. Trotzdem hatte sie ein feierliches Sonntagsgefühl, weil Großmutter tot war und sie nun hier saß und all die verbotenen Blumen pflücken durfte — Astern, Reseda und Morgenpracht, kein Mensch kümmerte sich darum.

Sie sang noch immer, und als sie keine Kirchenlieder mehr wußte, fing sie vom armen jungen Fähnrich an, der zum Kriege zog, videbumsvallera, juchheirassa — — —

Er liebt sein schwarzbraunes Mädchen,
Videbumsvallera juchheirassa,
Er liebt sein schwarzbraunes Mädchen,
Die weint so bitterlich,
Die — weint — so bitterlich.

Da kam im schwarzen Rock mit feierlichen Amtsschritten der Küster um die Ecke.

„Du sitzt hier und singst," fragte er und blieb verwundert stehen. „Schickt sich das wohl, wenn eine Leiche im Hause liegt? Schäme dich, Karen Nebendahl, deine Großmutter war eine prächtige Frau und hätte wohl verdient, daß du ein paar Tränen für sie hättest."

Kopfschüttelnd ging er ins Haus.

Solange er sie hören konnte, sang Karen mühsam weiter. Dann aber brach sie in Tränen aus und ließ den Kranz sinken.

An diesem Tage lernte sie zum ersten Male einen Menschen aus ehrlichem Herzen hassen, ganz ohne einen Rest von Hoffnung, daß irgend etwas an ihm gut war und es bloß an ihr lag, daß sie das nicht herausfinden konnte. Nicht gegen die tote Gräfin und sogar nicht gegen Fiete

Jürgens, der die Katze quälen wollte, hatte sie dieses Gefühl gehabt, gierig und wohltuend zugleich.

Nachmittags war die Beerdigung. Karen hatte Großvater noch nie im schwarzen Rock und mit solchem steifen, blanken Hut gesehen. Sein grauer Bart war weich gekämmt und auf seinem Gesicht drückte sich die Feierlichkeit des Tages ohne irgendwelchen Trübsinn aus.

Um Karen kümmerte sich niemand, obgleich sie sich fein gemacht hatte mit dem roten Sonntagskleid und der blauen Perlenkette, und umherging voll von einem unbestimmten Stolz, daß sie heute ein bißchen mehr war als die andern Kinder, weil der schwarze Kasten im Hause stand.

Als man den Sarg weggetragen hatte, schlich sie langsam hinterher und verkroch sich in der Weißdornhecke zwischen Kirchhof und Küsters Garten.

Es war still und sonnig, schwer von der Wärme regneten die gelben Blätter. Karen hörte den Pastor sprechen, laut und mit eindringlicher Stimme, als wenn er böse wäre.

Eine Kuh steckte ihren Kopf durch das Gitter und brüllte, stutzte und brüllte wieder. Die ganze Luft wurde erschüttert von dem hallenden Ton, und ein Schauer von Blättern rieselte herab.

Als all die schwarzen Menschen sich zerstreut hatten, kroch Karen hervor und besah das frische Grab. Ob man nicht gut lag in der weichen Erde, so gut, daß niemand einen zu beweinen brauchte? — oder ob Gott gleich kam und den ruhigen Schlaf störte mit seinem schrecklichen jüngsten Gericht? — * Helene Voigt-Diederichs, Dreiviertel Stund vor Tag.

Am Tage darauf, spät abends, wollte ich sie gerne noch einmal sehen; ich überwand das unwillkürliche Gefühl der Furcht, öffnete leise die Tür und ging auf den Fußspitzen in den Saal.

In der Mitte des Zimmers stand der Sarg auf einem Tische, um ihn herum brennende Kerzen auf hohen, silbernen Leuchtern, in einer entfernten Ecke saß ein Meßdiener und las mit leiser gleichförmiger Stimme den Psalmen.

Ich blieb bei der Tür stehen und schaute mich um, aber meine Augen waren dermaßen verweint und meine Nerven so erregt, daß ich nichts erkennen konnte; alles verschwamm eigentümlich ineinander, das Licht, der Goldbrokat, der Samt, die großen Leuchter, das spitzenbesetzte rosafarbige Kissen, die kleine Strahlenkrone, die Haube mit den Bändern und noch etwas Durchsichtiges, wie Wachs Aussehendes. Ich stellte mich auf einen Stuhl, um ihr Gesicht zu sehen; aber an der Stelle, wo es sein mußte, fand ich wieder jenen blaß-gelblichen, durchsichtigen Gegenstand. Ich konnte nicht glauben, daß das ihr Gesicht sei. Ich schaute nun ganz unverwandt hin und erkannte nach und nach die bekannten lieben Züge. Ich zitterte vor Entsetzen, als ich mich überzeugte, daß sie es war; aber warum sind die geschlossenen Augen so tief eingesunken? Woher kommt diese schreckliche Blässe und woher der schwärzliche Fleck auf der Wange

unter der durchsichtigen Haut? Weshalb ist der Ausdruck des ganzen Gesichtes so streng und kalt? Warum die Lippen so bleich, und warum ist ihre Form eine so schöne, majestätische, daß sie eine überirdische Ruhe ausdrücken, daß mir ein kalter Schauer über den ganzen Körper geht, wenn ich sie sehe? . . .

Ich schaute und fühlte, daß eine unbegreifliche, unwiderstehliche Kraft meine Augen zu diesem leblosen Antlitz hinzog. Ich wendete kein Auge von ihm, meine Phantasie jedoch zauberte mir Bilder voll von Leben und Glück vor die Seele. Ich vergaß ganz, daß der leblose Körper, der vor mir lag und den ich gedankenlos anstarrte wie einen Gegenstand, der mit meinen Vorstellungen gar nichts zu tun hatte, sie war. Ich stellte sie mir abwechselnd in einem und dann in einem anderen Zustande vor, lebend, heiter, freundlich lächelnd; dann frappierte mich auf einmal irgendein Zug in dem bleichen Gesichte, auf welchem nun meine Augen haften blieben; ich besann mich wieder auf die fürchterliche Wirklichkeit, schauerte zusammen, hörte aber nicht auf, hinzusehen. Und von neuem traten Träume an die Stelle der Wirklichkeit, und wiederum zerstörte das Erkennen diese Träume. Endlich war meine Phantasie müde geworden und hörte auf, mich zu täuschen; auch das Bewußtsein der Wirklichkeit schwand mir, und ich war ganz in Vergessenheit versunken. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande zubrachte, auch kann ich nicht sagen, worin er bestand; ich weiß nur, daß ich eine Zeitlang das Bewußtsein meiner selbst verloren hatte und ein hohes, unerklärlich angenehmes und trauriges Gefühl des Genusses empfand.

Vielleicht schaute ihre reine Seele, ehe sie in eine bessere Welt entschwebte, betrübt auf die zurück, in der sie uns zurückließ; sie sah meine Traurigkeit, fühlte Erbarmen und ließ sich auf den Flügeln der Liebe mit einem himmlischen Lächeln des Mitleids zur Erde nieder, um mich zu trösten und zu segnen.

Die Tür knarrte, und es trat ein Meßdiener in das Zimmer, um den anderen abzulösen. Dieses Geräusch weckte mich auf, und der erste Gedanke, der mir kam, war der, daß der Geistliche mich für einen herzlosen Knaben halten könne, weil ich nicht weinte und in einer Pose auf dem Stuhle stand, die gar nicht nach Rührung aussah. Er konnte meinen, ich sei aus Unart oder bloßer Neugier auf den Stuhl geklettert; ich bekreuzte mich also mehrfach und brach in Tränen aus.

Wenn ich mir jetzt meine Eindrücke ins Gedächtnis zurückrufe, finde ich, daß nur diese kurze Zeit des Selbstvergessens wirkliche Trauer war. Sowohl vor als nach der Beerdigung hörte ich nicht auf zu weinen und war betrübt, aber ich schäme mich, wenn ich an diese Traurigkeit zurückdenke, weil sie stets mit etwas Eigenliebe gemischt war; einmal war es der Wunsch, zu zeigen, daß ich trauriger sei als alle anderen, dann die Sorge über den Eindruck, den ich auf andere hervorbringe, ein anderes Mal zwecklose Neugier, die mich veranlaßte, Beobachtungen an Mimis Haube und den Gesichtern der Anwesenden anzustellen. Ich kam mir verächtlich vor, daß ich von dem einen Gefühle der Trauer nicht ganz

beherrscht war, und mühte mich, alle anderen zu verbergen. Deshalb war meine Trauer nicht wahr und nicht natürlich. Außerdem empfand ich eine Art von Genuß bei dem Gedanken, ich sei unglücklich; ich mühte mich, das Bewußtsein des Unglücks in mir wachzurufen, und dieses egoistische Gefühl erstickte mehr als die anderen die Empfindung wahrer Traurigkeit in mir.

Nachdem ich jene Nacht fest und ruhig geschlafen hatte, wie das nach heftiger Betrübnis immer zu sein pflegt, wachte ich mit getrockneten Tränen und beruhigten Nerven auf. Um 10 Uhr rief man uns zum Trauergottesdienst. Das Zimmer war mit Hofgesinde und Bauern gefüllt, die ihre Herrin zum letztenmal sehen wollten. Alle weinten. Während des Gottesdienstes weinte ich, wie es sich geziemte, bekreuzte mich, kniete nieder, aber im Herzen betete ich nicht und war ziemlich kaltblütig; ich dachte, wie ärgerlich es sei, daß das neue Jackett, das man mir angezogen hatte, unter den Ärmeln viel zu eng war; ich überlegte, daß ich beim Knien meine Beinkleider nicht zu sehr beschmutzte und beobachtete verstohlen alle Anwesenden. Papa stand am Kopfende des Sarges, er war auffallend bleich wie ein Leichentuch und hielt mit sichtlicher Anstrengung die Tränen zurück. Seine hohe Gestalt im schwarzen Frack, sein blasses, ausdrucksvolles Gesicht und seine leichten Bewegungen, die auch jetzt nichts von ihrer Sicherheit einbüßten, wenn er sich bekreuzte oder beim Niederknien mit der Hand den Boden leicht berührte, oder wenn er die Kerze aus der Hand des Geistlichen nahm, oder zum Sarge herantrat, waren außerordentlich eindrucksvoll; aber — ich weiß nicht warum — gerade das gefiel mir nicht an ihm, daß er in einem solchen Augenblick so eindrucksvoll erscheinen konnte. Mimi stand an die Wand gelehnt und konnte sich, wie es schien, kaum auf den Füßen halten. Ihr Anzug war ganz zerdrückt und mit Bettfedern bedeckt, die Haube saß schief, die geschwollenen Augen waren gerötet, ihr Kopf zitterte, sie schluchzte herzzerreißend und ohne Aufhören und bedeckte fortwährend ihr Gesicht mit ihrem Taschentuch und mit ihren Händen. Mir schien, als täte sie dieses nur, um ihr Gesicht zu verbergen und einen Augenblick von dem geheuchelten Schluchzen ausruhen zu können. Ich erinnerte mich, daß sie tagsvorher zu Papa gesagt hatte, Mamas Tod sei für sie ein derartig schrecklicher Schlag, daß sie kaum hoffe, ihn zu überstehen, daß er ihr alles geraubt habe, daß dieser Engel (so nannte sie Maman) dicht vor seinem Tode sie nicht vergessen, sondern den Wunsch geäußert habe, ihre und Katjenkas Zukunft für immer zu sichern. Sie vergoß bittere Tränen, während sie das erzählte, vielleicht war ihr Gefühl der Trauer auch wahr, aber es war nicht ganz rein und nicht ohne Hintergedanken. Ljubotschka, im schwarzen Kleidchen mit Trauersaum, hielt ganz verweint das Köpfchen gesenkt und blickte nur bisweilen auf den Sarg, ihr Gesichtchen drückte nur kindliche Furcht aus; Katjenka stand neben ihrer Mutter und sah trotz ihres zum Weinen verzogenen Gesichtchens so rosig aus wie immer. Die aufrichtige Natur Wolodjas war auch im Leide aufrichtig; einmal stand er da in Gedanken versunken; irgendeinen Gegen-

stand anstarrend, ein andermal aber verzog sich sein Mund plötzlich zum Weinen und er bekreuzte sich schnell. Alle Fremden, die der Beerdigung beiwohnten, waren mir zuwider. Die tröstenden Redensarten, welche sie Papa sagten, daß ihr dort wohler sein werde, daß sie nicht für diese Welt war — riefen in mir eine Art Ärger wach.

Welches Recht hatten sie, über sie zu sprechen, sie zu beweinen? Einige nannten uns, wenn sie von uns sprachen, Waisen. Als ob so man nicht wüßte, daß Kinder, die keine Mutter haben, so genannt werden. Es machte ihnen gewiß Freude, uns zuerst so zu nennen, wie die Leute auch Eile haben, ein jung verheiratetes Mädchen zum erstenmal „Madame" zu nennen.

In einer abgelegenen Ecke des Saales kniete, fast hinter der geöffneten Tür zum Büfettzimmer verborgen, ein gebeugtes, weißhaariges Mütterchen. Sie hatte die Hände gefaltet und erhob ihre Augen zum Himmel; sie weinte nicht, aber sie betete. Ihre Seele strebte zu Gott; sie bat ihn, sie mit derjenigen zu vereinigen, welche sie mehr als alles auf der Welt geliebt hatte, und hoffte sicher, daß das bald geschähe.

„Die hat sie wahrhaft geliebt," dachte ich, und ich schämte mich meiner selbst.

Der Trauergottesdienst war zu Ende, das Antlitz der Toten wurde enthüllt, und alle Anwesenden, wir ausgenommen, gingen der Reihe nach zum Sarge, um Abschied zu nehmen.

Eine Bäuerin, die ein kleines hübsches fünfjähriges Mädchen auf dem Arme trug, war eine der letzten, welche zum Sarge herantraten. Zur selben Zeit ließ ich zufällig mein nasses Taschentuch fallen und wollte es aufheben; kaum hatte ich mich indes gebückt, als ein fürchterlicher, durchdringender Schrei mein Blut erstarren machte; er drückte so viel Entsetzen aus, daß ich ihn nie — und lebte ich hundert Jahre — vergessen werde; bei dem bloßen Gedanken daran läuft mir stets ein kalter Schauer über die Haut. Ich schaute auf — auf dem Schemel vor dem Sarge stand dieselbe Bäuerin und hielt mit Mühe das Kind in ihren Armen, das, mit den Händchen abwehrend und mit zurückgeworfenem, entsetztem Gesichtchen, die hervorgetretenen Augen auf das Antlitz der Verstorbenen gerichtet, mit entsetzlicher, gräßlicher Stimme schrie. Ich stieß einen vielleicht noch schrecklicheren Schrei aus und lief aus dem Zimmer.

Erst in diesem Augenblicke merkte ich, woher der beklemmende Geruch kam, der, mit Weihrauch gemischt, das Zimmer erfüllte; und der Gedanke, daß das Antlitz, das noch vor wenigen Tagen voll Schönheit und Lieblichkeit war, das Antlitz derjenigen, die ich mehr als alles auf der Welt geliebt, Entsetzen einflößen konnte, brauchte mir erst die bittere Wirklichkeit zum Bewußtsein und erfüllte meine Seele mit Verzweiflung.

... Maman war nicht mehr, aber unser Leben ging seinen gewohnten Gang; wir legten uns schlafen und standen auf zu denselben Stunden und in denselben Zimmern; der Morgen- und Abendtee, das Mittag- und Abendessen — alles war zu der gewohnten Zeit. Die Tische und Stühle

standen auf der alten Stelle; im Hause und in unserer Lebensweise war keine Veränderung vorgegangen, nur sie war nicht mehr . . .

Ich hatte gemeint, nach einem solchen Unglück müsse sich alles ändern. Unsere gewohnte Lebensweise erschien mir wie eine Verletzung ihres Gedächtnisses und ließ ihre Abwesenheit zu sehr empfinden.

* Leo Tolstoi, Lebensstufen.

Sie haben den toten Vater hinuntergetragen in den kleinen kühlen Holzstall. Da liegt er mit einem Laken zugedeckt, das noch neu und ungebraucht ist. Es scheint etwas grau und ist sehr grobkörnig. Auf dem Hackeklotz in der Ecke steht ein Napf mit Branntwein und Linnen; die Mutter geht öfter hin, feuchtet das Tuch an und legt's dem Vater aufs Gesicht. Jedesmal zittert die Mutter. Hanneken hat durchaus mitgehen wollen. Es fühlte, die Mutter hätte einen Halt an ihm. Nun sieht's genau zu, wie das Linnen abgehoben wird, ohne Furcht, mit einem unbewußten Interesse an diesem merkwürdigen Zustand. Der Mutter Tränen fallen ins Näpfchen, die Tränen bekommt der Vater mit aufs Gesicht...

Die notwendigen Besorgungen fürs Begräbnis müssen erledigt werden; die Mutter zieht sich an und geht aus.

Hanneken sitzt auf der Türschwelle und sieht den kleinen Holzstall an, in dem der tote Vater liegt. Ein alter Hollunderstrauch beschattet den Stall und spreitet seine Äste über das schräge, graue Dach. Große, weiße Doldenblüten fallen tief herunter bis seitwärts in die hohen Brennesseln. Sie duften so stark, daß Hanneken müde wird. Aber vor dem Pförtchen tummeln sich die größeren Nachbarskinder, sie spielen das Nönnchenspiel und singen: „Wer sich ins Kloster will begeben zu stiller Ruh und Einsamkeit." Hanneken sieht ihnen zu. Die Großen verkehren doch nicht mit ihm. Da kommt die Nachbarin heraus und bedroht die Kinder, sie sollten nicht so laut sein, es sei ein Toter im Haus. Die Nachbarin hat in der Küche Kartoffelkuchen gebacken mit Öl; Hanneken kennt den Geruch, der kriecht ihm in die Nase. Die Frau bringt einen Kuchen auf dem Teller und schiebt ihn dem Kinde zu.

Aber Hanneken mag kein Ölgebackenes, es rückt ab von dem Teller und dem warmen Geruch. Die großen Kinder springen herbei, teilen sich den Kuchen und ziehen Hanneken mit sich fort. Es muß sich als „Nönnchen" in den Kreis hineinsetzen und wieder singen sie: „Wer sich ins Kloster will begeben zu stiller Ruh und Einsamkeit"; sie fassen Hanneken an den Händen und tanzen mit ihm aus dem Kreis. Das sollte dem viel Kleineren eine Ehre sein: „weil sein Vater gestorben ist", sagten sie. Da kommt die Nachbarin, ihren Teller zu holen, sie erblickt das spielende Kind und ruft: „Hanneken, pfui, din Vadder is dod und du danzt all wedder, schäm di, Margell." Die Kinder fahren auseinander, sie laufen ins Feld. Hanneken steht, bedrückt den Kopf gesenkt; ihm ist so verlassen, so beklommen zumute; scheu wendet es sich fort und setzt sich hinter den Stall, in dem der Vater liegt, auf den kleinen Lehmhaufen; der ist ganz warm von der Abendsonne.

Wie der Hollunder duftet! Wie weiß die Blüten sind!

Hanneken zieht die bloßen Füße hoch und sitzt nachdenklich da. Von den Worten der Nachbarin hat es ein Schamempfinden in sich, doch kein Schuldgefühl. Was hat der tote Vater mit dem „Nönnchen sein" zu tun? „Er wacht nicht mehr auf," sagt doch die Mutter.

Johanna Wolff, Hanneken.

Als die zwei ältesten Knaben ihre ersten Kittel noch nicht ausgetragen hatten, als sie für den großen Garten, der am Hause war, mit eigenem „Schmierzeug" noch versehen waren — in jener glücklichen Zeit gab es außer Katzen auch noch anderes Getier im Hause. Da war ein kleiner weißer Pudel, welcher „Bube" hieß, aber leider trotz des Tierarztes schon früh an einer Hundekinderkrankheit sterben mußte; dann war ein weißes Kaninchen, welches „Nine" hieß, und außerdem noch eine weiße Taube, welche keinen Namen hatte, sonst aber sehr wohl „Federlos" hätte heißen können.

In dem geräumigen Taubenschlage auf dem Hausboden hatte sie einst mit vielen schönen Gefährten, Hahnenschwänzen und Mohrenköpfen, gewohnt und sich von dort aus lustig mit ihnen über den grünen Garten in der Luft getummelt; aber eines Tages war der Marder eingebrochen, und sie allein blieb die Überlebende. Damit sie in dem großen leeren Schlage nicht allzusehr die Einsamkeit empfinde, wurde das Kaninchen ihr zum Gesellen beigegeben, und da weder dieses von ihren Erbsen, noch sie die Hundeblumenblätter des Kaninchens begehrte, so lebten sie wie Geschwister einträchtiglich beisammen. Wenn die Taube von ihren Ausflügen heimkam, klappte Nine allzeit freudig mit den Hinterläufen; denn sie spielten dann Greifen oder Haschemännchen miteinander, und da das Kaninchen sehr gut greifen konnte, so geschah es dabei ganz von selber, daß es seiner Freundin einen Mund voll Federn nach dem andern abbiß. — So wurde sie das Täubchen „Federlos" und konnte nur noch mit den Posen fliegen.

Aber weiter kam es nicht; die Posen sollte sie behalten. Denn da die Knaben eines Morgens in den Schlag hinaufstiegen, flatterte das Täubchen Federlos zwar noch um sie herum; Nine aber lag mit ausgestreckten Vieren tot und platt am Boden.

Eilig stürmten sie die Treppe hinab und verkündeten im Wohnzimmer ihre Trauerkunde, wo ich ahnungslos bei meiner Tasse Tee saß.

Wahrscheinlich hatte Nine sich an Taubenfedern tot gegessen; indessen ich bedachte solches nicht und sagte ohne viele Umstände: „Da habt ihr's wohl verhungern lassen!"

Ob das Gewissen der beiden dennoch nicht ganz rein gewesen? — Aber — hilf Himmel. Wie huben auf dieses Wort die kleinen Kerle an zu schreien! Kein Trost, kein Zuspruch half, die Tränen liefen ihnen stromweis über die Backen.

Da trat mein Freund, der Doktor, in die Tür. „Hallo! Jungens, was ist da los?"

Die Augen wandten sich zu dem Sprecher, und einen Augenblick lang stockte das Geheul. „Doktor," rief der eine im wehmütigsten Klagelaut, „unser Nine ist tot."

„Und wir haben es verhungern lassen," schrie der andere. Dann heulten sie beide wieder mit vereinten Kräften.

„Jungens!" rief der Doktor, „euer Nine wird nicht mehr lebendig! Aber wißt ihr denn das nicht? Wenn es tot ist, so müßt ihr es begraben!"

Begraben! — Das Zauberwort war gesprochen. Das Geschrei verstummte, die Tränen wurden abgewischt, ein wahres Sonnenleuchten verklärte die Gesichter der beiden Kinder. — Schon waren sie aus dem Zimmer und die Bodentreppe hinauf; und nicht lange, so kamen sie fröhlichen Angesichts mit dem Leichnam ihres Nine angezogen; der eine hatte es an den Ohren, der andere an den Hinterläufen. So zogen wir mitsammen in den Garten hinaus.

Als wir auf dem großen Steige waren, begegnete uns die Manschettenmieße.

„Miau!" sagte sie, indem sie stehen blieb und uns ansah.

Der Zug hielt; und die Kinder sahen sie wieder an; „Mite", sagte der Kleine, noch einmal in seinen Klageton verfallend, „unser Nine ist tot!"

Dann setzte der Zug sich wieder in Bewegung, und Mite machte einen Buckel und sprang mit, um dem Begräbnis beizuwohnen.

Der Doktor hatte schon den Spaten in der Hand, und an der Geißblattlaube unter überhängenden Ulmenzweigen wurde nach reiflicher Erwägung die Stätte auserwählt. Da wurde ich von der Magd ins Haus zurückgerufen und überließ dem Doktor allein die Leitung unserer Trauerfeierlichkeit. . . .

Als ich dann wieder in den Garten hinauskam, war der Doktor nicht mehr da; auch der Körper des verstorbenen Nine war verschwunden, und der Spaten lehnte an der Planke. Die beiden kleinen Totengräber aber — die natürlich ihr Schmierzeug anhatten — lagen neben der Geißblattlaube auf den Knien und hatten einen kleinen, seltsam glänzenden Erdhügel zwischen sich, auf dem sie beide eifrig mit ihren rot karierten Taschentüchern rieben.

„Was macht ihr da?" fragte ich, indem ich zu ihnen trat; denn diese Sache war mir völlig unverständlich.

Da guckte der Kleine auf. „Papa," sagte er, und sein Gesicht leuchtete so fröhlich wie droben kaum die liebe Himmelssonne, „wir polieren Nine sein Grab mit Spucke!" — —

— — Und also endete dies vergnügliche Begräbnis.

* Theodor Storm, Von Kindern und Katzen, und wie sie Nine begruben.

Dritter Abschnitt

Phantasie und Schöpferkraft

Die Phantasie tut wie ein Kind,
Das einsam Kränze windet,
Bald lacht und plaudert mit dem Wind,
Und wunderliche Märchen spinnt,
Dann innehält und traurig sinnt.

Gottfried Keller.



Traumbesitz

„Im Geheimen meines Herzens,
Mit den Augen meines Geistes
Schwelg' ich in den lichten Wundern,
In dem unermeßnen Hort."
K. F. Meyer.

Bald trat die anmutige Gestalt eines kleinen Mädchens zu ihm. Sie hieß Elisabeth und mochte fünf Jahre zählen; er selbst war doppelt so alt. Um den Hals trug sie ein rotseidenes Tüchelchen; das ließ ihr hübsch zu den braunen Augen.

„Reinhardt!" rief sie, „wir haben frei, frei! den ganzen Tag keine Schule, und morgen auch nicht."

Reinhardt stellte die Rechentafel, die er schon unterm Arm hatte, flink hinter die Haustür, und dann liefen beide Kinder durchs Haus in den Garten, und durch die Gartenpforte hinaus auf die Wiese. Die unverhofften Ferien kamen ihnen herrlich zustatten. Reinhardt hatte hier mit Elisabeths Hilfe ein Haus aus Rasenstücken aufgeführt; darin wollten sie die Sommerabende wohnen; aber es fehlte noch die Bank. Nun ging er gleich an die Arbeit; Nägel, Hammer und die nötigen Bretter lagen schon bereit! Während dessen ging Elisabeth an dem Wall entlang und sammelte den ringförmigen Samen der wilden Malve in ihre Schürze; davon wollte sie sich Ketten und Halsbänder machen; und als Reinhardt endlich trotz manches krumm geschlagenen Nagels seine Bank dennoch zustande gebracht hatte und nun wieder in die Sonne hinaustrat, ging sie schon weit davon am andern Ende der Wiese.

„Elisabeth!" rief er, „Elisabeth!" und da kam sie, und ihre Locken flogen. „Komm," sagte er, „nun ist unser Haus fertig. Du bist ja ganz heiß geworden; komm herein, wir wollen uns auf die neue Bank setzen. Ich erzähl' dir etwas."

Dann gingen sie beide hinein und setzten sich auf die neue Bank. Elisabeth nahm ihre Ringelchen aus der Schürze und zog sie auf lange Bindfäden; Reinhardt fing an zu erzählen: „Es waren einmal drei Spinnfrauen — —"

„Ach," sagte Elisabeth, „das weiß ich ja auswendig; du mußt auch nicht immer dasselbe erzählen."

Da mußte Reinhardt die Geschichte von den drei Spinnfrauen stecken lassen, und statt dessen erzählte er die Geschichte von dem armen Mann, der in die Löwengrube geworfen war. „Nun war es Nacht," sagte er, „weißt du? ganz finstere, und die Löwen schliefen. Mitunter aber gähnten sie im Schlaf und reckten die roten Zungen aus; dann schauderte der Mann und meinte, daß der Morgen komme. Da warf es um ihn her auf einmal einen hellen Schein, und als er aufsah, stand ein Engel

vor ihm. Der winkte ihm mit der Hand und ging dann gerade in die Felsen hinein."

Elisabeth hatte aufmerksam zugehört. „Ein Engel?" fragte sie. „Hatte er denn Flügel?"

„Es ist nur so eine Geschichte;" antwortete Reinhardt; „es gibt ja gar keine Engel."

„O pfui, Reinhardt!" sagte sie und sah ihm starr ins Gesicht. Als er sie aber finster anblickte, fragte sie ihn zweifelnd: „Warum sagen sie es denn immer? Mutter und Tante und auch in der Schule?"

— „Das weiß ich nicht," antwortete er.

„Aber du," sagte Elisabeth, „gibt es denn auch keine Löwen?"

„Löwen? Ob es Löwen gibt! In Indien; da spannen die Götzenpriester sie vor den Wagen und fahren mit ihnen durch die Wüste. Wenn ich groß bin, will ich einmal selber hin. Da ist es viel tausendmal schöner als hier bei uns; da gibt es gar keinen Winter. Du mußt auch mit mir. Willst du?"

„Ja," sagte Elisabeth; „aber Mutter muß dann auch mit, und deine Mutter auch."

„Nein," sagte Reinhardt, „die sind dann zu alt, die können nicht mit."

„Ich darf aber nicht allein."

„Du sollst schon dürfen; du wirst dann wirklich meine Frau, und dann haben die andern dir nichts zu befehlen."

„Aber meine Mutter wird weinen."

„Wir kommen ja wieder," sagte Reinhardt heftig; „sag es nur gerade heraus, willst du mit mir reisen? Sonst geh ich allein; und dann komme ich nimmer wieder."

Der Kleinen kam das Weinen nahe. „Mach nur nicht so böse Augen," sagte sie; „ich will ja mit nach Indien."

Reinhardt faßte sie mit ausgelassener Freude bei beiden Händen und zog sie hinaus auf die Wiese. „Nach Indien, nach Indien," sang er und schwenkte sich mit ihr im Kreise, daß ihr das rote Tüchelchen vom Halse flog. Dann aber ließ er sie plötzlich los und sagte ernst: „Es wird doch nichts daraus werden; du hast keine Courage."

— — „Elisabeth, Reinhardt!" rief es jetzt von der Gartenpforte. „Hier! Hier!" antworteten die Kinder und sprangen Hand in Hand nach Hause.

* Theodor Storm, Immensee.

Die Frage war die, ob die fünfzig bis tausend Gäste, die stets in seinen Schlössern verweilen würden, in Betten von Gold oder von Diamant schlafen sollten. Gold fand er schöner, aber Diamant war ja wohl wertvoller, und so mochte es Diamant sein. Selbstverständlich durfte jeder Gast beim Abschied sein Bett mitnehmen. Nur in dem Schlosse, in dem er selbst wohnen wollte — es war ganz aus Elfenbein gebaut, und die Einrichtung bestand aus geschnitztem Rubin — war er entschlossen, keinen Gast zu dulden. Ella von nebenan konnte ihm den Haushalt führen. Auch Karlchen, Ellas Bruder, wollte er da nicht haben. Der

konnte ja eines von den andern Schlössern geschenkt bekommen. Karlchen war sehr stark. Aber er verstand nichts von großen Taten, Unsterblichkeit und was dahin schlägt. Er kletterte wohl mit auf den Kastanienbaum, aber er turnte oben herum und rutschte bald wieder hinunter. Hans verachtete ihn, aber ein Schloß sollte er haben.

Hans! Hans! rief Mama. Es war wieder einmal vorbei. Zornig sauste er aus seinem golddiggrünen Reiche hinab auf die Erde. Was hatte Mama nur davon, daß sie ihm das einzige Vergnügen, das er hatte, immer verdarb! Hans, träume nicht! In dieser Formel war alles Feindselige der Welt enthalten. Sie war der schrille Trompetenton der aufdringlichen Wirklichkeit, das grobe Klopfen der öden Umwelt. Er fühlte in diesem Augenblicke etwas wie einen Haß gegen seine Mutter. Sie sah seinen finsteren Blick und ein Gram flog über ihr Gesicht.

Wie weh ihm das tat. Was würde er geben, wenn er das traurige, bleiche Gesicht in ein rosig heiteres verwandeln könnte!

Er war entschlossen, diese Verwandlung durchzusetzen. Er wollte ihr frisch heraussagen, daß er sie sehr lieb hätte, und daß sie sich wirklich nicht um ihn zu sorgen brauchte, da er ja später ein großer Mann sein und viele Schlösser haben würde, in deren schönstem sie wohnen und hundert Dienerinnen haben sollte. Mama gab ihm eine freundliche und edle Antwort, vertraute ihm und ließ ihn seine Wege gehen und alles war gut.

Dies war so leicht und eigentlich selbstverständlich in Gedanken, aber merkwürdig schwer in der Wirklichkeit. Er mußte die Aussprache, die er mit allen Antworten Mamas wörtlich im Kopfe hatte, immer wieder verschieben. Schweigend ging er neben ihr ins Haus, schweigend verzehrt er sein Abendbrot, scheu und gedrückt sagt er ihr Gutenacht. Wie dumm war das alles! Wie trostlos dies ganze Leben! Wenn die Zukunft nicht wäre! — * Rudolf Huch, Hans der Träumer.

Auch an den Karrenschuppen des Nachbars mußte ich denken. In dem hockten wir, wenn es so recht herunterregnete, im Halbdunkel beisammengekauert, hörten dem Klingen und Tosen des Platzregens zu und betrachteten den Hofboden, wo Bäche, Ströme und Seen entstanden und sich ergossen und durchkreuzten und veränderten. Und einmal, als wir so hockten und lauschten, fing der Brosi an und sagte: „Du, jetzt kommt die Sintflut, was machen wir jetzt? Also alle Dörfer sind schon ertrunken, das Wasser geht jetzt schon bis an den Wald.“ Da dachten wir uns alles aus, spähten im Hof umher, horchten auf den schüttenden Regen und vernahmen darin das Brausen ferner Wogen und Meeresströmungen. Ich sagte, wir müßten ein Floß aus vier oder fünf Balken machen, das würde uns zwei schon tragen. Da schrie mich der Brosi aber an: „So, und dein Vater und die Mutter, und mein Vater und meine Mutter, und die Katz, und dein Kleiner? Die nimmst nicht mit?“ Daran hatte ich in der Aufregung und Gefahr freilich

nicht gedacht, und ich log zur Entschuldigung: „Ja, ich hab mir gedacht, die seien alle schon untergegangen." Er aber wurde nachdenklich und traurig, weil er sich das deutlich vorstellte, und dann sagte er: „Wir spielen jetzt was anderes." * Hermann Hesse, Diesseits.

Jakows Freundschaft mit Ilja wuchs von Tag zu Tag, und er erzählte dem Freunde beständig allerhand sonderbare Träume:

„Da träumte ich heut, daß ich 'ne Masse Geld hätte, lauter Rubel, einen ganzen Sack voll. Und ich trug den Sack auf dem Buckel in den Wald. Mit einem Male — kommen Räuber auf mich zu! Mit Messern, schrecklich anzusehen. Ich — rücke natürlich aus. Und plötzlich ist mir's, als ob der Sack lebendig würde . . . Ich werf ihn hin, und — hast du nicht gesehn? — fliegen dir allerhand Vögel heraus, — pfrrr! . . . Zeisige, Meisen, Stieglitze — eine schreckliche Menge! Sie hoben mich auf und trugen mich durch die Luft — so hoch, so hoch trugen sie mich!"

Er unterbrach seine Erzählung und blickte Ilja mit seinen weit hervorquellenden Augen an, während sein Gesicht einen schafähnlichen Ausdruck annahm . . .

„Na — und weiter was?" ermunterte ihn Ilja zum Weitererzählen, da er darauf brannte, das Ende zu hören.

„Na — ich flog also weit davon," schloß Jakow nachdenklich seinen Bericht.

„Wohin denn?"

„Wohin? Na . . . so einfach . . . ganz fort flog ich!"

„Ach du," meinte der enttäuschte Ilja in geringschätzigem Tone. „Du behältst auch gar nichts." * Maxim Gorki, Drei Menschen.

Mein Konrad wird ein ewiges Kind sein. . . . Weil er so schön Messelesen kann, so habe ich ihn gefragt, ob er nicht Pfarrer werden wolle?

„Nein."

„Weshalb nicht?"

„Weil Pfarrer nicht heiraten dürfen."

Nanu! Weht der Wind von daher schon?

„Ja, Konrad, denkst denn du schon ans Heiraten?"

„Jawohl, Vater, ich weiß mir eine."

„Au! Das möchte ich aber auch schon wissen."

„Rate einmal! Eine Frau ist's. Du kennst sie."

„Nun?"

„Die Großmutter."

„So! so! Na, denn zu, meinetwegen."

* Peter Rosegger, Sonnenschein.

Einmal — es war schon im ersten Monat meines Sitzens — schilderte der Herr Lehrer die Schrecken, Wunder und Rätsel des hohen Nordens, des unerreichten Nordpols. Mit einer Übertreibung, Farbenverschwendung und Begeisterung, wie sie nur das Herz eines durch Not an die Stube

gefesselten, wanderfieberkranken Dorfschulmeisterleins empfinden kann, malte er das Eismeer, die Gletscher, die Schneefelder, die Mitternachtssonne, das Nordlicht, die Eskimos, die sich jahraus, jahrein nicht zu waschen brauchen, weil's so Mode ist; die Walrosse, die fußlange Hauzähne, blaue Zungen und besenartige Schnurrbärte haben; die greulichen, zottigen Bären, die vor lauter Hunger Eiszapfen fressen; die Walfische, die so ungeheuer groß sind, man könnte eine Bratwurst daraus machen so dick wie ein Mehlsack und dreimal um die Kirche herum.

„Geht man," sagte er, „von hier nach Pfeffingen, dann auf den Bergrücken, den ihr dort durchs Fenster sehen könnt, dann weiter und weiter, immer geradeaus weiter, so gelangt man schließlich nach Norwegen, dann nach Spitzbergen, dann zum Nordpol. Der Pol ist die einzige Stelle des Erdballs, die sich gar nicht bewegt und die stets nach dem gleichen nämlichen Stern zeigt, dem Polarstern im Kleinen Löwen. Der Kleine Bär und der Große Bär, und die Vega und der Andromedanebel — — der ist aber siebenhunderttausend — Millionen — Billionen geographische Meilen — —"

Jetzt trat eine neue Periode bei mir ein, die des Schwärmens, und die ging nimmermehr vorüber. Stundenlang stand ich — wenn die Schule aus war und die Stube leer — am Fenster und schaute in die Richtung, die als „Nordpolstraße" bezeichnet war. Bequem konnte ich das Eyachtal hinaufsehen bis zum Quell. Pfeffingen, ein Dörflein, lag halbwegs zwischen Margrethausen und jener Höhe, die den Horizont beschließt. Und dahinter, jenseits der tannenbewachsenen Höhe türmt sich unfehlbar der Nordpol — denn lügen tut der Herr Lehrer nicht.

Pfeffingen. Das erste Haus am Weg ist die Schmiede. Lorenz, der Schmied, war ein Freund und oft gesehener Gast des Lehrers Bertsch. Jeden Monat wenigstens einmal kam Lorenz nach Margrethausen ins Schulhaus und holte sich Bücher, um seinen wissensdurstigen Geist zu erfrischen; denn nicht nur körperlich, auch seelisch ähnelte der bärtige Schmied einem bekannten Nürnberger Schuhmacher aus der Reformationszeit, der neben Leder, Pech und Ahle Pergamentrollen mußte liegen haben als Abwechslung im allzu prosaischen Leben.

Ein heißer Sommernachmittag lastete über dem Tal der Eyach. Die Dorfbewohner arbeiteten fast ausnahmslos in Feld und Wald. Lorenz der Schmied war die Ausnahme und hämmerte sein Eisen, Takt schlagend für den Chor der Lerchen, Schwalben, Hühner und Gänse, die hundertstimmig ihrem Schöpfer ein Gloria zum blauen Himmel hinaufschickten.

Plötzlich hielt das Taktschlagen inne. Der rußige Mann schaute auf und hinaus durch die immer offene Tür der Werkstatt. Er legte Hammer, Eisen und Zange beiseite, wischte sich den Schweiß von der Stirn; dann trat er ins Freie und schaute schärfer. Drüben im Krautgarten wühlte und wirtschaftete sein Weib, die rote Mariann, zwischen Bohnenstangen herum. Lorenz rief seiner Ehehälfte: „He, Mariann! ist der Junge dort nicht dem Lehrer Bertsch von Margrethausen sein Bub?"

„Jo freile ischt des dem Lehrer Bertsch sein Büble!“ kam die Antwort durch den Gartenzaun. Die Frau hatte sich aufgerichtet und auch nach dem Fahrweg hinübergeschaut, in dessen staubiger Rinne ein barhäuptiger, barfüßiger, nur mit Hemd und geflicktem Höschen bekleideter Knabe entlang ging.

„Sackerlottschwerenot! Der Bengel läuft vom Hause weg —“ Ein schriller Pfiff des rußigen Riesen kürzte den hastig gesprochenen Satz, der wohl noch hätte sagen wollen: „Mariann! Weib! Das müssen wir festhalten; das Kind hat sich verlaufen und sucht wahrscheinlich seinen Vater!“

Der kleine Wanderer blieb wie auf Kommando stehen und drehte sich um. Der Pfiff aus der Schmiede glich erschreckend ähnlich einem oft gehörten aus dem Schulhausfenster, wenn irgendeine Henne um Hilfe gackerte oder Enten schreiend über die Mauer flüchteten.

„Komm mal her!“ donnerte das Ungeheuer der Esse und winkte mit zwei behaarten, fürchterlich schwarzen Armen, die weit mehr Bärentatzen glichen als menschlichen Gliedern.

Schon lange, ehe das Kind Pfeffingen erreichte — schon am „Hubelstein“ unten — als es sich vor dem dortigen Feldkreuz verneigte, das Zeichen schlug und „Gelobt sei Jesus Christus“ sagte, schon da war zu merken, daß es in tausend Ängsten lebte ob der Zukunft; daß es mit jedem Schritt und Tritt zaghafter wurde, Herzklopfen verspürte, wie etwa — Siegfried beim Betreten einer Höhle. Und je näher der fichtenbewachsene Berg im Norden heranrollte — auf greuliche weiße Bären war es gefaßt — aber schon hier unten im Dorf angegriffen zu werden von so einem, das war Überrumpelung.

„Komm mal her!“ wiederholte der schwarze Bär.

Das Büblein zögerte.

„Herkommen sollst!“ — Die Situation spitzte sich rasch zur Katastrophe, und da Widersetzlichkeit dem Kind von seinem allzu strengen Vater so oft und gründlich — eigentlich aus dem Leib herausgeprügelt worden war, hatte es nur blinden Gehorsam übrig, der jetzt, mit Todesangst verbunden, Folterknecht spielte und den knieschlotternden Miniaturmenschen förmlich heranschleppte zum Gericht.

Glücklicherweise war Lorenz kein Bär, sondern ein höchst gefühlvoller Richter, der sofort wahrnahm, daß die Jammergestalt vor ihm wohlwollend angeredet werden mußte.

„Aber, Büble,“ begann er, die zartesten Register ziehend, über die eine Grobschmiedstimme verfügen kann, „Büble, ums Himmels willen! wo läufst du denn eigentlich hin, allein?“

Da keine Antwort erfolgte, nahm die rußige Hand des Riesen die nicht minder schwarze, schmutzige Hand des Knaben und drückte sie. „Verstehst kein Deutsch, Kleiner? Wo du hingehen willst, frag' ich dich.“

Schweigen blieb die Erwiderung.

„Sackerment!“ — Lorenz war eine hitzköpfige Natur und steigerte sein Organ zur vormaligen Härte. „Dummer, einfältiger Bub! Dahinaus geht man doch nicht heim. Wo willst du hinlaufen, Bub?“

„Zum Nordpol!“ platzte die Antwort heraus.

„Was?!“

„Zum Nordpol will i!“

„Waaas?!“

„Puhuuu!! I möcht halt den Nordpol sucha!“

„Hahaha!!“ — Lorenz taumelte rückwärts.

Jetzt war's gesagt und der Rest des Berichtes machte sich Luft in lang anhaltendem, kläglichem Heulen. Heulend und dazwischen sprechend und Tränen und Schweiß mit bodenschwarzen Händchen über jeden Meridian und Wendekreis des Gesichts verschmierend, erzählte der Knabe, wie er den Pol entdecken, die Rätsel lösen wollte, die sein märchendurstiges Gehirn gemartert hatten, bis er, wanderfieberkrank, die Reise wagte.

Der Schmied hatte sich inzwischen den Bauchgürtel aufgeschnallt und so unbändig gelacht, daß seine Mariann, die herbeikam, um das geängstigte Kind zu unterstützen, erst den Gatten vor dem Umfallen retten mußte.

„Bischt verrückt?!“ Sie schüttelte den Riesen, und dann gab's noch etliche tüchtige Püffe zur Unterstützung.

„Weib! Mariann! Der Junge will den Nordpol entdecken. Schau ihn doch an, hahaha! — Den Nordpol entdecken, barfuß in Unterhosen, das ist der beste Witz, seit der Pfarrer von Zillhausen über die Sau purzelte beim Treibjagen. Der Spaß muß in dem „Schwarzwälder Boten“ gedruckt werden, so wahr ich der Schmied von Pfeffingen heiße!“

Lorenz lachte sich noch vollends aus, während seine Frau — barmherzig wie die Weiber sind, wenn sie auch keine Kinder haben; Mariann hatte dieses höchste Glück in der Ehe nie erlebt — vor dem kleinen Wanderer kniete und ihm mit der Schürze das Gesicht wischte. Als dieses Spuren von Haut zeigte, wurde es abgeküßt. Dann langte sie vier große, goldgelbe „Wadelbirnen“, die nebenan über den Gartenzaun baumelten, und steckte eine nach der anderen dem Bübchen in die linke Hosentasche.

Und — eine nach der anderen fiel ebenso unten wieder heraus.

„Jerum! das Säckle hot jo kein' Boden,“ jammerte die Frau und wählte den Eingang zu der r e c h t e n Tasche. Die war aber vollgestopft mit Steinen und zog das ohnehin schlotterige Höschen so aus dem Gleichgewicht, daß die belastete rechte Seite des Knaben Zeh betupfte, die leere und löcherige linke kaum seine Knie. „Du liebs Muttergottesle von Einsiedeln! Büble, wozu hast du all die vielen Steiner in der Tasche?“

„I muß mi doch wehre,“ schluchzte das Kind.

„Was! zum Eisbärentotwerfen sind die Steiner?“

Er nickte.

Jetzt war es dem Lorenz seine Ehehälfte, die unbändig lachte. „Du dumms, einfältigs Schluckerle!“ sagte sie dann. „Wie kannst du nur so verrückt sein und in d' Welt 'naustappen! Narr, den Nordpol kann niemand net finda — der ischt jo zug'froren. Do mußt doch erst a Pelzkäpple kaufen z' Ebingen und an Schlitten; und d' Eisbären fresse dich auf mitsamt dem Schlitten. Aber so macht er Streich, der lang

Schulmeister von Margrethausen, die Kinder macht er jetzt au schon verrückt mit seine überspannte Gschichte. Jerum! mein' Lorenz hat er schon so vertricht,[1]) daß er im Schlaf disputieren tut über das Sternenzeug und China und die nichtsnutzigen griechischen Kogen[2])!"

Lachend und kniend entleerte sie die Tasche von den Felsstücken und füllte sie mit Birnen. Zwei weitere der „Goldgelben" wurden von dem Knaben sogleich in Angriff genommen, und zwar fast zu gleicher Zeit, indem er die eine, dann die andere Hand abwechslungsweise an den Mund führte.

Nochmals küßte Frau Mariann den verunglückten Nordpolfahrer und befahl ihm dann energisch: sogleich heim, südwärts nach Margrethausen zu reisen — was er auch befolgte.

Bald klangen wieder die metallenen Hammerschläge aus der Schmiede, und nebenan, zwischen Rüben, Kohl und Bohnen, wurde von einer schönen Frauenstimme gesungen:

„Ich geh' nach Lindenau,
Da ist der Himmel blau — —"

* Hugo Bertsch, Bilderbogen aus meinem Leben.

Flunkergeschichten

Bei ganz jungen Knaben spielt die Phantasielüge eine große Rolle. Sehr lebhafte Kinder, besonders die nervösen, an denen unsere Zeit nicht ganz arm ist, sind vielfach nicht imstande, in jedem Augenblick sich vollständig zu zügeln und die Grenze zu ziehen zwischen Einbildung und Wirklichkeit. A. Matthias.

Gleich dem Chorus in den Schauspielen der Alten hatte ich von meiner frühesten Jugend an das Leben und die Ereignisse in diesem nachbarlichen Hause betrachtet und war ein allezeit aufmerksamer Teilnehmer. Ich ging ab und zu, setzte mich in eine Ecke oder stand mitten unter den Handelnden und Lärmenden, wenn etwas vorfiel. Ich holte die Bücher hervor und verlangte, wessen ich von den Sehenswürdigkeiten bedurfte, oder spielte mit den Schmucksachen der Frau Margret. Alle die mannigfaltigen Personen, welche in das Haus kamen, kannten mich, und jeder war freundlich gegen mich, weil dieses meiner Beschützerin so behagte. Ich aber machte nicht viele Worte, sondern gab acht, daß nichts von den geschehenden Dingen meinen Augen und Ohren entging. Mit all diesen Eindrücken beladen, zog ich dann über die Gasse wieder

[1]) verwirrt. [2]) Lumpenpack.

nach Hause und spann in der Stille unserer Stube den Stoff zu großen, träumerischen Geweben aus, wozu die erregte Phantasie den Einschlag gab. Sie verflochten sich mir mit dem wirklichen Leben, daß ich sie kaum von demselben unterscheiden konnte.

Daraus nur mag ich mir unter anderem eine Geschichte erklären, welche ich ungefähr in meinem siebenten Jahre anrichtete, und die ich sonst gar nicht begreifen könnte. Ich saß einst hinter dem Tische, mit irgend einem Spielzeuge beschäftigt, und sprach dazu einige unanständige, höchst rohe Worte vor mich hin, deren Bedeutung mir unbekannt war und die ich auf der Straße gehört haben mochte. Eine Frau saß bei meiner Mutter und plauderte mit ihr, als sie die Worte hörte und meine Mutter aufmerksam darauf machte. Sie fragte mich mit ernster Miene, wer mich diese Sachen gelehrt hätte, insbesondere die fremde Frau drang in mich, worüber ich mich verwunderte, einen Augenblick nachsinnend, und dann den Namen eines Knaben nannte, den ich in der Schule zu sehen pflegte. Sogleich fügte ich noch zwei oder drei andere hinzu, sämtlich Jungen von zwölf bis dreizehn Jahren, mit denen ich kaum noch ein Wort gesprochen hatte. Einige Tage darauf behielt mich der Lehrer zu meiner Verwunderung nach der Schule zurück, sowie jene vier angegebenen Knaben, welche mir wie halbe Männer vorkamen, da sie an Alter und Größe mir weit vorgeschritten waren. Ein geistlicher Herr erschien, welcher gewöhnlich den Religionsunterricht gab und sonst der Schule vorstand, setzte sich mit dem Lehrer an einen Tisch und hieß mich neben ihn sitzen. Die Knaben hingegen mußten sich vor dem Tische in eine Reihe stellen und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Sie wurden nun mit feierlicher Stimme gefragt, ob sie gewisse Worte in meiner Gegenwart ausgesprochen hätten; sie wußten nichts zu antworten und waren ganz erstaunt. Hierauf sagte der Geistliche zu mir: „Wo hast du die bewußten Dinge gehört von diesen Buben?" Ich war sogleich wieder im Zuge und antwortete unverweilt mit trockener Bestimmtheit: „Im Brüderleinsholze." Dieses ist ein Gehölz, eine Stunde von der Stadt entfernt, wo ich in meinem Leben nie gewesen war, das ich aber oft nennen hörte. „Wie ist es dabei zugegangen, wie seid ihr dahin gekommen?" fragte man weiter. Ich erzählte, wie mich die Knaben eines Tages zu einem Spaziergange überredet und in den Wald hinaus mitgenommen hätten, und ich beschrieb einläßlich die Art, wie etwa größere Knaben einen kleineren zu einem mutwilligen Streifzuge mitnehmen. Die Angeklagten gerieten außer sich und beteuerten mit Tränen, daß sie teils seit langer Zeit, teils gar nie in jenem Gehölze gewesen seien, am wenigsten mit mir! Dabei sahen sie mit erschrecktem Hasse auf mich wie auf eine böse Schlange und wollten mich mit Fragen und Vorwürfen bestürmen, wurden aber zur Ruhe gewiesen und ich aufgefordert, den Weg anzugeben, welchen wir gegangen. Sogleich lag derselbe deutlich vor meinen Augen, und, angefeuert durch den Widerspruch und das Leugnen eines Märchens, an welches ich nun selbst glaubte, da ich mir sonst auf keine Weise den wirklichen Bestand der gegenwärtigen Szene erklären konnte,

gab ich nun Weg und Steg an, die an den Ort führen. Ich kannte dieselben nur vom flüchtigen Hörensagen, und obgleich ich kaum darauf gemerkt hatte, stellte sich nun jedes Wort zur rechten Zeit ein. Ferner erzählte ich, wie wir unterwegs Nüsse heruntergeschlagen, Feuer gemacht und gestohlene Kartoffeln gebraten, auch einen Bauernjungen jämmerlich durchgebläut hätten, welcher uns hindern wollte. Im Walde angekommen, kletterten meine Gefährten auf hohe Tannen und jauchzten in der Höhe, den Geistlichen und den Lehrer mit Spitznamen benennend. Diese Spitznamen hatte ich, über das Äußere der beiden Männer nachsinnend, längst im eigenen Herzen ausgeheckt, aber nie verlautbart; bei dieser Gelegenheit brachte ich sie zugleich an den Mann und der Zorn der Herren war ebenso groß, als das Erstaunen der vorgeschobenen Knaben. Nachdem sie wieder von den Bäumen heruntergekommen, schnitten sie große Ruten ab und forderten mich auf, auch auf ein Bäumchen zu klettern und oben die Spottnamen auszurufen. Als ich mich weigerte, banden sie mich an einen Baum fest und schlugen mich so lange mit den Ruten, bis ich alles aussprach, was sie verlangten, auch jene unanständigen Worte. Indessen ich rief, schlichen sie sich hinter meinem Rücken davon, ein Bauer kam in demselben Augenblicke heran, hörte meine unsittlichen Reden und packte mich bei den Ohren. „Wart, ihr bösen Buben!" rief er, „diesen hab ich!" und hieb mir einige Streiche. Dann ging er ebenfalls weg und ließ mich stehen, während es schon dunkelte. Mit vieler Mühe riß ich mich los und suchte den Heimweg in dem dunklen Wald. Allein ich verirrte mich, fiel in einen tiefen Bach, in welchem ich bis zum Ausgang des Waldes teils schwamm, teils watete, und so, nach Bestehung mancher Gefährde, den rechten Weg fand. Doch wurde ich noch von einem großen Ziegenbocke angegriffen, bekämpfte denselben mit einem rasch ausgerissenen Zaunpfahl und schlug ihn in die Flucht. —

Noch nie hatte man in der Schule eine solche Beredsamkeit an mir bemerkt, wie bei dieser Erzählung. Es kam niemand in den Sinn, etwa bei meiner Mutter anfragen zu lassen, ob ich eines Tages durchnäßt und nächtlich nach Hause gekommen sei? Dagegen brachte man mit meinem Abenteuer in Zusammenhang, daß der eine und andere der Knaben nachgewiesenermaßen die Schule geschwänzt hatte, gerade um die Zeit, welche ich angab. Man glaubte meiner großen Jugend sowohl, wie meiner Erzählung; diese fiel ganz unerwartet und ganz unbefangen aus dem blauen Himmel meines sonstigen Schweigens. Die Angeklagten wurden unschuldig verurteilt als verwilderte, bösartige junge Leute, da ihr hartnäckiges und einstimmiges Leugnen und ihre gerechte Entrüstung und Verzweiflung die Sache noch verschlimmerten; sie erhielten die härtesten Schulstrafen, wurden auf die Schandbank gesetzt und überdies noch von ihren Eltern geprügelt und eingesperrt.

Soviel ich mich dunkel erinnere, war mir das angerichtete Unheil nicht nur gleichgültig, sondern ich fühlte eher noch eine Befriedigung in mir, daß die poetische Gerechtigkeit meine Erfindung so schön und sicht-

barlich abrundete; daß etwas Auffallendes geschah, gehandelt und gelitten wurde, und das infolge meines schöpferischen Wortes.

Ich begriff gar nicht, wie die mißhandelten Jungen so lamentieren und erbost sein konnten gegen mich, da der treffliche Verlauf der Geschichte sich von selbst verstand und ich hieran so wenig etwas ändern konnte, als die alten Götter am Fatum.

* Gottfried Keller, Der grüne Heinrich.

Als ich eines Tages zu Frau Schiötz heraufkam, war sie gerade damit beschäftigt, einen hübschen Kranz zu binden. Zu jener Zeit trugen die Damen immer Kränze im Haar, wenn sie auf große Gesellschaft gingen.

„Was willst du damit machen?" fragte ich.

„O, ich dachte, ich würde am Sonntag bei deinen Eltern zur Kindtaufe eingeladen, ihr werdet ja große Gesellschaft haben," sagte Frau Schiötz.

„Das wirst du gewiß nicht," sagte ich, „denn Mutter findet dich eklig, und dann mußt du uns auch erst die Fleischklöße wiederbringen, die du geliehen hast."

Gott, wie die beiden lachten, und Frau Schiötz band ganz ruhig weiter an ihrem Kranz.

Natürlich waren sie eingeladen. Frau Schiötz sah reizend aus.

Ich hatte auch ein feines, neues, grün und weiß gestreiftes Kleid an, das ich vom Großvater bekommen hatte.

Beim Dessert winkte Mutter mich zu sich, sie saß neben Frau Schiötz und redete mit ihr. Und nun mußte ich Rede stehen wegen der Fleischklöße und dem anderen. Ich war so erschrocken, daß ich einen von Mutters feinen Desserttellern auf die Erde fallen ließ; ich hatte ja alles vergessen. Mutter war oft ganz außer sich über meine Geschichten. Ich erfand so vieles, was gar nicht auf Wahrheit beruhte — ich bildete mir nur immer ein, es wäre wahr gewesen. —

Wenn ich allein war, dachte ich mir stets so viel Wunderliches und Schönes aus, und dann dachte ich so lange daran, bis ich glaubte, es müßte wahr sein, und dann sagte ich es.

Aber ich war ja auch nicht mehr als drei oder vier Jahre alt, und in dem Alter ist es nicht leicht, Phantasie und Wirklichkeit voneinander zu trennen — die beiden verschmelzen ineinander. — Ich weiß nur eins, ich *wollte* nicht lügen, sondern ich glaubte tatsächlich, es *wäre* wirklich so, wie ich sagte.

Eines Tages wurden uns einige feine seidene Sonnenschirme von dem elegantesten Laden der Stadt zugeschickt. Laut Order von — Fräulein. Mutter war wie aus den Wolken gefallen; ich hatte sie durch eins der Dienstmädchen bestellen lassen; ich fand sie so entzückend und konnte mir nichts Himmlischeres denken, als unter einem solchen Sonnenschirm spazieren zu gehen. —

„Darf ich einen haben, um darunter zu gehen?" fragte ich — ich hatte die ganze Zeit daran gedacht, daß sie aussahen, wie ein kleiner Blumenhimmel.

„Ja, das fehlte auch noch," sagte Mutter und schickte die Sonnenschirme natürlich wieder zurück. —

Ågot Gjems-Selmer, Als Mutter klein war.

Ich will hier auch bekennen, daß ich als kleiner Junge sehr geneigt war, unwahre Geschichten zu erfinden, und zwar geschah dies immer zu dem Zwecke, Aufregung hervorzurufen. So brachte ich z. B. einmal viel wertvolles Obst von meines Vaters Bäumen zusammen, verbarg es im Gesträuch und rannte dann in atemloser Eile, um die Neuigkeit mitzuteilen, daß ich einen Haufen gestohlenen Obstes gefunden hätte.

* Leben und Briefe von Charles Darwin.

Eine Stunde später war er draußen bei den Gärtnern. Und da konnte man sich keinen artigeren, weicheren, fleißigeren und fröhlicheren Jungen denken, als John Kurt. Er half bald dem einen, bald dem andern unter einschmeichelnden, gewinnenden Worten. Und dann fing er zu erzählen an von allen den Affen auf der äußersten Spitze von Gibraltar; hu, da wimmelte es förmlich von Affen; die standen alle da und gafften nach Afrika hinüber. Und er machte ihre Faxen nach, fletschte die Zähne, war neugierig, ausgelassen, furchtsam, frech, widerwärtig — genau wie ein Affe. Daß er Affen gesehen haben mußte, merkte man deutlich, wenn auch nicht gerade auf Gibraltar.

Und wie er Norwegisch lernte! In ein paar Wochen! Zu allererst lernte er fluchen. Der Vater krümmte sich vor Lachen über alle die Flüche, die der Junge gleich lernte und mit höchst komischem Akzent brauchte. Und wie er erzählen konnte! Noch bevor er der norwegischen Sprache mächtig war, verstand er's, die Arbeiter in einer Spannung zu halten, die in der Tat erstaunlich war. Darum konnte er auch Schabernack mit ihnen treiben, soviel er wollte; es machte ihnen alles nur Spaß. Und als er dann endlich ein bißchen besser mit der Sprache fertig wurde — was wußte er den Leuten da alles vorzuschwatzen!

Des Vaters größte Wonne war, sich hinter eine der großen Hecken zu schleichen und ihm zuzuhören. Da erzählte der Junge ihnen denn, wie es bei Hof in England zuginge, wo er Page gewesen wäre. Er und ein paar seiner Kameraden hätten immer vor der jungen, reizenden Königin hergehen dürfen; hinter ihr dann alle die großen Perücken. Vermutlich hatte er etwas Ähnliches mal im Theater oder auf Abbildungen gesehen. Und dann die furchtbaren Kriegsbegebenheiten, die er in Indien miterlebt hätte, als er mit der Königin von England eine kleine Lustreise dorthin gemacht habe.

* Björnstjerne Björnson, Flaggen über Stadt und Hafen.

Am 12. August 18 . . ., genau am dritten Tag nach meinem Geburtstag, an welchem ich zehn Jahr alt geworden war und so wundervolle Geschenke erhalten hatte, weckte mich Karl Iwanowitsch[1]) um sieben

[1]) Der Hauslehrer.

Uhr morgens, indem er mit einer Fliegenklatsche — aus Packpapier und einem Stäbchen — gerade über meinem Kopfe nach einer Fliege schlug. Er tat dies so ungeschickt, daß er das Bild meines Heiligen, das an der eichenen Rückwand des Bettes hing, berührte und die erschlagene Fliege mir gerade auf den Kopf fiel. Ich steckte die Nase unter der Bettdecke hervor, hielt das noch schaukelnde Bild mit der Hand an, schüttelte die tote Fliege unwillig ab und blickte mit zwar verschlafenen, aber ärgerlichen Augen auf Karl Iwanowitsch, welcher in seinem bunten, wattierten Schlafrock, der um die Hüften mit einem Gurte aus gleichem Stoffe zusammengehalten wurde, in der roten, gestrickten Zipfelmütze mit der Troddel und in weichen Ziegenlederstiefeln fortfuhr, längs den Wänden nach Fliegen zu zielen und zu schlagen.

Freilich bin ich klein, dachte ich, aber warum läßt er mich nicht in Ruhe? Warum schlägt er nicht bei Wolodjas Bett nach Fliegen? Da sind ja so viele! Nun, Wolodja ist älter als ich, und ich bin der kleinste von allen: nur deshalb quält er mich. Nur darüber denkt er sein Leben lang nach, murmelte ich, wie er mich ärgern könne. Er hat wohl gemerkt, daß er mich aufgeweckt und erschreckt hat, aber er tut, als ob er nichts wisse . . . der abscheuliche Mensch! und der Schlafrock und die Mütze und die Troddel . . . wie abscheulich!

Während ich so in Gedanken meinen Groll über Karl Iwanowitsch ausließ, ging er zu seinem Bette, sah nach der Uhr, die in einem mit Glasperlen bestickten Pantoffel über demselben hing, hängte die Fliegenklatsche an den Nagel und wandte sich, augenscheinlich in allerbester Laune, zu uns.

„Auf, Kinder, auf! . . . 's ist Zeit. Die Mutter ist schon im Saal!" rief er mit seiner biederen deutschen Stimme, kam dann zu mir, setzte sich am Fußende des Bettes nieder und holte seine Tabaksdose aus der Tasche hervor. Ich tat, als schliefe ich; Karl Iwanowitsch nahm eine Prise, putzte seine Nase, schnippte mit den Fingern und wendete sich dann erst zu mir. Gemütlich lächelnd begann er meine Sohlen zu kitzeln. „Nun, nun, Faulenzer," sagte er. So sehr ich mich auch vor dem Kitzeln fürchtete, sprang ich doch nicht auf und antwortete ihm auch nicht, sondern steckte den Kopf noch tiefer in die Kissen, schlug aus Leibeskräften mit den Beinen um mich und bot alles auf, um das Lachen zu verbeißen.

„Wie gut er doch ist, und wie er uns lieb hat, und ich konnte so böse von ihm denken!"

Ich war ärgerlich auf mich selbst und über Karl Iwanowitsch; bald wollte ich lachen, bald weinen, ich war ganz aufgeregt.

„Ach, lassen Sie, Karl Iwanowitsch!" rief ich mit Tränen in den Augen, meinen Kopf ein wenig vom Kissen erhebend.

Karl Iwanowitsch erstaunte, hörte auf zu kitzeln und begann mich ängstlich auszufragen: was mir fehle? ob ich etwas Schlimmes geträumt habe? . . . Sein biederes deutsches Gesicht, die Teilnahme, mit der er sich bemühte, die Ursache meiner Tränen zu erraten, machte diese noch

reichlicher fließen: mein Gewissen schlug mir, und ich konnte nicht begreifen, wie ich, nur eine Minute früher, Karl Iwanowitsch nicht lieben und seinen Schlafrock, seine Mütze und die Troddel daran abscheulich finden konnte; nun erschien mir im Gegenteil das alles außerordentlich hübsch, und selbst die Troddel war ein redender Beweis seiner Güte geworden. Ich sagte ihm, ich weinte, weil ich einen bösen Traum gehabt; ich hätte Maman im Sarge liegen und zu Grabe tragen sehen. Das hatte ich mir ausgedacht, weil ich mich gar nicht mehr besinnen konnte, was ich in der letzten Nacht geträumt hatte; als aber Karl Iwanowitsch, von meiner Erzählung gerührt, mich zu trösten und zu beruhigen anfing, war es mir, als hätte ich wirklich diesen schrecklichen Traum gehabt, und meine Tränen flossen nun schon aus anderem Grunde.

Als Karl Iwanowitsch mich dann verlassen hatte und ich, auf dem Bettrand sitzend, die Strümpfe über meine kleinen Beine zog, ließen die Tränen ein wenig nach, aber die traurigen Gedanken an den eingebildeten Traum verließen mich nicht. . . . . . .

Nach der Begrüßung mit mir nahm Maman meinen Kopf in ihre beiden Hände, beugte ihn zurück, blickte mich aufmerksam an und sagte:

„Du hast heute geweint."

Ich antwortete nicht. Sie küßte mich auf die Augen und fragte deutsch:

„Warum hast du geweint?"

Wenn sie sich mit uns freundlich unterhielt, sprach sie immer deutsch; sie beherrschte diese Sprache vollkommen.

„Ich habe im Traume geweint, Maman," sagte ich, während mir der ausgedachte Traum mit allen Einzelheiten wieder einfiel und ich unwillkürlich bei diesem Gedanken zusammenschauerte.

Karl Iwanowitsch bestätigte meine Worte, verschwieg indes den Traum. * Leo Tolstoi, Lebensstufen.

Seltsame Einfälle

Das Pesi hat auch ein richtiges dickes Bilderbuch bekommen zum Geburtstag, das es gern zugleich mit dem kleinen Fellesel keuchend unterm Ärmchen schleppt und bis zu Tränen liebt. Aber das rote Buch ist schon arg dünnleibig geworden, denn Niels hat — wieder mit der geliebten stumpfen Schere — alle gefährlichen Sachen, an denen sich Pesi wehtun kann, herausgeschnitten. Messer und Gabel, den Löwen, das Brennfeuer! Ja schließlich war alles gefährlich: der Wagen mit den Säcken, der Kinder überfahren, und das leere Boot im blauen Wasser, das Kinder umkippen kann. Auch das Schwein am Futtertrog, denn Mutti hat verboten, daß man „Schwein" sagen darf. Niels ist froh, daß die stumpfe Schere so viel zu tun bekommt, aber das Pesi sieht's nicht

ganz ein, warum. Es holt die Salbe aus der Badestube, um arm Billerbuch sein Wehweh wegzumachen, und als das nicht hilft, kommt es fragend mit dem leeren roten Deckel bei Mutti angeklagt.

* Helene Voigt-Diederichs, Aus Kinderland.

Von einer Reise, die meine Mutter mit mir in ihre fränkische Heimat machte, nach Aschaffenburg, Frankfurt, Mainz und Wiesbaden, ist mir nur die unklare Erinnerung an zwei Abenteuer geblieben. In Wiesbaden brannte ich dem Kindermädchen durch, lief einem Bärentreiber nach und konnte erst spät am Abend mit Hilfe der Polizei wieder gefunden werden. Und auf der Rückreise saß mir im Eisenbahnwagen ein prachtvoll uniformierter Herr mit großem Barte gegenüber. Der machte Eindruck auf mich und weckte meine Neugier. Und weil ich wußte, daß der Bruder meiner Mutter Offizier war, fragte ich den Herrlichen: „Bischt du mein Onkel Wilhelm?"

„Nein."

„Bischt du der Kaiser Napoleon?"

„Nein."

„Dann bischt du ein Hanswurscht."

Aber auch diese Hypothese war falsch. Denn der prachtvolle Mensch war ein Hotelportier.

* Ganghofer, Lebenslauf eines Optimisten.

Neben den Geistergeschichten betrieb unsere Köchin Ottil noch eine zweite novellistische Spezialität: die Geschichten von vergrabenen Schätzen. Und mit diesen Geschichten erwischte sie mich beim Wickel und träufelte mir etwas Heißes und ruhelos Bohrendes in das neunjährige Gehirn. Vergrabene Schätze? Warum nicht? Schätze gibt es doch! Und da kann man sie auch vergraben. Und wenn sie vergraben sind, so kann sie keiner finden. Ich glaubte! Und hatte nur noch diesen einen Traum bei Tag und bei Nacht: einen heimlichen Schatz zu entdecken, Vater und Mutter reich zu machen und mir eine Kutsche mit zwei weißen Ziegenböcken zu kaufen. In meiner Phantasie genoß ich das schon voraus: wie ich mit dem Muckl, dem Alfons und Domini spazieren fahren würde. Abend für Abend guckte ich mir im Garten oder auf dem Theklaberg, oder auf sumpfigen Wiesen, oder an den Waldrändern die Augen nach dem Irrlicht aus, das mich führen mußte. Weil nirgends ein Irrlicht flackern wollte, wurde ich ungeduldig. Und wollte selber einen Schatz vergraben. Und wollte dem Domini, dem Muckl und Alfons die Freude lassen, diesen Schatz zu finden. So krapste ich eines Tages alles zusammen, was ich daheim an Gold und Silber erwischen konnte: mein Patenbesteck, die silbernen Löffel meiner Mutter, Papas goldene Uhr und goldene Kette — und diesen ganzen Schatz, ein paar hundert Gulden an Wert, vergrub ich im tiefsten Dickicht des Schwarzbrunner Waldes. Weiß nun der Kuckuck, wie's der Zufall brachte: auf dem Heimweg über die Wiesen, als ich mich umguckte, sah ich in der Dämmerung des Waldes ein helles

Lichtlein flackern. Vielleicht hatte da ein Holzknecht sein Pfeiflein angezündet. Aber ich hielt es für ein Irrlicht, das über dem vergrabenen Schatz zu tanzen begann. Und nun stimmte die Sache. Vor seliger Aufregung konnte ich in der Nacht kaum schlafen — und träumte davon, daß der eingegrabene Schatz jetzt goldene und silberne Kinder bekäme und sich ins Ungemessene zu vermehren begänne. Doch bevor ich dem Alfons, dem Muckl und dem Domini noch sagen konnte, wo sie das tanzende Irrlicht suchen sollten, vermißte Mama ihre silbernen Löffel und Papa seine goldene Uhr. Und weil die neue Stallmagd in Verdacht kam, mußte ich erschrocken beichten. Zuerst gab's eine sprachlose Verblüffung, dann ein lustiges Gelächter. Und Papa sagte wieder: „Du Kamel!" Ich mußte mit dem Vater gleich in den Schwarzbrunner Wald hinaus — kroch da stundenlang im Dickicht herum und konnte den vergrabenen Schatz nicht mehr finden. Als ich in unerschüttertem Vertrauen den Vorschlag machte, auf das ganz verläßliche Irrlicht zu warten, zog der Vater in aufwallendem Ärger zu einer Ohrfeige aus. Doch er gab sie mir nicht. Und als es zu dämmern anfing, trat er schweigsam mit mir den Heimweg an. Weit draußen auf den Wiesen sprach er das erste Wort: „Du! Wenn du dich jetzt nochmal umschaust, dann kriegst du aber wirklich eine!" Der Verlust des Gold- und Silberzeuges verdroß ihn viel weniger, als mein hartnäckiger Glaube an das Irrlicht. Daheim, bei den Tränen in den Augen meiner Mutter, wurde mir das Herz schwer. Dann kamen bange Tage. Eine ganze Woche suchte man noch immer nach dem vergrabenen Schatz. Er blieb verschwunden. Und schließlich gab man das Suchen auf. Der Vater verschmerzte seine goldene Uhr viel rascher, als Mama ihre silbernen Löffel.

Die frohen Augen meiner Mutter naß und traurig zu sehen, das war für mich eine schreckliche Sache. Drum stand ich Abend für Abend in meinem Dachstübchen am Fenster und spähte nach dem Schwarzbrunner Wald hinaus, ob nicht das Irrlicht wiederkäme. Und eines Abends stipitzte ich Papas Fernrohr aus der Kanzlei. Doch ob ich in der Nacht auch stundenlang gegen den Wald hinausguckte — das Glas blieb immer finster. Bei diesen Fernrohrstudien erwischte mich der Vater. „Kerl! Was treibst du denn da?"

Ich brachte nur ein einziges Wort über die Zunge: „'s Irrlichtle . . ." Und da hatte ich schon eine Ohrfeige, die letzte von der Hand meines Vaters, der mit einer niederschmetternden Verachtung sagte: „So ein Kamel! Und das will studieren und aufs Gymnasium gehen!"

*Ludwig Ganghofer, Lebenslauf eines Optimisten.

Am Wielandschen Garten kam sie an einer kleinen Gestalt vorüber, die, ein Schaltuch über dem Kopf, vermummt an die Mauer gedrängt stand.

Ein Bettelmädchen in Weimar, das wäre —! dachte Frau Mutter, das kann nicht sein! Sie wendete sich deshalb nach dem kleinen Wesen um, — und wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie in die erschreckten und

verwirrten Augen ihrer eignen Enkelin Isebies blickte. „Ja, du meine Güte, wo kommst du denn her, was willst du denn hier? Machst du, daß du nach Hause kommst! Und weshalb hast du dir denn Reginen ihr Umschlagetuch um den Kopf gesteckt wie ein Bettelmädchen?"

Soviel Frau Mutter auch fragen mochte, sie erhielt keine Antwort. Mit geschlossenen Lippen und großen Augen, mit zarten festen Zügen im weichen Gesicht stand Isebies vor ihr, schweigsam und unnahbar wie ein kleiner gefangener Siouxindianer. Frau Mutter wurde etwas ungeduldig, denn zu spät kommen und alle inkommodieren, bis sie glücklich an ihrem lieben Platz (im Theater) angelangt war, das wollte sie nicht, das hielt sie für eine der größten Rücksichtslosigkeiten; die Enkelin auf der Straße stehen lassen, ging aber ebensowenig. So war Frau Mutter in großen Schwulitäten und Isebies hatte den Bock. Sie stand wie ein Pfahl, und keine Miene veränderte sich.

„Sei nicht so meschant, Isebies!"

Frau Mutter wurde etwas heftig, aber mehr bittend wie heftig. „Ich komm' ja zu spät!" Keine Änderung in Isebiesens Betragen. „Ei du liebe Güte!" Frau Mutters Seele rüstete sich, ein Opfer zu bringen. Sie kannte Isebies. Isebies hatte etwas pexiert und hatte nun Reue und irgendeinen Seelenkampf, der sie zwang, die Lippen fest aufeinander zu drücken. Endlich gelang es Frau Mutter, das Kind weiter zu bringen. Mit der ersten Bewegung aber rannen auch die Tränen herab, eine ganze Sintflut, und die zarte Gestalt bebte vor Schluchzen.

Ach, du lieber Gott! dachte Frau Mutter. Nun ist's aus.

Und es war auch aus. Sie ging nicht ins Theater, schob Billett und Zettel in die Tasche und nahm das zitternde kalte Händchen der Enkelin in ihre warme, weiche und ging mit ihr über den Theaterplatz der Schillerstraße zu, denn nach Hause konnte sie Isebies jetzt nicht wohl bringen; erst mußte der Sturm sich legen.

„Was hast du denn da in der Hand?" fragte Frau Mutter.

„Ein Paketchen," schluchzte es.

„Was willste denn damit?"

Schweigen.

„Na, sei nicht so dumm!"

„Ich hab' so Paketchen gelegt."

Die kleine Stimme war ganz zermalmt und bebend.

„Paketchen hast du gelegt?" Frau Mutter wußte nicht recht, was sie davon halten sollte.

„I, wieso denn, meine Alte?"

Isebies gab in einer Aufwallung völliger Hingebung ihr Paketchen der Großmutter, die es bescheiden ohne jedes Zeichen der Genugtuung an sich nahm.

„Was ist denn drin?" fragte sie.

Sie standen gerade unter einer Laterne. Isebies griff nach dem Paketchen, nahm es der Frau Mutter aus der Hand, knüpfte das rosa

Leinenbändchen auf, tat das weiße Papier auseinander. Und es fand sich, daß auf dem Papier ein Häufchen Asche lag und ein langer Zettel.

Isebies hielt der kleinen alten Frau die ganze Bescherung auf der flachen Hand hin, ohne ein Wort zu sagen. Diese schob ihre Brille, die sie sonst immer trug, auf die Stirne, denn sie war kurzsichtig, beschaute die ganze Angelegenheit aufmerksam, und sagte, den Blick auf das Kind gerichtet, verwundert: „Asche und ein Zettelchen." Das Zettelchen nahm sie, führte es nah an die Augen unter dem vollen Licht der Laterne und las: „Du läsesd sie dahin farn wie einen Stromm und sind wie ein Schlaff; gleich wie ein Graß, das doch bald welg werd.

Das da früe blühd und bald welg werd, und des Abents abgehaun werd und vertohrret.

Lehre uns bedengen, das wir sterm müßen, auf das wir klug werten."

„Was soll denn dieser traurige Psalm — und diese Fehler. Isebies?"

„Ich habe so Paketchen gelegt," wiederholte das Kind leise und beschämt.

„Wieso denn?"

„Ich habe so eins auf die Straße gelegt," sagte das Kind leise, „und gewartet, bis es wer fand. Dann hab' ich mir gedacht, wie er's aufmachen wird! Es war auch noch eins mit einer toten Maus."

„Pfui Tausend," sagte Frau Mutter und schüttelte den Kopf, schüttete die Asche aus dem weißen Papierbogen und faltete diesen sorglich zusammen.

Isebies griff in ihre Tasche und gab der Frau Mutter eine ganze Handvoll Zettel, an denen krumme Stecknadeln steckten.

„Was soll nun das?"

Isebiesens Stimme zitterte wieder. „Solche habe ich den Leuten an die Mäntel gesteckt."

Frau Mutter nahm eins und las. Da stand ganz einfach „Esel" darauf; wieder auf einem: „Du's Maul nich auf, denn was du sprichsd is dumm." Und wieder auf einem: „Gott hat mich nich allein gemachd, da muß noch was anderes mit dabei gewesen sein." Dann fand die Großmutter noch eins und las es mit der Brille auf der Stirn: „Du mußt nicht liben, was Beine hat. Alles läufd fort."

„Nu sag' mir nur, Isebies, wie du auf all das Zeug kommst?"

Frau Mutter hielt jetzt wieder die Hand der Enkelin in der ihrigen. Sie standen gerade vor einem Konditorladen. Ohne ein Wort zu sagen, ging die liebe Frau hinein, ließ Isebies draußen warten und kaufte einiges ein. Das Kind blieb diesen Abend oben bei der Großmutter. Regine, die alte Köchin, holte die Erlaubnis dazu.

Isebies durfte die Tüte vom Konditor auspacken, durfte den Tisch decken, das Teemaschinchen anstecken und dann, nachdem es herrlich geschmeckt hatte, spielte das große Mädchen Katze, schmiegte sich an die liebe Frau fest an, spielte dann mit den Füßen der Frau Mutter, die in schneeweißen Strümpfen steckten und kleinwinzig waren und weiße Mäuse

vorzustellen hatten. Dann schnurrte und spann Isebies, daß es eine Art hatte.

„Solche Zettel solltest du den Leuten nicht mehr anstecken," meinte die liebe Frau mitten in das Spiel hinein. „Ich finde das nicht schön. Was stellst du dir denn dabei vor?"

„Mir gefallen die Menschen nicht!" sagte Isebies. „Einem Tier würde ich nie einen Zettel anstecken."

„Weil du weißt, daß ein Tier ihn nicht lesen kann."

„Nein, deshalb nicht," sagte das Kind kurz. „Weil ein Tier viel solider und lieber ist."

„Ach was, das ist dummes Zeug. Ein Tier geht uns gar nichts an."

„Sehr viel," meinte Isebies.

„Du versprichst mir, daß du keine Zettel mehr ansteckst und keine Paketchen legst. Mach' gar keine Geschichten, versprich es mir ganz einfach. Ich weiß, weshalb ich es von dir verlange."

„Ich verspreche es dir," sagte Isebies. *Helene Böhlau, Isebies.

Ich mag damals nicht über sechs oder sieben Jahre gewesen sein; die Geschichte ist buchstäblich wahr. Ich hatte mir aus einer alten Zuckerkiste auf unserem Hofe eine Jahrmarktsbude zusammengeklütert und bedurfte nun, als die schwierige Arbeit fertig war, auch der Waren. Manufakturwaren sollten es sein, und bei der Größe meiner Bude eine ziemliche Quantität, die ich darin feilhalten wollte. Meine bei uns lebende Großmutter war in ihrer Güte und Heiterkeit zwar zu aller Aushilfe bereit, aber die verschiedenen Plünnenschiebladen waren unter der Herrschaft und dem Verschluß meiner Mutter. Da diese indes an dem betreffenden Vormittage stark in der Haushaltung beschäftigt war, so wagte ich mich nicht recht heran. Endlich überwog die Begier, welche alle die im Verschluß gehaltenen bunten Lappen vor meinen Augen auftauchen ließ. Zu meinem Erstaunen wurde ich nicht aufs Warten verwiesen, sondern meine Mutter ließ alles stehen und kniete, bald im Saal, bald auf dem Hausboden unermüdlich mit mir vor allen Schubläden und Schränken und suchte mir selbst aufs freundlichste einen ganzen Haufen, eine Welt von herrlichen, bunten Lappen zusammen. Noch sehe ich deutlich einen großen, hell- und dunkelbraun gestreiften Lappen vor meinen Augen.

Es war eine gute Mutter, meine Mutter, aber sie hatte doch gegen die überschwengliche Güte meiner Großmutter in gewisser Weise Stellung genommen. Daher wurde ich von dieser so augenblicklichen und alles übersteigenden Erfüllung meiner Wünsche ganz betäubt in meinem Kindskopfe. Tagsüber, als ich mit meinem Reichtume in der Bude wirtschaftete, vergaß ich sie zwar, aber als ich abends allein in meinem Kinderbette lag, überkam es mich wieder, diese unerhörte Güte mußte eine ganz bestimmte Ursache haben. Was konnte es sein? Und als ich weiter grübelte, hatte ich es endlich gefunden: „Meine Mutter wollte mich ermorden!" Ein Entsetzen überfiel mich, und als meine Großmutter, wohl nur, wie all-

abendlich sie pflegte, noch einmal nach mir zu sehen in die Stube trat, fand sie mich in Todesangst und Tränen über mein Geschick. Als ich gebeichtet, holte sie auch meine Mutter, und beide Frauen konnten erst nach langer Zeit mich beruhigen.

*Theodor Storm, Ein Bild seines Lebens.

Wie lange sich übrigens Kinder mit Mißverständnissen umhertragen können, davon erinnere ich mich noch eines Beispiels. Meine Mutter sang gern, zwar kunstlos, aber mit reiner, heller Stimme. Sie begann den Tag mit einem Morgenliede, das sie während der Besorgung des Frühstücks sang; denn das „Bete und arbeite" suchte sie aus Zeitmangel gern zu verbinden. Sie konnte aber auch eine Anzahl weltlicher Lieder; namentlich sang sie uns Kindern öfter das Höltysche Lied: „Rosen auf den Weg gestreut". Darin kommt die Stelle vor: „Schmeckt, solang' es Gott erlaubt, Kuß und süße Trauben, bis der Tod, der alles raubt, kommt, auch die zu rauben." Ich hatte das Lied nur mit dem Gehöre aufgefaßt und glaubte zu hören: „Bis der Tod, der Rallesraub usw.", indem ich glaubte, „Rallesraub" sei eine schimpfliche Benennung des Todes. Lange trug ich mich mit dem Gedanken, bis ich mich einmal mit meiner Schwester zankte und sie einen „Rallesraub" nannte. Sie fühlte sich dadurch mehr beleidigt, als wenn ich sie mit einem ihr bekannten Schimpfworte belegt hätte, und verklagte mich bei meiner Mutter. Da klärte sich denn die Sache auf. Wunderbar, daß überall die unverstandenen Schimpf- und Fluchwörter tiefer verwunden als die verstandenen!

*Karl Friedrich von Klöden, Jugenderinnerungen.

Spiel und Spielzeug

In allen Kinderspielen, und wäre es auch nur bei dem mutwilligen Zerbrechen und Verstümmeln, erkennt man einen schaffenden Trieb. Carlyle.

Spiele, d. h. Tätigkeit, nicht Genüsse erhalten Kinder heiter . . . . . Was heiter und selig macht und erhält ist bloß Tätigkeit. Die gewöhnlichen Spiele der Kinder sind nichts als die Äußerungen ernster Tätigkeit, aber in leichtesten Flügelkleidern. Jean Paul.

Die beiden Kinder hingegen, welche schon den Plan entworfen hatten, mit den Vätern nach Hause zu ziehen, zogen ihr Fuhrwerk unter den Schutz der jungen Linden und begaben sich dann auf einen Streifzug in dem wilden Acker, da derselbe mit seinen Unkräutern, Stauden und Steinhaufen eine ungewohnte und merkwürdige Wildnis darstellte. Nachdem

sie in der Mitte dieser grünen Wildnis einige Zeit hingewandert, Hand in Hand, und sich daran belustigt, die verschlungenen Hände über die hohen Distelstauden zu schwingen, ließen sie sich endlich im Schatten einer solchen nieder, und das Mädchen begann seine Puppe mit den langen Blättern des Wegekrauts zu bekleiden, so daß sie einen schönen grünen und ausgezackten Rock bekam; eine einsame rote Mohnblume, die da noch blühte, wurde ihr als Haube über den Kopf gezogen und mit einem Grase festgebunden, und nun sah die kleine Person aus wie eine Zauberfrau, besonders nachdem sie noch ein Halsband und einen Gürtel von kleinen roten Beerchen erhalten. Dann wurde sie hoch in die Stengel der Distel gesetzt und eine Weile mit vereinten Blicken angeschaut, bis der Knabe sie genugsam besehen und mit einem Steine herunterwarf. Dadurch geriet aber ihr Putz in Unordnung und das Mädchen entkleidete sie schleunigst, um sie aufs neue zu schmücken; doch als die Puppe eben wieder nackt und bloß war und nur noch der roten Haube sich erfreute, entriß der wilde Junge seiner Gefährtin das Spielzeug und warf es hoch in die Luft. Das Mädchen sprang klagend darnach, allein der Knabe fing die Puppe zuerst wieder auf, warf sie aufs neue empor, und indem das Mädchen sie vergeblich zu haschen bemühte, neckte er es auf diese Weise eine gute Zeit. Unter seinen Händen aber nahm die fliegende Puppe Schaden und zwar am Knie ihres einzigen Beines, allwo ein kleines Loch einige Kleiekörner durchsickern ließ. Kaum bemerkte der Peiniger das Loch, so verhielt er sich mäuschenstill und war mit offenem Munde eifrig beflissen, das Loch mit seinen Nägeln zu vergrößern und dem Ursprung der Kleie nachzuspüren. Seine Stille erschien dem armen Mädchen höchst verdächtig, und es drängte sich herzu und mußte mit Schrecken sein böses Beginnen gewahren. „Sieh mal!" rief er und schlenkerte ihr das Bein vor der Nase herum, daß ihr die Kleie ins Gesicht flog, und wie sie danach langen wollte und schrie und flehte, sprang er immer fort und ruhte nicht eher, bis das ganze Bein dürr und leer herabhing als eine traurige Hülse. Dann warf er das mißhandelte Spielzeug hin und stellte sich höchst frech und gleichgültig, als die Kleine sich weinend auf die Puppe warf und dieselbe in ihre Schürze hüllte. Sie nahm sie aber wieder hervor und betrachtete wehselig die Ärmste, und als sie das Bein sah, fing sie abermals an laut zu weinen, denn dasselbe hing an dem Rumpfe nicht anders, denn das Schwänzchen an einem Molche. Als sie gar so unbändig weinte, ward es dem Missetäter endlich etwas übel zumut, und er stand in Angst und Reue vor der Klagenden, und als sie dies merkte, hörte sie plötzlich auf und schlug ihn einigemal mit der Puppe und er tat, als ob es ihm weh täte und schrie au! so natürlich, daß sie zufrieden war und nun mit ihm gemeinschaftlich die Zerstörung und Zerlegung fortsetzte. Sie bohrten Loch auf Loch in den Marterleib und ließen aller Enden die Kleie entströmen, welche sie sorgfältig auf einem flachen Steine zu einem Häufchen sammelten, umrührten und aufmerksam betrachteten. Das einzige Feste, was noch an der Puppe bestand, war der Kopf und mußte

jetzt vorzüglich die Aufmerksamkeit der Kinder erregen; sie trennten ihn sorgfältig los von dem ausgequetschten Leichnam und guckten erstaunt in sein hohles Innere. Als sie die bedenkliche Höhlung sahen und auch die Kleie sahen, war es der nächste und natürlichste Gedankensprung, den Kopf mit der Kleie auszufüllen, und so waren die Fingerchen der Kinder nun beschäftigt, um die Wette Kleie in den Kopf zu tun, so daß zum erstenmal in seinem Leben etwas in ihm steckte. Der Knabe mochte es aber immer noch für ein totes Wissen halten, weil er plötzlich eine große blaue Fliege fing und, die summende zwischen beiden hohlen Händen haltend, dem Mädchen gebot, den Kopf von der Kleie zu entleeren. Hierauf wurde die Fliege hineingesperrt und das Loch mit Gras verstopft. Die Kinder hielten den Kopf an die Ohren und setzten ihn dann feierlich auf einen Stein; da er noch mit der roten Mohnblume bedeckt war, so glich der Tönende jetzt einem weissagenden Haupte, und die Kinder lauschten in tiefer Stille seinen Kunden und Märchen, indessen sie sich umschlungen hielten. Aber jeder Prophet erweckt Schrecken und Undank; das wenige Leben in dem dürftig geformten Bilde erregte die menschliche Grausamkeit in den Kindern, und es wurde beschlossen, das Haupt zu begraben. So machten sie ein Grab und legten den Kopf, ohne die gefangene Fliege um ihre Meinung zu befragen, hinein und errichteten über dem Grabe ein ansehnliches Denkmal von Feldsteinen. Dann empfanden sie einiges Grauen, da sie etwas Geformtes und Belebtes begraben hatten, und entfernten sich ein gutes Stück von der unheimlichen Stätte. Auf einem ganz mit grünen Kräutern bedeckten Plätzchen legte sich das Dirnchen auf den Rücken, da es müde war, und begann in eintöniger Weise einige Worte zu singen, immer die nämlichen, und der Junge kauerte daneben und half, indem er nicht wußte, ob er auch vollends umfallen solle, so lässig und müßig war er.

* Gottfried Keller, Romeo und Julia auf dem Dorf.

Ich habe als Kind mir meine Welt, die von Natur höllisch klein war, auseinandergedehnt, wie mein Vetter Simmerl den Katzenbalg, aus dem er sich einen Tabaksbeutel machen wollte. Und es ist, bigott! ein Sack draus worden, in welchem all die unglaublichen Phantastereien einer ungezogenen Bauernbubenseele vollauf Platz gehabt haben.

Wie ich mir später die Bücher, die ich nicht kaufen konnte, selber machte, so habe ich mir auch die größten Städte der Welt, die ich nicht sehen konnte, selber gebaut.

Die jahrelange Kränklichkeit meines Vaters verschaffte mir das Baumaterial. Die Hustenpulver vom Doktor, der spanische Brusttee vom Kaufmann, die Medizinflaschen vom Bader waren stets in gutes, oft sogar schneeweißes Papier eingeschlagen; aus diesem Papier schnitzte ich mit der Nähschere meiner Mutter oder, wenn ich diese schon zerbrochen oder verloren hatte, mit jener der Magd, allerlei Häuser, Kirchen, Paläste, Türme, Brücken, bog sie geschickt zur passenden Form und stellte sie in Reihen und Gruppen auf den Tisch. Das gesuchteste Material hierfür

waren wohl die alten Steuerbücheln mit ihren steifen Blättern; und kam es freilich vor, daß über der ganzen Hauptfronte eines Herrenpalastes das „Datum der Schuldigkeit“ stand, oder ein Kirchturm anstatt Fenster und Uhren nichts, als lauter Posten der „Abstattung“ hatte. Als es aber ruchbar worden war, daß ich meine Prachtbauten mit den blutigen Steuersummen der Bauern aufführe, da gab's eine kleine Revolution, indem mein Vater einmal mit der flachen Hand mir einige öffentliche Gebäude unter den Tisch hinabwischte.

Eines Tages ging ich einer Hirtenangelegenheit wegen ins Ebenholz hinaus. Ich hatte die Magd ersucht, ob sie mir nicht ihre heilige Monika mit in den Wald leihen möchte.

„Du lieber Närrisch!“ hatte die Magd geantwortet, „wenn sie nur ganz wär', aber es ist mir die Maus dazugekommen. Was übrig blieben ist, das magst du haben.“

So nahm ich das Büchlein von der heiligen Monika mit in das Ebenholz. Aber als ich in demselben zu lesen begonnen hatte, hub im Sacke die Nähschere meiner Mutter zu sticheln an: ob ich die Geschichte von dieser Heiligen denn nicht schon längst auswendig wisse? Ob die Maus nicht etwa schon das Beste weggenagt hätte? Ob ich mir für diese grauen und angefressenen Blätter eine bravere Verwendung denken könne, als daraus die schöne Weltstadt Paris zu bauen? — Ich wollte der alten Nähschere meiner Mutter nicht widersprechen.

Nun stand zur selben Zeit im Ebenholz noch die alte Schlagerhütte, die einst ein Bauernhäuschen gewesen und zwischen dem jungen Fichtenanwuchs verlassen und öde hocken geblieben war. Die Fensterchen waren ohne Gläser, die Tür war aus den Angeln gehoben und auf der Schwelle wucherten Brennesseln. Die Luft in der Hütte roch ganz moderig, und jedes Geräusch widerhallte grell an den Wänden, als wollte das alte Zimmerholz mit dem Eintretenden allsogleich ein Gespräch anheben. Mir war dieser Bau unheimlich gewesen bis zu jenem Tage, da mich und unseren Knecht Markus im Walde ein scharfer Wetterregen überraschte und wir uns in die Hütte flüchteten. „Ja,“ hatte damals der alte Markus gesagt, als die Donner hallten und schallten, „ja, wir haben heuer halt ein Schalljahr.“ So nennen sie bei mir daheim das Schaltjahr und meinen, der Name komme von dem Schallen des Donners. Als der Regen fortwährte, fragte mich der Markus: „Kannst Kartenspielen, Bub?“

„Zwicken und Bettlerrufen kann ich,“ war meine Antwort, „aber wir sollen lieber den Wettersegen beten.“

„Da ist mir das Bettlerrufen unterhaltlicher.“

„Wenn's aber einschlagt!“ gab ich zu bedenken.

Der Knecht zog Spielkarten aus seinem Sack, wir setzten uns an den großen Tisch und kartelten, bis draußen die nassen Zweige funkelten und die helle Sonne zum Fenster hereinschien.

Seither war mir die Hütte heimlich. Und nun ging ich ihr zu, setzte mich an den großen, wurmstichigen Tisch und schnitzte aus den Blättern

der „heiligen Monika“ die große Weltstadt Paris. Ich stellte die Häuser in langen Gassenreihen auf, und die Gassen und Plätze bevölkerte ich mit blauen Heidelbeeren und roten Preiselbeeren — erstere waren die Männer, letztere die Frauen. Um das Königsschloß postierte ich Reihen von Stachelbeeren, das waren die Soldaten.

Als der Tisch voll geworden war und ich trunkenen Blickes hinschaute auf die vieltürmige Stadt und ihre belebten Gassen, die ich gegründet und wie ein Schutzgeist beschirmte, dacht ich: Nun soll über diese Stadt aber auch einmal eine rechte Straf' Gottes kommen. Wie steht's mit einem Sturmwind? — Ich blies drein — hei, purzelten ganze Häuserfronten über und über. Sie wurden wieder erbaut. Da endlich aber der Abend kam und meines Bleibens in der Hütte nicht mehr länger sein konnte, sann ich nach, wie ich die Stadt Paris am großartigsten zugrunde gehen lassen könnte. — Eine Feuersbrunst? — Neunjährige Bauernjungen tragen immer schon Streichhölzchen im Sack, weil sie sich doch allmählich mit dem Hauptberufe des Mannes, mit dem Tabakrauchen, bekannt zu machen trachten müssen.

Das Feuer entstand mitten in der Stadt, und nach wenigen Sekunden standen ganze Viertel in Flammen. Die Bevölkerung war starr vor Schreck, das Feuer wogte hin und die Mauern zitterten und die kahlen Ruinen ringelten sich. Da der Königspalast verschont bleiben zu wollen schien, so blies ich die Flammen gegen denselben hin — wehe, da flogen die brennenden Häuser über den Tisch und auf den Fußboden, wo in der Ecke noch ein Bund Bettstroh lag. Jetzt wurde der Spaß Ernst. Das Papier hatte so still gebrannt, das Stroh knisterte schon vernehmlicher und ein greller Schein erhellte die Hütte. Ich wollte eben davonstürzen, als unser Knecht Markus zur Tür hereinsprang und mit einem buschigen Baumwipfel das Feuer totschlug.

Knecht Markus war verschwiegen, war ein dunkler Ehrenmann, aber das sagte er mir, wenn ich mich mit Sengen und Brennen auf den Etzel hinausspielen wolle, so täte er es dem Kaiser schreiben, daß er mich rechtzeitig köpfen lasse.

Von diesem Tage an habe ich keine Stadt mehr gegründet und keine mehr zerstört. Ich ging von der Architektur zur Musik und Malerei über.

* Rosegger, Waldheimat.

An einem der nächsten Morgen fand Amadeus neben seinem Töpfchen das Geschenk des Vaters, wodurch sein Schweifen gebunden werden sollte, eine Schiefertafel und einen säuberlich gespitzten Stift darauf liegen. Mit stillem Ernst, Hunger und Durst vergessend, ging er an die Untersuchung dieses Gerätes, stellte die Tafel auf das Töpfchen und ließ sie ein Dach sein, unter das er zwei Pferde und einen Wagen schob, alles aus Brot zurechtgebrochen. Eusebius duckte sich auf seine Arbeit und gab sich den Anschein eines übereifrigen Mannes. In Wahrheit schielte er nach seinem Jungen und dachte, nun muß es sich zeigen, ob ein Herr in ihm steckt. Natürlich war er darauf gefaßt, daß Amadeus

kurzerhand den Stift fassen und das ganze Abc und noch mehr auf den Schieferstein schreiben werde, und sein Erwarten tat ihm ordentlich weh in der Seele. Da er ihn die Tafel als eine Wand an den Stuhl lehnen sah, machte er vor freudiger Bestürzung schon zwei lange, tiefe Stiche, weil er sich sagte, „der Mordskerl überlegt wie ein Alter." Die Sache mit dem Dache, die dann wieder an die Reihe kam, war dem Eusebius nicht ganz klar, und er räusperte sich. Als aber nun gar der zukünftige Herr die Brotbrocken mit Hott und Hüh unter dem Dache hin und her führte, ließ der alte Mandel die Hübnerjacke fallen, ging hin und unterwies sein Söhnlein über die Bedeutung des Tafelsteines und des Griffels, legte dessen Fingerchen um den Stift und leitete seine Hand auf und ab. So wurden richtige Berge auf der Tafel, und Amadeus freute sich darüber, was alles in dem Stift steckte. Am Ende zeigte ihm der Vater, wie man das „i" schreibt, und immer, wenn er es fertig hatte und zum Punkte kam, rief er den Namen des Schriftzeichens, lang und mit einer fröhlich-dünnen Stimme, daß es einem Krählaut nicht unähnlich klang.

„Ist das ein Hahn?" fragte Amadeus nach einigem Hinsehen.

„Warum ein Hahn?" lautete des Vaters verdutzte Gegenfrage, und es war ihm anzumerken, daß er sich ein klein wenig gekränkt fühlte.

„Weil er schreit wie Schnallke-Bauers junger, weißer Hahn," antwortete Amadeus und wußte es sich nicht zu erklären, warum es wie auf Mausfüßchen zornig um des Vaters Nase zitterte.

„Ein Hahn!" rief Eusebius endlich höhnisch aus, „ein Hahn! Ein Buchstabe ist das, Junge, merk dir's!"

Amadeus suchte den Stab und fand keinen, und weil sein Vater so grob geredet hatte, traute sich der Junge nicht mehr, etwas zu sagen.

Nach dem Frühstück machte sich das Büblein auch darüber her, das „i" zu schreiben. Aber das waren komische Dinge, die aus dem Stift kamen, wenn man ihn in die Hand nahm und darauf drückte. Sie kletterten auf allen Linien umher, hingen bald oben in einer Ecke und krochen bald unten in einen Winkel. Jetzt lagen sie platt wie die Kinder vor der Hildesheimer Mauer, nun standen sie aufrecht wie ein Glockenturm. Wenn man auf den Topf sah und dann den Stift laufen ließ, so fuhr er rund herum und es wurde, was er sich dachte. Das dünne Steinstänglein kannte den Ofen und den Stuhl, den Tisch und den Trichter. Amadeus fand gar kein Ende, den Zauber zu versuchen, der in dem Stift verborgen war. Als ein unbegreiflicher Kundschafter führte er das Knäblein in die Heimlichkeit aller Dinge zurück. Und immer, wenn er aufgestanden war, um etwas anderem nachzugehen, hörte er den Stift ganz leise picken, als rufe er nach ihm. Sah Amadeus dann hin, so lag er zwar noch, wie er ihm aus der Hand geglitten war; sobald er ihn aber zwischen den Fingern hielt, floß schon wieder etwas anderes aus ihm heraus. Nichts blieb dem Stift verborgen. Durch die Tür konnte er in den Hausflur sehen. Er wußte, was im Stall war, ohne ihn

durch das Fenster schauen zu lassen, malte er alles, was draußen in der Welt stand. Gemach auch erlöste er die Laute, die in den Dingen schliefen. Das Traumtürlein in des Amadeus Seele öffnete sich. Das klingende Seil, das ihn an jenem Abend mit allen Weiten verbunden hatte, ging strahlend daraus hervor, und die tönende Verklärung, die in den Wesen der Erde schlummert, wurde in dem Herzen des kleinen blassen Schneiderjungen erschlossen. Er ließ die Krähen durch das Blau der nahen Nacht tauchen und in Lüften Zwiesprach halten. Seine andere Mutter kam auf der glänzenden Straße zu ihm aus dem Himmel gefahren, sein Vater war weder ein schwarzer Vogel noch ein windschiefes Männlein, sondern wanderte wieder mit dem König von Preußen umher, und alles, was Amadeus malte, sang er mit weicher glockenheller Stimme.

Oft stand Eusebius auf und sah dem versunkenen Knaben über die Schulter, ohne begreifen zu können, wie von den Strichen und Ringeln, die wirr die Schiefertafel bedeckten, so wundersame Sachen in seine Seele und solch nie geahnte Lieder von seinen Lippen kommen konnten.

Hermann Stehr, Geschichten aus dem Mandelhause.

Nirgend spielte ich daher so gerne und glückselig wie auf Holzhöfen, wo Baumstämme und Bretter aufgeschichtet lagen. Zimmerleute, Brettschneider, Tischler, Holzhauer und alle Menschen, die mit Holz umgehen und hantieren, es bearbeiten und wohl gar bildschnitzen durften, waren mir beneidenswerte und glückselige Menschen und mein Lieblingstraum: ein Tischler, ein Drechsler, wohl gar ein Bildschnitzer zu sein. Einem solchen recht auf die Finger sehen zu dürfen, wenn er eben dabei war, solche Figuren, Engel und Schnitzwerk zu machen wie in der Kirche, ja wenn er diese Kunstwerke versilberte, vergoldete oder auch nur mit Farben anstrich, das waren Vorstellungen und Phantasiestücke, so wunderbar und schön, wie heute kaum eine projektierte oder eine wirklich ausgeführte Reise ins Land der Kunstwunder, nach Italien und zur Peterskirche in Rom.

Die Professionisten waren alle meine liebsten Freunde; ihrer von mir als Kunstfertigkeit angestaunten Arbeit zuzusehen, mir eine Glückseligkeit, auf die ich mich schon während der Lernstunden freute. Für gewöhnlich war es aber schon ein Gaudium, auch nur dem Holzhauen beizuwohnen und ein bißchen mitprobieren zu dürfen, so gut das mit der schweren Holzaxt gehen wollte, die der Hausknecht zu meiner immer gleichen Bewunderung wie spielend mit einer Hand regierte. Die scharf, sauber und in großen Stücken herausgekerbten, weit umherfliegenden Holzspäne, die unter klingender Säge hervorsprühenden Sägespäne, die harzigen Knorren und Äste, die sich trotzig und stolz gegen die Schläge der unbarmherzigen Axt wehrten, die leichte Spaltigkeit der schlankeren, astlosen, kurz gesägten Stücke, insbesondere des gefrorenen Birkenholzes, das ich um der weißen Rinde, des grünen Bastes, des schneeweißen Holzes und des reizenden Birkenmooses willen zu meinem Lieb-

lingsholz erkoren hatte — all diese Momente des Holzhauens waren mir eine Unterhaltung und Herzenslust und eine Poesie dazu, wie sie mich heute schwerlich inniger überkommt bei solchen Gelegenheiten, die alle Welt ordentlicher- und kultiviertermaßen für Poesie deklariert.

All dergleichen umfaßte gleichwohl immer nur erst die Lebens-Passivität. Was war man glücklich, wenn man aktiv, wenn man mitgeschäftig sein durfte, und wie gab es köstlichere Experimente als im Holz! Holzhauen und Sägen ermüdete gar zu bald die zarten Kräfte, Holzaxt und Säge waren zu kolossale und ungeschlachte Instrumente, und die Gefahr, sich mit ihnen zu verletzen und wider das scharfe Verbot zu befassen, zu sehr mit Herzklopfen verknüpft; desto einladender aber die erlaubten Schnitzereien und Hantierungen bei einem verarmten Tischler, einem alten verschrumpften Männchen, der uns gegen eine Entschädigung von ein paar Sparpfennigen gern gewähren ließ und gutmütig die Hobel und Stemmeisen, die Bohrer und Schnitzmesser auswetzte, die wir ihm schartig und stumpf gemacht.

Die Lust, in Holz zu arbeiten, war in uns allen dieselbe, und ich weiß bloß dies insbesondere von mir, daß ich die ersten Male, wo ich über das Handwerkszeug hergeriet, vor lauter Freiheit, so nach Herzenslust hobeln, sägen, bohren und Löcher ausstemmen zu können, ohne allen bestimmten Zweck darauflos hantierte, bis ich nicht weiter konnte.

Nach schneidenden Werkzeugen haben alle Kinder fast ohne Ausnahme ein brennendes Gelüst. Damals waren aber noch nicht ganze Kästen voll Handwerkszeug für Kinder als Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenk so bekannt und im Gange wie heute. Was wir von dergleichen an uns bringen und ausfindig machen wollten, das forderte unsern ganzen Witz und unser ganzes Sparbüchsenkapital heraus; darum war es auch mit größerer Besitz- und Erwerbslust verknüpft, so wie mit mancherlei Erfindungen und Kunstfertigkeiten, von denen die mit Spielzeug, mit Geschenken und allen möglichen Dingen überfüllte Jugend der jüngsten Zeit wenig oder nichts mehr in Erfahrung bringen kann. Wir waren eben nicht dümmer, wie die Jungen alleweile noch sind; aber sei es nun, daß es uns an Raffinement, an einer gewissen Dreistigkeit oder praktischen Kenntnis des wirklichen Lebens fehlte, oder was mir für meine Person das Zutreffendste scheint, daß wir die einfachsten und nächsten Mittel aus Vorliebe zum Absonderlichen und Phantastischen zur Seite ließen, genug, wir machten bei jeder Gelegenheit fabelhafte Anstalten, das zu erlangen und zu exekutieren, was jetzt die Kinder ganz so altklug prosaisch und vornehm leicht erreichen wie die großen Leut'!

Unser Gelüst stand, wie gesagt, seinerzeit auf Handwerkszeug und zuvörderst auf einen Bohrer. Einen solchen in der Stadt für ein paar Düttchen, die wir besaßen, ankaufen zu lassen, kam uns gar nicht in den Sinn. Unser poetischer Instinkt machte uns lieber zu Robinsons; wir stibitzten große Nägel, indem wir sie mit Mühsal aus einem alten Gerüllkasten herauszogen, den wir für unser Schiffswrack ansahen. Diese verrosteten Nägel wurden dann zunächst blank gescheuert und zuletzt mit

unsäglicher Mühe am Kopfende auf Steinen spitzgeschliffen, um dann in ein hölzernes Heft gekeilt, das wir von einem Stock abgeschnitten, als Spitzbohrer zu dienen. In ähnlicher Weise hämmerten wir sogar allerlei Stückchen Eisen auf kaltem Wege zu Stemmeisen um und hatten dabei ein Gefühl mit Robinson Crusoe, mit den Wilden und mit den ersten Erfindern eiserner Werkzeuge in die Wette und eine Satisfaktion, wie wir sie wahrscheinlich von einem ganzen Kasten voll geschenkter Tischlergerätschaften nicht gehabt haben würden. Was unserer Phantasie, unsern Robinsonaden und Chimären nicht entsprach, das ignorierten wir als eine Prosa und somit auch alle regelmäßigen und ordentlichen Wege, auf denen heute jeder noch so kleine Junge sich das zu akquirieren weiß, was ihm eben nottut oder wonach sein Sinn eben steht. Bei uns aber mußten die Dinge, die Erwerbungen, die Geschichten extraordinär apart und fabelhaft sein, wenn sie für uns Reiz haben sollten; außerdem fühlten wir uns demontiert und außer unserm Esse. Nur von einem Dinge weiß ich, daß es mir eine unsägliche Freude und ein ordentliches Herzklopfen verursachte, als ich es zum erstenmal, und zwar durch Kauf, aber aus dritter Hand und für alt, von einem Schlosserjungen in meinem Besitz sah und in meinen Händen hielt, und dies Köstliche war ein Stück einer alten Eisenfeile, die nur unter großen Schwierigkeiten auf einem Ende und an einer kurzen Stelle ihre Schuldigkeit tat, das heißt, in Eisen einschnitt. Dies Wunder schien mir so außerordentlich, daß ich nur darin schwankend war, ob diese Tatsache oder die meines Besitztums eines solchen Wunderinstruments das größere Wunder sei. Was hat man doch in jenen Jahren für eine wunderbare Wahlverwandtschaft zu allen Metallen! Wie golden blinkt dem Kinde das blank gescheuerte Messing, wie silbern in hellen Zinnschüsseln und andern Gefäßen das Zinn.

Wie Jakob Böhme sein erstes Gesicht an einem blanken Zinnkrug bekommen konnte, begreif' ich sehr wohl, wenn ich mir die Empfindungen zurückhole, die mich im Sturme attackierten, sobald ich mit blank poliertem Metall in Berührung kam. Meine früheste metallische Leidenschaft waren aber, wie fast bei allen Kindern und bei den Wilden, blanke Knöpfe und Nägel, wie schon gesagt, jene auf dem Jäckchen und diese unter den Absätzen der Stiefel, die mir außerdem gar keine Stiefel dünkten. Nägel waren mir nicht bloß durch ihren metallischen Stoff, sondern auch durch die Vorstellung der Festigkeit, Haltbarkeit und Tüchtigkeit, die sie einer Sache verleihen konnten oder bereits wirklich gaben, ferner durch die Idee, wie leicht man mit ihnen allerlei Geräte, Tische und Bänke, besonders Kisten und Kasten zusammennageln könne, ein so köstliches Besitztum, wie sie es nur je einem Otaheiter gewesen sein mögen; und ich konnte einem kleinen Jungen vollkommen nachempfinden, was in seiner Einbildung und seinem Verstande vorging, der von meiner lieben Frau gefragt, was sie denn von ihm zum Geburtstagsgeschenk erhalten solle, nach kurzem Besinnen und wie in plötzlicher Eingebung mit Ekstase zu ihr sagte: „Eine Zuckerdose, liebe Tante, so recht mit Nägeln ein-

gekeilt," welche Worte denn mit verzückten Augen und mit dem Handmanöver begleitet wurden, das einer macht, wenn er Nägel wo hineintreibt! Der Junge schlug eine Faust auf die andere, indem er die Zähne zusammenbiß!

Nägel in ein festes Holz, in eine widerspenstige Diele zu treiben, die sich nicht recht ihrem Lager anfügen will, den Nagel dann so recht nach Herzenslust und aus Leibeskräften auf den Kopf zu treffen und mit dem unerbitterlichen Hammer so lange zu persuadieren, bis er zieht und bald über den Kopf im Holze sitzt, und auch dann noch ein übriges an Schlägen auf den widerspenstigen Punkt auszuführen, bis nichts mehr muckst und der Hammer vollständiger Sieger ist; das war und ist mir noch heute ein symbolisches Tyrannenvergnügen. Vor so vielen Jahren war es mir aber ein Kindervergnügen, und das steht zu dem von heut wie Poesie und Religion zu Prosa und Moralität.

* Bogumil Goltz, Das Buch der Kindheit.

Dieses zweite Höflein in vermindertem Format, das Urbild der vielen Höflein, die ich in meinen Schriften, namentlich im „Gustav", geschildert, wurde nun täglich und stündlich mein Lieblingsaufenthalt. Ihm vor allem verdanke ich meine unvergeßliche Waldenburgerseligkeit. Ein kleines stumpfes Beil und eine Anzahl Nägel wurden mir überreicht, dann ließ man mich allein, und ich durfte mit dem Beil an den Holzstufen eines Treppchens beliebig zimmern, die Nägel einschlagen, wohin ich wollte; alles rund herum war dermaßen schadhaft, daß ich nichts beschädigen konnte. Warum verschaffte mir nun das Nägeleinschlagen solch eine innige Befriedigung, daß ich dieses Geschäft unersättlich Tag für Tag von neuem betreiben mochte, während ich der Spiele immer bald überdrüssig wurde, so daß ich nach Abwechslung, nach Gesellschaft, nach Anleitung verlangte? Weil ich mit Anstrengung zielmäßig arbeitete, und weil ich etwas Sichtbares und Haltbares leistete. Ich konnte am folgenden Tage darauf zurückblicken, was ich am Tage vorher gezimmert, und durfte das Werk fortsetzen. Ich kostete jetzt zum erstenmal statt des bisherigen luftigen, trügerischen Spielglückes ein echteres ernsthafteres: das Handwerkerglück. Weil ich aber nicht unter fremder Anleitung, sondern frei nach eigener Erfindung die Nägel einschlug, war es zugleich Schöpferglück. Darum vermochte mich die mühsame Arbeit so nachhaltig zu befriedigen.

Carl Spitteler, Meine frühesten Erlebnisse.

Ich hatte früh gelernt, mit Zirkel und Lineal umzugehen, indem ich den ganzen Unterricht, den man uns in der Geometrie erteilte, sogleich in das Tätige verwandte, und Pappenarbeiten konnten mich höchlich beschäftigen. Doch blieb ich nicht bei geometrischen Körpern, bei Kästchen und solchen Dingen stehen, sondern ersann mir artige Lusthäuser, welche mit Pilastern, Freitreppen und flachen Dächern ausgeschmückt wurden; wovon jedoch wenig zustande kam.

Weit beharrlicher hingegen war ich, mit Hilfe unseres Bedienten, eines Schneiders von Profession, eine Rüstkammer auszustatten, welche zu unsern Schau- und Trauerspielen dienen sollte, die wir, nachdem wir den Puppen über den Kopf gewachsen waren, selbst aufzuführen Lust hatten. Meine Gespielen verfertigten sich zwar auch solche Rüstungen und hielten sie für ebenso schön und gut als die meinigen; allein ich hatte es nicht bei den Bedürfnissen einer Person bewenden lassen, sondern konnte mehrere des kleinen Heeres mit allerlei Requisiten ausstatten und machte mich daher unserm kleinen Kreise immer notwendiger. Daß solche Spiele auf Parteiungen, Gefechte und Schläge hinwiesen und gewöhnlich auch mit Händeln und Verdruß ein schreckliches Ende nahmen, läßt sich denken. In solchen Fällen hielten gewöhnlich gewisse bestimmte Gespielen an mir, andere auf der Gegenseite, ob es gleich öfter manchen Parteiwechsel gab. Ein einziger Knabe, den ich Pylades nennen will, verließ nur ein einzigmal, von den andern aufgehetzt, meine Partei, konnte es aber kaum eine Minute aushalten, mir feindselig gegenüberzustehen; wir versöhnten uns unter vielen Tränen und haben eine ganze Weile treulich zusammengehalten. * Goethe, Aus meinem Leben.

Die Papparbeit! Wie ganz unerfindlich jetzt, wie mich diese langweiligste Beschäftigung, durch Jahre hin, so ganz in Anspruch nehmen konnte, daß ich mindestens ein Drittel meiner freien Zeit damit verbracht und mindestens zwei Drittel meines Taschengeldes für Pappe, marmoriertes Papier und Goldborten ausgegeben habe. Nun darf ich zwar hinzusetzen, daß ich den Kleisterpinsel im Dienste einer höheren Idee schwang, und daß der meiner Leimtopfarbeit dienende Stubenwinkel eine Art Schutzwaffenfabrik war, wo meine Völker, ich komme weiterhin darauf zurück, wehrhaft gemacht und mit Schilden und Brustharnischen ausgerüstet wurden; aber wiewohl das alles zutrifft, so kann ich doch das Entschuldigungsmoment, das darin liegt, vorm Richterstuhl der Wahrheit kaum gelten lassen, weil ich deutlich fühle, daß ich, auch wenn die Volksausrüstungsfrage mir ferngelegen hätte, dennoch dieselbe Klebebeschäftigung geübt haben würde. Dann freilich wahrscheinlich als Domarchitekt und Kathedralenbauer in Pappe. Ich kann es mir nur so erklären, daß sich ein gewisser Gestaltungsdrang darin aussprach. Es prickelte mich, etwas entstehen zu sehen.

* Theodor Fontane, Meine Kinderjahre.

„Karl, was ist das wieder gewesen, und was für eine Rolle hast du bei dieser neuen Albernheit gespielt? Sie haben das Hartlebensche Gartenhaus beinah in Brand gesteckt, Frau!" Ja, ich hatte den Cornelius Nepos und das Leben des Alkibiades, des Klinias Sohn, vor mir, und das Herz voll Angst vor meinem „Alten" und verquollene Augen und heiße, schwarzschmierige, zitternde Pfoten und zu übersetzen hatte ich: At mulier, quae cum eo vivere consuerat, muliebri sua veste contectum aedificii incendio mortuum cremavit — aber das Weib, das mit ihm

zu leben gewohnt war, verbrannte den mit ihrem Frauenrock bedeckten Leichnam in dem brennenden Hause.

„Heraus mit der Wahrheit, Junge! Da drüben kriegt man doch nichts anderes als Phantasterei und Lügen zu hören," rief mein Vater und faßte nun auch mich an der Schulter, wie er „drüben" wahrscheinlich den Freund Velten und „gegenüber" die kleine Helene Trotzendorff gefaßt und geschüttelt hatte. Aus mir schüttelte er jedenfalls die ganze Wahrheit heraus.

„Wir haben bloß Komödie gespielt in Hartlebens Pavillon. Velten hat sie angegeben, weil — weil — wir jetzt — in der Schule den Alkibiades haben!" schluchzte ich.

„Eine schöne Komödie, die auf Brandstiftung hinausläuft! Was meinst du dazu, Mutter?"

Meine Mutter rang nur stumm die Hände, mein Vater aber hatte ihr doch nun die Sache etwas deutlicher auseinanderzusetzen.

„Daß ihnen in der Schule aus den Griechen und Römern saubere Exempel vor die Augen gestellt werden, das ist freilich eine Tatsache, Frau," brummte er. „Und da ist denn auch so eine Geschichte von einem griechischen General — Alkibiades heißt er — die haben sie auf dem Hartlebenschen Grundstück aufführen wollen, und mit Streichhölzern, Schießpulver, Kolophonium, was weiß ich, gewirtschaftet, und daß das Mädchen bloß mit verbrannter Schürze, die sie dem Musjeh Alkibiades — ich meine, dem Schlingel Velten — überdecken wollte, aus Hartlebens getrockneten Krautbündeln herausgekommen ist, das ist auch nur ein Wunder, wie es solchen Narrenköpfen allein passiert."

„Du lieber Gott! Du lieber Gott! und du bist auch wieder mit dabeigewesen, Karlchen?" wimmerte meine Mutter.

„Velten hat alles gleich gelöscht mit den Händen und mit Wasser aus dem Brunnen in seiner Mütze," schluchzte ich.

„Und sitzt jetzt mit den Händen in Watte und Leinöl," brummte mein Vater. „Nicht einmal ein regelrechtes Schmerzgeheul und Gewinsel kriegt man aus ihm heraus. Verstockt beißt der Taugenichts die Zähne aufeinander und glotzt nur von Zeit zu Zeit angstvoll auf die Mama, was die zur Sache von sich gibt."

* Wilhelm Raabe, Akten des Vogelsang.

Da Appelschnut inzwischen Lust bekommen hat, einen Besuch zu machen, so muß ich die für diesen Zweck erforderliche Tante abgeben.

„O ja, Pappa nich?? Du mußt mal aus Spaß die Tante sein!"

„‚Aus Spaß' ist der Gegensatz von ‚wirklich'; die ganze Welt zerfällt für sie in eine Welt der Wirklichkeit und eine Welt ‚aus Spaß'."

„O, un hier muß aus Spaß dein Haus sein, nich??"

Sie führt mich in einen Winkel, wo ich zwischen einem Schrank und einem Ofen niederkauern muß. Nachdem sie sodann in ihrem Puppenwagen ihren Töchtern ein Bett gemacht und die Kissen so kunstgerecht aufgeschüttelt und geklopft hat, als hätte sie seit zwanzig Jahren nichts

anderes getan, und nachdem sie sich ein buntes Stück Zeug, das „aus Spaß" ein Hut ist, auf den Kopf gelegt hat, macht sie sich mit ihren Kindern auf den Weg zur Tante.

„Lingelingeling," ruft sie, als sie nahe vor mir steht. Das ist die Türglocke.

„Ah, guten Tag —!" ruf ich, werde aber sofort unterbrochen.

„Nein, du muß erst ‚Schließ' sagen." Das Wort „Schließ" markiert das Türaufmachen. Ich sage also „Schließ" und sie tritt ein.

„Guten Tag!"

„Ah, sieh da, guten Tag, Frau Appelschnut! —"

„Ach nein, ich bin doch Frau Schmidt!"

„Ach ja, richtig, Frau Schmidt, das ist aber hübsch von Ihnen, daß Sie mich besuchen."

„Ja."

„Und das sind wohl Ihre Kinderchen? Die sind aber niedlich."

„Ja. — Ich krieg noch 'n Baby, wenn mein Geburtstag is."

„So! Aber nehmen Sie doch, bitte, Platz, Frau Schmidt."

„Ja." Sie läßt sich auf ein Stühlchen nieder mit der Miene einer Dame, die sich auf acht Tassen Kaffee einrichtet. Dann aber „fliegt ein Engel durchs Zimmer" — die kleine Frau Schmidt ist noch nicht so weit fortgeschritten, um mit dem Wetter anzufangen. Endlich weiß sie was.

„Was wollen Sie heute kochen?" fragt sie.

„Bohnen mit Speck," sage ich.

„Das mag ich nicht, ich koch' heute Pudding."

„So!"

„Ja. — Nu muß ich aber wieder nach Hause."

Frau Schmidt, alias Appelschnut, alias Roswitha geht also heim und begibt sich an ihre häuslichen Geschäfte. Wer muß das erforderliche Dienstmädchen spielen? Natürlich ich, die grande utilité an diesem Theater.

„Amanda, nehmen Sie den Korb; Sie müssen was zum Mittagessen einholen!" — „Jawohl, Frau Appelschnut."

„Ich heiß' doch nicht Appelschnut, ich heiß' doch Frau Schmidt."

„Ach, ja richtig, was soll ich denn holen, Frau Schmidt?"

„Zucker."

„Wieviel?"

„Für swanzig Mark."

„Ist das nicht etwas viel?"

„Na ja, für 'n Fennig."

„Ist das nicht etwas wenig?"

„Vater, sag mal, wieviel?"

„Ich heiß' doch nicht ‚Vater', ich heiß' doch Amanda!"

„Ach Vaa—te—r!!!"

„Na ja: also für fünfzig Pfennige."

„Ja."

„Und was soll ich sonst noch holen?"

„Bonbons."
„Wieviel?"
„Für tausend Bijonen Mark.
Frau Schmidt hat nämlich vier Zahlenvorstellungen: eins, zwei, drei und „tausend Bijonen". Sie gebraucht zwar auch andere Zahlen, aber bei denen denkt sie sich nichts. Wenn sie ein größeres Quantum bezeichnen will, so sagt sie „tausend Bijonen". Das ist das liebe, ewige Märchen „Selige Kindheit" oder „Mit drei Schritten in der Unendlichkeit". Frau Schmidt läßt aber mit sich handeln. — „Für tausend Billionen Mark Bonbons ist zuviel, da kriegen Sie Leibschmerzen, Frau Schmidt."
„Für wieviel denn?" — „Für fünf Pfennige."
„O ja!!" — „Was soll ich sonst noch holen?"
„Mehr nich." — Das heutige Diner umfaßt also Zucker und Bonbons. Angenehme Aussichten. Otto Ernst, Appelschnut.

Aewer Lewen was doch in den Hus', wenn ok man en lüttes, stilles. In de Stuw' rechtsch von de Del', in de Wahnstuw', wo dat blag angestrekene Eckschapp stunn — de Schenk, as't nennt würd — un dat Sopha mit swart Glanzlinnen, wat alle Sünnabend mit Stäwelwichs frisch upglänzt würd, un de eikene Drahkasten mit den gelen Beslag, seten twei lütte Dirnings von drei Johr mit runne Flaßköpp un runne, rode Backen un spelten in en Sandhümpel 'rümmer un makten Kes' mit Mutting ehren Fingerhaut, un füllten den fuchten Sand in en por lütte Schillingspött un stülpten sei üm un lochten un freuten sick, wenn de Klump heil stahn blew.

Dat wiren Lining un Mining Nüßlers un sehgen likfterwelt ut mit ehre roden Backen un ehre gelen Hor, as en por lütte Druwäppel, de an einen Twig wussen wiren, un dat wiren sei ok, denn sei wiren en por lütte Twäschen, un wer nich wüßt, dat Lining nich Mining was, un Mining nich Lining, de würd all sin Dag' nich ut ehr klauk, denn up ehr Gesicht stunn ehr Nam' nich schrewen, un wenn Mudding sei nich mit en bunten Band an den Arm teikent hadd, wiren grote Verwesslungen vörkamen. . . . .

. . . Un obschonst de Unnerscheid man gering was, de Irstgeburt makte sick doch apenbor, un Lining meisterte all recht bedächtig an Mining 'rümmer; œwer sei tröste ehr lütt Swester ok, wenn sei in Leд was.

Uter dit lütt unbedarwte Twäschenpor was noch en anner Twäschenpor in de Stuw', œwer en olles, erfohrnes, recht bedächtiges, dat kek von den Drahkasten 'runne up de lütten Kinner un schüddelte in den lisen Lufttog, de in de ap'nen Finster 'rinne kamm, ümmer mit den Kopp hen un her; dat was Großvadding sin Prük un Großmudding ehre Staatshuw', de up en por Huwenstöck parat stunnen, dat sei morgen, as an den Sünndag, ehren Swichel spelen wullen.

„Kik, Lining," säd Mining, „dor steiht Goßvadding sin Pük." — Sei kunn mit de „R" noch nich taurecht kamen. — „Du seggst jo ümmer ‚Pük', du möst ‚Pük' seggen," säd Lining — denn sei kunn ok noch nich

mit de „R" farig warden, æwer sei was doch de Öllst un mußt ehr lütt Swester doch en beten up den rechten Weg wisen.

Hiermit was dat lütte Twäschenpor upstahn un stunn vör de Drahkasten un kek dat olle Twäschenpor up de Huwenstöck an, un Mining, de noch sihr unbedachtsam was, langte nach den Prükenstock un halte sick Großvadding sine Prük herunne, stülpte sei sick, as sühst mi woll, up den Kopp un stellte sick vör den Speigel un makte dat allens just so, as Großvadding ded, wenn't Sünndag was. Nu hadd Lining Insichten bruken süllt, æwer Lining fung an tau lachen un let sick von de Lust anstiken un namm Großmutting ehre Fladdus' von den annern Stock un makte dat ok just so, as Großmutting ded, wenn't Sünndag was, un nu lachte Mining, un nu lachten sei beid un föten sick an un danzten Kringelkranz-Rosendanz un leten sick denn wedder los un lachten wedder un foten sick wedder an un danzten wedder.

Aewer Mining was doch noch tau unbedachtsam, sei hadd ehren Schillingspott in de Hand behollen, un as sei recht in de Lust was, let sei — klack! — den Pott an de Ird' fallen, un de Pott was intwei, un de Lust was ok intwei. — Nu fung denn Mining gor tau jämmerlich an tau rohren üm ehren Pott, un Lining rohrte ok as en lütten Roggenwulf mit; aewer as dit en Strämel wohrt hadd, fung Lining an tau tröstеn: „Lat man sin, Mining! De Rad'maker sall 'n wedder heil maken." „Ja," weinte Mining stiller, „de Rad'maker sall'n wedder heil maken"; un dormit gungen de beiden lütten Leddragers ut de Dör un vergeten ganz, dat sei Großvadding un Großmudding ehren Sünndagsheiligenschin üm den Kopp hadden.

Nu mag Männigein glöwen, Lining hadd mit den Rad'maker en daemlichen Vörslag makt; æwer, wer mal en richtigen Rad'maker up den Lan'n kennt hett, de möt weiten, dat so 'n Mann allens kann.

Fritz Reuter, Ut mine Stromtid.

Es ist mir oft aufgefallen, daß die Kinder nie artiger sind, als wenn sie im Spiel die Erwachsenen nachahmen. Nie ist man so sicher vor ihnen, als wenn sie einen Acker umpflügen, den sie sich mitten auf der Landstraße abgesteckt haben, als wenn sie den Braunen schnalzen oder mit der Peitsche aus Bindfaden knallen oder mit einem Baumzweig im Straßenschmutz Furchen ziehen. Sie sind ganz vergnügt und artig, während sie versuchen, ob sie vor ihren Nachbarn mit ihrer Aussaat fertig werden können, und wenn sie jammern, daß sie noch niemals einen so schweren Ackerboden zu pflügen gehabt hätten. . . . .

Ich erinnere mich wohl noch, wie hübsch es war, als ich mir einmal einen Stall aus Holzklötzen gebaut und als Kühe Tannenzapfen hineingestellt hatte. Pünktlich jeden Morgen und Abend brachte ich den Kühen frisch gemähtes Heu und bisweilen tat ich, als sei es Frühjahr und ich müsse meine Kühe auf die Weide treiben. Ich blies auf meiner Birkenpfeife und rief „Stern- und Goldblatt", daß man es auf dem ganzen Hofe hören konnte. Und ich sprach mit Mutter darüber,

wieviel Milch meine Kühe gäben und wieviel ich von der Meierei für meine Butter bekommen könnte. Ich gab auch sehr genau acht, daß dem Stier das Stirnblatt ordentlich festsaß und allen Vorübergehenden rief ich zu, daß sie sich in acht nehmen müßten, denn der Stier sei leicht stößig. . . .

Aber ich glaube, am hübschesten war es doch, wenn wir kleine Burschen taten, als seien wir erwachsene Männer, und Gemeinderat hielten. Ich erinnere mich, daß ich und mein Bruder und ein paar andere Knirpse zusammengekauert auf einem Bretterhaufen saßen, der jahrelang daheim auf dem Hofe lag. Der Wortführer schlug mit einem hölzernen Kochlöffel auf die Bretter und wir anderen saßen andächtig im Kreise um ihn her und berieten, welcher von uns eine Armenunterstützung bekommen, und wie hoch der oder jener besteuert werden solle. Wir saßen da, die Daumen in die Armlöcher der Westen gesteckt und sprachen mit dumpfer Stimme, als ob wir Brei im Munde hätten und nannten einander nie anders als Bürgermeister, Kantor, Kirchenvorsteher und Schöffe.

* * *

Es war an einem Winterabend. Der Schulmeister und seine Frau saßen sehr still und ernst neben dem Herd, aber in einer Ecke der Stube spielte ein zwölfjähriges Mädchen, das Gertrud hieß und die Tochter des Schullehrers war. Sie war ganz hellblond, beinahe weißhaarig, hatte rosige, runde Wangen, aber sie sah weder so aufgeweckt, noch so altklug aus, wie es sonst die Art der Schulmeisterkinder ist. — Der Winkel, in dem sie saß, war ihr Spielkämmerchen. Da hatte sie eine Menge verschiedener Sachen aufgespeichert, kleine Scherben farbigen Glases, zerbrochene Tassen und Teller, runde Steine vom Flußufer, dicke Holzklötzchen und vielen andern ähnlichen Kram.

Nun hatte sie schon lange ruhig weiterspielen dürfen; weder Vater, noch Mutter hatte sie gestört. Sie saß auf dem Boden, baute sehr eifrig mit ihren Holzklötzen und Glasscherben und fürchtete nur, an ihre Aufgaben und ihre Arbeit erinnert zu werden. Doch nein, das war herrlich, es sah nicht darnach aus, als ob aus der besonderen Rechenstunde beim Vater heute abend etwas werden würde. —

Sie hatte da in ihrem Winkel eine große Arbeit vor; nämlich nichts weniger, als ein ganzes Dorf zu bauen. Das ganze Kirchspiel, samt Kirche und Schule, sollte geschaffen werden; der Fluß und die Brücke mußten auch dabei sein; sie wollte es ganz so machen, wie es war.

Sie hatte auch schon ein großes Stück fertig. Die hohe Bergkette, die das ganze Dorf umgab, war aus großen und kleinen Steinen errichtet. In den Raum dazwischen hatte sie kleine Tannenzweige gesteckt, die den Wald vorstellen sollten, und droben gegen Norden ragten zwei spitzige Steine auf, die stellten den Klackberg und Olofshut vor, die zu beiden Seiten des Flusses einander gerade gegenüberstanden und das ganze Tal beschatteten.

Das runde Tal zwischen den Bergen war mit Erde aus einem der Blumentöpfe der Mutter bedeckt, und so weit war alles recht; aber die Kleine brachte es nicht so grün und fruchtbar hin, wie es sein sollte. Da tröstete sie sich damit, daß man sich denken könnte, es sei Frühling, ehe Gras und Korn aufgegangen seien.

Den Dalelf, der breit und schön durch das Kirchspiel floß, hatte sie dagegen mit einem langen schmalen Glasscherben ganz deutlich angeben können, und die schwankende Floßbrücke, die die beiden Teile des Dorfes miteinander verband, lag schon lange bereit und schwamm auf dem Wasser.

Die abgelegenen Höfe und Weiler hatte sie auch schon durch rote Ziegelstückchen bezeichnet. Weit im Norden, von Äckern und Wiesen umgeben, lag der Ingmarshof, aber der Kolaaos-Weiler lag ganz im Osten droben am Bergabhang und das Berganaer Sägewerk am weitesten gegen Süden, da, wo sich der Fluß mit Stromschnellen und Fällen zum Tal hinausdrängte und die Bergkette durchbrach.

Mit dem Äußern war sie nun eigentlich fertig. Die Landstraßen zogen sich, gut mit Kies und Sand bestreut, zwischen den Höfen hin und den Fluß entlang. Bei den Höfen und um die Häuser herum standen da und dort kleine Bäume. Das Mädchen brauchte nur einen Blick auf sein Bauwerk aus Steinen und Erde und Tannenzweiglein zu werfen, und sogleich sah es das ganze Kirchspiel vor sich. Es meinte, es sei über alle Maßen hübsch.

Ein ums andere Mal hob die kleine Gertrud auch den Kopf, um die Mutter zu rufen und ihr das Wunderwerk zu zeigen, aber sie unterließ es jedesmal, denn sie fand es doch am klügsten, die Eltern nicht daran zu erinnern, daß sie da sei.

Was nun noch zu tun blieb, war das Schwerste von allem, nämlich das Kirchdorf selbst zu bauen, das sich mitten im Kirchspiel zu beiden Seiten des Flusses ausbreitete. Sie mußte die Steine und Glasscherben oftmals verrücken, ehe sie Ordnung in all den Wirrwarr brachte. Das Haus des Schultheißen wollte den Kaufladen auf die Seite drängen, und das des Landrichters fand keinen Platz neben dem des Doktors. Und wie schwer war es schon allein, sich an all das zu erinnern, was da war: die Kirche und der Pfarrhof, die Apotheke und das Postbureau, die großen Bauernhöfe mit ihren Wirtschaftsgebäuden, das Wirtshaus, der Hof des Jägermeisters, die Telegraphenstation — — —

Endlich lag das ganze Dorf mit seinen weißen und roten Häusern zwischen all dem Grün da. Nun fehlte nur noch eins.

Sie hatte sich mit all diesem so sehr beeilt, um an den Bau des Schulhauses zu kommen, das ja auch im Dorfe stehen mußte. Zu der Schule brauchte sie sehr viel Platz. Sie sollte sich am Flußufer erheben; ein mächtiges, weißes, zweistöckiges Haus mit einem großen Garten und einer Flaggenstange mitten im Hofe.

Ihre besten Klötze hatte sie zu der Schule aufgehoben und doch saß sie lange da und überlegte, wie sie damit zustande kommen solle.

Am liebsten hätte sie das Schulhaus ganz so gebaut, wie es war: mit einem großen Schulzimmer in jedem Stock und mit der Küche und der Stube, wo sie und die Eltern wohnten. *Selma Lagerlöf, Jerusalem.

Und die Jahre schwanden, und die Welt war nicht mehr die Wunderwelt, die sie gewesen; diese dunklen Winkel hinter den morschen Holunderbäumen, diese geheimnisvollen Bodenkammern, jener unheimliche Steinsarg unter dem Klastrupwege — der Märchenschauer wohnte ihnen nicht mehr inne; und jener lange Hügel, der sein Gras beim ersten Ton der Lerche unter den purpurgeränderten Sternen des Tausendschöns und den gelben Glocken der Himmelschlüssel verbarg — der Bach mit seinen phantastischen Tier- und Pflanzenschätzen — die wilden Abhänge der Sandgrube mit ihren schwarzen Steinen und silberglänzenden Granitsplittern — das alles waren nur noch armselige Blumen, Tiere und Steine; das strahlende Gold der Fee war wieder zu welkem Laub geworden.

Ein Spiel nach dem andern war alt und vernünftig, dumm und langweilig geworden, wie die Bilder im ABC-Buch, und einmal waren sie doch so neu, so unerschöpflich neu gewesen. Dort hatten sie mit Tonnenreifen gespielt, Niels und Pastors Frithjof, und der Reifen war ein Fahrzeug, welches strandete, wenn er umschlug, konnte man ihn aber noch greifen, bevor er fiel, so hieß das Anker werfen. Der schmale Gang zwischen den Wirtschaftsgebäuden, der so schwer zu passieren war, hieß Bab el Mandeb oder die Pforte des Todes; auf der Stalltür stand mit Kreide geschrieben, daß hier England sei und auf der Scheunentür stand: Frankreich; die Gartenpforte war Rio Janeiro, aber die Schmiede war Brasilien. — Dann gab es auch ein Spiel, Holger Danske sein; das konnte man zwischen den großen Kletten hinter der Scheune spielen, aber oben auf dem Felde des Müllers waren ein paar Erdfalllöcher, und hier hauste Prinz Burmand und seine wilden Sarazenen mit rotgrauen Turbanen und gelben Helmbüschen, Kletten und Königskerzen von gewaltigem Wuchs; dort war erst das richtige Mauritanien; denn diese grenzenlose Üppigkeit, diese wimmelnden Massen von saftigem Leben stachelten den Zerstörungstrieb an, berauschten die Sinne mit der Vernichtung Wollust, die hölzernen Schwerter blinkten im Stahlglanz, der grüne Pflanzensaft färbte die Klingen blutigrot und die abgehauenen Stengel wurden unter den Füßen zertreten wie Türkenleiber unter den Pferdehufen, und es klang fast wie das Brechen von Knochen, die im Fleisch zermalmt werden.

Unten am Fjord hatten sie gespielt; Muschelschalen wurden als Schiffe hinausgesandt, und wenn sie von einem Tangbüschel aufgehalten wurden oder an einer Sandbank landeten, so bedeutete das Kolumbus im Sargassomeer oder die Entdeckung Amerikas. Häfen wurden dort angelegt und mächtige Dämme, der Nil wurde in dem festen Strandsand ausgegraben, und einmal bauten sie Schloß Gurre aus Kieselsteinen —

ein kleiner roter Fisch in einer Austernschale war die tote Tove und sie selbst waren König Waldemar, der trauernd neben ihrer Leiche saß.

Aber das war nun vorbei.

Niels war jetzt ein großer Knabe, zwölf Jahre alt, ging ins dreizehnte und brauchte nicht mehr auf Disteln und Kletten loszuhauen, um seinen Ritterphantasien zu genügen, ebensowenig wie er seine Entdeckungsträume in Muschelschalen hinauszuschicken brauchte; ein Buch und eine Sofaecke genügten jetzt, und wenn sie nicht genügten, wenn das Buch ihn nicht an eine teure Küste tragen wollte, so suchte er Frithjof und erzählte ihm die Geschichte, die das Buch nicht bringen wollte. Arm in Arm gingen sie des Wegs, der eine erzählend, beide lauschend, aber wenn sie so recht schwelgen, der Phantasie so recht Licht verleihen wollten, dann verbargen sie sich in dem duftenden Dunkel des Heubodens. Bald indessen wurden diese Geschichten, die gerade dann immer zu Ende waren, wenn man so recht heimisch in ihnen geworden, zu einer einzigen langen Geschichte, die gar kein Ende mehr nahm, sondern Generation auf Generation zu Tode lebte; denn wenn der Held zu alt wurde oder wenn man ihn unvorsichtigerweise hatte umkommen lassen, so gab man ihm einen Sohn, der alles vom Vater erbte und obendrein noch mit solchen neuen Eigenschaften ausgestattet wurde, auf die man im Augenblick gerade besonderes Gewicht legte.

Alles, was auf Niels Eindruck gemacht hatte, was er sah, was er verstand und was er mißverstand, was er bewunderte und das, wovon er wußte, daß man es bewundern müsse — alles kam in die Geschichte hinein. Wie ein fließendes Wasser von dem Bilde gefärbt wird, das seinem Spiegel nahe kommt und, wie es sich nun gerade trifft, das Bild in ungestörter Klarheit wiedergibt, oder es entstellt und es verzerrt, oder es in wogenden, unsicher zitternden Umrissen wiedergibt oder es ganz in dem eignen Farben- und Linienspiel untergehen läßt — so faßte des Knaben Erzählung Gefühl und Gedanken, sowohl eigene wie fremde, faßte sie Menschen und Begebenheiten, Leben und Bücher, so gut sie sich fassen ließen. Es war wie ein Leben, das sich neben dem wirklichen Leben abspielte, wie ein behagliches, heimliches Versteck, in dem man so süß die wildesten Fahrten erträumen konnte; es war wie ein Feengarten, der sich auf den leisesten Wink öffnete und in all seine Herrlichkeit aufnahm, während er alle anderen ausschloß; oben war er durch flüsternde Palmen geschlossen; unten zwischen Blumen aus Sonne, unter Blättern aus Sternen, zwischen Ranken von Korallen öffneten sich tausend Wege nach allen Gegenden und allen Zeiten; ging man den einen, so kam man hierhin, ging man den andern, so kam man dorthin, zu Aladin und Robinson Crusoe, zu Vaulunder und Henrik Magnard, zu Niels Klim und Mongo Park, zu Peter Simple und zu Odysseus — und dann brauchte man nur zu wünschen, und man war wieder zu Hause.

J. P. Jakobsen, Niels Lyhne.

Strahlend vor Vergnügen machte sich Ilja an diesem Abend an sein gewohntes Werk — die Verteilung der von ihm im Laufe des Tages gesammelten Raritäten. Die Kinder erwarteten ihn schon längst. Sie setzten sich rings um Ilja auf die Erde und schauten mit gierigen Augen nach seinem schmutzigen Sacke. Ilja holte aus dem Sacke ein paar Fetzen Kattun, einen von Wind und Wetter ausgebleichten Holzsoldaten, eine Wichsschachtel, eine Pomadebüchse und eine Teetasse ohne Henkel, mit zerbrochenem Rande, hervor.

„Das ist für mich, für mich, für mich!" hörte man die begehrlichen Rufe der Kinder, und die kleinen schmutzigen Händchen griffen von allen Seiten nach den seltenen Dingen.

„Wartet! Nicht anfassen!" kommandierte Ilja. „Heißt denn das spielen, wenn ihr alles auf einmal wegschleppt? Na — ich mache also einen Laden auf! Ich verkaufe zuerst hier das Stück Kattun . . . ganz wunderschöner Kattun! Kostet einen halben Rubel! . . . Mascha, kauf doch!"

„Sie hat's gekauft!" rief Jakow statt der Schusterstochter, holte aus seiner Tasche eine bereitgehaltene Scherbe hervor und drückte sie dem Verkäufer in die Hand. Aber Ilja wollte sie nicht nehmen.

„Was ist denn das für 'n Spiel! So handle doch was ab, zum Donnerwetter! Niemals handelst du! . . . Auf dem Markte wird doch auch gehandelt!"

„Ich hab's vergessen," suchte sich Jakow zu rechtfertigen. Und nun begann ein leidenschaftliches Feilschen. Verkäufer und Käufer gerieten förmlich in Hitze, und während sie miteinander schacherten, wußte Paschka geschickt aus dem Haufen der Waren das, was ihm gefiel, herauszugreifen, lief damit weg und schrie höhnisch, während er lustig umherhüpfte:

„Haha, ich hab' gemaust! Ich hab' gemaust! Solche Schlafmützen! Dummköpfe! Teufel!"

Anfänglich hatten die Raubgelüste Paschkas alle Kinder außer sich gebracht. Die Kleinen schrien und weinten, während Jakow und Ilja im Hofe hinter dem Dieb herliefen, ohne jedoch für gewöhnlich ihn fassen zu können. Dann hatten sie sich an seine Frechheit gewöhnt, erwarteten von ihm nichts Besseres und vergalten ihm dadurch, daß sie mit ihm böse waren und nicht mit ihm spielten.

Maxim Gorki, Drei Menschen.

Die Jagd war zu Ende. Die ganze Gesellschaft setzte sich im Kreise auf einen Teppich, den man im Schatten junger Birken ausgebreitet hatte. Gawrilo, der Küchenmeister, drückte das saftige Gras um sich her nieder, wischte die Teller ab und holte die in Blätter eingewickelten Pflaumen und Pfirsiche aus den Schachteln hervor. Durch die grünen Zweige der jungen Birken blickte die Sonne und bildete auf den Mustern des Teppichs, auf meinen Beinen und selbst auf dem kahlen, schweißperlenden Haupte Gawrilos schwankende Lichtkreise. Der leichte Wind,

der meine Haare und mein in Schweiß gebadetes Gesicht berührte, wirkte auf mich sehr erfrischend.

Nachdem man uns mit Eis und Früchten versorgt hatte, gab es für uns auf dem Teppich nichts mehr zu tun, und trotz der heißen, sengenden Sonnenstrahlen standen wir auf und gingen spielen.

„Nun, was wollen wir spielen?" fragte Ljubotschka, des grellen Lichtes wegen mit den Augen blinzelnd, indem sie über den Rasen hüpfte. „Was meint ihr zu Robinson?"

„Nein, das ist langweilig," sagte Wolodja, der sich träge ins Gras gestreckt hatte und an einem Grashalm kaute; „immer wieder Robinson! Wenn ihr unbedingt wollt, dann laßt uns lieber eine Laube bauen."

Wolodja wollte sich offenbar wichtig machen; wahrscheinlich war er stolz darauf, daß er auf einem Jagdpferd gekommen war und stellte sich sehr müde. Vielleicht auch hatte er schon zuviel Verstand und zuwenig Einbildungskraft, um sich am Robinsonspiel recht zu ergötzen. Dieses Spiel bestand aus der Darstellung von Szenen aus dem schweizerischen Robinson, den wir kurz zuvor gelesen hatten.

„Nun, bitte . . . warum willst du uns nicht diese Freude machen?" drangen die Mädchen auf ihn ein. „Du kannst Karl, Ernst oder Vater sein, was du willst," sagte Katjenka, indem sie versuchte, ihn am Ärmel aufzuheben.

„Wirklich, ich mag nicht; es ist langweilig!" sagte Wolodja, sich dehnend und dabei selbstgefällig lächelnd.

„Dann wären wir besser zu Hause geblieben, wenn keiner spielen will," brachte Ljubotschka unter Tränen hervor.

Sie war eine echte Heul-Liese.

„Nun denn, kommt; weine nur nicht, ich kann das nicht ausstehen."

Wolodjas Herablassung machte uns wenig Vergnügen; sein faules und gelangweiltes Aussehen nahm vielmehr dem Spiele allen Reiz. Als wir auf der Erde saßen, um den Fischfang darzustellen, und aus allen Kräften zu rudern begannen, saß Wolodja mit gekreuzten Armen und in einer Pose da, die der eines Fischers nicht im mindesten ähnlich war. Ich sagte ihm das; doch er erwiderte, daß wir durch unser Armschwenken weder etwas gewinnen, noch verlieren, und daß wir ja doch nicht vom Flecke kommen könnten. Ich mußte ihm unwillkürlich recht geben. Als ich mit einem Stocke auf der Schulter auf die Jagd ging und dem Walde zuschritt, legte sich Wolodja auf den Rücken, streckte beide Hände unter seinen Kopf und sagte zu mir, auch er gehe ja zur Jagd. Solche Verstöße und derartige Bemerkungen kühlten unseren Spieleifer sehr ab und waren höchst unangenehm, um so mehr, als man eigentlich zugeben mußte, daß Wolodja vernünftig handelte.

Ich weiß ja selbst, daß man aus einem Stocke nicht schießen, geschweige denn einen Vogel töten kann. Es ist eben Spiel. Doch wenn man so will, so kann man auch auf Stühlen nicht reiten; und doch weiß Wolodja noch recht gut, glaube ich, wie wir an langen Winterabenden einen Lehnstuhl mit Tüchern bedeckten und daraus einen Wagen machten;

der eine war Kutscher, der andere Lakai, die Mädchen in der Mitte, drei Stühle bildeten das Dreigespann (Troika), und dann fuhren wir los. Und wie viele verschiedene Abenteuer passierten auf unserer Fahrt, und wie fröhlich und wie schnell vergingen die Winterabende! . . . Nach heute zu urteilen, ist's mit dem Spiel vorbei.

Aber wenn das Spiel aufhört, was bleibt dann? . . .

* Leo Tolstoi, Lebensstufen.

Ich erinnere mich an jene Erholungspausen, während deren die Kinder mit Vorliebe Papa und Mama spielten.[1]) Das nahm dann gewöhnlich die Wendung, daß Adam trotz der vorangegangenen Ermahnungen eine ganze Bande zusammentrommelte, um „Heute geht's hoch her" zu spielen. Rosige, pausbackige Mädelchen mit treuherzigen Blauaugen, unschuldige Knirpse von zwei Jahren sind bereits mit den Spielregeln bekannt.

„Heda, Kinder! Nun geht's los!"

„Zahlst du ein Gläschen?"

„Meinetwegen! Komm her. Heut war Lohntag."

„Jetzt kommen wir aus dem Wirtshaus 'raus!"

Sieben bis acht Kinder kommen in einer Reihe Arm in Arm heranspaziert, singen, johlen unter merkwürdigen Gesten, torkeln wie Betrunkene hin und her. Die Stimmen nehmen den wüsten, heiseren Ton der Raufbrüder an.

„Na, was ist das? — — Du bist doch kein Kreisel, daß du dich so drehst?"

Die Schar wächst an. Die Gesichtchen glühen vor Eifer, leuchten wie verklärt. Die Elendesten, die sonst immer frieren, die kleinen Schmutznäschen, alles wird wie neu belebt. Selbst der fürchterliche Richard, der nie mitspielen darf, wird heute in den Strudel mit hineingezogen. Auch er wird von Kameraden an der Hand geführt. Julia Kasen hängt sich an Bonvalots Arm.

Im Hofe ist es untersagt, „Betrunkene" zu spielen. Vidal wird herbeigezerrt. Nur zu gern stellt er sich an die Spitze des Zuges. Welch heulende Freude! Vidal, der Verwachsene, Verkrümmte, der sich auf seinen armen, verrenkten Beinen kaum zu halten vermag, bewegt sich durch ruckweises Stoßen und Zappeln seiner Glieder in schiefer Richtung fort wie eine verstümmelte Kröte oder ein verwundeter Vogel. — Vidal machte den Trunkenbold mit täuschender Natürlichkeit! Die Kinder geraten außer sich vor Vergnügen!

Die Maus, die überall ihre kostbare Last[2]) mitschleppt, kommt nicht vom Fleck. Mit der ernsten Miene einer liebevollen Mutter, die ihr

---

[1]) In einer sogenannten école maternelle, einem öffentlichen Kindergarten in einem Arbeiterviertel von Paris.

[2]) Ein kleines Brüderchen.

Kind, geradeso wie die anderen, am Vergnügen teilnehmen lassen will, ruft sie keuchend:

„Aber so wartet doch! . . . Mein Küchlein will ja auch mitspielen!“

* Leon Frapié, Die Kinderschule.

„Ich hätte doch wenigstens zu gern die kleinen Tannen im Walde gesehen,“ seufzt Ruth. Mutti hat vorhin gesagt, gewiß haben sie sich verkleidet mit fremden Blättern . . . sie sinnt ein bißchen: vielleicht, und das wäre gut, hat heut der Wind keine abfallen lassen? Aber nein, sie gönnt's den kleinen Tannen schon, das Verkleidenspielen. Mag ihnen der Wind nur recht viel gegeben haben . . . übrigens, sie können sich ja auch verkleiden, bis es aufgehört hat mit Regnen? Oder gar Wolf und Geißlein . . .?

Ja, Wolf und Geißlein spielen, das ist fein, und es gelingt Ruth, mit diesem Vorschlag den leise glimmenden Bruderkrieg zu ersticken. Eilig verteilt sie die Rollen. Mutti ist, selbstverständlich, Geißleinmutter, in den Pausen Kaufmann. Jürgen soll der Wolf und Ruth und Niels wollen die sieben Geißlein sein. In der dämmerigen Ecke unter der Uhr wird der Stall hergerichtet aus zusammengeschobenen Stühlen und Kissen — solchen, die man nehmen darf und ganz heimlich auch aus solchen, die man nicht nehmen darf. Denn das, was man nicht haben soll, das ist hier wie überall sonst das Schönste, Weichste und Geblümteste.

Jürgen hat zwar gewohnheitsmäßig geschrien: Ich will aber nicht Wolf sein! macht jedoch schon einlenkend wilde Augen und große Zähne, beißt nach seinen Locken und verzieht sich abwartend hinter den Tassenschrank.

Das große Geißlein macht ein treuherziges Gesicht und das kleine guckt's ihm bewundernd ab und macht's dann ebenso, als die Mutter mit dem Tragkorb in den Wald geht, die Tür verschließt und eindringlich vor dem bösen Wolf warnt.

Nun ist die Mutter draußen im Wald. Der Wolf hinterm Schrank kichert ein wenig verlegen in seine Hände, kichert sich Mut an und kommt dann mit einem Satz, als wenn's schon ans Fressen ginge, vors Geißleinhaus gesprungen.

„Lieben Kinder, macht mir au — ef!“ brüllt er und rüttelt an der Tür, daß sie polternd umfällt.

„Nein, du bist nicht unsere liebe Mutter,“ antwortet das große Geißlein, indem es mit dem Wolf vereint das Türlein wieder aufsetzt und in nachsichtigem Flüsterton ihn daran erinnert: „Hinter dem Nähtisch wohnt der Kaufmann, Jürgen weiß doch? Das mit der Kreide?“

Der Wolf rennt zum Kaufmann, frißt eifrig aus seinen leeren, bauschig gehaltenen Händen die Kreide, frißt auch noch ein Bröckchen, das daneben fiel — und versucht mit silbriger Engelstimme zum zweiten Male sein Glück.

Aber das große Geißlein will die Pfote sehen und die Pfote ist schwarz, und das kleine Geißlein will auch mal sehen, und wirklich, „die Fote is warz". Abwehrendes Gelächter und der Wolf trollt sich zum zweiten Male zum Kaufmann.

Fast hätte er das Mehl, das seinen Fuß weiß machen soll, gefressen wie vorhin die Kreide. Aber noch rechtzeitig besinnt er sich, ärgerlich, ob's jemand gesehen, steht dann und streicht sich fein heraus — alle Pfoten weiß und zur Vorsicht das Gesicht auch ein wenig weiß.

Beide Geißlein recken Nas und Augen, als der Wolf zart piepend und auf den Zehen schleichend um Einlaß bittet. Seine Pfoten sind weiß — ja danz weiß — — die Geißlein sehen sich an: es ist nichts mehr zu wollen, und schurrend tut die Türe sich auf.

Der Wolf brüllt und bellt, die Geißlein quieken, „o, er beißt mich wirklich!" schreit das große angstvoll, sammelt sich aber sogleich und flüstert dem Wolf zu, daß er nicht so sehr wirklich beißen darf, und das kleine, das soll er ganz in Ruh' lassen. Sogar einen zierlich vermahnenden Klaps bekommt er, als er es dennoch fressen will.

Endlich ist das Untier satt und fett, leckt sich noch das Blut von den Händen, kneift die Augen zu und wackelt schwerbeladen zum Puppentisch. Das ist der Baum, unter dem es alsbald schrecklich zu schnarchen beginnt.

Trostlos und wehjammernd steht derweil die Geißleinmutter an dem verwaisten Haus, bis aus dem Uhrkasten ihr das gerettete Kleine entgegenmeckert. „Hol mich raus, liebe Mutter," fleht es zart und setzt flüsternd hinzu: daß es zwar das Große wäre, sich aber lieber nicht hätte mitfressen lassen, denn das Kleine, das könne die Geschichte noch nicht richtig erzählen. O die schlimme Geschichte — Geißleins Stimme wird wieder lebendig, schnappt über vor Entrüstung und schildert grausig die Schrecknisse, die an ihm vorbeigegangen.

Ja, nun wollen sie den Wolf suchen, rasen in alle Winde, hören ihn schnarchen und alsbald geht's ans Bauchaufschneiden und Steineeinfüllen, wobei der Wolf furchtbar lacht und die geretteten Geißlein sich mühen mit übermäßigem Eifer.

Als der Leib hübsch wieder zugenäht ist, krabbelt sich der Wolf hoch, murmelt mit frommen Augen, als sage er einen Weihnachtsvers, das Sprüchlein von den Wackersteinen, lächelt ein bißchen, daß er's so gut gekonnt, und sieht sich dann durstig nach einem Brunnen um.

Da, der Schatten von Bäbbis Stuhl, das ist ein feiner Brunnen, und der Wolf trinkt und plumpst hinein, und jubelnd bricht die Geißleinfamilie hervor und beginnt den schadenfrohen Ringelreihen.

Der Wolf liegt zusammengerollt und hält sich den Bauch, dann aber sieht er plötzlich nicht ein, warum er nicht mittanzen soll, schiebt seinen Fuß vor und hofft, ein Geißlein möge fallen, und als keins fällt, springt er auf, greift hier eine Hand und da eine Hand und singt im Chor mit, ebenso selig und überzeugt, wie er vorhin im Wasser lag:

„Der Wolf ist tot, der Wolf ist tot!"

„Nun gleich noch eins", bettelt Ruth, obgleich sie noch kaum wieder ordentlich zu Atem gekommen ist. Sie fürchtet, Mutti könne plötzlich nicht mehr da sein, und es ist schon am besten, wenn sie gar nicht erst richtig merkt, daß dieses zu Ende ist.

Es wird beraten. Man kann Kind und Unke spielen, aber da ist es dann schwer, was Niels sein soll. Als man ihm die Gartenmauer anträgt, beginnt er aufrührerisch zu trampeln, und Ruth schlägt zur Versöhnung vor, man könne einen Unkenvater einschieben, der zwar nicht weiter vorkommt, aber darum auch nichts weiter zu tun hat. Jürgen jedoch bettelt um Katze und Fettopf, er möchte auf der Truhe sitzen und Fettopf sein, und Ruth, nachdem sie geschwankt hat, ob's auch recht ist, daß nicht von ihr der gute Gedanke kam, erklärt sich einverstanden.

*Helene Voigt-Diederichs, Aus Kinderland.

Spielen — nicht wahr, das wird im allgemeinen so gemacht: man nimmt einen Baukasten und setzt sich damit an den Tisch und baut ein Haus .... Nun, den Baukasten kann man schon gelten lassen, aber mit dem Tisch, das ist schon bedenklich, unter den Tisch vielleicht, und ein Haus baut man auch nicht grad. Man baut ein Addio, das heißt ein Fenster, durch das man mit dem Händchen hindurchwinken kann. Oder eine Puff, aus allen Klötzen eine lange, lange Puff, und wenn plötzlich das Tischbein dasteht, kriegt erst das Tischbein eine „alte Dumme" an den Kopf, und dann macht die Puffbahn einen Bogen und wird weiter gebaut, herrlich unabsehbar bis zur Türschwelle. Oder man kann auch spielen bloß mit einem Apfel und einem Schrank, unter den der Apfel rollt. „Apfel, sag ma piep!" Und hinten an der dunkeln Wand sagt dann der Apfel „piep". Da muß denn Bäbbis Handstock her, man darf ihn nicht nehmen, aber wenn man ihn doch braucht? Und das Pesi liegt auf dem Bauch und müht sich mit dem Handstock und gereckten Ärmchen hinter dem trudelnden Apfel her, und endlich rollt er seitwärts hervor und kriegt ein ei-ei, weil er wieder gut ist, und die Erde kriegt ein ei-ei und der Handstock zur Gesellschaft auch eins. Dabei aber stößt — owemineh! — der Stock an den Apfel, und nun rollt beides unter den Schrank und will nicht „piep" sagen, und ist ein altes Dummes, und das Pesi schafft's nicht allein und Ruth muß kommen und retten helfen. *Helene Voigt-Diederichs, Aus Kinderland.

Man hat die Masern und ähnliche Krankheiten oft Entwicklungskrankheiten genannt, und ich darf behaupten, daß diese Bezeichnung ihre volle Berechtigung hat. Bei mir brachten die Masern geradezu eine körperliche und geistige Umwälzung hervor. Manche Speisen, welche ich sonst nicht besonders gern aß, wurden jetzt Lieblingsgerichte, und umgekehrt. Größer noch war die Umwälzung im Geistigen. Ich hatte zwar allmählich leichter gelernt als vor Jahren; aber dennoch machte es mir bisher noch viele Mühe; ich las nicht gern, verstand vieles

nicht, schrieb ungern, zeichnete indes gern, weil dabei meine Phantasie sich tummeln konnte. Es waren besonders Städteansichten aus der Ferne, die ich schuf und mit möglichst vielen Türmen versah. Da ich von Perspektive nichts verstand, stellte ich alles in einer Reihe dar, was ich allerdings als einen Mangel erkannte, ohne daß ich ihm abzuhelfen wußte. Nachdem ich nun einen Muschelkasten erhalten, wurden alle Gegenstände schön angestrichen, natürlich ohne Schatten, denn ich konnte keine Schattenfarbe finden. Mit diesen Städteansichten verunstaltete ich die Wände unserer Stube; sie wurden aber von den Frachtfuhrleuten, welche wegen der Akzise sehr häufig in unser Zimmer traten, gar sehr bewundert.

*Karl Friedrich von Klöden, Jugenderinnerungen.

Das Knabenalter ist, glaub' ich, darum weniger liebenswürdig als die Kindheit, weil es ein mittler halber Zustand ist. Das Kindische klebt ihnen noch an, sie noch am Kindischen, allein sie haben mit der ersten Beschränktheit die liebevolle Behaglichkeit verloren, ihr Sinn steht vorwärts, sie sehen den Jüngling, den Mann vor sich, und weil auch ihr Weg dahin geht, eilt die Einbildung voraus, ihre Wünsche überfliegen ihren Kreis, sie ahmen nach, sie stellen vor, was sie nicht sein können noch sollen. Ebenso ist's mit dem innern Zustand ihres Körpers, ebenso mit ihrer Gestalt. Und so wurde es auch mit dem Theater unserer jungen Freunde. Je länger sie spielten, je mehr Mühe sie sich gaben, wie sie nach und nach hie und da etwas aufhaschten, wurd' ihr Spiel immer langweiliger. das Drollige ihrer ersten Unbefangenheit fiel weg, wo sie oft die Stücke, ohne es zu wissen, herrlich parodierten, es ward eine steife einbildische Mittelmäßigkeit daraus, die um desto fataler war, weil sie sich's selbst sagen konnten und oft gar von ihren Zuschauern hörten, daß sie sich um vieles gebessert hätten. Den größten Verderb brachte eine Gesellschaft Komödianten, die zu der Zeit in ihrer Stadt anlangte, unter sie; und wie alles Unwahre am leichtesten nachgeahmt werden kann, so wie es am stärksten in die Augen fällt, so hatten diese Liebhaber gar bald diese Krähen der fremden Federn berupft, um sich selbst damit auszustaffieren. Tritt, Stellung, Ton wurden unmerklich nachgeahmt, und sie machten sich allerseits wohl hinterher eine Ehre daraus, wenn jemand ihrer Zuschauer so fein war zu finden, daß sie akkurat wie dieser oder jener Schauspieler anzusehen seien.

*Goethe, Wilhelm Meisters theatralische Sendung.

Märchen und Geschichten

O, sing' uns ein Märchen, o sing' es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne!
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft,
Die Kinder, sie hören es gerne.
Goethe.

Wenn meine Eltern des Abends dann und wann beim alten Lingg waren, ließen sie mich gewöhnlich unten im Gewahrsam der Hausfrau und deren beiden Töchter. Es war eine düstere, hohe und sehr winklige Stube, sauber, aber rumplig und verräuchert. In einem der Winkel war das Gemach horizontal geteilt und die obere Hälfte ein eingefügter Holzverschlag, zu welchem man auf einer Leiter hinaufstieg. Dies nannte man eine Kuhkanzel und war das Schlafgemach der Mädchen.

Da saß ich nun oft des Abends mit Milchen, die ein paar Jahre älter war als ich, bei einem trüben Küchenlämpchen unter besagter Kuhkanzel, und da sie sehr bewandert war in allerhand Geschichten und Märchen, so gab sie deren zum Besten. Ich hörte hier das Märlein vom Aschenbrödel mit besonderem Wohlgefallen von ihr vortragen, wobei ich immer ganz entzückt und verwundert bald das hübsche, rosige Gesicht, bald die gelben Haare betrachtete, die so reizend vom Lämpchen beleuchtet waren, und bald war mir das Märchenbild und die Erzählerin zu einer Person verschwommen.

Hier aus diesem Rembrandt'schen Helldunkel leuchteten mir zuerst die schönen, alten Geschichten entgegen; zwei rote Mädchenlippen und zwei gläubige Kinderaugen waren die lebendigen Verkünder einer Wunderwelt, die niemals alternd in ewiger Jugend grünt und duftet. Solch genügsame Armut, gläubige Einfalt und Herzensreine, wie hier sich vorfanden, sind wohl auch die Geburts- und Pflegstätte — das heilige Bethlehem — dieser uralten Dichtungen gewesen. Wer das Ohr auf diesen Waldboden niederlegt, der vernimmt das mächtige Rauschen eines verborgenen Quells, den Herzschlag des deutschen Volkes.

War Milchens Märchenvorrat erschöpft, oder hatte sie keine Lust zum Erzählen, so holte sie aus ihrer kleinen Kommode einige der alten Jahrmarktsbücher, den „Kaiser Oktavianus", oder „Die schöne Melusine", und dann steckten wir die Köpfe zusammen und lasen miteinander aus einem dieser Bücher. Das war nun wieder wunderschön und wir hätten gern wer weiß wie lange gelesen, wenn nicht die alte, brave Frau Harnapp uns gewöhnlich etwas ungehalten ermahnt hätte, doch lieber die Bibel, das Gesangbuch oder eine Arbeit zur Hand zu nehmen, anstatt mit diesen albernen Rittergeschichten die Augen zu verderben und uns am Ende gar Raupen in den Kopf zu setzen. Frau Harnapp gehörte der böhmischen Gemeinde an und führte wie die meisten dieser von den mährischen Brüdern abstammenden Leute ein gutes, strenges Regiment. . . . .

Er lieh mir von seinen Büchern, und mein Herz erzitterte, wenn er die große Holzkiste öffnete und irgend etwas Passendes für mich daraus hervorsuchte. Mein Verlangen nach Büchern war überaus groß; gleichwohl konnte ich es nirgends befriedigen; denn abgesehen davon, daß es der Vater sehr ungern sah, wenn ich ein Buch zur Hand nahm, hatte ich auch keine Gelegenheit, solche zu erlangen. Als mir nun einstmals der Vetter Musäus' Volksmärchen gab, ging mir eine neue Welt auf; ich schwelgte darin, und besonders ist mir in der Erinnerung, wie mich „Die stumme Liebe“ entzückte. Alle Personen und Gegenden dieser Erzählung standen lebendig vor meinen Augen, und als ich zwanzig Jahre später diese Geschichte zu illustrieren hatte, war es mir, als zeichnete ich nur so hin, was ich früher einmal gesehen und mir noch vollständig gegenwärtig war.

* * *

Es war Gebrauch der Schule, jeden Vormittag nach Beendigung des Unterrichts in geordnetem Zuge zur nahe gelegenen Kirche zu gehen und die heilige Messe zu hören. Da ich aber kein Gebetbuch besaß, so betrachtete ich gewöhnlich während der ganzen Zeit das große Altarbild, die Himmelfahrt Christi von Raphael Mengs; daß aber Gott Vater so unbehilflich und unbequem von ihn umflatternden Engeln gehalten, getragen und gestützt wurde, erfuhr stets meine stille Mißbilligung, und ich versenkte mich desto lieber in den verklärten Ausdruck Christi und die Schönheit seiner ganzen himmlischen Erscheinung. Das Bild, jahrelang täglich gesehen, hat sich mir tief in die Seele geprägt.

Der Knabe, welcher mir zunächst kniete, hatte einst die Genoveva von Schmid (Verfasser der Ostereier) mitgebracht, und wir lasen die schöne Geschichte während der Messe. Als sie aber gar zu rührend wurde und meine Tränen allzu reichlich auf das Buch tröpfelten, wovon das dünne Löschpapier ebenso erweicht wurde, wie der Leser, und so dem Buche offenbar Schaden geschah, mußten wir die Lektüre in der Kirche schließen, ehe die Geschichte zu Ende war. Auch war der Lehrer, der von ferne mein beträntes Gesicht bemerkt hatte, auf meine ungewöhnliche Andacht aufmerksam geworden. Ob der warme Anteil an dem Schicksale eines frommen, verleumdeten Weibes und ihres armen Kindes, ihr heiliges, unschuldiges Leben in der Wildnis und das Hervorleuchten göttlicher Führung am Schluß der Erzählung nicht erbauender gewirkt hat, als die mir damals noch wenig verständlichen Gebete seichter Andachtsbücher, ist mir kaum zweifelhaft. . . . .

Der Religionsunterricht war ebenso mangelhaft wie alles Übrige; trockene Definition, die ich nicht verstand und die mich auch nicht interessierte, Aufzählung der göttlichen Eigenschaften, der drei Haupttugenden, der sieben Todsünden, der Gebote der Kirche und dergleichen; alles wurde dürr abgeleiert, nichts warm ans Herz gelegt und durch Gleichnisse und biblische Geschichten anschaulich gemacht, und so blieb das religiöse Bedürfnis, das vorhanden war, unbefriedigt und ungenährt.

Einer der tiefsten Eindrücke religiöser Art, welche ich in den Kinderjahren empfing, kam mir in einem Kasperletheater. Ich war glücklicher Besitzer eines Kupferdreiers, wofür ich mir Kirschen kaufen sollte. Nun hörte ich aber von einem größeren Knaben, daß bei „Hofapothekers" — so hieß ein altes Haus auf der Pillnitzer Straße — in der Puppenkomödie Doktor Faust aufgeführt würde. Da es auf der Galerie daselbst nur drei Pfennige Entree kostete, so wanderte ich mit meinem Dreier und meinem Schulkameraden stracks dahin. Das Stück war die alte, bekannte Puppenkomödie.

Da kam nun eine Szene, wo der Herr Doktor verschiedene böse Geister zitiert und einen nach dem andern über seine Fähigkeiten und Kräfte examiniert. Zuletzt erscheint zappelnd und schlotternd ein kleines Teufelchen mit dem hübschen Namen Vitzli-Putzli, er wird von Faust gefragt, ob er wohl zuweilen ein Verlangen nach der ewigen Seligkeit spüre und antwortet zitternd: „Herr Doktor, wenn eine Leiter von der Erde bis zum Himmel hinaufführte, und ihre Sprossen wären lauter scharfe Schermesser, ich würde nicht ablassen sie zu erklimmen, und wenn ich in Stücke zerschnitten hinaufgelangen sollte." Dieser drastische Ausdruck ließ mich die Wichtigkeit der Sache, um die es sich hier handelte, vollkommen nachempfinden. Ich konnte die Worte nicht vergessen und ging tief ergriffen nach Hause, tiefes Mitleid im Herzen tragend mit dem kleinen, schwarzen, so greulich zitternden Vitzli-Putzli.

* Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers.

Aber zuweilen schien sich Meister Jurges doch zu erinnern, daß ich noch ein Kind war. Er nahm mich dann auf seine Knie und erzählte mir Märchen oder Gespenstergeschichten, wie man sie eben Kindern erzählt; er versäumte jedoch nie hinzuzusetzen, daß diese Geschichten alle erdichtet seien, und daß ich nur ja keine davon glauben sollte. Ich versprach ihm dies, verlangte aber noch mehr. Die Kinderseele hat ein noch frisches und reines Bedürfnis für das Wunderbare, und wenn auch die Furcht an und für sich ein unbequemes, unangenehmes Gefühl ist, so haben doch die Schauer, welche der Gedanke an das Ungeheure, Übernatürliche hervorbringt, einen seltsamen Reiz. Die Dorfleute, unter denen ich lebte, waren meist noch in hohem Grade abergläubisch. Sehr viele davon glaubten noch steif und fest, daß es Hexen gäbe, die mit dem Teufel in sehr intimen Beziehungen ständen; und von zwei oder drei alten Frauen im Dorfe wurde im geheimen gemunkelt, daß es mit ihnen nicht richtig sei. Auch hörte ich einige unserer Nachbarn erzählen, daß sie selbst „Feuermänner" auf dem Felde hätten einherwandeln sehen. Diese Feuermänner seien „arme Seelen", wegen irgend besonderer Missetaten dazu verdammt, des Nachts in brennender Gestalt umzugehen. Nun wußte ich wohl, von meinen Gesprächen mit meinen Eltern, mit meinen Oheimen und mit Meister Jurges, daß es keine Hexen gebe, und daß die „Feuermänner" bloße Irrwische seien, die sich in den Dünsten des Moorlandes bildeten; aber ich fand doch eine geheime Lust des

Grauens daran, die alten Frauen zu betrachten, die der Hexerei verdächtigt waren, und die Sumpfstellen zu besuchen, wo man die fürchterlichen Feuermänner gesehen haben wollte; und dabei ließ ich meiner Einbildungskraft freien Lauf und dachte mir allerlei wunderbare Geschichten aus.

* * *

War so der Sommer an Freuden reich, so war es der Winter nicht weniger. Er brachte nicht allein Eisbahn und Schneeballkämpfe, sondern mir auch den ersten Kunstgenuß. Von allen freudigen Aufregungen meiner Kindheit übertraf keine die, in welche die Ankunft des Puppentheaters in Liblar mich versetzte; die Begierde, mit welcher ich den Ausrufer begleitete, der mit Trommelschlag die Bewohner des Dorfes an die Türen lockte, um dem verehrten Publikum das bevorstehende Schauspiel anzukündigen; die Angst, es möchte mir nicht erlaubt werden, das Theater zu besuchen; die Ungeduld, bis die große Stunde endlich kam. Die Bühne war in einem kleinen Saal aufgeschlagen, wo es sonst zuweilen Tanzvergnügen gab. Die Sitzpreise reichten von vier Pfennigen für Kinder auf dem geringsten Platz bis zu einem Kastenmännchen, $2^1/_2$ Silbergroschen, für die vordersten Bänke. Einige Talgkerzen bildeten die Beleuchtung. Aber die Mitte des dunklen Vorhanges, der uns die Mysterien der Bühne verbarg, war mit einer Rosette von Ölpapier in verschiedenen Farben geschmückt, die, von hinten mit einer Lampe beleuchtet, hell und bunt erglänzte und mir den Eindruck des Geheimnisvoll-Wunderbaren gab. Ein Schauer der Erwartung überlief mich, als endlich eine Schelle dreimal erklang, tiefe Stille im Saal eintrat, und sich der Vorhang erhob. Die Szene war mit mehr oder minder perspektivischen Kulissen eingerichtet, und die Figuren wurden von oben mit Drähten geführt. Das erste Stück, das ich sah, war „Die schöne Genovefa". Es war ein herrliches Stück. . . . . .

Das Puppentheater führte noch zwei andere Stücke vor, eins vom Prinzen Eugen — ein Heldenstück, in welchem große Schlachten geschlagen und die papiernen Türken reihenweise niedergeschossen wurden — und ein Feen- und Zauberstück mit allerlei erstaunlichen Verwandlungen. Diese Dinge waren recht hübsch, aber mit der Genovefa ließen sie sich nicht vergleichen. Der Eindruck, den die Genovefa auf mich machte, war überwältigend. Ich vergoß heiße Tränen bei dem Abschied des Grafen Siegfried von seiner Gemahlin und noch mehr bei ihrem Wiedersehen; ich konnte kaum einen Jubelschrei unterdrücken, als die Gatten wieder in ihre Burg einzogen und den schändlichen Golo seine wohlverdiente Strafe erreichte. Ich glaube nicht, daß jemals in meinem Leben bei der Betrachtung eines Schauspiels meine Phantasie tätiger, die Illusion vollständiger und die Wirkung auf Geist und Gemüt unmittelbarer und mächtiger gewesen ist. Diese Puppe mit dem Federhut war mir der leibhaftige Graf Siegfried, diese mit dem roten Gesicht und dem schwarzen Bart der böse Golo, diese im

weißen Kleide mit den gelben Haaren die schöne Genovefa und jenes kleine rötliche Ding mit den zappelnden Beinen die wahrhafte Hirschkuh. Dies blieb so, als ich im folgenden Winter die schöne Genovefa wieder sah. Ich wußte nun, wie die Sache auslaufen würde, und als ich den Grafen Siegfried von seiner Gemahlin Abschied nehmen sah, um ins heilige Land zu ziehen, konnte ich mich kaum enthalten, ihm zuzurufen, er möge doch ja nicht fortgehen, da sonst etwas ganz Entsetzliches passieren werde. Wie glücklich ist doch jener naive Zustand, in dem man so voll genießt, da sich die Einbildung so rückhaltlos der Illusion hingibt, ohne im geringsten durch eine kritische Neigung gestört zu werden.

Gerade diese meine Genußfähigkeit empfing schon früh einen bösen Stoß. Als ich, etwa neun Jahre alt, in Brühl zur Schule ging, hielt sich dort eine wandernde Truppe auf, die leichtere Schauspiele und Komödien aufführte. Ihr Hauptstück war Körners „Hedwig, die Banditenbraut". Mein Oheim Ferdinand, der einmal in Brühl über Nacht bleiben mußte, führte mich hin. Es war das erstemal, daß ich wirkliche lebende Menschen auf der Bühne sah. Die Hauptrolle, die des Bösewichts Rudolf, wurde mit all den zähnefletschenden Fratzen gespielt, deren man sich auf einem solchen Landtheater versehen konnte; da ich das jedoch damals noch für bare Münze nahm, so blieb ein starker Eindruck nicht aus. Aber unwillkürlich fühlte ich mich zum Nachdenken angeregt über das, was vor meinen Augen vorging, und ich konnte nicht zu einer so befriedigenden Illusion kommen, wie früher im Puppentheater mit der schönen Genovefa. Diese zur Kritik neigende Stimmung empfing einen furchtbaren Anstoß, als ich die Banditenbraut, jetzt in Gesellschaft meines Vaters, zum zweitenmal sah. Im letzten Akt soll, dem Text nach, Hedwig den über eine Falltür gebückten Bösewicht Rudolf mit einem Flintenkolben niederschmettern. Auf der Bühne in Brühl war dies jedoch so geändert worden, daß Hedwig den Bösewicht nicht mit der Flinte erschlagen, sondern erschießen sollte. Als nun in der Vorstellung die Schauspielerin in der Rolle der Hedwig die Flinte abdrückt, versagt das Schloß mit einem leisen Klick. Rudolf bleibt über die Falltür gebückt stehen in der Hoffnung, möglichst bald getötet zu werden. Die Hedwig spannt den Hahn noch einmal und drückt ab, aber wieder umsonst. Die arme Schauspielerin steht ratlos da. Im Zuschauerraum die tiefste Stille der Erwartung. Nun kommt hinter den Kulissen ein Ruf hervor in dem lauten Flüsterton, der ein ganzes Haus füllt, und in unverkennbar reinsten Brühler Dialekt: „Hau en met dä Kollef op dä Kop! Hau en!" (Hau ihn mit dem Kolben auf den Kopf! Hau ihn!) worauf Hedwig die Flinte gemächlich umdreht und Rudolf, der geduldig mehrere Minuten lang auf einen jähen Tod gewartet hatte, mit dem Kolben auf den Kopf schlägt. Rudolf stürzt hin, das Publikum bricht in ein wieherndes Gelächter aus, und der erschlagene Bösewicht, wie er auf der Bühne liegt, kann sich nicht enthalten, daran teilzunehmen.

Im Zuschauerraum wollte das Lachen nicht aufhören. Ich hätte lieber weinen mögen. Auf mich hatte dieser Vorfall eine wahrhaft ver-

blüffende Wirkung. Mit der reinen Hingabe an die Illusion und so auch mit der reinen Lust an dramatischen Darstellungen war es nun zu Ende, wenigstens bis mir künstlerische Leistungen einer höheren Art entgegentraten; und diese kamen glücklicherweise bald während meiner Schulzeit auf dem Gymnasium in Köln.

Carl Schurz, Lebenserinnerungen.

Jammervoll nüchtern erscheint mir die Kinderstube, aus der die Märchenerzählerin „grundsätzlich" verbannt ist. Wir haben das Glück genossen, uns nach Herzenlsust in einer Wunderwelt ergehen zu dürfen, sowohl als kleine, wie später als größere Kinder. Es war uns ein stolzes Vergnügen, eine Menge zu hören und zu sehen, was andere nicht hörten und nicht sahen: im Gurgeln des Brunnens am Ende des Gemüsegartens die Stimme des Wassermanns; im Glanz, der im Hochsommer über die Ähren fliegt, huschende Lichtgeister, und Elfchen im Laube, wenn es leise zu rascheln beginnt. Diese Elfchen, wußte Anischa,[1] sind zu Mittag nicht größer als Libellen. Aber sie wachsen sehr, sehr geschwind und um Mitternacht sind ihre Flügel wie Adlerflügel, und das Laub stöhnt, wenn sie mit Windeseile hindurchfegen.

„Ja gewiß! ja, es stöhnt!" Wir alle behaupteten es. Jedes von uns wollte einmal um Mitternacht wach gewesen sein und das Stöhnen vernommen haben. Nur unsere Sophie, die nicht, die wußte noch nichts von Wassermännern, Irrwischen und Elfen. Sie schlief schon lang, diese Kleine, zur Stunde des Märchenerzählens, und Anischa saß neben ihrem Bettchen, und wir saßen auf Schemeln zu ihren Füßen.

Ganz anders arg und grausig als das Stöhnen des Laubes beim Wehen leiser Lüfte waren die schrillen Schmerzenslaute, die sich erhoben, wenn ein heftiger Sturm die Ecke des Hauses, die wir bewohnten, umrauschte. Es brach aus ihm wie Schluchzen, flüsterte wie hastiges Flehen, glitt über die Fensterscheiben mit tastenden Fingern . . .

„Hört ihr?" fragte dann eines von uns die andern, „das ist Melusine, die ihre Kinder sucht, nach ihnen ruft, um ihre Kinder jammert und weint." Melusine . . . Grad ist sie vorbeigeflogen; meine Schwester hat ihren weißen Schleier erblickt und sagte ganz leise:

„Lösche das Licht, Anischa, daß sie uns nicht sieht; sie glaubt vielleicht, wir sind ihre Kinder, und holt uns."

Marie v. Ebner-Eschenbach, Meine Kinderjahre.

Jakow verschloß die Tür hinter sich, ging ans Fenster und zog ein rotes Buch aus seiner Jacke hervor.

„Komm her," sagte er ganz leise, mit wichtiger Miene, während er sich auf Onkel Terentijs Bett setzte und Ilja neben sich Platz machte. Dann schlug er das Buch auf, legte es auf seine Kniee, beugte sich darüber und begann, mit dem Finger auf dem grauen Papier hin und her fahrend, laut vorzulesen:

---

[1]) Die mährische Amme.

„Und plötz . . . plötzlich sah der tapfere Ritter in der Ferne einen Berg . . . so hoch, daß er bis an den Himmel reichte, und mitten darin war eine eiserne Tür. Da entflammte das Feuer des Mutes . . . in seinem tap . . . tapferen Herzen . . . Er legte die Lanze ein und stürzte mit gewaltigem Rufen vorwärts, wobei er sein Pferd ansp . . . spornte, und rannte mit seiner ganzen gewaltigen Macht gegen das Tor an. Da erdröhnte ein furchtbarer Donnerschlag . . . Das Eisen der Tür flog in Stücke . . . und zu gleicher Zeit strömte aus dem Berge Feuer und Qu . . . Qualm, und eine Donnerstimme ließ sich vernehmen . . . von welcher die Erde erbebte, und die Steine vom Berge zu den Füßen des Rosses niederrollten. ‚Aha! Da bist du ja . . . kecker Tollkopf! . . . Ich und der Tod erwarten dich schon längst.' Der Ritter war von dem Feuer und Rauch geblendet . . ."

„Wer . . . wer ist denn das?" fragte Ilja ganz erstaunt, indem er auf die vor Erregung zitternde Stimme des Freundes lauschte.

„Wie?" machte Jakow, das blasse Antlitz vom Buche emporhebend.

„Wer ist denn . . . der Ritter?"

„Das ist so einer, der auf dem Pferde reitet . . . mit einer Lanze . . . Raoul Ohnefurcht heißt er . . . Ein Drache hat ihm seine Braut geraubt, die schöne Luisa . . . Aber hör weiter," brach Jakow ungeduldig ab.

„Gleich, gleich! . . . Sag nur — wer ist der Drache?"

„Das ist eine Schlange mit Flügeln . . . und mit Füßen, eiserne Krallen sind dran . . . drei Köpfe hat sie und atmet Feuer aus — verstehst du?"

„Wetter noch mal!" rief Ilja, die Augen weit aufreißend. „Die wird's ihm aber besorgen! . . ."

„Hör doch erst weiter! . . ."

Dicht beieinander sitzend, feierten die beiden Knaben, zitternd vor Neugier und seltsam freudiger Spannung, ihren Einzug in eine neue Wunderwelt, in der gewaltige, böse Ungeheuer unter den mächtigen Streichen tapferer Ritter verröchelten, in der alles großartig, schön und wunderbar war und nichts dem grauen, eintönigen Alltagsleben glich. Da gab es keine betrunkenen, zerlumpten kleinen Zwergmenschen, und statt der halbverfaulten, hölzernen Baracken standen da goldschimmernde Paläste und himmelaufstrebende, unnahbare eiserne Burgen. Und während sie in Gedanken dieses wunderbare, phantastische Reich der Dichtung durchwanderten, spielte in ihrem Rücken der tolle Schuster Perfischka auf seiner Harmonika und sang dazu seine gereimten Schnurren. . . .

Nach dem Buche vom Ritter und dem Drachen kam ein ähnliches wunderbares Buch: „Guak oder die unbesiegliche Treue", dann folgte die „Geschichte vom tapferen Prinzen Franzil von Venedig und der jungen Königin Renzivena", und die Eindrücke der Wirklichkeit machten in Iljas Seele ganz den Rittern und Damen Platz. Die beiden Kameraden stahlen abwechselnd aus der Ladenkasse Zwanzigkopekenstücke und hatten somit durchaus keinen Mangel an Büchern. Sie machten sich mit den kühnen

Fahrten des „Jaschka Smertenski“ bekannt. Sie gerieten in Entzücken über „Japantscha, den tatarischen Räuberhauptmann“, und entfernten sich immer mehr von der rauhen unbarmherzigen Wirklichkeit des Lebens in ein Gebiet, in dem die Menschen stets die drückenden Fesseln des Schicksals zerreißen und allzeit das Glück zu erjagen wissen.

*Maxim Gorki, Drei Menschen.

Es fehlte mir sonst nach meinen Jahren nicht an einigem stilistischen Geschick, sobald es sich nur ums Denken und Ordnen von Gedanken handelte. Ein Spiel sollte uns zur bildenden Übung werden. Mein Vater hatte den Gedanken angeregt, daß wir uns selbst allwöchentlich eine Zeitung schreiben sollten. Wir obersten vier der Klasse waren die Redakteure, denen der Reihe nach die Pflicht oblag, zum mindesten einen geschriebenen Bogen zu füllen, zu dem, wer Lust hatte, einen Beitrag liefern mochte — worauf denn das Blättchen in der ganzen Klasse umherlief. Natürlich waren es meist abgeschriebene Geschichtchen, Kalenderanekdoten und Rätsel, ein buntes Allerlei von Lesefrüchten, was wir nach Art des städtischen Wochenwinkelblättchens zusammenschmierten, aber es kam doch auch vor, daß irgendein Aufsatzthema, auf das uns der Vater aufmerksam gemacht hatte, zu einem Leitartikel verarbeitet oder ein lehrhafter Stoff in jämmerlicher Bänkelsängermanier abgehaspelt wurde. Das Ganze unterlag der väterlichen Zensur und bei dieser wurde dann immer etwas gelernt. Aufs Lehrhafte ging durchaus die Tendenz des Vaters. Nur in den Weinleseferien, Nachmittagsferien, während denen auch vormittags die Bänke gelichtet waren, so daß an einen zusammenhängenden Unterricht und straffes Schulehalten nicht gedacht werden konnte, war es Sitte, daß der Lehrer die anwesenden Schüler durch das Vorlesen unterhaltender Geschichten fesselte. Wir sind in den Vorlesungsstunden aufmerksamer gewesen als beim Eutrop oder in der Geographie- und der deutschen Grammatikstunde. Hier haben wir mit unsäglichem Vergnügen zuerst die unvergleichliche Geschichte von Ulysses und dem Zyklopen vernommen; auch die abenteuerliche Jugendgeschichte des Valentin Duval und Engels Erzählung von dem Deutschen, der in Rom der italienischen Gesellschaft jene Szene vorführt, durch die er sich an dem nationalen Hochmut der Römer rächt, machte einen tiefen Eindruck auf uns. Noch weiter indes in das Gebiet, wo die Phantasie dem Verstande das Szepter abnimmt, ließ sich der gute Vater nicht hinüberlocken. Auch unsere Deklamierübungen hielten sich im Bereich Pfeffelscher und Lichtwerscher Fabeln, wie die damals schulüblichen Chrestomathien sie boten, und endeten bei Schillers Bürgschaft, die wir so gut auswendig wußten, daß wir sie, nicht ohne Konfusion des Epischen und Dramatischen, aufzuführen Anstalt trafen. Gerade noch Houwalds Jugendbilder fanden Gnade vor den Augen meines Vaters, da doch in ihnen das Romantische und das Pädagogische weislich verquickt erschien. Ich hätte ohne dies Buch nichts von Goethe erfahren; denn über unserm Sofa hingen zwar in unansehnlichen Stichen nebeneinander die Bildnisse

von Shakespeare, Cervantes, Tasso und Goethe, aber ich sah mir den letzteren erst an und erfragte mir einiges über den Mann, nachdem ich aus dem neuesten Bande des Houwaldschen Werkes zu meinem größten Erstaunen erfahren hatte, daß der Dichter, von dessen Gartenhaus in dem Buche eine Abbildung gegeben war, in ehrwürdigstem Alter noch immer lebe. So fremd war in dem Schulhause die klassische Literatur. Selbst in der Prachtausgabe, die meine Mutter von Schillers Don Carlos besaß, interessierten mich nur die einige Hauptpersonen bedeutend vorstellenden Kupferstiche. In einem geliehenen Band der Schillerschen Werke, der den Wallenstein enthielt, hatte ich nur an den Lagerszenen ein verworrenes Gefallen gefunden, in die ernsten Reden des figuren- und handlungsreichen Stücks mich hineinzulesen war ich nicht imstande; es dünkte mich fremd und anstrengend. Meinem kindlichen Geschmack sagten aber die für die Jugend geschriebenen Houwaldschen Stücke zu, und hier übernahm es mein Vater selbst, uns für die Aufführung einzuschulen. Die Zigeunerin Babekan und das Vielliebchen wurden mit großer Gewissenhaftigkeit einstudiert, so zwar, daß auch die weiblichen Rollen von Knaben gespielt wurden; mein Freund, der Rektorssohn, verwandelte sich in eine alte ehrbare Dame, und das Milchgesicht eines andern Schülers, eines hübschen schlanken Jungen mit einer feinen Stimme und guten Manieren, guckte gar schalkhaft aus der jungferlichen Verkleidung hervor. Es wurde aber bei allem Spaß, den wir an der Sache hatten, doch ernst damit genommen und mein Vater, der auch hierbei lehrhaft ernste Absichten hatte, ließ uns keine falsche Betonung durch und meisterte so lange an uns herum, bis es denn doch leidlich anzusehen war, wenn auch mit etwas erzwungener Korrektheit, ohne daß sich ein besonderes Talent dabei hervorgetan hätte. Dieselbe Sorgfalt des Einstudierens wurde den Deklamationsvorträgen gewidmet, besonders den lateinischen Dialogen, die als Prunkleistungen den Abschluß der jährlichen öffentlichen Examina bildeten. Mit großem Fleiß wurde das deklamatorisch-rhetorische Element gepflegt, wogegen das eigentlich poetische zurücktrat. Die Neigung zum Lesen begünstigte mein Vater keineswegs. Er hat mir mehr als einmal das geliehene Buch voll schöner Geschichten und Bilder aus der Hand genommen. Einen geradezu bilderstürmerischen Eifer bezeigte er gegen alle Märchenlektüre, von der er Verführung und Verwöhnung der Phantasie fürchtete. Er hat es nicht verhindern können, daß ich mich in das Märchenbuch von E. M. Arndt, ein Geschenk einer Berliner Base, vertiefte, aber sonst wurde dergleichen als Kontrebande behandelt. Er wollte durchaus, daß, was ich las, den gesunden Verstand nicht verleugne, daß es nützlich und belehrend sei. Um mich für die versagte Märchenlust zu entschädigen, bestellte er für mich die wöchentlich erscheinenden Blätter des Pfennig-Magazins, einer Zeitschrift, die, mit Holzschnitten reichlich ausgestattet, Unterhaltendes und Belehrendes aus dem technischen, dem naturwissenschaftlichen, dem künstlerischen Gebiete in verwirrender Folge brachte, indem es das Schild gemeinnütziger populärer Bildung aushängte, dabei aber in seinen Quellen nicht wähle-

risch und ersichtlich eine Nachahmung ausländischer Bildungsblätter war, deren Artikel es übersetzte und plünderte. Daran hätte ich mir denn nun mit dem besten Willen, mich geistig zu nähren, den Magen gründlicher verderben können als an den ausschweifendsten Geschichten- und Märchenbüchern, wenn ich mir das fremdartige Vielerlei hätte näher kommen lassen. Die meisten Artikel jedoch lagen meinem Alter und Verständnis fern, vieles langweilte mich, anderes stieß mich durch die Fremdartigkeit des Inhaltes und der Darstellung ab, und einige durch häßliche Bilder erläuterte Blätter, die von Vorrichtungen in Leichenhäusern ausführliche Belehrung gaben, flößten mir ein solches Grauen ein, daß ich sie anzublicken und wieder aufzuschlagen, dann wieder wegzuwerfen und zuzudecken, abwechselnd gereizt wurde.

* Rudolf Haym, Aus meinem Leben.

Den Mangel der letztern[1]) ersetzte ich praktisch durch eine unermeßliche Leselust, die sich auf alles erstreckte, dessen ich habhaft werden konnte. Vorderhand waren es die biblischen Geschichten des Neuen Testaments in für Kinder bestimmter Erzählung. Was mir sonst in die Hände fiel, weiß ich nicht mehr.

Eins der frühesten Bücher, die ich las, war das Textbuch der Zauberflöte. Ein Stubenmädchen meiner Mutter besaß es und bewahrte es als heiligen Besitz. Sie hatte nämlich als Kind einen Affen in der genannten Oper gespielt und betrachtete jenes Ereignis als den Glanzpunkt ihres Lebens. Außer ihrem Gebetbuche besaß sie kein anderes als diesen Operntext, den sie so hoch hielt, daß, als ihr die Anfangsblätter abhanden gekommen waren, sie mit eigener Hand mühselig das Fehlende abschrieb und dem Buche beilegte. Auf dem Schoße des Mädchens sitzend, las ich mit ihr abwechselnd die wunderlichen Dinge, von denen wir beide nicht zweifelten, daß es das Höchste sei, zu dem sich der menschliche Geist aufschwingen könne.

Wenig später fiel mir eine uralte Übersetzung des Quintus Curtius in die Hände, wahrscheinlich als Derelikt unter altem Gerümpel auf dem Dachboden unserer Landwohnung, das mir der Hausherr, ein Tischler und Säufer von Profession, gerne überließ. Ich weiß nicht, wie oft ich das dickleibige, großgedruckte Buch mit immer neuer Begeisterung von Anfang bis zu Ende durchlas. Was ich nicht verstand, ließ ich in den Kauf gehen, um so mehr, als weder meine Mutter noch das Stubenmädchen mir Aufklärung geben konnten; meinen Vater zu fragen aber hielt mich die Furcht ab, er könnte mir das Buch, wie schon geschehen, als für mich nicht passend, wegnehmen. Vor allem quälte mich das erste lateinisch gedruckte Wort, mit dem der Übersetzer oder erste Herausgeber das von Curtius verloren gegangene erzählend beifügte. Es hieß wohl Paralipomena oder ähnlich. Stundenlang marterte ich mich, um

[1]) Der Grammatik, in der Grillparzer ein schwacher Schüler war.

dem Zauberworte einen Sinn abzugewinnen, aber immer vergebens. Es machte mich unglücklich.

Eben auf dem Lande, wahrscheinlich aus derselben Quelle, geriet ich auf Heiligen- und Wundergeschichten des Pater Kochem, welche sich in meinem Kopfe mit den mazedonischen Helden sehr gut vertrugen, nur daß die Taten dieser letztern mir keinen Wunsch zur Nacheiferung erweckten, indes ich glaubte, die Leiden und Qualen der Märtyrer ebensogut erdulden zu können, als jene Glaubensmänner. Ich beschloß, Geistlicher zu werden, wobei ich aber nur auf den Einsiedler und Märtyrer mein Absehen richtete. In die Stadt zurückgekehrt, wurde ein Meßkleid aus Goldpapier verfertigt; ich las die Messe, wobei mein zweiter Bruder, der Klingel wegen, bereitwillig ministrierte. Ich predigte von einer Stuhllehne herab, wobei ich freilich als einzige Zuhörerin unsere alte Köchin hatte, die von meinem Unsinn sehr erbaut schien.

* Franz Grillparzer, Selbstbiographie.

Der kleine Johann Buddenbrook lag auf dem Rücken, hatte aber sein von dem langen, hellbraunen Haar umrahmtes Gesichtchen dem Zimmer zugewandt und atmete mit einem leichten Geräusch in das Kopfkissen hinein. Von seinen Händen, deren Finger kaum aus den viel zu langen und weiten Ärmeln seines Nachthemdes hervorsahen, lag die eine auf seiner Brust, die andere neben ihm auf der Steppdecke, und dann und wann zuckten die gekrümmten Finger leise. Auch an den halb geöffneten Lippen war eine schwache Bewegung bemerkbar, als versuchten sie, Worte zu bilden. Von Zeit zu Zeit ging, von unten nach oben, etwas Schmerzliches über dieses ganze Gesichtchen, das, mit einem Erzittern des Kinnes beginnend, sich über die Mundpartie fortpflanzte, die zarten Nüstern vibrieren ließ und die Muskeln der schmalen Stirn in Bewegung versetzte .... Die langen Wimpern vermochten nicht die bläulichen Schatten zu verdecken, die in den Augenwinkeln lagerten.

„Er träumt,“ sagte Frau Permaneder gerührt. Dann beugte sie sich über das Kind, küßte behutsam seine schlafwarme Wange, ordnete mit Sorgfalt die Gardine und trat an den Tisch, wo Ida, im gelben Schein der Lampe, einen neuen Strumpf über die Stopfkugel zog, das Loch prüfte und es zu schließen begann.

„Du stopfst, Ida. Merkwürdig, ich kenne dich eigentlich gar nicht anders!“

„Ja, ja, Tonychen ... Was das Jungchen alles zerreißt, seit er zur Schule geht!“

„Aber er ist doch ein so stilles und sanftes Kind?“

„Ja, ja ... Aber doch.“

„Geht er denn gern zur Schule?“

„Nein, nein, Tonychen! Hätt' lieber noch bei mir weiter lernen wollen. Und ich hätt's auch gewünscht, mein Kindchen, denn die Herren kennen ihn ja nicht so von klein auf, wie ich, und wissen es nicht so,

wie man ihn nehmen muß beim Lernen ... Das Aufmerken wird ihm oft schwer, und er wird rasch müde ..."

„Der Arme! Hat er schon Schläge bekommen?"

„Aber nein! Mei bose Kochhanne ... sie werden doch nicht so hartherz'g sein wollen! Wenn das Jungchen sie ansieht ..."

„Wie war's denn eigentlich, als er zum ersten Male hinging? Hat er geweint?"

„Ja, das hat er. Er weint so leicht ... Nicht laut, aber so in sich hinein ... Und dann hat er deinen Herrn Bruder am Rock festhalten wollen und immer wieder gebeten, er möchte dableiben ..."

„So, hat mein Bruder ihn hingebracht? ... Ja, das ist ein schwerer Moment, Ida, glaube mir. Ha, ich weiß es wie gestern! Ich heulte ... ich versichere dich, ich heulte wie ein Kettenhund, es wurde mir entsetzlich schwer. Und warum? Weil ich es zu Hause so gut gehabt hatte, gerade wie Hanno. Die Kinder aus vornehmen Häusern weinten alle, das ist mir sofort aufgefallen, während die anderen sich gar nichts daraus machten und uns anglotzten und grinsten ... Gott! was ist ihm, Ida —?!"

Sie vollendete ihre Handbewegung nicht und wandte sich erschrocken nach dem Bettchen um, von wo ein Schrei ihr Plaudern unterbrochen hatte, ein Angstschrei, der sich im nächsten Augenblick mit noch gequälterem, noch entsetzterem Ausdruck wiederholte und dann drei-, vier-, fünfmal rasch nacheinander erklang ... „Oh! oh! oh!" ein vor Grauen überlauter, entrüsteter und verzweifelter Protest, der sich gegen etwas Abscheuliches richten mußte, was sich zeigte oder geschah ...

Im nächsten Augenblick stand der kleine Johann aufrecht im Bette, und während er unverständliche Worte stammelte, blickten seine weitgeöffneten so eigenartig goldbraunen Augen ohne etwas von der Wirklichkeit wahrzunehmen, starr in eine gänzlich andere Welt hinein ...

„Nichts," sagte Ida. „Der pavor. Ach, das ist manchmal noch viel ärger." Und in aller Ruhe legte sie die Arbeit beiseite, ging mit ihren langen, schweren Schritten auf Hanno zu und legte ihn, während sie mit tiefer, beruhigender Stimme zu ihm sprach, wieder unter die Decke.

„Ja, der pavor ..." wiederholte Frau Permaneder. „Wacht er nun?"

Aber Hanno wachte keineswegs, obgleich seine Augen weit und starr blieben und seine Lippen fortfuhren, sich zu bewegen ...

„Wie? So ... so ... Nun hören wir auf, zu plappern, ... Was sagst du?" fragte Ida; und auch Frau Permaneder trat näher, um auf dies unruhige Murmeln und Stammeln zu horchen.

„Will ich ... in mein ... Gärtlein gehn ..." sagte Hanno mit schwerer Zunge, „will mein' Zwiebeln gießen ..."

„Er sagt seine Gedichte her," erklärte Ida Jungmann mit Kopfschütteln. „So, so! Genug, schlaf nun, mein Jungchen!"

„Steht ein ... bucklicht Männlein da, ... fängt als an zu niesen ..." sagte Hanno und seufzte dann. Plötzlich aber veränderte

sich sein Gesichtsausdruck, seine Augen schlossen sich halb, er bewegte den Kopf auf dem Kissen hin und her, und mit leiser, schmerzlicher Stimme fuhr er fort:

„Der Mond, der scheint,
Das Kindlein weint,
Die Glock schlägt zwölf,
Daß Gott doch allen Kranken helf! ...“

Bei diesen Worten aber schluchzte er tief auf, Tränen traten hinter seinen Wimpern hervor, liefen langsam über seine Wangen ... und hiervon erwachte er. Er umarmte Ida, sah sich mit nassen Augen um, murmelte befriedigt etwas von „Tante Tony“, schob sich ein wenig zurecht und schlief dann ruhig weiter.

„Sonderbar!“ sagte Frau Permaneder, als Ida sich wieder an den Tisch setzte. „Was für Gedichte waren das, Ida?“

„Sie stehen in seinem Lesebuch,“ antwortet Fräulein Jungmann, „und darunter ist gedruckt: ‚Des Knaben Wunderhorn‘. Sie sind kurios ... Er hat sie in diesen Tagen lernen müssen, und über das mit dem Männlein hat er viel gesprochen. Kennst du es? ... Recht graulich ist es. Dies bucklige Männlein steht überall, zerbricht den Kochtopf, ißt das Mus, stiehlt das Holz, läßt das Spinnrad nicht gehen, lacht einen aus ... und dann, zum Schlusse, bittet es auch noch, man möge es in sein Gebet einschließen! Ja, das hat es dem Jungchen nun angetan. Er hat tagein — tagaus darüber nachgedacht. Weißt du, was er sagte? Zwei-, dreimal hat er gesagt: ‚Nicht wahr, Ida, es tut es nicht aus Schlechtigkeit, nicht aus Schlechtigkeit! ... Es tut es aus Traurigkeit und ist dann noch trauriger darüber ... Wenn man betet, so braucht es das alles nicht mehr zu tun.‘ Und heute abend noch, als seine Mama ihm Gute Nacht sagte, bevor sie ins Konzert ging, hat er sie gefragt, ob er auch für das bucklige Männlein beten solle ...“

„Und hat es auch getan?“

„Nicht laut, aber wahrscheinlich im stillen ... Aber über das andere Gedicht, das ‚Ammenuhr‘ heißt, hat er gar nicht gesprochen, sondern nur geweint. Er gerät so leicht ins Weinen, das Jungchen, und kann dann lange nicht aufhören ...“

„Aber, was ist denn so traurig darin?“

„Weiß ich ... Über den Anfang, die Stelle, bei der er sogar eben im Schlafe schluchzte, kam er beim Aufsagen nie hinweg ... und auch nachher über den Fuhrmann, der sich schon um drei von der Streu erhebt, hat er geweint ...“

Frau Permaneder lachte gerührt und machte dann ein ernstes Gesicht. „Aber ich will dir sagen, Ida, es ist nicht gut, ich halte es nicht für gut, daß ihm alles so nahe geht. Der Fuhrmann steht um drei Uhr auf — nun, mein lieber Gott, dafür ist er ein Fuhrmann! Das Kind — so viel weiß ich schon — neigt dazu, alle Dinge mit zu eindringlichen Augen anzusehen und sich alles zu sehr zu Herzen zu nehmen ...“

* Thomas Mann, Buddenbrooks.

Auch andere Erinnerungen aus dieser Zeit sind mir unvergeßlich wegen der damit verbundenen Leiden, so der Seifenschaum meiner Samstags-abend-Badewanne und die abendlichen Besuche Sarah Price's, der Tochter des Hauses, bei ihren Freunden in der Schloßgasse, wo sie sich gewöhnlich bis in die späte Nacht verplauderte, so daß ich unter der ewigen Unruhe unerträglich litt. Mütter von heute werden es verstehen, wie sauer es einem Kinde von vier bis fünf Jahren wird, noch lange nach Sonnen-untergang wach zu bleiben und was für ein krasser Unverstand es von seiten Sarahs war, mich jede Nacht bis zehn Uhr wach zu halten, damit ich ihre öden Geschichten von Gespenstern und Gräbern anhörte. Sarahs Beschreibung eines Teufels, eines merkwürdigen Geschöpfes mit Hörnern auf dem Kopf, Pferdehufen statt der Füße und langem Schwanz, konnten mich immer vor Grauen erzittern machen. Sie war ebenso deutlich wie ausführlich in ihren Beschreibungen von Hexen, Geistern, bösen Feen, Riesen und Zwergen, Kinderdieben und Kobolden, Butzemännern und andren scheußlichen Ungeheuern, gegen deren unheimliche Macht ich immer ängstlich auf der Hut sein müsse. Besonders trieben sie in dunkler Nacht ihren Spuk, und dann war der Winkel beim hellen Herdfeuer der sicherste Aufenthalt für Kinder.

Wenn die Erwachsenen nicht alle Sarahs Glauben an diese grauen-haften Geschöpfe geteilt hätten, würde ich vielleicht an ihrem Vorhanden-sein gezweifelt haben; aber ich erinnere mich, daß ich sie dichter zum Feuer herandrängen und furchtsam über die Schultern nach den Schatten schielen sah, als ob die Unwesen nur auf ein Stückchen Dunkelheit lauerten, um sich über sie herstürzen und sie nach der Geisterhölle entführen zu können. Hätte Sarah geahnt, wie sich das Grauen in das Gedächtnis eines Kindes einprägt, würde sie mich wahrscheinlich doch lieber zu Bett gebracht haben, anstatt mich mit sich zu nehmen, als Zeugen ihres ver-rückten und einfältigen Aberglaubens . . . . .

Eine Wirkung dieser Geistergeschichten, die gar kein Ende nehmen wollten, zeigte sich eines Abends, als ich hinausging, um noch etwas Wasser aus dem Schloßbrunnen zu holen. Bei dieser Gelegenheit schien es mir, als sähe ich plötzlich ein großes schwarzes Gespenst breitbeinig über dem Schloßbrunnen stehen. Ich hielt es zuerst für den Schatten eines Baumes, als ich es aber mit den Blicken nach aufwärts verfolgte, gewahrte ich den Kopf eines Mannes, der an den Himmel zu stoßen schien. Ich starrte, unfähig mich zu regen oder aufzuschreien, eine kurze Weile darauf hin; dann schien das Phantom jedoch auf mich zuzuschreiten, die Angst machte meinen Füßen Flügel, und ich drehte um und rannte laut schreiend und ohne einzuhalten davon, bis ich ein sicheres Versteck unter meinem Bett gefunden hatte. Die fürchterliche Erscheinung dieses Gespenstes verfolgte mich noch Jahre hindurch, und lange Zeit machte ich es mir zur Regel, nicht zur Ruhe zu gehn, ehe ich nicht unters Bett gesehen hatte, ob in der Nacht keine Gespenster oder Kinderdiebe da hervor-kommen könnten, um mich wegzuholen. Der Aberglauben, daß die Dunkel-

heit von bösen Gewalten, die kleinen Knaben feindlich gesinnt seien, und grimmigen Unholden unsicher gemacht werde, verdanke ich Sarahs albernen Schwätzereien in der Schloßgasse. *Stanley, Mein Leben.

Es gibt ein Buch, das Oceola heißt. Obgleich es möglich sein kann, daß ich mich nicht recht erinnere, und daß es irgendeinen andern prächtigen exotischen Namen führt. Es ist ein Indianerbuch, wie man heutzutage sagt, aber es ist wohl ursprünglich nicht für Kinder geschrieben, sondern war bestimmt, von großen Leuten gelesen zu werden. Ich weiß nicht, wer es verfaßt hat, ich weiß auch nicht, wann es geschrieben wurde, aber es ist wohl recht alt, da es mehr als vierzig Jahre her ist, seit ich es zum ersten Male gesehen habe.

Ich kann auch nicht sagen, wie es kommt, daß das Buch den Weg in mein Heim dort oben in Värmland fand. Es gehörte nicht zu dem Bücherschatz des Hauses, der hauptsächlich aus Versdichtungen bestand und nur ganz wenige Romane umfaßte. Vielleicht hatte es ein Besucher mitgebracht, oder auch hatte es sich meine Tante, die eine große Romanvertilgerin war, von irgendeinem der Nachbarn ausgeliehen. Aber wie dem auch sein mag, — eins ist sicher, daß es an einem schönen Tage, als ich etwa sieben, acht Jahre alt bin, daheim auf einem Tische liegt, und daß meine Augen darauf fallen.

Ich lese gerne. Ich pflege jeden Tag auf einem Schemelchen neben Mutter zu sitzen, wenn sie an ihrer Näharbeit arbeitet und ihr aus Nösselts „Weltgeschichte für Frauenzimmer" vorzulesen. Wir sind durch alle sieben Teile gekommen, aber am besten verstehe ich den ersten Teil mit den vielen Sagen. Ich kann nie aufhören mich zu freuen, wenn Odysseus heimkehrt und die Freier totschießt; aber Hektors und Andromaches Abschied übergehe ich am liebsten, weil ich ihn nicht lesen kann, ohne zu weinen.

Die Frithjof-Sage und Andersens Märchen und Fähnrich Ståls Erzählungen sind auch meine guten Freunde, aber einen Roman habe ich noch nie zu lesen versucht. Ich beabsichtige auch gar nicht, mich durch dieses dicke Buch durchzuarbeiten. Es kommt mir vor, als müßte man mehrere Jahre brauchen, um es zu Ende zu lesen; ich will nur hineingucken. Aber das Glück will es, daß ich es gerade an der Stelle aufschlage, wo die Heldin des Buches, die junge, schöne Tochter eines Plantagenbesitzers, beim Bade von einem Alligator überrascht wird. Ich lese, wie sie entflieht und verfolgt wird und in Todesgefahr schwebt. Nie zuvor hat mich ein Buch in solche Spannung versetzt. Ich stehe atemlos und lese, bis der junge, heldenmütige Indianer zu ihrer Rettung herbeieilt und nach einem furchtbaren Kampf mit dem Alligator diesem sein Messer in das Herz stößt.

Nun lese ich Seite um Seite, solange man mich in Frieden läßt. Und sowie ich wieder frei bin (denn ich bin ja viele Stunden des Tages damit beschäftigt, bei einer Lehrerin Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen), kehre ich zu dem Tisch zurück, wo der Roman noch immer liegt, und lese darin.

Ich bin ganz benommen, ganz bezaubert. Tag und Nacht denke ich

nur an das Buch. Es ist eine neue Welt, die sich mir ganz plötzlich eröffnet hat. Der ganze Reichtum des Lebens strömt mir zu. Da sind Liebe, Heldenmut, schöne, edle Menschen, niedrige Schurken, Gefahren und Freuden, Glück und Schmerz. Da sind kunstvoll verschlungene Ereignisse, die mich in Spannung und Schrecken versetzen. Da ist alles mögliche, wovon ein kleines siebenjähriges Kind, das auf einem stillen Herrenhof in Värmland aufgewachsen ist, nie zuvor hat reden hören. Man versetze einen der erwachsenen Bewohner der Erde auf einen Stern im Weltenraume. Ich glaube kaum, daß er diese neue Welt mit glühenderem Eifer untersuchen könnte, mit größerem Interesse, mit einem stärkeren Gefühl, wie wunderbar und glücklich er sei, weil er all dies Ungeahnte kennen lernen dürfe.

Fortab lese ich alle Romane, die mir in die Hände fallen. Es läßt sich schwer sagen, wieviel ich von ihnen verstand, aber ein ungeheures Vergnügen bereiteten sie mir. Jetzt sind sie meiner Erinnerung entschwunden, die allermeisten wenigstens.

Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, wundert es mich wohl, daß man mich alles lesen ließ, was ich nur fand. Aber ich begreife, daß es Vater und Mutter schwer fiel, mir etwas abzuschlagen. Jene Kränklichkeit, die Tante Wennervik mir prophezeit hatte, war schon eingetreten. Das eine Bein war schwach, und lange Zeit hindurch konnte ich gar nicht gehen. Man fand es nicht zuträglich für mich, daß ich mich mit körperlichen Übungen und Spielen belustigte wie andere Kinder; sondern die Eltern sahen es am liebsten, wenn ich mich still verhielt. Und da sie nun merkten, daß ich mich glücklich fühlte, wenn ich nur ein Buch in der Hand hatte, waren sie froh, daß ich mich auf diese Weise zerstreuen konnte.

Aber für mich wurde die Bekanntschaft mit diesem Indianerbuche Oceola entscheidend für das ganze Leben. Es erweckte in mir die tiefe, starke Sehnsucht, auch einmal etwas ebenso Herrliches schaffen zu können. Dieses Buch bewirkte, daß ich von den frühesten Kindheitsjahren an wußte, daß, was ich in kommenden Tagen am liebsten tun wollte, Romane schreiben war. . . . . .

Ich will auch erzählen, daß es sich vor einigen Jahren, als ich schon ein paar Bücher geschrieben hatte, zutrug, daß ich in dem Bücherstand einer Eisenbahnstation ein kleines, dickes Büchlein erblickte, das „Oceola“ hieß. Es war schlecht gedruckt, auf häßlichem, grauem Zeitungspapier und in einen schäbigen braunen Umschlag geheftet; es wurde für einen geringen Preis feilgeboten. Ich kaufte es, und als ich im Zuge saß, begann ich darin zu lesen, um zu sehen, ob es wirklich das Wunderbuch meiner Kindheit wäre, das ich hier wiedergefunden hatte. Ich entdeckte auch die Szene mit dem Alligator, — es mußte also dasselbe Buch sein.

Aber es war es doch nicht. Dies war ein armseliges, langweiliges, schlecht übersetztes, veraltetes Buch. Es war etwa so, wie wenn man den Geliebten seiner Jugend als hinfälligen Kranken wiedersieht. Ich hatte Angst davor, Angst, daß es das Bild der rechten, der strahlenden Oceola

verdunkeln könnte. Ich hatte die größte Lust, es zum Coupéfenster hinauszuwerfen.

Aber das konnte ich doch nicht tun. Es ging nicht an, dieses Buch zum Fenster hinauszuwerfen. Genau bedacht, war etwas Rührendes darin, daß mir ein solches Buch damals soviel Freude hatte schenken können.

Es durfte mit nach Hause kommen, aber dann steckte ich es ganz tief unten in den Bücherschrank, und ich wage es nie mehr anzusehen.

* Selma Lagerlöf, Ein Stück Lebensgeschichte.

Mit wahrem Heißhunger fiel ich über Campes Robinson Crusoe her. Nie hatte ein Buch eine solche Wirkung auf mich gemacht. Jede Szene stellte sich mir plastisch dar, ich schwebte in Entzücken und beneidete die darin auftretenden Kinder um einen solchen Erzieher, und bald wurden sie mir so befreundet, als wären sie meine Geschwister. Besonders Fritz wurde mein Liebling. Alle Erklärungen verschlang ich förmlich und eignete sie mir auf das genaueste an, um so mehr, als mir diese Art von Belehrung völlig neu war; denn außer der mütterlichen hatte ich ja niemals eine Erklärung erhalten. Die in den Gesprächen vorkommenden Lehren der Sittlichkeit, des Verhaltens gegen das Lernen und gegen die Menschen, kurz jede Maxime prägte ich mir um so tiefer in das Herz, als ich ihre Wahrheit und Angemessenheit im Innersten fühlte. Mir ging eine ganz neue Welt auf, ich hätte jede Szene bis ins kleinste malen können; ich lebte mit Robinson, empfand mit ihm, er wurde mein anderes Selbst. Das war mir noch nicht begegnet! Von einer Meeresgegend, von einem Schiffe, einer tropischen Landschaft hatte ich bis dahin sehr unklare Vorstellungen gehabt. Jetzt war es mir, als hätte ich darin gelebt; Welt-, Menschen- und Sachkenntnis hatten einen großen Zuwachs erhalten. Aber wie herrlich, wie rein und edel erschien mir immer wiederholt das Bild einer solchen Erziehungsanstalt in einer Familie wie der Campeschen, in der die Zöglinge so wißbegierig waren und so verständig fragten, Eltern und Hausfreunde so gern und so schön belehrten und alle Mittel der Belehrung bei der Hand waren. Mir erschien dies jugendliche Leben so ganz anders als das meinige! Ich hatte keine Vorstellung eines solchen höheren Daseins gehabt und ward nun erst inne, wieviel mir fehlte, welch eine edle Form das Familienleben, wie der Unterricht, gewinnen könne. Es war ein Blitzstrahl, der in eine dunkle Nacht fiel, aber sein Schein blendete nicht, er erleuchtete, und hat mein ganzes Leben durchleuchtet. Ich konnte mich gar nicht von dem Buche trennen, und ehe ich es ausgelesen hatte, jammerte ich schon, daß ich das Ende erreichen würde. Es kam und es war mir, als sollte ich nun von allen den mir lieb gewordenen Personen und Gestalten scheiden. Das konnte ich nicht über das Herz bringen; ich fing sofort von vorn an. Der Reiz des Neuen war zwar dahin, aber nicht die Freude an all dem Schönen und Guten, und diese ist mehr wert als der flüchtige Reiz der Neuheit. Erfreuen wir uns doch am Dufte der Rose in jedem wiederkehrenden Jahre. Elfmal habe ich so das Buch hintereinander durchgelesen, ohne eine Silbe zu überspringen, und ich

konnte es beinahe auswendig. Nicht ich hatte mich der darin enthaltenen Lebensregeln und Maximen, sondern sie hatten sich meiner bemächtigt; alle Erklärungen waren mir geläufig, alle Szenen gegenwärtig; ich hatte aus jedem Worte Saft gesogen. Außer der Bibel hatte kein Buch auf mich so mächtig gewirkt, keines mich so wesentlich gefördert und meinen Ideenkreis erweitert. *Karl Friedrich von Klöden, Jugenderinnerungen.

Allerlei künstlerische Begabungen

Angeborene Kraft und Eigenheit bestimmen mehr als alles übrige des Menschen Schicksal. Goethe.

Als er dann anfing, sich auch gern auf Straßen und Plätzen herumzutreiben, da brauchte man, wenn man ihn suchte, nur zu bedenken, wo Musik oder ähnliches zu hören sein könnte, und man fand ihn vor der Kaserne unter dem Saal, wo die Kapelle probte, oder vor einer Schule, in der gesungen wurde, in einer Kirche, wo die Orgel zu einer Trauung spielte, oder am Theater — er kannte bald alle Gelegenheiten, etwas zu hören.

Zur Parade auf dem Schloßplatz stellte er sich regelmäßig ein; aber hier lernte er auch Vorsicht im Genuß. Gleich bei einem der ersten Male, als er entweder aus Scheu oder in unbewußtem Distanzhalten entfernt von der Kapelle unter den Bäumen stehen blieb, schob sich ein anderer Bub, der ihn erst ein paarmal zögernd, doch absichtsvoll betrachtet hatte, nach und nach zu ihm hin und sagte plötzlich:

„Du! weißt was? — Komm, wir halten auch!" Dabei zeigte er mit dem langen Kinn, denn die Hände steckten fest in den Hosentaschen, auf den Kreis der Militärmusiker, in dem einige Knaben standen und Notenblätter hielten. Heiner musterte den andern vom Kopf bis zu den Füßen, und, da diese in schönen Glanzlederrohrstiefeln standen und seine Stimme seltsam tief war, widerstand er nicht und fragte:

„Ja — darf man?"

„Ha ja darf man! Die dort tun's ja auch."

„Das sind halt Soldatenbuben; die dürfen."

„Sind keine Soldatenbuben! Schau: Der mit dem Struwelkopf und dem blauen Gummistrumpfbändel — und dem Loch im Strumpf, siehst ihn? Der gehört dem Kaufmann Klein drin im Zirkel; die haben den Spezereiladen, den großen; wir kaufen aber nichts dort: sie sind nicht riell. Also! — Komm!"

Heiner war noch nicht überzeugt und sagte: „Ha, geh doch allein! Ich steh gut da.“

„Ich mag nicht allein; mach, komm doch mit! Ich sag dir dann auch was; gelt? was Arges! Komm!“

„Was denn?“

„Ja — Du wärst gescheut! Das sag ich dir nachher. Meinst: was Arges! grad von dem dort mit seinem lotterigen blauen Strumpfbändel; aber darfst's nicht weitersagen! Komm jetzt! sie fangen sonst wieder an.“

Nun sträubte sich Heiner nicht mehr, sie liefen hin, traten schüchtern in den Kreis der Musiker und bekamen jeder ein Notenblatt mit gestreckten Armen emporzuhalten. Nicht lange, so klopfte der Kapellmeister mit dem Taktstöcklein auf einen Uniformknopf, und es ward still: Heiner horchte in freudiger Aufregung; als nun aber alle Instrumente auf einen Schlag mit einem schmetternden Marsch losbrachen, da zuckte er wie von einem rohen Hiebe zusammen, ließ das Blatt fallen, hielt sich die Ohren zu, drängte sich zitternd aus dem Kreise hinaus, rannte und rannte und kam leichenblaß, am ganzen Leibe bebend zu Hause bei der Mutter an.

Und noch öfter mußte er frühzeitig fühlen, daß Wonne und Schmerz auf demselben Weg aus derselben Tiefe kommen. Einst nahm ihn der Vater mit auf den Bahnhof, um die Großmutter abzuholen; wartend gingen sie auf dem Bahnsteig hin und her: da stieß neben ihnen eine abfahrende Lokomotive den Pfiff aus, das Büblein taumelte und hing schweißbedeckt an der Hand des Vaters.

Diese ungewöhnliche Empfindlichkeit des Gehörs machte die Eltern zwar aufmerksam, erschien ihnen aber, zumal da sie sich nur bei ganz seltenen Zufällen so heftig äußerte, weder bedeutsam noch bedenklich: „So etwas verwächst sich,“ hieß es; „er ist halt ein zartes Kind, aber zarte Kinder werden oft uralt! Kaiser Wilhelm war auch so ein Sorgenkind.“

Auffallender war, daß Heiner, der sonst, wie gemeinhin gutartige Kinder, die man nicht mit überflüssigen Befehlen und Verboten plagt, den Wünschen und Weisungen der Eltern unbedingt gehorchte, oft alles vergaß, wenn ihn eine Musik lockte, sich weit verlief und an kein Heimgehen dachte. Eines Sommerabends kam er auch nicht zu seiner Zeit nach Hause, man wartete, man schickte bei allen Bekannten herum, durchsuchte die halbe Stadt und fand ihn nicht: endlich, als es schon Nacht war und der Vater immer noch die Straßen ablief, schellte es, und vor dem Haustor stand ein Bauer mit dem schlafenden Buben auf dem Arme. Um Feierabendzeit war er einigen Burschen gefolgt, deren einer den rüstigen Heimweg aufs Dorf mit den Klängen der Mundharmonika begleitete; im Schritt zogen sie aus der Stadt hinaus und die breite Waldstraße dahin, Heiner hintennach. Es war still und feierlich, die Wipfel glühten in der Abendsonne, die sich, wo sie eine Lücke fand, auch tiefer, wie auf verbotenen Wegen in das Geheimnis des Waldes einschlich, die hohen, dünnen, flüsternden Orgeltöne der Mundharmonika klangen so

heimlich und aufreizend, süß und wehmütig, die Stimmen der Vögel, die klar und hell einfielen, sangen befremdend wie aus einer fernen andern Welt herein und riefen verloren hintennach, Heiner folgte, so schnell ihn die kleinen Füße trugen, mußte wohl stille halten vor Schluchzen und Seligkeit, hörte das Spiel leiser und ferner ziehen und rannte wieder, um es nicht zu verlieren. Aber der Atem versagte ihm, er blieb weiter und weiter zurück, die Burschen marschierten unaufhaltsam fort dem goldenen Tor entgegen, das vorn aus dem Wald ins freie Land führte, und er kam nicht weiter. Auf der Straße legte er sich nieder und sah die Burschen kleiner und kleiner werden und lauschte auf die verschwimmenden, zitternden Klänge, sah die schwarzen Gestalten hinaustreten in den vollen, goldenen Abendschein der Felder und hörte nun plötzlich nichts mehr, wiewohl er die Augen schloß und den Atem hielt — nichts mehr, und dann das Surren der Telegraphenstange drüben und ein paar Drosseln von fernen Bäumen herab. Er stand auf und schaute die Straße entlang nach dem goldlichtdurchflossenen Bogentor des Waldes, wo seine Wonne verschwunden war — kehrte sich endlich um, und der Gedanke an die Heimkehr überfiel ihn; aber er taumelte. Da dachte er, sich ein wenig auszuruhen und Atem zu schöpfen, und setzte sich an den Fuß der Telegraphenstange. Bald hörte er nicht mehr seinen hastigen Herzschlag, noch das bebende Ziehen seines Atems, noch das an- und abschwellende Summen und Singen in der Stange, sondern wieder den hurtigen Takt des Harmonikaspielers, die schwirrenden, klagenden Töne der ruhelosen Weisen und schlief in Entzückung ein.

Dann wurde er geschüttelt und wieder geschüttelt und begriff nicht, wer ihn da im dunkeln Wald auf dem Arm habe und immer wieder frage: „Büble, wie heißt? Wem gehörst," gab schlaftrunken Antwort und schlief an der Schulter des Bauern, der ihn heimtrug, sofort wieder ein.

* * *

Obschon ihn sein ehrgeiziger Vater frühzeitig in die Schule getan hatte, kam er doch ohne Mühe gut vorwärts und erledigte seine Aufgaben als etwas Selbstverständliches, ohne dazu angehalten werden zu müssen. Was ihn in der Schule aber wirklich fesselte und reizte, das war die Geige, auf der der Lehrer den Gesang begleitete; sie war seine Freundin, für sein Leben gern hätte er sie einmal nur berührt und gestreichelt; aber sie hing hoch am Türpfosten. Zu ihr wandte sich sein Auge, sobald er von Buch und Tafel auffsah, manchmal lauschte er gespannt, ob sie nicht tönte, und wollte nicht begreifen, wie sie fast den ganzen Tag still und stumm dahängen konnte. Daß zu Hause in dem schwarzen Särglein unter Vaters Bett eine Geige begraben sei, wußte er längst; da der Vater aber, als der Knabe zum erstenmal danach fragte, kurz verweigert hatte, sie ihm zu zeigen, so hatte er nie mehr davon zu sprechen gewagt und sie fast vergessen: nun, seit er täglich des Lehrers Geige hörte und sehnsüchtig beobachtete, trieb ihn die Neugier

oft in der Eltern Schlafzimmer. Er kroch unter das niedrige Bett, legte die heiße Wange an das kühle, schwarze Holz und horchte erwartungsvoll, ob es drin nicht tönen wollte, klopfte zaghaft mit dem Zeigefinger an, um das Geheimnis aufzuwecken, und wagte schließlich auch, aber nur ganz sachte, daran zu rütteln: da gab es drin ein summendes Surren, hastig drückte er wieder das Ohr an das Holz und lauschte freudig. Immer kam nur dieses selbige schwache Dröhnen, und wenn es ihn auch beglückte, überhaupt eine Antwort hervorlocken zu können, so stimmte es ihn doch wehmütig und zu mitleidigem Träumen von der armen lebendig begrabenen Geige, die niemals in der Sonne glänzen und singen durfte.

* Emil Strauß, Freund Hein.

Bald darauf kam uns die Lust, Komödie zu spielen. Wie sie kam und wer sie anregte, weiß ich nicht. Wir Knaben waren äußerst selten ins Theater gekommen. Von meiner Seite war es das erstemal, noch als Kind, in eine italienische Oper mit meinen Eltern, denen ein ungarischer Graf, ein Klient meines Vaters, für den Abend seine Loge überlassen hatte. Ich erinnere mich nur, daß ich mich schrecklich langweilte und höchstens eine einzige Szene mich belustigte, wo die Leute in einer Laube Schokolade tranken und der Geck des Stückes, der mit dem Stuhle schaukelte, samt Tasse und Becher rücklings über zu Boden fiel. Darauf folgte ein Ballett, dessen Titel: „Die Hochzeit auf dem Lande", mir noch jetzt gegenwärtig ist. Da ging es etwas besser, und vor allem setzte mich in Erstaunen, daß in dem allgemeinen Tanze gegen den Schluß die Tänzer in eine auf halbe Theaterhöhe angebrachte fensterartige Öffnung mit einem Satze hineinsprangen. Sonst führte man uns Kinder höchstens an Namenstagen ins Leopoldstädter Theater, wo uns die Ritter- und Geisterstücke mit dem Käsperle Laroche schon besser unterhielten. Noch sehe ich aus den zwölf schlafenden Jungfrauen die Szene vor mir, wo Ritter Wilibald eine der Jungfrauen aus einer Feuersbrunst rettet. Das Gebäude war eine schmale Seitenkulisse, und die Flammen wurden durch herausgeblasenes Kolophoniumfeuer dargestellt; damals aber schien es mir von schauerlicher Naturwahrheit. Vor allem aber bewunderte ich die Verwandlung eines in schleppende Gewänder gehüllten Greises, mit einer Fackel in der Hand, in einen rot gekleideten Ritter, wobei mir als das Wunderbarste erschien, daß der rote Ritter auch eine Fackel in der Hand hielt, was eben die schwache Seite der Verwandlung war und von meinem damaligen Scharfsinn keine vorteilhafte Meinung gibt.

Außer diesen einzelnen Theaterabenden mochten zu unseren dramatischen Gelüsten auch die Erzählungen eines in unserem Hause lebenden verwaisten Neffen meines Vaters beigetragen haben, der in der Kanzlei als Schreiber verwendet wurde und der, um mehrere Jahre älter als wir, da er sich auf solche Art sein Brot selbst verdiente, einer ziemlich großen Freiheit genoß. Wie denn überhaupt mein Vater ein großer Freund von Verboten, aber nichts weniger als ein Freund von Beaufsichtigung war. Dieser Vetter, der nicht frei von einer gewissen Gecken-

haftigkeit war, mochte uns nun von seinen Theatergenüssen erzählt haben, ja durch ihn bekam ich vielleicht die ersten Komödienbücher in die Hand, von denen ich mich nur noch auf „Klara von Hoheneichen" von weiland Spieß erinnere. Mein Vater nahm scheinbar oder wirklich von unseren Kunstbestrebungen keine Notiz, ja ich erinnere mich nicht, daß er unsern Darstellungen auch nur ein einziges Mal einen Blick gegönnt hätte. Die Mutter wurde dadurch gewonnen, daß unser Klavierlehrer Gallus, der die Sache, wie jede Kinderei, mit Eifer auffaßte, sich bereit erklärte, unsere Produktionen mit Ouvertüre und Zwischenakten in freier Phantasie auszuschmücken. Diese seine Improvisationen, zu denen er, wenn die Handlung bedeutender wurde, sogar melodramatische Begleitungen fügte, verschaffte unsern Absurditäten sogar eine gewisse Zelebrität. Einige Musikfreunde nämlich, worunter ein uralter Baron Dubaine, ein vormozartischer Kunstfreund, die nie Gelegenheit hatten, Gallus spielen zu hören, fanden sich nämlich, ohne sein Vorwissen, im Nebenzimmer ein, wo sie durch die fingerweit offengelassene Türe sein Klavierspiel entzückt behorchten, ohne sich, wie natürlich, um unser Schauspiel, das sie nicht einmal sahen, auch nur im geringsten zu bekümmern.

Daß wir nur Ritterstücke aufführten, versteht sich von selbst, die Geister wurden durch das Mangelhafte unseres Apparats von selbst ausgeschlossen. Es ging nun an eine Verfertigung von hölzernen Schwertern, mit papierenen Scheiden. Zu den Wämsern und Kollern wurden abgelegte Kleider mit Puffen und farbigen Schnüren ausstaffiert. Ich war sogar so glücklich, die untere Hälfte eines alten Atlaskleides meiner Mutter als Mantel benutzen zu können. Meinem jüngsten Bruder fielen die Weiberrollen zu, und er stickte sich Gürtel und Armbänder und Halsgeschmeide aufs prächtigste mit eigner Hand. Der mittlere mußte halb mit Gewalt gepreßt werden, und er fügte sich in die Knappenrollen nur auf die Bedingung, daß ihm in seinen Kleidern die Ärmel und die Beinkleider auf halbem Schenkel abgeschnitten wurden, so daß er halbnackt einherging. Aber auch so war er kaum zum Auftreten zu bewegen, sondern warf sich auf sein Bett und mußte durch vereinte Kraft der ganzen Gesellschaft herabgezogen und auf die Szene gestoßen werden, wo er dann nur an den Gefechten teilnahm. Unser Vetter Albert Koll und ich teilten uns in die Heldenrollen, wo denn immer eine Nebenbuhlerschaft um die Person meines jüngsten Bruders zugrunde lag, der geraubt, befreit und in jeder Art auf dem Theater herumgeschleppt wurde. Da unser Personal doch gar zu klein war, so nahmen wir mit Vergnügen den Antrag unsers Orchesterdirektors Gallus an, seine kleine Tochter Marie in die Frauenzimmerrollen eintreten zu lassen. Das Mädchen war recht artig und für ihr Alter gescheit, hinkte aber zum Unglück beträchtlich, so daß wir ihr gegenüber unsern Mißhandlungen doch etwas Einhalt tun mußten. Das Amt des Theaterdichters fiel mir zu. Nicht als ob ich ein Wort niedergeschrieben oder den Gang der Handlung anders, als höchst allgemein, vorausbestimmt hätte. Wir improvisierten, eine Szene gab die andere, und das Stück ging aus, wie es konnte und mochte. Nur

der Ausgang der Kämpfe wurde festgesetzt, da niemand unterliegen wollte. Ein einziges Mal entschloß ich mich zum Schreiben, als ich Klara von Hoheneichen durch Hinweglassen von zwei Dritteilen des Stückes für unsere Bühne einrichtete, wo denn vor allem der Name des Ritters Adelungen geändert werden mußte, der mir durch seinen Gleichlaut mit dem verhaßten Adelung der Sprachlehre unerträglich prosaisch vorkam. Im Lauf eines einzigen Winters begannen und endeten unsere theatralischen Vorstellungen, wozu die nächste Veranlassung war, daß ein uns sehr entfernt verwandter, älterer Bursche unter dem Vorwand, Helme und Harnische von Pappe herbeizuschaffen, uns Geld aus unsern Sparbüchsen lockte; wo denn, als der Betrug herauskam, es sogar zu Auseinandersetzungen mit dem Vater des Schuldigen kam, und wir sowohl die Lust verloren, als unser Vater Einsprache tat.

* Franz Grillparzer, Selbstbiographie.

An einem Herbsttage war es, als sie, plötzlich fühlend, daß es sehr kalt auf der Treppe sei, sich entschloß, ein zweites Mal zu klingeln. Darauf erschien auch Zensi gleich und empfing sie mit unfreundlichen Worten. Aber schon während diese Rede unsanft auf sie herabfiel, hatten Ilses Augen etwas entdeckt, das sie mächtig anzog: durch die offene Tür sah sie einen Ofensetzer in einem der Zimmer beschäftigt, den feuchten, fetten Lehm zwischen die Kacheln zu streichen.

Eine Weile stand sie und sah mit glänzenden Augen zu, dann bückte sie sich nach der Mulde, griff mit beiden Händen in die weiche Masse und ein „Ah!" des Entzückens kam von ihren Lippen. Den Schulranzen auf dem Rücken, den Hut im Genick kniete sie am Boden und arbeitete mit den Händen in dem Lehm, die Locken waren ihr ganz über das Gesicht gefallen. Der Arbeiter sah ihr mit breitem Lächeln zu und fragte: „das g'fallt dir, geltens!" Sie warf die Haare mit einer Kopfbewegung zurück und sah ihn an; ermutigt von seinem freundlichen Gesicht fragte sie, ob sie etwas von dem „schönen Teig" nehmen dürfe. Er nickte, und sie faßte, was sie mit den beiden kleinen Händen halten konnte und schleppte es in ihr Zimmerchen. Zensi hatte nichts von allem gesehen, der Mann arbeitete weiter. Niemand sah nach dem Kinde, das mit seligem Gesicht in seinem Zimmer am Boden saß, zwischen den Knien den Waschkrug, dem sie mit eifrigem Bemühen eine große herausgeschlagene Ecke durch Lehm ersetzte. Als einmal dies gelungen war, nahm sie auch das Becken vor, das noch viel schadhafter war als der Krug.

Immer noch den Hut im Nacken, die Büchermappe auf dem Rücken, in vollem Schulanzug saß sie da und arbeitete sich die Wangen rot, die Augen glänzend — aber auch das Kleid schmutzig, die Arme naß und fleckig bis an die Ellbogen. Sie glaubte, nie etwas so Schönes in den Händen gehabt zu haben als diesen „Teig", der jedem Drucke nachgab, der so weich war und doch hielt, mit dem man machen konnte, was man wollte, und schon fragte sie sich, ob das vielleicht das tägliche Spielzeug der kleinen Engel im Himmel sei, als sie jähe aufgeschreckt wurde

aus ihrem Glück. Zensi stand vor ihr, sprachlos diesmal vor Empörung. Lächelnd hob Ilse ihr Gesicht empor, denn in ihrer seligen Freude konnte sie nicht gleich verstehen, daß hier ihre Feindin vor ihr stand. Aber es sollte ihr bald klar werden; durch das Lächeln des Kindes zur Wut gereizt, riß Zensi es am Arm in die Höhe, schleuderte es ins Zimmer und strafte es unbarmherzig. —

Ilse sagte kein Wort. —

Sie duckte sich in die Ecke zwischen ihrem Bett und dem eisernen Ofen und blieb dort am Boden sitzen. Erst als sie sah, daß Zensi ihr Werk zerstörte, indem sie den Lehm wieder aus Waschbecken und Krug herausbrach, liefen ihr die dicken Tränen über die Backen. Dann verschwand Zensi und Ilse blieb ihren Gedanken überlassen.

Die Zens war doch sehr bös — nun hatte das Waschgerät wieder lauter Ecken und Kanten, es war häßlich, und dann tat es auch weh, wenn man sich an die Ecken stieß. Das Kind seufzte tief auf.

Der Arm tat ihr sehr weh, an dem sie in die Höhe gezogen worden war. Immer war die Zens so häßlich. Immer wurde sie geschlagen. Andere Kinder hatten eine Mutter, die bekamen keine Schläge. Ein Vater nutzte ja nichts, ein Vater arbeitet den ganzen Tag und weiß nichts. Aber eine Mutter! Die ist den ganzen Tag bei ihrem Kind. Ja, wenn Mutterchen noch lebte! Aber Mutterchen war fortgegangen zum lieben Gott, und Ilse war allein. Aber einmal würde sie auch nicht mehr allein sein, wenn sie groß war, würde sie ein kleines Kind haben und dann sollte Zens sehen, dann wollte sie es der Zens schon zeigen: nie durfte die Zens ihr kleines Kind anrühren, nie, nicht ein einziges Mal durfte sie es auf den Arm nehmen, wenn sie auch noch so sehr bat, niemals würde sie das erlauben. Alles mußte dann Zens für das Kind tun, alles, was sie verlangen würde, aber sie durfte es nicht streicheln. Sie müßte ihre Sachen waschen, daß sie immer rein waren, und alles flicken und gute Sachen kochen — ja, sehr gute Sachen würde ihr Kind zu essen bekommen.

Plötzlich merkte Ilse, daß sie selbst Hunger hatte, aber heute würde sie vielleicht nichts zu essen bekommen, der Vater kam nicht zu Tisch, das wußte das Kind, da würde ihr Zensi wohl nichts geben, weil sie so bös war heute.

Nun ja! — aber ihr Kind, das würde mal keinen Hunger haben müssen — nein! — das sollte man sehen! — Sie wollte alles, alles wieder gut machen an ihrem Kind. Das würde doch zu wunderschön sein, wenn das Kind aus der Schule kam und sie schon unten an der Haustür stand, und Zens mußte gleich die Tür aufmachen, und dann kam sie mit dem Kinde und küßte es und herzte es, und ihr Kind war sehr froh und hatte es ganz schrecklich gut — gerade umgekehrt würde alles sein, und das war doch wirklich zu schön! —

Und Ilse — vergaß ihren Hunger und ihren Kummer und träumte mit verklärten Augen vor sich hin, während an ihren Händen und Armen der Lehm trocknete und in kleinen Kruststücken abzubröckeln begann. Von Zeit wußte Ilse nichts, sie hatte auch vergessen, wo sie saß, und

warum, als Zensi mit einem Eimer eintrat und ihr nun erst wieder klar wurde, was vorgegangen war. Zens machte sich daran, die Spuren von Ilses Untat wieder zu entfernen; jetzt brach sie auch das Schweigen, und eine Flut von Vorwürfen und häßlichen Worten stürzte über das kleine Mädchen her, das mit erschreckten Augen der Arbeit zusah, die es verursacht, nun erst begreifend, daß sie wirklich etwas Unrechtes getan hatte. Sie stand auf und fragte mit kläglicher Stimme, ob sie etwas helfen könne, aber nur ein Blick streifte sie, und sie erhielt die Versicherung, daß sie selbst nachher in den Eimer gestellt und mit der Scheuerbürste abgerieben werde. — — — — — — — — — —

Eines Tages fand er in seinem Winkel, in dem Ilse immer während ihrer Pausen gesessen hatte, mehrere kleine Figürchen aus Wachs. Er besah sich die Dinger und erkannte darunter eine Nachbildung von Zensis Erscheinung, bei der ungewiß blieb, ob sie aus kindlicher Unbeholfenheit oder aus Absicht zu dieser überaus komisch wirkenden Karikatur geworden. Die anderen Figuren stellten meist Kinder vor. Bleiders hatte Freude an den Sachen, sein geübtes Auge entdeckte sofort das Künstlerische, was diesen kindlich ungeschickten Figuren anhaftete. Er nahm sie mit nach Hause und legte sie unauffällig auf einen kleinen Tisch im Eßzimmer. Ilse wurde sehr rot, als sie sie sah und wollte hastig danach greifen, ließ aber die Hand verwirrt wieder sinken.

„Du kannst sie nehmen, wenn du sie gemacht hast," sagte Bleiders, und Ilse nahm sie selig lächelnd und wollte damit fortschlüpfen. „Was willst du denn damit tun?" fragte er schnell. — „Wieder neue daraus machen," stammelte sie. — „Nein, das sollst du nicht." — „Ich habe ja aber kein Wachs weiter," sagte sie betrübt.

„Woher hattest du denn dieses?"

„Das hatte ich in dem Winkel gefunden," gestand sie schüchtern.

Nun rief er sie ganz zurück und versprach ihr neues Wachs, wenn sie ihm diese Figuren geben wolle und ihm manchmal zeigen, was sie neues gemacht. Das Kind sah ihn zweifelnd an, als könne es dieses Glück nicht begreifen, dann zog sich ein Schatten über das Gesicht, ein tiefer Seufzer hob die kleine Brust und sie sagte leise: „Zensi wird es ja doch nicht erlauben."

Diese Worte trafen sein Gewissen.

Er nahm die Figur des kleinen Weibchens aus ihrer Hand und fragte: „Wer ist denn das?"

„Das ist die Hexe aus dem Pfefferkuchenhäuschen."

„Das ist ja Zens," sagte er.

Das Kind sah ihn verblüfft an. „Zens, nein, das ist die Hexe," beharrte es.

„Ist das wirklich nicht Zens?"

„Wirklich nicht!" Ilse sah zu ihm auf mit großen, offenen Augen. Er mußte sich überzeugen, daß sie gar keine Ahnung hatte von der Ähnlichkeit, die zwischen Zens und ihrer alten Hexe bestand, aber um so schwerwiegender war die Sache.

Wie konnte er sein Kind allein lassen mit einer Person, deren Gesichtszüge das Kind in seiner Phantasie unbewußt dieser unmenschlichen Märchengestalt verlieh? * Emmy v. Egidy, Ilse Bleiders.

Und es dauerte gar nicht so lange, da hatte Meister Daniel zu der Rose auch schon die Rosenknospe unter seinem Dach, und das war ein kleiner Bube, der immer größer wurde und aus dem allmählich ein ganz verteufelter Junge aufstand. Noch hatte er seinen sechsten Geburtstag nicht gefeiert, als Fritz Basch schon in der ganzen Straße bekannt war; so gern seine Mutter ihn hochdeutsch aufziehen wollte, am liebsten sprach er doch plattdeutsch, vorzüglich mit den Tieren, die er alle in ihren schönen alten Versen anzusingen wußte. Fand er im Sommer eine von den hübschen bunten Gartenschnecken, so guckte er sie mit seinen großen braunen Augen an und sang:

„Tinkeltut,
Komm herut,
Stäk din Fi-fat-Hörens ut!"

Streckte der Schneck dann aber seine zarten Fühler ihm entgegen, so tippte er mit seinem kleinen Finger darauf und rief: „Låt di nich narren, Dummbart; bliev to Huus!" und warf das Tierchen in den Zaun. Flog dann ein gelber Zitronenfalter oder gar ein Pfauenauge durch den Garten, dann flog er hinterdrein:

„Sommervagel sett di!
Näes und Ohren blött di!"

und je länger er hinter dem Schmetterling laufen mußte, desto lauter und zorniger wurde sein Gesang; schrie er seinen Sommervagelspruch gar zu arg, dann flog auch wohl die Mutter in den Garten: „Fritze, um Gottes willen, was gibt es denn?" Dann ließ er die Ärmchen hängen und sah halb verschämt, halb schelmisch zu ihr auf: „De Dummbart, wull sick ock nich eenmal setten!" und dabei wies er auf den Schmetterling, der eben nach dem Nachbargarten hinübergaukelte. Die Mutter faßte ihrem Jungen lachend in seinen braunen Haarpull und küßte ihn ab; dann lief sie mit ihm nach dem Weidenzaun unten im Garten und schnitt mit dem Küchenmesser, das sie beim Herauslaufen in der Hand behalten hatte, ein paar frische Zweige ab: „Da hast du ein ander Spielwerk! Nun mach' dir eine Wiechelflöte!" Sie putzte und kerbte ihm noch das Weidenstöcklein, und nun saß Fritz wieder lustig auf der Bank unter dem großen Birnbaum, klopfte wacker mit dem Messerstiel darauf, damit er das innere weiße Stöcklein aus der Rinde ziehen könne, und sang:

„Fabian, Sebastian!
Låt de Saft ut Holt 'rut gån!"

und das so lange, bis die Flöte fertig war.

Aber er machte auch selber Verse: eines Sonntag-Nachmittags kam die alte Jungfer Basch aus ihrem Stifte zum Kaffee auf Besuch, und

auf ihrem grauen Scheitel saß eine schimmernd weiße Haube mit rosa Taffetbändern. Die stach dem Jungen so in die Augen, daß er nur immer auf die Haube guckte. „Sag' Tante Salome doch guten Tag!" ermahnte ihn Frau Line. „Tag, Tante!" sagte er und sah immer nur nach der weißen Haube mit den roten Bändern; auch als er danach auf einem Schemel in der Ecke saß, während Vater und Mutter sich mit der Schwester am Kaffeetisch vergnügten. Bald aber fing er an zu murmeln, und seine lustigen Augen lachten wie über einen Schelmstreich. „Wat hett de Jung?" sagte die Alte, die auch gern plattdeutsch sprach.

„Was hast du, mein Junge?" übersetzte Frau Line, indem sie sich zu ihm wandte.

„Dörf ick nich segg'n;" erwiderte Fritz.

„Warum nich, min Kind?" sagte die Tante, „ick gäv di Verlöv."

Da sah der Junge die Alte ganz spitzbübisch lustig an und sagte:

„Ros' in Snee! Ros' in Snee!
Dat is Tante Salome!"

„Sieh so!" rief Meister Daniel, „nu hest du't!"

Die gute Alte aber drohte dem Jungen halb ärgerlich mit dem Finger: „Is awer doch 'n näskloken Slüngel, jüm Fritz!" sagte sie dann und tauchte ihre Nase in die Kaffeetasse.

Theodor Storm, Bötjer Basch.

Mir gegenüber saß der Zeichenlehrer und nahm die letzten Verbesserungen an einer Bleistiftzeichnung, die einen Türkenkopf mit Turban darstellte, vor. Wolodja stand mit gerecktem Halse hinter dem Lehrer und sah ihm über die Schulter. Dieser Kopf war Wolodjas erste Arbeit mit Bleistift und sollte der Großmutter zum Namenstage überreicht werden.

„Aber werden Sie diese Stelle nicht noch etwas dunkler machen?" sagte Wolodja zum Lehrer, indem er sich auf die Zehen stellte und auf den Hals des Türken zeigte.

„Nein, das ist unnötig," sagte der Lehrer, die Stifte und die Reißfeder in das Pennal legend, „so ist's gut, und lassen Sie's nur jetzt in Frieden. Nun, aber Sie, Nikolenka," setzte er hinzu, indem er sich erhob und fortfuhr den Türken von der Seite anzusehen. „Entdecken Sie uns doch endlich Ihr Geheimnis; was werden Sie der Großmutter schenken? Ein Kopf wäre eigentlich doch das Beste. Auf Wiedersehen," sagte er, nahm seinen Hut, die Stundenmarke und entfernte sich.

In jenem Augenblicke dachte ich auch, ein Kopf würde besser sein, als das, womit ich mich abquälte. Als man uns mitteilte, daß Großmutters Namenstag nahe sei, und daß wir zu diesem Tage Geschenke vorbereiten müßten, kam es mir in den Sinn, ihr zu dieser Gelegenheit Verse zu machen, und ich legte mir sogleich zwei Reime zurecht und hoffte, auch die übrigen würden mir so leicht gelingen. Ich habe keine Ahnung mehr, wie ich auf diesen für ein Kind sonderbaren Gedanken kam, aber

ich entsinne mich, daß er mir sehr gefiel und daß ich auf alle bezüglichen Fragen antwortete, daß ich der Großmutter bestimmt ein Geschenk darbringen, aber keinem sagen werde, worin dasselbe bestehe.

Ganz gegen meine Erwartung stellte es sich heraus, daß ich außer den im ersten Feuer ersonnenen Versen trotz aller Anstrengungen — nichts weiter zustande bringen konnte. Ich blätterte unsere Gedichtbücher durch; aber weder Dmitrijew noch Dershawin konnten helfen; im Gegenteil, dieselben überzeugten mich noch mehr von meiner Unfähigkeit. Da ich wußte, daß Karl Iwanowitsch sich gerne Gedichte aufschrieb, machte ich mich ganz sachte an seine Papiere und fand unter deutschen Gedichten ein russisches,. das wohl seiner eignen Feder entstammte:

Fräulein L. . . . . Petrowskoje, 1828, 3. Juni.

Denke in Nähe
Und in Ferne,
Vergiß es nimmer,
Denke immer,
Nun und immerdar,
Daß ich minne treu und wahr.
Denke noch bis an mein Grab
Wie treu ich dich geliebet hab'. Karl Mauer.

Dieses Gedicht, welches mit schöner, zierlicher Schrift auf feines Postpapier geschrieben war, gefiel mir sehr — wohl wegen des darin sich äußernden rührenden Gefühls. Ich lernte es sofort auswendig und beschloß, es mir zum Muster zu nehmen. So ging es viel leichter. Am Namenstage war ein Glückwunsch von zwölf Versen fertig, und am Tische sitzend, schrieb ich denselben auf Velinpapier um.

Schon zwei Bogen Papier waren verdorben . . . nicht etwa, weil ich etwas ändern wollte — die Verse schienen mir vortrefflich zu sein — aber von der dritten Linie an gingen die Zeilen allmählich immer mehr nach oben, so daß man sogar von weitem sah, daß das schief war und gar nichts taugte.

Auch der dritte Bogen war schief wie die früheren; aber ich beschloß, nicht nochmals umzuschreiben. In meinem Gedichte beglückwünschte ich meine Großmutter, wünschte ihr ein langes und gesundes Leben und schloß so:

Ja, immer wollen wir nach Kräften dich erfreu'n
Und unsre Liebe dir wie der eignen Mutter weih'n.

Es war gar nicht so übel, glaube ich, aber die letzte Zeile beleidigte eigentümlich meine Ohren.

„Unsere Liebe dir, wie unserer Mutter weihn," wiederholte ich vor mich hin. — Finde ich kein anderes Wort für Mutter. Ich sann hin und her . . . es war wirklich schwer . . . Ach, das geht auch! immer besser als Karl Iwanowitschs Reime. Und ich schrieb die letzte Zeile nieder. Dann las ich mir im Schlafzimmer mein Werk laut vor, und zwar mit Ausdruck und Gesten. Mit dem Versmaße holperte es be-

denklich bei einigen Versen, aber ich hielt mich nicht dabei auf; die letzte Zeile nur war mir sehr unangenehm und machte mich immer bedenklicher. Ich setzte mich aufs Bett und hing meinen Gedanken nach . . .

Warum habe ich geschrieben: wie die eigne Mutter? Sie ist doch nicht hier; zwar liebe ich Großmama und ehre sie, aber sie ist doch nicht das . . . warum habe ich das geschrieben, warum habe ich gelogen? Freilich sind das bloß Verse, aber es war dennoch nicht nötig.

In diesem Augenblicke trat der Schneider herein und brachte das neue Jackett.

„Nun, mag's so bleiben!" sagte ich höchst ungeduldig, warf die Verse ärgerlich unter mein Kopfkissen und lief, um den Moskauer Rock anzuprobieren. * Leo Tolstoi, Lebensstufen.

Ich war als Kind sehr schüchtern. In der Kleinkinderschule, die ich in Bern besuchte, war kein Wort aus mir herauszubringen. Ich zeichnete damals schon viel. Eine Bilderbibel, die wir daheim hatten, muß mich sehr angeregt haben. Einmal zeichnete ich aus der Erinnerung Adam und Eva im Paradies auf die Schiefertafel. Die Lehrerin sah das, nahm mir die Tafel weg und legte sie auf den hohen, weißen Kachelofen. Wenn dann ein Besuch kam, ein Kollege oder eine Kollegin oder der Herr Pfarrer, dann wurde die Tafel vorgezeigt und ich wurde gelobt. Alle Kinder drehten sich um und gafften mich an (ich saß ganz hinten). Mir war die Situation immer sehr peinlich, so daß ich lieber unter den Tisch gekrochen wäre. Da war ich etwa fünf Jahre alt. In der Volksschule, in die ich später kam, hatte ich infolge meiner Schüchternheit und Stummheit lange einen der letzten Plätze inne. Erst im Laufe des zweiten Schuljahres muß ich etwas aufgewacht sein und ich rückte vor. Mein liebstes Fach war das Zeichnen, dann kam der Aufsatz, dann die Geographie und Geschichte. . . . . .
. . . . . Dieser Lehrer liebte auch das Zeichnen und förderte mich darin, soviel es in seinen Kräften stand: nach Vorlagen zeichnen; weiter ging man damals noch nicht in den Volksschulen. Später, mit zwölf Jahren, kam ich in die Sekundarschule (soviel wie Realschule). Da wurden alle Fächer gründlicher durchgenommen, und es kamen Französisch, Geometrie, Algebra und Naturkunde dazu. Alles lernte ich aus Pflichtgefühl, so gut es ging. Wirkliche Liebe bezüglich der neuen Fächer hatte ich nur zur Naturkunde. Das Jahr, in dem die Botanik dran kam, war für mich eines der schönsten. Das Zeichnen blieb aber das Lieblingsfach. Die Lehrer schätzten mich darin besonders, auch die Mitschüler. Ein Lehrer sagte einmal zu mir, ich müsse unbedingt einen Beruf nach dieser Richtung wählen. Das wirkte auf mich wie ein zündender Funke. Aber von meinen Angehörigen verstand niemand etwas von Kunst und den Wegen dazu.
. . . . . Der Großvater verstand gewisse Freiheitsbedürfnisse der Jugend nicht und erblickte alles Heil und Erziehung in der Arbeit. Solange ich ein Kind war, sah er meine künstlerische Betätigung gern. Er war sogar stolz darauf. Er hatte selbst ein solches Talent und zeichnete mir hier

und da etwas vor, z. B. ein Pferd, auf dem ein Reiter saß und hinter ihm ein Eichhörnchen. Oder einen Jäger und einen Fuchs oder Hasen; oder einen Vogel mit einem Zug, ohne abzusetzen, alles immer mit flottem Strich hingesetzt. Später konnte er es nicht mehr leiden, wenn ich zeichnete, und machte mir böse Szenen deshalb. Ich solle lesen, schreiben und rechnen, meinte er, nicht solche dumme Figürchen machen, die mich mein Lebtag nichts nützen. Es war gut gemeint. Was wußte er von der Kunst als Beruf! *Ernst Kreidolf in: Alfred Graf, Schülerjahre.

Aber das, was am meisten mich von jeher ansprach, war eben die Kunst; von früh auf betrachtete ich den Wandkalender, die alten Holzschnitte mit großer Freude, schnitt sie aus und klebte sie auf; aber mit der allergrößten Freude und mit Erstaunen betrachtete ich die Kalenderkupferchen von Chodowiecki; die Wahrheit und das Leben darin sprachen mich gewaltig an. Lebendige Gruppen zeichnete ich daraus ab, unsere ganze Bibliothek stöberte ich durch, um die Kupfer oder Holzschnitte aufzusuchen. Unsere Familienbilder in der Mutter Stube, meist Ahnherren in geistlicher Tracht, mit ihren Frauen, in Seidenstoff und eine Grasnelke in der Hand, konnte ich nie aufhören zu bewundern, wovon auch einige, besonders der Urgroßvater, sehr gut gemalt waren. Aus Blumen wurden Farben gekocht, Lacretius (Süßwurzel) und Kaffee zu Braun, Asche zu Grau, Kreide zu Weiß gebraucht; aus der Apotheke wurde Gummigutti und Grünspan, Zinnober und allerlei Farben angeschafft. Zum Geburtstag gab's dann einen Nürnberger Muschelfarbenkasten; da wurden nun Landschaften, Höfe, Blumen, Schmetterlinge, Käfer und Gott weiß was all gemalt. Damals wär es freilich schon Zeit gewesen, mich in die Kunst einzuführen, mir guten Unterricht zu geben und gute Sachen vorzulegen; aber in einem Landstädtchen, wo niemand etwas von Kunst verstand, wo nur der Weißbinder den Leuten ein paar Tulipanen über die Haustüre malte, die schon bewundert wurden, was war da zu lernen!

*Ludwig Emil Grimm, Erinnerungen aus meinem Leben.[1])

[1]) L. E. Grimm, Maler und Radierer, Bruder von Jakob u. Wilhelm Grimm.



Vierter Abschnitt

Andacht und Ehrfurcht

Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt.
Goethe.



Kindliche Gottesbegriffe

> Das Kind, das an der Seite seiner Mutter die ersten Keime seiner Neigungen, seiner Ahndungen und Kräfte entfaltet, dieses Kind, das sie täglich einen Vater im Himmel anbeten sieht, der ewig kein Menschenkind verläßt, das an ihm hanget und seine Liebe sucht; dieses Kind, das seine Mutter täglich um des Vaters im Himmel willen die Menschen lieben, ihnen dienen, sich ihnen aufopfern und in dieser Geduld, in dieser Liebe und Aufopferung ihr einziges Glück suchen und finden sieht — dieses Kind wird durch das Interesse seiner eigenen Natur gedrungen, neben seiner betenden Mutter auf die Knie zu fallen und diesen Vater seines Vaters und seiner Mutter mit ihr anzubeten.
>
> Pestalozzi.

Durch ein außerordentliches Weltereignis wurde jedoch die Gemütsruhe des Knaben zum erstenmal im tieffsten erschüttert. Am ersten November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon, und verbreitete über die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird ungewarnt von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Türme darüber her, der königliche Palast zum Teil wird vom Meere verschlungen, die geborstene Erde scheint Flammen zu speien: denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtausend Menschen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen miteinander zugrunde, und der glücklichste darunter ist der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Besinnung über das Unglück mehr gestattet ist. Die Flammen wüten fort, und mit ihnen wütet eine Schar sonst verborgner, oder durch dieses Ereignis in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen Übriggebliebenen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt; und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür.

Schneller als die Nachrichten hatten schon Andeutungen von diesem Vorfall sich durch große Landstrecken verbreitet; an vielen Orten waren schwächere Erschütterungen zu verspüren, an manchen Quellen, besonders den heilsamen, ein ungewöhnliches Innehalten zu bemerken gewesen: um desto größer war die Wirkung der Nachrichten selbst, welche erst im allgemeinen, dann aber mit schrecklichen Einzelheiten sich rasch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen. So vieles zusammen richtete die Aufmerksamkeit der Welt eine Zeitlang auf diesen Punkt, und die durch fremdes Unglück aufgeregten

Gemüter wurden durch Sorgen für sich selbst und die Ihrigen um so mehr geängstigt, als über die weitverbreitete Wirkung dieser Explosion von allen Orten und Enden immer mehrere und umständlichere Nachrichten einliefen. Ja vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet.

Der Knabe, der alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten.

Der folgende Sommer gab eine nähere Gelegenheit, den zornigen Gott, von dem das Alte Testament so viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen. Unversehens brach ein Hagelwetter herein und schlug die neuen Spiegelscheiben der gegen Abend gelegenen Hinterseite des Hauses unter Donner und Blitzen auf das gewaltsamste zusammen, beschädigte die neuen Möbel, verderbte einige schätzbare Bücher und sonst werte Dinge, und war für die Kinder um so fürchterlicher, als das ganz außer sich gesetzte Hausgesinde sie in einen dunklen Gang mit fortriß, und dort, auf den Knien liegend, durch schreckliches Geheul und Geschrei die erzürnte Gottheit zu versöhnen glaubte; indessen der Vater, ganz allein gefaßt, die Fensterflügel aufriß und aushob; wodurch er zwar manche Scheiben rettete, aber auch dem auf den Hagel folgenden Regenguß einen desto offnern Weg bereitete, so daß man sich, nach endlicher Erholung, auf den Vorsälen und Treppen von flutendem und rinnendem Wasser umgeben sah.

*Goethe, Aus meinem Leben.

Noch jetzt sind mir aus dieser Schulstube zwei Momente lebhaft gegenwärtig. Ich erinnere mich zunächst, daß ich dort von der Natur und dem Unsichtbaren, den der ahnende Mensch hinter ihr vermutet, den ersten furchtbaren Eindruck empfing. Das Kind hat eine Periode, und sie dauert ziemlich lange, wo es die ganze Welt von seinen Eltern, wenigstens von dem immer etwas geheimnisvoll im Hintergrund stehen bleibenden Vater, abhängig glaubt, und wo es sie ebensogut um schönes Wetter wie um ein Spielzeug bitten könnte. Diese Periode nimmt natürlich ein Ende, wenn es zu seinem Erstaunen die Erfahrung macht, daß Dinge geschehen, welche den Eltern so unwillkommen sind wie ihm selbst die Schläge, und mit ihr entweicht ein großer Teil des mystischen Zaubers, der das heilige Haupt der Erzeuger umfließt, ja, es beginnt erst, wenn sie vorüber ist, die eigentliche menschliche Selbständigkeit. Mir öffnete ein fürchterliches Gewitter, das mit einem Wolkenbruch und einem Schloßenfall verbunden war, die Augen über diesen Punkt. Es war ein schwüler Sommernachmittag, einer von denen, welche die Erde ausdörren und alle ihre Krea-

turen rösten. Wir Kinder saßen träge und gedrückt mit unseren Katechismen oder Fibeln auf den Bänken umher, Susanna selbst nickte schlaftrunken ein und ließ uns die Späße und Neckereien, durch die wir uns wach zu erhalten suchten, nachsichtig hingehen, nicht einmal die Fliegen summten, bis auf die ganz kleinen, die immer munter sind, als auf einmal der erste Donnerschlag erscholl und im wurmstichigen Gebälk des alten ausgewohnten Hauses schmetternd und krachend nachdröhnte. In desperatester Mischung, wie es eben nur bei Gewittern des Nordens vorkommt, folgte nun ein Schloßengeprassel, welches in weniger als einer Minute an der Windseite alle Fenster zertrümmerte, und gleich darauf, ja dazwischen, ein Regenguß, der eine neue Sündflut einzuleiten schien. Wir Kinder, erschreckt auffahrend, liefen schreiend und lärmend durcheinander; Susanna selbst verlor den Kopf, und ihrer Magd gelang es erst, die Läden zu schließen, als nichts mehr zu retten, sondern der bereits hereingebrochenen Überschwemmung zur Erhöhung des allgemeinen Entsetzens und zur Vermehrung der eingerissenen Verwirrung nur noch die ägyptische Finsternis beizugesellen war. In den Pausen zwischen dem einen Donnerschlag und dem anderen faßte Susanna sich zwar notdürftig wieder und suchte ihre Schützlinge, die sich, je nach ihrem Alter, entweder an ihre Schürze gehängt hatten oder für sich mit geschlossenen Augen in den Ecken kauerten, nach Kräften zu trösten und zu beschwichtigen; aber plötzlich zuckte wieder ein bläulich flammender Blitz durch die Ladenritzen, und die Rede erstarb ihr auf den Lippen, während die Magd, fast so ängstlich wie das jüngste Kind, heulend aufkreischte: Der liebe Gott ist bös! und wenn es wieder finster im Saal wurde, pädagogisch griesgrämlich hinzusetzte: Ihr taugt auch alle nichts! Dies Wort, aus so widerwärtigem Munde es auch kam, machte einen tiefen Eindruck auf mich, es nötigte mich, über mich selbst und über alles, was mich umgab, hinaufzublicken, und entzündete den religiösen Funken in mir. Aus der Schule ins väterliche Haus zurückgekehrt, fand ich auch dort den Greuel der Verwüstung vor; unser Birnbaum hatte nicht bloß seine jungen Früchte, sondern auch seinen ganzen Blätterschmuck verloren und stand kahl da wie im Winter; ja, ein sehr ergiebiger Pflaumenbaum, der nicht nur uns selbst, sondern noch obendrein den halben Ort und wenigstens unsere ziemlich weitläufige Gevatterschaft zu versorgen pflegte, war sogar um den reichsten seiner Äste gekommen und glich in seiner Verstümmelung einem Menschen mit gebrochenem Arm. War es nun schon für die Mutter ein leidiger Trost, daß unser Schrein jetzt auf acht Tage mit leckerer Kost versehen sei, so wollte er mir ganz und gar nicht eingehen, und kaum die reichlich umherliegenden Glasscherben, aus denen sich auf die leichteste Weise von der Welt durch Unterkleben mit feuchter Erde die trefflichsten Spiegel machen ließen, boten für die unwiederbringlichen Herbstfreuden einigen Ersatz. Jetzt aber begriff ich's auf einmal, warum mein Vater des Sonntags immer in die Kirche ging, und warum ich nie ein reines Hemd anziehen durfte, ohne dabei: das walte Gott! zu sagen; ich hatte den Herrn aller Herren kennen gelernt, seine zornigen Diener, Donner und Blitz,

Hagel und Sturm, hatten ihm die Pforten meines Herzens weit aufgetan, und in seiner vollen Majestät war er eingezogen. Es zeigte sich auch kurz darauf, was innerlich mit mir vorgegangen war, denn als der Wind eines Abends wieder mächtig in den Schornstein blies und der Regen stark aufs Dach klopfte, während ich zu Bett gebracht wurde, verwandelte sich das eingelernte Geplapper meiner Lippen plötzlich in ein wirkliches ängstliches Gebet, und damit war die geistige Nabelschnur, die mich bis dahin ausschließlich an die Eltern gebunden hatte, zerrissen, ja, es kam gar bald so weit, daß ich mich bei Gott über Vater und Mutter zu beklagen anfing, wenn ich ein Unrecht von ihnen erfahren zu haben glaubte. *Friedrich Hebbel, Meine Kindheit.

Auf diesem Dache stand ein schlankes, nadelspitzes Türmchen, in welchem eine kleine Glocke hing und auf dessen Spitze sich ein glänzender, goldener Hahn drehte. Wenn in der Dämmerung das Glöckchen läutete, so sprach meine Mutter von Gott und lehrte mich beten; ich fragte: Was ist Gott? ist es ein Mann? und sie antwortete: Nein, Gott ist ein Geist! Das Kirchendach versank nach und nach in grauen Schatten, das Licht klomm an dem Türmchen hinauf, bis es zuletzt nur noch auf dem goldenen Wetterhahne funkelte, und eines Abends fand ich mich plötzlich des bestimmten Glaubens, daß dieser Hahn Gott sei. Er spielte auch eine unbestimmte Rolle der Anwesenheit in den kleinen Kindergebeten, welche ich mit vielem Vergnügen herzusagen wußte. Als ich aber einst ein Bilderbuch bekam, in dem ein prächtig gefärbter Tiger ansehnlich dasitzend abgebildet war, ging meine Vorstellung von Gott allmählich auf diesen über, ohne daß ich jedoch, so wenig wie vom Hahne, je eine Meinung darüber äußerte. Es waren ganz innerliche Anschauungen, und nur wenn der Name Gottes genannt wurde, so schwebte mir erst der glänzende Vogel und nachher der schöne Tiger vor. Allmählich mischte sich zwar nicht ein klareres Bild, aber ein edlerer Begriff in meine Gedanken. Ich betete mein Unservater, dessen Einleitung und Abrundung mir das Einprägen leicht und das Wiederholen zu einer angenehmen Übung gemacht hatte, mit großer Meisterschaft und vielen Variationen, indem ich diesen oder jenen Teil doppelt und dreifach aussprach oder nach raschem und leisem Hersagen eines Satzes den folgenden langsam und laut betonte und dann rückwärts betete und mit den Anfangsworten Vater unser schloß. Aus diesem Gebete hatte sich eine Ahnung in mir niedergeschlagen, daß Gott ein Wesen sein müsse, mit welchem sich allenfalls ein vernünftiges Wort sprechen ließe, eher, als mit jenen Tiergestalten. — —

Im Verlaufe der ersten Schuljahre fand ich nun häufige Gelegenheit, meinen Verkehr mit Gott zu erweitern, da die kleinen Erlebnisse sich vermehrten. Ich hatte mich bald in den Weltlauf ergeben und tat, wie die andern Kinder, was ich nicht lassen konnte. Dadurch war ich abwechselnd zufrieden und geriet in Bedrängnis, wie es das Wohlverhalten oder die Vernachlässigung meiner Pflichten nebst allerhand kindischem Unfuge mit sich brachten. In jeder üblen Lage aber rief ich Gott an und

betete in meinem Innern in wenigen wohlgesetzten Worten, wenn die Krisis zu reifen begann, um eine günstige Entscheidung und um Rettung aus der Gefahr, und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich immer entweder das Unmögliche oder das Ungerechte verlangte. Oft war es der Fall, daß meine Sünden übersehen wurden; und alsdann ließ ich es nicht an herzlichen Dankgebeten aus dem Stegreife fehlen, welche um so vergnüglicher waren, als mir der Sinn für die Verdientheit der Strafe so lange verschlossen blieb, bis ich bewußte Fehler beging. So bestand der Stoff meiner Anrufungen aus der wunderlichsten Mischung; das eine Mal bat ich um die gelungene Probe eines schwierigen Rechenexempels, oder daß der Vorgesetzte für einen Tintenklex in meinem Hefte mit Blindheit geschlagen werde; das andere Mal, ein zweiter Josua, um Stillstand der Sonne, wenn ich mich zu verspäten drohte, oder auch um Erlangung eines fremden leckeren Backwerkes. Als die Jungfrau, welche ich die weiße Wolke nannte, einst für lange Zeit verreiste und eines Abends bei uns Abschied nahm, während ich schon in meinem Bettchen lag, jedoch alles hörte, bat ich meinen himmlischen Vater in sehnlichen Ausdrücken, er möchte bewirken, daß sie mich hinter meinen Vorhängen nicht vergesse und noch einmal tüchtig küsse. Ich schlief über der steten Wiederholung des gleichen kurzen Satzes endlich ein und weiß zur Stunde noch nicht, ob meine Bitte in Erfüllung gegangen ist.

Eines Tages wurde ich zur Strafe über die Mittagszeit in der Schule zurückbehalten und eingeschlossen, so daß ich erst auf den Abend zu essen bekam. Das war das erstemal, wo ich den Hunger kennen und zugleich die Ermahnungen meiner Mutter verstehen lernte, welche mir Gott vorzüglich als den Erhalter und Ernährer jeglicher Kreatur anpries und als den Schöpfer unseres schmackhaften Hausbrotes darstellte, der Bitte gemäß: Gib uns heut unser tägliches Brot! — —

Die Kinder haben mich von jeher geärgert, welche, wenn sie gefehlt haben oder sonst in Konflikt geraten, bei der leisesten Berührung oder schon bei deren Annäherung in ein abscheuliches Zetergeschrei ausbrechen, das einem die Ohren zerreißt, und wenn solche Kinder gerade ihres Geschreies wegen oft doppelte Schläge bekommen, so litt ich am entgegengesetzten Extrem und verschlimmerte meine Händel stets dadurch, daß ich nicht imstande war, eine einzige Träne zu vergießen, vor meinen Richtern. Als daher der Schulmeister sah, daß ich nur erstaunt nach meinem Kopfe langte, ohne zu weinen, fiel er noch einmal über mich her, um mir den vermeintlichen Trotz und die Verstocktheit gründlich auszutreiben. Ich litt nun wirklich; anstatt aber in ein Geheul auszubrechen, rief ich flehentlich in meiner Angst: „Sondern erlöse uns von dem Bösen!“ und hatte dabei Gott vor Augen, von dem man mir so oft gesagt, daß er dem Bedrängten ein hilfreicher Vater sei. Für den guten Lehrer aber war dies zu stark, der Fall war nun zum außerordentlichen Ereignisse gediehen, und er ließ mich daher stracks los, mit aufrichtiger Bekümmernis darüber nachdenkend, welche Behandlungsart hier angemessen sei. Wir wurden für den Vormittag entlassen, der Mann

führte mich selbst nach Hause. Erst dort brach ich heimlich in Tränen aus, indem ich abgewandt am Fenster stand und die ausgerissenen Haare aus der Stirn wischte, während ich anhörte, wie der Mann, der mir im Heiligtum unserer Stube doppelt fremd und feindlich erschien, eine ernsthafte Unterredung mit der Mutter führte und versichern wollte, daß ich schon durch irgendein böses Element verdorben sein müsse. Sie war nicht minder erstaunt, als wir beiden anderen, indem ich, wie sie sagte, ein durchaus stilles Kind wäre, welches bisher noch nie aus ihren Augen gekommen sei und keine groben Unarten gezeigt hätte. — —

An diesem verhängnisvollen Tage nun hatte der Hausmeister gerade während der Mittagszeit die fehlende Scheibe (im Zimmer des Lehrers) ersetzen lassen und ich schielte eben ängstlich nach derselben, als sie mit hellem Klirren zersprang und der umfangreiche Kopf meines Widersachers hindurchfuhr. Die erste Bewegung in mir war ein Aufjauchzen der herzlichsten Freude, und erst, als ich sah, daß er übel zugerichtet war und blutete, da wurde ich betreten, und es ward zum dritten Male klar in meiner Seele, und ich verstand die Worte: „Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!“ So hatte ich an diesem ersten Tage schon viel gelernt; zwar nicht, was der Pumpernickel sei, wohl aber, daß man in der Not einen Gott anrufen müsse, daß derselbe gerecht sei und uns zu gleicher Zeit lehre, keinen Haß und keine Rache in uns zu tragen. Aus dem Gebote, seinen Beleidigern zu vergeben, entsteht, wenn es befolgt wird, von selbst die Kraft, auch seine Feinde zu lieben; denn für die Mühe, welche uns jene Überwindung kostet, fordern wir einen Lohn, und dieser liegt zunächst und am natürlichsten in dem Wohlwollen, welches wir dem Feinde schenken, da er uns einmal nicht gleichgültig bleiben kann. Wohlwollen und Liebe können nicht gehegt werden, ohne den Träger selbst zu veredeln, und sie tun dies am glänzendsten, wenn sie dem gelten, was man einen Feind oder Widersacher nennt. Diese eigentümlichste Hauptlehre des Christentums fand eine große Empfänglichkeit in mir vor, da ich, leicht verletzt und aufgebracht, immer ebensoschnell bereit war, zu vergessen und zu vergeben, und es hat mich später, als mein Sinn sich der Offenbarungslehre zu verschließen anfing, lebhaft beschäftigt, zu ermitteln, inwiefern jenes Gesetz nur der Ausdruck eines schon in der Menschheit vorhandenen und erkannten Bedürfnisses sei, denn ich sah, daß es nur von einem bestimmten Teil der Menschen rein und uneigennützig befolgt wurde, von denjenigen nämlich, welche ihre natürlichen Gemütsanlagen dazu trieben.

Nun geschah es aber, daß in dem Maße, als ich ihn deutlicher erfaßte und sein Wesen mir unentbehrlicher und ersprießlicher wurde, mein Umgang mit Gott sich verschämt zu verschleiern begann, und als meine Gebete einen gewissen Sinn erhielten, mich eine wachsende Scheu beschlich, sie laut herzusagen. Meine Mutter war eines einfachen und nüchternen Gemütes und nichts weniger, als das, was man eine warm andächtige Frau nennt, sondern schlechthin gottesfürchtig. Ihr Gott war nicht der Befriediger und Erfüller einer Menge dunkler und drangvoller Herzens-

bedürfnisse, sondern klar und einfach der vorsorgende und erhaltende Vater, die Vorsehung. Ihr gewöhnliches Wort war: Wer Gott vergißt, den vergißt er auch; von der inbrünstigen Gottesliebe dagegen hörte ich sie nie reden. Desto eifriger aber hielt sie darauf; es wurde ihr in unserer Verlassenheit für die lange und dunkle Zukunft eine Hauptsache, daß Gott der Ernährer und Beschützer mir immer vor Augen sei, und sie legte mit andauernder Sorge den Grund zu einem lebendigen Gottvertrauen in mich.

Infolge dieses rührenden Bestrebens und auf das Zureden einer nichtsnutzigen Heuchlerin wollte sie eines Sonntags, als wir uns eben zu Tische gesetzt hatten, das Tischgebet einführen, welches bis dahin nicht üblich gewesen in unserm Hause, und sagte mir zu diesem Zwecke ein kleines altes Volksgebet vor, mit der Aufforderung, es jetzt und in Zukunft nachzubeten. Aber wie erstaunte sie, als ich nur die ersten Worte trocken hervorbrachte und dann plötzlich verstummte und nicht weiter konnte!

Das Essen dampfte auf dem Tische, es war ganz still in der Stube, die Mutter wartete, aber ich brachte keinen Laut hervor. Sie wiederholte ihr Verlangen, aber ohne Erfolg; ich blieb stumm und niedergeschlagen und sie ließ es für diesmal bewenden, da sie mein Benehmen für eine gewöhnliche Kinderlaune hielt. Am folgenden Tage wiederholte sich der Auftritt und sie wurde nun ernstlich bekümmert und sagte: „Warum willst du nicht beten? Schämst du dich?" Das war nun zwar der Fall, ich vermochte es aber nicht zu bejahen, weil, wenn ich es getan, es doch nicht wahr gewesen wäre in dem Sinne, wie sie es verstand. Der gedeckte Tisch kam mir vor wie ein Opfermahl, und das Händefalten nebst dem feierlichen Beten vor den duftenden Schüsseln wurde zu einer Zeremonie, welche mir alsobald unbesieglich widerstand. Es war nicht Scham vor der Welt, wie es der Priester zu nennen pflegt; denn wie sollte ich mich vor der einzigen Mutter schämen, vor welcher ich bei ihrer Milde nichts zu verbergen gewohnt war? Es war Scham vor mir selber; ich konnte mich selbst nicht sprechen hören und habe es auch nie mehr dazu gebracht, in der tiefsten Einsamkeit und Verborgenheit laut zu beten.

„Nun sollst du nicht essen, bis du gebetet hast!" sagte die Mutter, und ich stand auf und ging vom Tische weg in eine Ecke, wo ich in große Traurigkeit verfiel, die mit einigem Trotze vermischt war. Meine Mutter aber blieb sitzen und tat so, als ob sie essen würde, obgleich sie es nicht konnte, und es trat eine Art düstre Spannung zwischen uns ein, wie ich sie noch nie gefühlt hatte und die mir das Herz beklemmte. Sie ging schweigend ab und zu und räumte den Tisch ab; als jedoch die Stunde nahte, wo ich wieder zur Schule gehen sollte, brachte sie mein Essen, indem sie sich die Augen wischte, als ob ein Stäubchen darin wäre, wieder herein und sagte: „Da kannst du essen, du eigensinniges Kind!" worauf ich meinerseits unter einem Ausbruche von Schluchzen und Tränen mich hinsetzte und es mir tapfer schmecken ließ, sobald die heftige Bewegung

nachließ. Auf dem Wege zur Schule ließ ich es nicht an einem vergnügten Dankseufzer fehlen für die glückliche Befreiung und Versöhnung. — —

Ich kann nicht sagen, daß, nachdem Gott einmal die bestimmte und nüchterne Gestalt eines Ernährers und Aushelfers für mich gewonnen hatte, er mein Herz in jenem Alter mit zarteren Empfindungen oder tiefgehenden Gemütsfreuden erfüllte, zumal er aus dem glänzenden Gewande des Abendrotes sich verloren, um in viel späterer Zeit es wieder aufzunehmen. Wenn meine Mutter von Gott und den heiligen Dingen sprach, so fuhr sie fort, vorzüglich im Alten Testamente zu verweilen, bei der Geschichte der Kinder Israel in der Wüste, oder bei den Kornhändlern Josephs und seiner Brüder, bei der Witwe Ölkrug und dergleichen, oder ausnahmsweise bei der Speisung der fünftausend Männer im Neuen Testamente. Alle diese Ereignisse gefielen ihr ausnehmend wohl und sie trug mir dieselben mit warmer Beredsamkeit vor, während letztere mehr einem pflichtgemäß frommen Erzählen Raum gab, wenn das bewegte und blutige Drama von Christi Leidensgeschichte entwickelt wurde. So sehr ich daher den lieben Gott respektierte und in allen Fällen bedachte, so blieben mir doch die Phantasie und das Gemüt leer, solange ich keine neue Nahrung schöpfte, außer den bisherigen Erfahrungen; und wenn ich keine Veranlassung hatte, irgendeinen angelegentlichen Gebetvortrag abzufassen, so war mir Gott nachgerade eine farblose und langweilige Person, die mich zu allerlei Grübeleien und Sonderbarkeiten reizte, zumal ich sie, bei meinem vielen Alleinsein, doch nicht aus dem Sinne verlor.

So gereichte es mir eine Zeitlang zu nicht geringer Qual, daß ich eine krankhafte Versuchung empfand, Gott derbe Spottnamen, selbst Schimpfworte anzuhängen, wie ich sie etwa auf der Straße gehört hatte. Mit einer Art behaglicher und mutwillig zutraulicher Stimmung begann immer diese Versuchung, bis ich, nach langem Kampfe, nicht mehr widerstehen konnte und im vollen Bewußtsein der Blasphemie eines jener Worte hastig ausstieß, mit der unmittelbaren Versicherung, daß es nicht gelten solle, und mit der Bitte um Verzeihung; dann konnte ich nicht umhin, es noch einmal zu wiederholen, wie auch die ruhmvolle Genugtuung, und so fort, bis die seltsame Aufregung vorüber war. Vorzüglich vor dem Einschlafen pflegte mich diese Erscheinung zu quälen, obgleich sie nachher keine Unruhe oder Uneinigkeit in mir zurückließ. Ich habe später gedacht, daß es wohl ein unbewußtes Experiment mit der Allgegenwart Gottes gewesen sei, welche ebenfalls anfing, mich zu beschäftigen, und daß damals das dunkle Gefühl in mir lebendig geworden sei: Vor Gott könne keine Minute unseres inneren Lebens verborgen und wirklich strafbar sein, sofern er das lebendige Wesen für uns sei, für das wir ihn halten. * Gottfried Keller, Der grüne Heinrich.

Ich lebte ganz in der Schule, so daß ich den großen Vorteil genoß, das Leben eines echten Schülers leben zu können, da aber die Entfernung bis zu meinem Vaterhause kaum mehr als eine (englische) Meile betrug,

so lief ich sehr häufig in den längeren Pausen zwischen dem Aufgerufenwerden und vor dem Zuschließen des Abends hinüber. Ich glaube, dies war in vielen Beziehungen für mich von Nutzen, da es meine Anhänglichkeit an das Haus und mein Interesse an ihm lebendig erhielt. Ich erinnere mich aus der ersten Zeit meiner Schulzeit, daß ich oft sehr schnell laufen mußte, um zu rechter Zeit da zu sein, auch war ich, da ich ein schneller Läufer war, meistens erfolgreich; war ich aber zweifelhaft, so bat ich Gott ernstlich, mir zu helfen; und ich erinnere mich sehr wohl, daß ich das rechtzeitige Erreichen meinem Gebete und nicht meinem schnellen Laufen zuschrieb, und daß ich mich wunderte, wie oft mir geholfen wurde. * Charles Darwin, Leben und Briefe.

Eine ganz absonderliche Vorstellung hatte ich als sechsjähriger Junge von Gott Vater. Den sah ich als riesenhaften Greis mit wehendem Mantel, mit schönem weißen Barte, doch ohne Gesicht. Statt des Gesichtes hatte Gott Vater ein goldenes Dreieck mit blauem Auge; die grandiose Gestalt bewegte sich immer, doch das funkelnde Dreieck blieb unbeweglich, und das blaue Kyklopenauge rührte sich nie. Den richtenden Gott im flatternden Mantel hatte ich wohl als Kind auf irgendeinem Bilde gesehen — und ich glaube in der Pfarrkirche zu Welden war über dem Altar das goldene Dreieck mit dem strengen Auge. Religiöses Symbol und künstlerisches Bildnis flossen mir in eins zusammen. Diese groteske Vorstellung, die mich zuerst beängstigte, bekam allmählich etwas Heiteres für mich. Der von den Wolken getragene Riese sah immer aus, als wäre ihm ein zu großer, goldener Generalshut mit blauer Kokarde bis auf die Schultern gefallen. Wenn dieser Riese sich bewegte, glaubte ich immer: jetzt schiebt er den Hut in die Höhe! Doch er tat es nie. Und da kam es so, daß ich immer schmunzeln mußte, wenn von Gott Vater die Rede war. Kein Bild meiner Schulbücher, keine Religionsstunde, keine Kirchenpredigt, kein frommes Wort meiner Mutter, keine der Zärtlichkeiten, die sie von ihrem lieben Herrgott zu sagen wußte, konnte diese sinnlos erscheinende Vorstellung aus meinem Knabenhirn verscheuchen. Sie verblaßte erst, als ich zu denken begann, und wurde durch kein anderes Bild ersetzt. Ein schwer erklärliches Spiel der Kinderphantasie wurde für mich die wunderliche Vorstufe zur Ahnung eines Gottes, der jeder Verbildlichung widerstrebt — eines Schöpfers, den Menschensinne weder zu schauen, noch zu deuten, noch zu fühlen und zu fassen vermögen.

*Ludwig Ganghofer, Lebenslauf eines Optimisten.

Ich habe immer ein gutes Gedächtnis gehabt, wollte das aber auch anerkannt wissen. Und wenn man zweifelte und andeutete, es sei mir wohl erzählt worden, was ich aus frühester Jugend wirklich wußte, dann wurde ich schier zornig.

Ich sehe mich und meine Schwester in einem gelben Mädchenkattunkleid. Mutter will mit uns ausgehen; es ist ein besonderer Gang. Ich soll zu hohen Ehren kommen. Mir soll der „Pock" gesetzt werden. Wir

gehen über die Teichkoppel, die Teichkoppel ist voller gelber Blumen. Auf der anderen Seite der Teichkoppel wohnt die kleine Lisbeth. Eine Zeitlang werde ich von Mutter getragen. Die nehmen wir mit.

Ich finde mich in einem großen, weißgetünchten Raum unter vielen Frauen und Kindern. Und ein alter Mann ist da mit einem großen, grauen Bart. Der will mich stechen. Ich schreie, ich wehre mich, werde aber vergewaltigt. Der alte graue Mann mit dem großen, grauen Bart sticht mich in den Arm.

Der Impfschein liegt vor mir. Zwei Jahr und neun Monate war ich alt, da hat mich Physikus Dr. Man aus Rendsburg geimpft.

Er hat mir weh getan, ich habe es ihm nicht nachgetragen. Im Gegenteil, wenn ich mir nachher den lieben Gott vorstellte, so sah er aus wie Physikus Man. Ich glaube, daß mir sein tiefgefurchtes Gesicht und sein langer, weißer Bart so gefallen haben.

Schlechte Streiche lagen nicht in meiner Natur. Ruhig, vergnügt, zuweilen ausgelassen, zuweilen sonderbar und grüblerisch. Ich wurde viel gelobt, es gefiel mir und bin, wenn ich mich recht kenne, noch jetzt auf Lob erpicht.

Früh erwachte der Kausalitätstrieb. Woher kommt das? — Warum ist das? — Wer hat das gemacht? — Wie habe ich meine arme Mutter mit Fragen gequält! Wer hat den Himmel gemacht? Gott und wieder Gott und immer wieder der liebe Gott. — Er sei, erfuhr ich, die Ursache alles Seins. — Und wo wohnt der liebe Gott? — Im Himmel.

Erst hatte der liebe Gott in meiner Vorstellung eine Frauenhaube auf und zeigte viel Ähnlichkeit mit Tante Anna aus Steenfeld. Das war eine unschickliche Vorstellung. Der liebe Gott war doch keine Frau. Ich wandelte sein Urbild um. Er erhielt ein Mannsgesicht mit tiefen Falten und einen langen, wallenden, weißen Bart. Nun sah er aus wie Physikus Man.

Meine Mutter hatte im Hausstand viel zu tun und gab in religiösen Dingen eilige Auskünfte, solche, die sie buchstäblich nicht immer verantworten konnte. Aber sie gab Stoff für Grübeleien. Bei der Lage unseres Hauses — die bot eine großartige Fernsicht — wurde meine Seele mit dem Auge in die Weite gezogen. Die runde Himmelskuppel gab meinen Gedanken Flug und Freiheit. Der farbig verblutende Tag, der rote, verlöschende Abendhimmel warf ein wunderbares Schimmern und Leuchten in meine Seele. Die ernste Schwere unserer Landschaft fiel mit gewichtigeren Gedanken in mein Gemüt, als meine Jugend ertrug.

Ich maß die fliehenden Wiesen bis zum Himmelsrand. Hans Vollert und Bock und Lust und Steinberg — die Häuser kannte ich. — Aber was dahinter lag, war ein mir unbekanntes Land.

Während ich durch die Fenster ins Abendrot starrte, lernte Grete-Schwester (sie war sechs Jahre älter als ich) Bibelsprüche. Ich warf meine Fragen hinein, sie hörte aber in ihrer Schulnot nur halb hin. — „Du, Grete, wakeen wahnt int letzt Hus?“ Ich sprach von dem der

Himmelswand allernächst gelegenen Haus. Grete verstand es vom letzten Haus im Dorf. Sie antwortete: „Jörn Böge.“

Jörn Böge kannte ich ganz gut. Es war der Zimmermann, er ging bei uns ein und aus. Also, Jörn Böge war der Nachbar vom lieben Gott.

Nun traf es sich, daß Jörn am folgenden Tage bei uns arbeitete. Ich mußte ihn immer ansehen. Als er im Wohnzimmer frühstückte, stand ich mit schiefem Kopf in der Ecke und ließ ihn nicht aus den Augen. — Vater saß mit am Tisch. Jörn erzählte ihm Neuigkeiten, es kamen darin Gespräche vor, die er mit seinem Nachbar geführt habe. — Sein Nachbar? — Das war ja der liebe Gott! Also mit dem unterhielt Jörn Böge sich von Angesicht zu Angesicht! — Der robuste Zimmermann, der am langen Tisch Brot und Wurst und Käse aß, Milch trank und einen kleinen Schnaps mit behutsamer Geschicklichkeit stürzte, der war Gottes Nachbar und Freund. Haare hatte dieser Freund auf sommersprossigen Händen, Handgelenke und Arme stark und eckig wie seine Art, das braune Haupthaar kraus, Augen grau und ruhig, gelassene Züge, wie wir sie bei sanften und starken Menschen sehen. — Das war der Mann, der am Rand der Welt wohnte und mit dem lieben Gott sprach.

Ich hätte ihm gern vieles abgefragt, aber das mochte ich nicht tun. Ich lief lieber nach der Küche und fragte Mutter. Als sie dahinter gekommen war, was ich meine, lachte sie, wie sie selten gelacht hat. Und als sie ausgelacht hatte, nahm sie mich in die Arme, küßte mich auf die Stirn und sagte: „Ja, kleiner Schatz, der liebe Gott wohnt bei Jörn Böge und ist sein Nachbar. Und Jörn Böge spricht mit ihm. Er wohnt aber auch bei uns und ist unser guter Freund. Und ich führe jeden Abend mit ihm ein Gespräch. Er ist überall. Sehen kann man ihn nicht. Und da . . . da . . . da . . . (sie klopfte auf meine Brust und auf meine Stirn) da wohnt er auch und da sollst du ihn behalten.“

Der liebe Gott überall?

Ich suchte ihn in der Natur. — Ihre hundertfachen Stimmen, ihr Rauschen und ihr Brausen war mir göttlicher Odem. Und wenn es ganz still war, dann schwieg das All um mich her, schwieg aus Respekt vor dem lieben Gott. Denn dann kam er in Person.

Ich sagte „ganz still“. Aber das ist nicht genau. Eine restlos in Schweigen aufgehende Ruhe empfinde ich nicht. Die von keinem ungehörigen Ton verunreinigte Stille zerfließt in stummem Summen. Die Farben, die farbigen Töne sind weggewischt, das stumme Summen ist der weiße, der farblose Untergrund der Leinwand, worauf Gott seine Träume, seine Lieder und seine Bilder malt und schreibt.

Eines Tages — ich war ganz allein und spielte in der Kinderstube — da schlug die göttliche Stille, eine tiefe . . . eine heilige Stille, über mich zusammen. Mir grauste . . . Schatten flogen drüber hin . . . wie Schatten fliehender Wolken an Sommertagen über Wiesen ziehn. — Ein fern verhallendes Stampfen und Stoßen. Das kam von der Diele her.

Nun war Gott nahe.

Die Kornböden zogen sich über die Stuben hin. Auf dem fernsten

ging ein schwerer Mann, vom Seitenflügel kam er her, das war er ... das war der liebe Gott. Er kam näher ... dumpf ... wohlwollend. Was die Bretterdecke erbeben machte, war der Fuß das allmächtigen Gottes. Über mir hielt er an. Gottes Auge sieht durch Balken und Bretter, nun ruhte es groß und grau und erdrückend auf meiner Erscheinung. Und ich — ich armer Junge — war nicht einmal im Sonntagsstaat ... meine Hosen geflickt.

Wieder lief ich zur Mutter und erzählte. Aber sie hatte keine Zeit. — Was du nur immer mit dem lieben Gott hast! Ist er auf dem Kornboden, dann ist er in Hinnerk Butenschöns Gesellschaft, Hinnerk ging hinauf, das Korn umzustechen. — Timm Kröger, Neun Novellen.

Kindliche Frömmigkeit

Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und den totesten Stoff durch Vermählung mit der geistigen Idee zu beleben, ist die sicherste Bürgschaft unseres überirdischen Ursprungs. Goethe.

Er kam auf den Gedanken, sich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, dessen frühere Zornäußerungen schon lange über die Schönheit der Welt und das mannigfaltige Gute, das uns darin zuteil wird, vergessen waren, unmittelbar zu nähern; der Weg dazu aber war sehr sonderbar.

Der Knabe hatte sich überhaupt an den ersten Glaubensartikel gehalten. Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung stehe, sie als sein Werk anerkenne und liebe, dieser schien ihm der eigentliche Gott, der ja wohl auch mit dem Menschen, wie mit allem übrigen in ein genaueres Verhältnis treten könne, und für denselben ebenso wie für die Bewegung der Sterne, für Tages- und Jahrszeiten, für Pflanzen und Tiere Sorge tragen werde. Einige Stellen des Evangeliums besagten dieses ausdrücklich. Eine Gestalt konnte der Knabe diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten. Naturprodukte sollten die Welt im Gleichnis vorstellen, über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich aufsehnende Gemüt des Menschen bedeuten. Nun wurden aus der vorhandenen und zufällig vermehrten Naturaliensammlung die besten Stufen und Exemplare herausgesucht; allein wie

solche zu schichten und aufzubauen sein möchten, das war nun die Schwierigkeit. Der Vater hatte einen schönen rotlackierten goldgeblümten Musikpult, in Gestalt einer vierseitigen Pyramide mit verschiedenen Abstufungen, den man zu Quartetten sehr bequem fand, ob er gleich in der letzten Zeit nur wenig gebraucht wurde. Dessen bemächtigte sich der Knabe, und baute nun stufenweise die Abgeordneten der Natur übereinander, so daß es recht heiter und zugleich bedeutend genug aussah. Nun sollte bei einem frühen Sonnenaufgang die erste Gottesverehrung angestellt werden; nur war der junge Priester nicht mit sich einig, auf welche Weise er eine Flamme hervorbringen sollte, die doch auch zu gleicher Zeit einen guten Geruch von sich geben müsse. Endlich gelang ihm ein Einfall, beides zu verbinden, indem er Räucherkerzchen besaß, welche, wo nicht flammend, doch glimmend den angenehmsten Geruch verbreiteten. Ja dieses gelinde Verbrennen und Verdampfen schien noch mehr das, was im Gemüte vorgeht, auszudrücken, als eine offene Flamme. Die Sonne war schon längst aufgegangen, aber Nachbarhäuser verdeckten den Osten. Endlich erschien sie über den Dächern; sogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen, und die in einer schönen Porzellanschale auf dem Gipfel stehenden Räucherkerzen angezündet. Alles gelang nach Wunsch, und die Andacht war vollkommen. Der Altar blieb als eine besondere Zierde des Zimmers, das man ihm im neuen Hause eingeräumt hatte, stehen. Jedermann sah darin nur eine wohl aufgeputzte Naturaliensammlung; der Knabe hingegen wußte besser, was er verschwieg. Er sehnte sich nach der Wiederholung jener Feierlichkeit. Unglücklicherweise war eben, als die gelegenste Sonne hervorstieg, die Porzellantasse nicht bei der Hand; er stellte die Räucherkerzchen unmittelbar auf die obere Fläche des Musikpultes; sie wurden angezündet, und die Andacht war so groß, daß der Priester nicht merkte, welchen Schaden sein Opfer anrichtete, als bis ihm nicht mehr abzuhelfen war. Die Kerzchen hatten sich nämlich in den roten Lack und in die schönen goldnen Blumen auf eine schmähliche Weise eingebrannt, und gleich als wäre ein böser Geist verschwunden, ihre schwarzen unauslöschlichen Fußtapfen zurückgelassen. Hierüber kam der junge Priester in die äußerste Verlegenheit. Zwar wußte er den Schaden durch die größesten Prachtstufen zu bedecken, allein der Mut zu neuen Opfern war ihm vergangen, und fast möchte man diesen Zufall als eine Andeutung und Warnung betrachten, wie gefährlich es überhaupt sei, sich Gott auf dergleichen Wegen nähern zu wollen. *Goethe, Aus meinem Leben.

Eine spätere Erinnerung, vermutlich aus dem fünften Jahre, bietet Freunden der Seelenkunde ein Problem zur Lösung in müßiger Stunde.

Die Beweggründe der Seele des Kindes beim Reden und Handeln sind meist durchsichtig, doch gibt es Ausnahmen, wo sie dunkel bleiben. Obwohl ich im ganzen lenksam war, so zeigte ich, als ich meine ersten Gebete lernen mußte, einen unbegreiflichen Starrsinn. Meine Mutter hatte mich die zwei bekannten kleinen Gebete gelehrt, das Tischgebet:

„Komm, Herr Jesus, sei unser Gast" usw. und das Abendgebet im Bette: „Ich bin klein, mein Herz ist rein" usw. Das Tischgebet sagte ich ganz richtig her, aber vor das Abendgebet setzte ich regelmäßig die Anrede: „Büble!" Ich betete: „Büble, ich bin klein," mochte meine Mutter mir es noch so ernstlich verweisen, zürnen und mich strafen. Von dem Büble ließ ich nicht, es stand leibhaftig vor mir, sobald ich das Abendgebet hersagen mußte, es hatte meine Größe und Gestalt, es sah einmal aus, wie das andermal und hörte mir aufmerksam zu, wie ein guter Spielkamerad; zweifelsohne interessierte es sich für meine erfreuliche Mitteilung, daß ich klein und mein Herz rein sei. — Bekannte, mit denen ich das Problem besprach, meinten, ich hätte mir unter dem Büble das Christkind vorgestellt, ich hätte ja bei Tisch das Gebet an Jesus gerichtet, aber diese Hypothese ist unrichtig. Der Herr Jesus war für mich kein Büble, sondern ein freundlicher Mann mit einem Kelch in der Hand, genau so wie sein Bild an der Wand hing, und verschieden von dem Christkind, das auch sicher kein Büble war, sondern ein Mädchen, denn kurz vor Weihnacht war es in weiblichem Gewand mit Schleier und Rute in das Zimmer gekommen, hatte mich mit feiner Stimme ermahnt, folgsam zu sein, und mir goldene Nüsse und Äpfel beschert. — Zu meinem großen Verdruß ist es mir bis heute nicht gelungen, das Rätsel sicher zu lösen; nur eins ist gewiß, das Büble war das Kind einer lebhaften Einbildungskraft, ein Phantasma.

* Kußmaul, Jugenderinnerungen eines alten Arztes.

Vom achten Geburtstage Fritzis an, wurden wir mitgenommen, wenn man Sonntags nach Hostitz zur Kirche fuhr. Gut vorbereitet durch den geistlichen Herrn, wohnten wir der Messe mit inbrünstiger Andacht bei.

Der Anblick der vielen Betenden, der Ausdruck ihrer Gesichter, ihr Gesang rührte und ergriff mich in der Seele. Ich liebte sie, ich fühlte mich mit ihnen verwandt, weil ich auf derselben Erdscholle wie sie geboren war. Erhebend wirkte auf mich der Klang der Orgel, und mit einem Entzücken, das kein Wort zu schildern vermag, flatterte und bebte mein ganzes Herz der Erscheinung unseres Herrn entgegen, und jubelvolle Demut erfüllte mich, wenn der Glockenklang feierlich seine Ankunft verkündete. Der Herr des Himmels und der Erde ließ sich nieder zu uns, kam zu uns in unsere kleine, schmuckarme Kirche, erfüllte uns mit den süßen und heiligen Schauern seiner göttlichen Gegenwart.

Aufmerksam verfolgte ich jede Bewegung und jeden Schritt des Priesters am Altare, merkte mir genau seine laut gesprochenen und den Tonfall seiner nur gemurmelten Worte.

Beim Nachhausekommen holte ich dann eine Schachtel herbei, die ein vollständiges Meßgerät aus Zinn enthielt, und versuchte nun selbst die Messe zu lesen. Meine Schwester ministrierte, wenn auch ungern, und mußte sehr gebeten werden, bevor sie sich dazu herbeiließ.

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht," sagte sie, „es scheint mir nicht ganz recht." Aber ich wußte sie zu überreden: ich stellte ihr vor, daß wir dem Pater Borek eine neue, viel schönere als die letzte Überraschung bereiten würden, wenn wir einmal unser kleines Meßopfer vor ihm darbrächten. Da sieht er doch, wie wir achtgeben in der Kirche, und wie gut wir uns alles, was dort vorgeht, merken.

Sie blieb zwar bei ihrem: „Ich weiß nicht, ich weiß nicht," beugte sich aber wie gewöhnlich, meinem Willen.

Eines Nachmittags wurde denn der geistliche Herr eingeladen, in das Zimmer Großmamas zu treten, die ins Geheimnis gezogen war. Er und sie nahmen Platz vor einer Doppeltür in der Tapete. Ihr äußerer Flügel stand offen, von innen war sie weiß ausgelegt, und in ihrer Vertiefung hatten wir unseren Altar errichtet. In feierlicher Stimmung erschienen wir; meine Schwester das Glöcklein schwingend, ich hinter ihr, den verdeckten Kelch in den Händen, ganz Andacht und Versunkenheit. An unsere kleine Gemeinde dachten wir nicht während der unbefugten Darbringung unseres Opfers. Aber als wir, die Konsekrierende und die Ministrierende, ernst, wie wir gekommen waren, von dannen schritten, sah ich den geistlichen Herrn erwartungsvoll an und rechnete auf einen freundlichen, Beifall spendenden Blick. Statt dessen begegnete ich einem sehr befremdeten. Pater Borek sah traurig und fast wie verlegen aus. Wir hatten ihm mit der unbefugten Ausübung einer heiligen Handlung kein Vergnügen gemacht.

„Siehst du, es war nicht recht," sagte meine Schwester, als wir in unser Zimmer zurückkehrten.

Sie legte das Kamisölchen ab, das sie angetan hatte, um aufs Haar einem Sakristan zu gleichen; ich entledigte mich der zwei Schürzen, die, eine nach vorn, die andere nach rückwärts gebunden, ein Meßgewand vorstellen sollten. Langsam räumten wir das Meßgerät wieder in seine Schachtel ein, recht mit dem Gefühl: Zum letztenmal und für immer.

* Marie von Ebner-Eschenbach, Meine Kinderjahre.

Wenn wir drei Kinder die Woche über brav gewesen, so durften wir am Sonntag mit den erwachsenen Leuten mitgehen in die Kirche. Wenn wir aber beim lieben Vieh daheim benötigt wurden, oder wenn kein Sonntagsjöppel oder kein guter Schuh vorhanden, so durften wir nicht in die Kirche gehen, auch wenn wir brav gewesen waren. Denn die Schafe und die Rinder bedurften uns wesentlich notwendiger als der liebe Gott, der nachgerade einmal Post schicken ließ: Leute, seid auf die Tiere gut, das ist mir so lieb wie ein Gottesdienst.

Wir blieben jedoch nur unter der Bedingung zu Hause: „wenn wir einen Altar aufrichten dürften". Gewöhnlich wurde uns das erlaubt, und zu hohen Festtagen stellte der Vater das Wachslicht dazu bei. Hatten wir unsere häuslichen Beschäftigungen vollbracht, etwa um neun Uhr vormittags, während in der Kirche das Hochamt war, begann in unserem

Waldhause folgendes zu geschehen: Die Haushüterin, war es nun die Mutter oder eine Magd, hub an, am Herde mit Mehl und Schmalz zu schaffen; der Haushüter, war es nun der Vater oder ein Knecht, holte von der Wand „die Beten" (den Rosenkranz) herab, vom Waldkastel den Wachsstock heraus, aus der Truhe das Gebetbuch hervor; und der kleine Halterbub, war es nun mein Bruder Jackerl oder ich, hub an, die Heiligtümer des Hauses zusammenzuschleppen auf den Tisch. Von der Kirche waren wir weit, keinen Glockenklang hörten wir jahraus, jahrein; also mußten wir uns selber ein Gotteshaus bauen und einen Altar. Das geschah zuhalb aus kindlichem Spielhange und zuhalb aus kindlicher Christgläubigkeit. Und wir, — mein Bruder Jackerl oder ich, oder beide zusammen, — machten es so: Wir schleppten das alte Leben Christi-Buch herbei, das Heiligen-Legenden-Buch, die vorfindlichen Gebetbücher, unsere Schulbücher, das Vieharzneibuch und jegliches Papier, das steif gebunden war. Solches gab das Baumaterial. Die Bücher stellten wir auf dem Tische so, daß sie mit dem Längenschnitt auf der Platte standen und ihre Rücken gegen Himmel reckten; wir bildeten daraus ein zusammenhängendes Halbrund, gleichwie der Raum des Presbyteriums (Raum am Altare). An die Wände dieses Halbrunds lehnten wir hierauf die papiernen buntbemalten Heiligenbildchen, welche in den Büchern zwischen den Blättern aufbewahrt gewesen, zumeist von Verwandten, Patenleuten, Wallfahrten als Angedenken stammten und verschiedene Heilige darstellten. Die Heiligen Florian und Sebastian kamen in der Regel ganz vorne zu stehen, denn der eine war gegen das Feuer und der andere gegen das Wasser, also gegen die zwei wilden Schrecken, die den Menschen alleweil auf kürzestem Wege den Himmlischen zujagen. An Namenstagen von uns oder an sonstigen Heiligenfesten erwiesen wir aber dem betreffenden Heiligen die Ehre, im Bildchen ganz vorne stehen zu dürfen. Am Osterfeste, am Christtage fand sich wohl ein Osterlamm mit der Fahne, oder ein holdes Kindlein auf dem Heu. Letzteres wollte einmal am Christfest mein Bruder nicht anerkennen, weil kein Ochs und kein Esel dabei sei . . .

... Waren nun die aus Büchern beschriebenerweise geformten Wände mit solchen Bildlein, auch kleinen, in Glas gefaßten „Breverln" darunter, belehnt, so kam vom eigentlichen Hausaltare hoch oben in der Wandecke das Kruzifix herab und wurde mitten in das Halbrund gestellt. Das war der eigentliche Mittelpunkt unseres Heiligtums. Vor dem Kruzifix kam hernach der Wachsstock zu stehen, und wir zündeten ihn an. Nicht zu sagen, welche Feierlichkeit, wenn nun das Kreuz und die Heiligenbilder rötlich beleuchtet wurden, denn so ein geweihtes Wachslicht gibt einen ganz anderen Schein, als die klebrige Talgkerze oder der harzige Brennspan, oder gar im Wasserglase das Öllichtlein, „welches bei der Nacht nur so viel scheint, daß man die Finsternis sieht". Die Sonne, welche draußen leuchtete, wurde abgesperrt, indem wir die Fenster verhüllten mit blauen Sacktüchern, wir wollten den himmlischen Schein ganz allein haben in unserem Tempelchen.....

... Ich wendete während des ganzen Gebetes keinen Blick von den bildlichen Darstellungen. Natürlich sah ich nicht das Papier und nicht die Farben, ja selbst die Bilder als solche nicht, ich sah die Heiligen leibhaftig, sie waren mir in der Tat anwesend, sie hörten freundlich auf unser Gebet, sie ließen uns hoffen auf ihren Schutz und Beistand in Tagen der Not und Gefahr.....

.... War endlich die Andacht zu Ende, so losch der Knecht die Kerze aus, und wir hüpften aufs Fletz hinab; bald krochen wir freilich wieder auf den Tisch, um gemächlich den Tempel zu zerstören und seine Teile wieder an Ort und Stelle zu bringen, woher wir sie genommen, denn der Tisch sollte nun Schauplatz anderer Ereignisse werden. In der Küche war aus Mehl und Schmalz eine Pfanne voll Sterz (Mehlbrei in Fett geröstet) geworden und diese kam herein, um unsere sonntägige Andacht zu krönen.

* * *

Da war es einmal am heiligen Christabend. Der Vater hatte den Sommer zuvor in Mariazell ein schwarzes Kruzifixlein gekauft, an welchem ein aus Blei gegossener Christus und die aus demselben Material gebildeten Marterwerkzeuge hingen. Dieses Heiligtum war in Verwahrung geblieben bis auf den Christabend, an welchem es mein Vater aus seinem Gewandkasten hervornahm und auf das Hausaltärchen stellte. Ich nahm die Stunde wahr, da meine Eltern und die übrigen Leute noch draußen in den Wirtschaftsgebäuden und in der Küche zu schaffen hatten, um das hohe Fest vorzubereiten, ich nahm das Kruzifixlein mit Gefahr meiner geraden Glieder von der Wand, hockte mich damit in den Ofenwinkel und begann es zu verderben. Es war mir eine ganz seltsame Lust, als ich mit meinem Taschenfeitel zuerst die Leiter, dann die Zange und den Hammer, hernach den Hahn des Petrus und zuletzt den lieben Christus vom Kreuze löste. Die Teile kamen mir nun getrennt viel interessanter vor als früher im ganzen; doch jetzt, da ich fertig war, die Dinge wieder zusammensetzen wollte, aber nicht konnte, fühlte ich in der Brust eine Hitze aufsteigen, auch meinte ich, es würde mir der Hals zugebunden. Wenn's nur beim Ausschelten bleibt diesmal . . .? Zwar sagte ich mir: Das schwarze Kreuz ist jetzt schöner als früher; in der Hohenwanger Kapelle steht auch ein schwarzes Kreuz, wo nichts d'ran ist, und gehen doch die Leute hin, zu beten. Und wer braucht zu Weihnachten einen gekreuzigten Herrgott? Da muß er in der Krippe liegen, sagt der Pfarrer. Und das will ich machen. Ich bog dem bleiernen Christus die Beine krumm und die Arme über die Brust und legte ihn in das Nähkörbchen meiner Mutter und stellte so mein Kripplein auf den Hausaltar, während ich das Kreuz in dem Stroh des Elternbettes verbarg, nicht bedenkend, daß das Körbchen die Kreuzabnahme verraten müsse.

Das Geschick erfüllte sich bald. Die Mutter bemerkte es zuerst, wie närrisch doch heute der Nähkorb zu den Heiligenbildern hinaufkäme.

* Rosegger, Als ich noch der Waldbauernbub war.

In der Kirche verbrachte ich ebenfalls manche Stunde des Tages und wußte jeden Winkel in- und auswendig. Vor und hinter dem Altar, auf dem Chor bei der Orgel, hinter der Orgel bei den Blasebälgen, sogar auf der Kanzel spielte ich den Herrn Pfarrer, den Küster, den Ministranten und Sänger und krakeelte dabei, daß es schier die Leute im Dorf und auf dem Felde hören konnten. Im Beichtstuhl spielte ich Verstecken vor eingebildeten Gefahren, vor Hexen, Räubern, Gespenstern, vor allerlei Bestien, Bären, Löwen, Riesenschlangen, vor denen ich seltsamerweise — da ich noch nie eine Schlange, höchstens einen Regenwurm zu Gesicht bekam — die entsetzlichste Angst empfand.

Auf einem Seitenaltärchen befand sich die Statue der Mutter Gottes, ihr zu Füßen zwei herzallerliebste, splitternackte, kleine, aus Holz geschnitzte Engelchen. Eins der Figürchen hatte schwarze Haare und Augen, das andere rote Haare und blaue Augen. Das eine hob die rechte Hand empor, das andere die linke, zu der Jungfrau mit der Krone und dem Jesusknaben; aber beide waren wie Zwillinge, so gleichgeformt, fett, appetitlich zum Anbeißen.

Zuerst betete ich die kleinen Cherubim an. Dann küßte ich sie, aber mit Scheu und Ehrfurcht. Als sie sich das gefallen ließen, streichelte ich ihnen liebkosend die Wangen, die runden Ärmchen und Beine. Immer verwegener werdend, nahm ich bald den schwarzen, bald den rothaarigen Himmelsbürger herunter vom Piedestal auf meine Knie. Nach etlichen Dutzend Besuchen war ich jeder Angst ledig; ich spielte Haushalt mit den Engeln. Sie wurden meine Puppen, meine Kinder; ich ihre Mama. Ich trug die Kinder in der Kirche herum oder hinaus ins grüne Gras des Friedhofs und zeigte ihnen hundert schöne Sachen, erzählte ihnen hundert schöne Geschichten. * Hugo Bertsch, Bilderbogen aus meinem Leben.

Eines Tages sagte Jakow geheimnisvoll zu dem Kameraden:
„Soll ich dir mal was ganz Besonderes zeigen? Willst du?"
„Gewiß will ich!"
„Aber schwör mir zuerst, daß du es niemandem sagen wirst! . . ."
„Bei Gott, ich sag's keinem Menschen."
„Sag: Verflucht soll ich sein in die Hölle! . . ."
Ilja wiederholte die Schwurformel, worauf ihn Jakow zu der alten Linde im äußersten Winkel des Hofes führte. Dort entfernte er von dem Stamm der Linde ein künstlich daran befestigtes Rindenstück, und Ilja erblickte dahinter eine große Höhlung in dem Baumstamm. Es war ein Astloch, das mit dem Messer künstlich erweitert und mit bunten Läppchen, Papierchen und Staniolblättchen ausgeschmückt war. In der Tiefe dieser Höhlung stand ein kleines, aus Erz gegossenes Bildnis, und vor demselben war das Ende einer Wachskerze befestigt.

„Hast du gesehen?" fragte Jakow, während er das Rindenstück wieder vor die Öffnung brachte.
„Ich hab's gesehen . . . Was ist denn das?"

„Eine Kapelle ist's," erklärte Jakow. „Hierher werde ich immer in der Nacht ganz leise aus der Stube kommen. Dann werde ich das Licht anzünden und beten . . . Ist's nicht hübsch?"

Ilja gefiel der Einfall seines Freundes, doch stellte er sich sogleich die Gefährlichkeit des Wagnisses vor.

„Und wenn man das Licht sieht? Dann gibt's gehörige Prügel vom Alten! . . ."

„Wer soll's in der Nacht sehen? In der Nacht schlafen doch alle; ganz still ist's auf der Erde . . . Ich bin doch klein, da hört der liebe Gott am Tage mein Gebet nicht . . . In der Nacht wird er's schon eher hören . . . Meinst du nicht?"

„Ich weiß es nicht . . . Vielleicht wird er's hören," meinte Ilja nachdenklich, während er in das großäugige, bleiche Antlitz des Kameraden schaute.

„Und du? Wirst du mit mir beten gehen?" fragte Jakow.

„Um was willst du denn beten?" fragte Ilja.

„Ich würde Gott bitten, daß Er mich recht klug mache . . . und dann noch, daß ich immer alles habe, was ich mir wünsche. Und du?"

„Ich? Ich würde um dasselbe bitten . . ." antwortete Jakow.

Nach einer Weile jedoch fügte er hinzu:

„Ich wollte es eigentlich nur so, ohne besondere Absicht . . . einfach beten wollt' ich, weiter nichts! Und Er mag schon geben, was Er will . . . Aber wenn du meinst, daß es auf die andere Art besser ist . . . dann mach ich's auch so wie du! . . ."

„Gut," meinte Ilja.

Sie kamen überein, schon in der nächsten Nacht mit ihrem Gebet vor der Linde anzufangen, und legten sich beide mit der festen Absicht zu Bett, in der Nacht aufzuwachen und sich in dem Winkel zu treffen. Sie erwachten jedoch weder in dieser noch in der nächsten Nacht, und noch manche andere Nacht verschliefen sie. Und dann wirkten neue Eindrücke auf Ilja ein und stellten die Kapelle ganz in den Hintergrund.

* Maxim Gorki, Drei Menschen.

Seitdem geschieht es Heinrich Pestalozzi häufig, daß er unversehens an den Webstuhl in Höngg denken muß, er meint dann, das unaufhörliche Geklapper zu hören, und kann, wenn er sich auf die Schulgegenwart besinnt, staunend in eine neue Anschauung der Wirklichkeit versinken: die sonst nur als der Kreis seiner Sinne um ihn gewesen ist oder in seiner Erinnerung ein Bilderbuchdasein geführt hat, je nachdem er zufällig an etwas dachte, wächst sich zur Weite ihrer unabhängigen und ungeheuren Existenz aus. Es wird ein leidenschaftliches Spiel seiner Einbildungskraft, sich vorzustellen, was alles in der gleichen Stunde geschieht, da er mit seinen Büchern dasitzt: wie der Großvater in Höngg

den Pfarrhut in seiner Studierstube aufsetzt und hüstelnd — er geht nun schon an die siebzig — die Treppe hinuntersteigt, die Kranken der Gemeinde zu besuchen; wie die Großmutter unterdessen mit ihren runzeligen Händen im Garten schafft, manchmal ein Viertelstündchen mit der Nachbarin plaudernd; wie rundherum in den Weinbergen und Feldern die Bauern sich nach ihrer Arbeit bücken; wie auf der Straße die Kaufmannswagen, mit runden Tüchern überspannt, ihren Trott dahingehen, oft überholt von den Staubwolken eiliger Reisenden; wie bald ein Sonnenstrahl, bald ein Wolkenschatten hinläuft über das breite Limmattal, über die reisige Stadt Zürich und die Großmünstertürme — daneben er selbst im Schulhaus sitzt und dies alles denkt — über den langen See hin bis Richterswil und weiter hinauf gegen den blaudunklen Wall der Berge, die sich nicht so leicht überrennen lassen, über ungezählte fleißige Menschen hin, welche, die fröhlich singen, und andere, die um einer Not willen verzweifelt sind ......

Dazu kommt etwas Zufälliges, das freilich mit dieser Art, die Dinge zu empfinden, zusammenhängt, ihn völlig verzagt zu machen: Weil er im Examen der Erste gewesen ist, trifft es ihn, daß er das Gebet vor der Klasse sprechen muß. So feierlich für ihn die Worte des Vaterunsers sind, da er sie selber zum erstenmal öffentlich sagen soll, überfällt der komische Zwiespalt zwischen seiner in tausend Tätigkeiten verbrauchten Knabenstimme und dem feierlichen Aufwand, den er damit treiben soll, sein verscheuchtes Selbstgefühl derartig, daß er einem unwillkürlichen Zwang, zu lachen, nicht widerstehen kann und dadurch zu einer ernstlichen Vermahnung kommt. Auch in der Folge verliert sich dieses Hindernis nicht; so oft er in der Schule oder gar in der Kirche etwas öffentlich aufzusagen hat, ist das stete Gefühl dabei, vor den anderen Knaben lächerlich dazustehen, und er braucht dann nur seinen Blick mit einem andern zu kreuzen, um auch schon auszuplatzen. Es ist ihm sicher, daß er niemals als Pfarrer seine Stimme in der Kirche wird erheben können, ohne diesen Zwang zum Lachen. Die erste Erkenntnis des Weltzusammenhangs hat ihm die Unschuld seines Knabendaseins unsicher gemacht, und ängstlich fragt er, ob sie ihm jemals wieder komme?

Wilhelm Schäfer, Lebenstag eines Menschenfreundes.

Religionsunterricht und Kirche

Nicht der zusammengesetzte, fein nüancierte Gott des Lehrbuches ist es, an den die Kinder glauben — es ist der gewaltige alttestamentarische Gott, der Adam und Eva liebte, vor dem das ganze Menschengeschlecht, Könige, Propheten, Pharaonen nur artige oder unartige Kinder sind, jener ungestüme, väterliche Gott, der mit dem Zorn eines Riesen zürnt und freigebig ist mit der Freigebigkeit eines Riesen, der, da er kaum das Leben geschaffen hat, den Tod schon wieder hineinhetzt, der seine Erde in den Wässern des Himmels ertränkt, der Gesetze herabdonnert, die zu schwer sind für das Geschlecht, das er erschaffen, und der in den Tagen des Kaisers Augustus Mitleid hat und seinen Sohn in den Tod schickt, damit das Gesetz, in dem die Menschheit schmachtet, gebrochen werde. Dieser Gott, der stets das Wunder als Antwort hat, ist es, zu dem die Kinder sprechen, wenn sie beten. Dann kommt wohl der Tag, wo sie begreifen, daß sie in dem Erdbeben, das Golgatha erschüttert und die Gräber sprengt, seine Stimme zum letzenmal gehört haben, und daß es jetzt, wo der Vorhang des Allerheiligsten zerrissen, der Gott Jesus ist, der herrscht; — und von diesem Tage an beten sie anders.

J. P. Jakobsen.

Ich blieb in Susannas Schule bis in mein sechstes Jahr und lernte dort fertig lesen. Zum Schreiben ward ich, meiner Jugend wegen, wie es hieß, noch nicht zugelassen; es war das letzte, was Susanna mitzuteilen hatte, darum hielt sie vorsichtig damit zurück. Aber die notwendigen ersten Gedächtnisübungen wurden auch schon mit mir angestellt, denn so wie der Knirps sich vom geschlechtslosen Rock zur Hose und von der Fibel zum Katechismus aufgedient hatte, mußte er die zehn Gebote und die Hauptstücke des christlichen Glaubens auswendig lernen, wie Doktor Martin Luther, der große Reformator, sie vor dreihundert Jahren als Richtschnur für die protestantische Kirche formuliert hat. Weiter ging's nicht, und die ungeheuren Dogmen, die ohne Erklärung und Erläuterung aus dem Buch in das unentwickelte Kindergehirn herüberspazierten, setzten sich hier natürlich in wunderliche und zum Teil groteske Bilder um, die jedoch dem jungen Gemüt keineswegs schadeten, sondern es heilsam anregten und eine ahnungsvolle Gärung darin hervorriefen. Denn, was tut's, ob das Kind, wenn es von der Erbsünde oder von Tod und Teufel hört, an diese tiefsinnigen Symbole einen Begriff oder eine abenteuerliche Vorstellung knüpft; sie zu ergründen ist die Aufgabe des ganzen Lebens, aber der werdende Mensch wird doch gleich beim Eingang an ein alles bedingendes Höheres gemahnt, und ich zweifle, ob sich das gleiche Ziel durch frühzeitige Einführung in die Mysterien der Regeldetri oder

in die Weisheit der Äsopischen Fabeln erreichen läßt. Merkwürdig war allerdings dabei, daß Luther in meiner Einbildung fast unmittelbar neben Moses und Jesus Christus zu stehen kam, doch es hatte ohne Zweifel darin seinen Grund, daß sein donnerndes: „Was ist das?" immer augenblicklich hinter den majestätischen Lakonismen Jehovas herscholl, und daß obendrein sein derb-kerniges Gesicht, aus dem der Geist um so eindringlicher spricht, weil er offenbar mit dem widerstrebenden dicken Fleisch erst kämpfen muß, dem Katechismus in nachdrücklicher Schwärze vorgedruckt war. Aber auch das hatte meines Wissens für mich ebensowenig nachteilige Folgen als mein Glaube an die wirklichen Hörner und Klauen des Teufels oder an die Hippe des Todes, und ich lernte, sobald es not tat, sehr gut zwischen dem Salvator und dem Reformator unterscheiden. Übrigens genügte der bescheidene Erwerb, den ich bei Susanna davontrug, vollkommen, mir zu Hause ein Ansehen zu verschaffen; dem Meister Ohl imponierte es ungemein, daß ich bald besser wußte als er selbst, was der wahre Christ alles glaubt, und meine Mutter wurde fast zu Tränen gerührt, als ich ihr das erstemal, ohne zu stottern oder gar zu stocken, bei der Lampe den Abendsegen vorlas, ja sie fühlte sich davon so erbaut, daß sie mir das Lektoramt für immer übertrug, welches ich denn auch geraume Zeit mit vielem Eifer und nicht ohne Selbstgefühl versah. * Friedrich Hebbel, Meine Kindheit.

Den Wissenschaften war die Base Schlotterbeck in naiver Weise ergeben. Sie hatte einen ungeheuren Respekt vor der Gelahrtheit und vorzüglich vor der Gottesgelahrtheit; der kleine Hans verdankte ihr die erste Einführung zu allen Wissenschaften, deren er sich in kommender Zeit mehr oder weniger bemächtigte. Den Gebrüdern Grimm hätte sie Märchen erzählen können, und wenn die böse Königin der gehaßten Stieftochter die goldene Nadel in den Scheitel stieß, so fühlte Hans Unwirrsch die Spitze bis an das Zwerchfell hinunter.

Unzertrennliche Genossen waren Hans und die Base während der ersten Lebensjahre des Knaben. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend vertrat die Geisterseherin Mutterstelle bei dem Kinde; ohne ihren Rat und ihren Beistand geschah nichts, was auf es Bezug hatte; manchen Hunger stillte sie, doch manchen Hunger lernte Johannes Unwirrsch auch durch sie kennen. Der Oheim Grünebaum brummte oft genug bei seinen Besuchen: aus solchem Weiberverkehr könne nichts Gutes kommen, der Teufel nehme die Graden und die Ungraden; Schrullen, Phantasien und Gespensterimaginationen könnten einem Menschen nichts helfen und machten ihn nur zu einem Konfuzius und Konfusionsrat. „Dummes Zeug! und dabei bleibe ich!"

Die Base zuckte zur Antwort auf solche Anfälle nur die Achseln, und Hans kroch dichter an sie heran. Brummend, wie er gekommen war, zog der Oheim ab; — er hielt sich für einen ungemein praktischen und klaren Kopf und blies Verachtung durch die Nase, ohne zu bedenken, daß das beste Pfeifenrohr verschlämmen kann.

Hans Unwirrsch war ein frühreifes Kind und lernte das Sprechen fast eher als das Gehen; das Lesen lernte er spielend. Die Base Schlotterbeck verstand die letztere schwere Kunst sehr gut und stolperte nur über allzu lange und allzu ausländische Worte. Sie las gern laut und mit einem näselnden Pathos, welches den größten Eindruck auf das Kind machte. Ihre Bibliothek bestand in der Hauptsache aus Bibel, Gesangbuch und einer langen Reihe von Volkskalendern, welche sich seit dem Jahre Siebenzehnhundertneunzig in ununterbrochener Reihenfolge aneinander schlossen, und deren jeder eine rührende, oder komische, oder schauerliche Historie nebst einem Schatz guter Haus- und Geheimmittel und einer feinen Auswahl lustiger Anekdoten enthielt. Für eine reizbare Kinderphantasie lag eine unendlich reiche Welt in diesen Heften verborgen, und Geister aller Art stiegen daraus empor, lächelten und lachten, grinsten, drohten und führten die junge Seele durch die wechselndsten Schauer und Wonnen. Wenn der Regen an die Scheiben schlug, wenn die Sonne in die Stube schien, wenn das Gewitter mit schwarzen Wolkenarmen über die Dächer griff und seine roten Blitze über die Stadt schleuderte, wenn der Donner rollte und der Hagel auf dem Straßenpflaster prasselte und hüpfte, so geriet alles das auf irgendeine Weise mit Gestalten und Szenen aus jenen Kalendern in Verbindung, und die Helden und die Heldinnen der Historien schritten durch gutes und schlechtes Wetter, vollständig klar, deutlich und bestimmt vorüber an dem kleinen träumerischen Hans, der seinen Kopf in den Schoß der alten Geisterseherin gelegt hatte. Die Geschichte „Vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" gab einen Klang, welcher durch das ganze Leben forttönte; aber einen noch größeren Eindruck machte auf den Knaben das „Buch der Bücher", die Bibel. Die einfache Großartigkeit der ersten Kapitel der Genesis muß die Kinder wie die Erwachsenen, die geistig Armen wie die Millionäre des Geistes überwältigen. Unendlich glaubwürdig sind diese Historien vom Anfang der Dinge, und glaubwürdig bleiben sie, trotzdem jeden Tag klarer bewiesen wird, daß die Welt nicht in sieben Tagen erschaffen wurde. Mit schauerlichem Behagen vertiefte sich Hans zu den Füßen der Base in den dunklen Abgrund des Chaos: Und die Erde war wüste und leer: — bis das Licht sich schied von der Finsternis und das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste. Wenn Sonne, Mond und Sterne ihren Tanz begannen, Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre gaben, dann atmete er wieder auf; und wenn die Erde Gras und Kraut und Fruchtbäume aufgehen ließ, wenn das Wasser, die Luft und die Erde sich erregten mit webenden und lebendigen Tieren, dann klatschte er in die kleinen Hände und fühlte sich auf sicherem Boden. Ganz deutlich und von unumstößlicher Wahrheit war ihm die Art, wie Gott dem Adam den Odem einblies, während dagegen der erste kritische Zweifel in dem Kindeskopf entstand, als das Weib aus der Rippe des Mannes erschaffen wurde.

* Wilhelm Raabe, Der Hungerpastor.

An heißen Tagen halte ich den Religionsunterricht nicht im Schulhause, sondern draußen unter der Linde. Die Amseln und die Finken dürfen auch mitreden. Heute habe ich die vier letzten Dinge behandelt. Beim Tode und dem Gerichte war keine rechte Stimmung, jedoch als wir an die Hölle kamen, machten die Kleinen den Kreis enger um sich zusammen, und die Maria Lanzel kicherte: „Wo die Teuxelein sind mit den Hörnern, gelt?" Auch für Kinder ist die Hölle auf die Dauer kein gesunder Aufenthalt, hingegen dachte ich beim Himmel etwas länger zu verweilen. Als ich ihnen den Himmel als den Wohnort der Seligen erklärt hatte, wo alle Wünsche erfüllt werden, begann ein Ausfragen: wie sie sich den Himmel vorstellten. Die Mädchen sind mit den Antworten fixer bei der Hand als die Knaben. So sagte die Rosalia Hüter: „Im Himmel, da ist's halt lustig, da tun die Engelein musizieren und tanzen." Die Agatha Brennscheit sagte: „Im Himmel gibt's alle Tag Lebzelten und Met, soviel man mag." Der Johann Almbauer: „Im Himmel hat's Vögel mit brinnroten Federn und guldene Vogelhäuser, daß man sie hineintun kann." Die Juliana Schindlacher: „Im Himmel tut mein Mutterl auf mich warten." Der Alois Stangel verhielt sich fragend: „Herr Pfarrer, tun sie im Himmel Kegel schieben?" Und der Michel Ramsauer: „Wenn ich in den Himmel komm, so leg' ich mich aufs Heu und schlaf!" Dagegen rief die kleine Kunigunde Reitbauer: „Je, der will auf dem Heu liegen! Im Himmel gibt's gar kein Heu, gelt, Herr Pfarrer?" Hierauf frage ich den kleinen Sohn des Ulrich am Stein, der etwas abseits sitzt und träumerisch in die Zaunhecke starrt: „Na, Karl, und was meinst denn du?" Er schrak auf und stammelte „meinst — meinst denn du?" — „Hast du auch schon darüber nachgedacht, wie es im Himmel sein wird?" „Himmel sein wird?" stotterte er nach und blickte mich hilflos an. „Je," rief die Kunigunde, „der weiß nicht einmal, wie's im Himmel ist!" „Weißt du es?" frage ich sie. Darauf die Kleine: „Im Himmel ist es halt ganz blau und die Leute gehen in weißen Leintüchern herum und haben Lichter in der Hand." „Und vom lieben Gott saget ihr gar nichts?" — „Der ist gar nicht oben," rief der Anton Achenberger überlaut, „der Gott ist ja in unserer Kirche drinnen." Und der Stefan Schnabelegger etwas abseits zum Nachbar: „Wenn der Gott daheim ist oben im Himmel, da ist's eh' nicht lustig, da muß man alleweil beten." — Ich glaube schier, daß diese Religionsstunde für mich lehrreicher war, als für die Kinder.

* Rosegger, Das ewige Licht.

Aber trotz alledem braucht keiner zu denken, daß mich mein Vater nicht hätte lieb gehabt, o nein, mein Vater hatte mich ganz lieb, und meine Mutter auch, aber beide auf ihre Art. Mit Streicheln, Küssen oder Spielen oder in den Arm nehmen freilich nicht, denn da ist mir auch nicht das Allergeringste davon bewußt; aber doch kann ich mich noch erinnern, daß mein Vater mich früher, als ich noch leicht war, wohl in oder unter den Arm nahm; aber wenn er dazu Anstalt machte, da war mir niemals wohl dabei, denn dann hatte ich ein schlechtes Gewissen, und mein

Vater hatte sich von Birkenreis eine Rute gemacht, und damit kriegte ich denn Haue, und es war dann meinem Vater wahrscheinlich bequemer, wenn er mich dabei im Arme hatte. Aber wenn mein Vater ab und an Zeit dazu hatte, dann ging er mit mir raus nach dem Nettker See zum Baden, oder er nahm mich mit durchs Feld oder in die Heide, oder in den Oderwald; oder wenn meine Mutter mir etwa zuweilen einen alten Salzkuchen, oder eine altbackene Semmel, extra, außerhalb der Essenszeit, gab, dann konnte ich die Liebe wohl merken, und wie gut sie mich kannten.

Aber wenn dann der Spätherbst kam, und es war naß und kalt, und rauh und Nordwind, da war ich immer krank und mußte zu Bett liegen. Das Essen schmeckte mir wohl dabei, aber nicht das Trinken, denn ich mußte immer Tee trinken, bittern, und da hatte ich anfänglich viel Langeweile. Aber als mein Vater das merkte, da setzte er sich zu mir, gegen Abend gewöhnlich, wenn er Zeit hatte, und dann erzählte er mir schöne Geschichten. Denn mein Vater konnte viele schöne Geschichten; vom goldenen Schloß, und vom goldenen Zahn und von Hans Fürchtedichnicht und alle so was. Aber als ich den nächsten Winter wieder krank lag, da erzählte er mir keine Geschichten mehr, sondern da brachte er mir die Bibel, und gewöhnte sich, daß er mir alle Tage da etwas draus vorlas. Weil die Bäcker müssen früh aufstehen, so schlafen sie gewöhnlich nach Tische ein paar Stunden, und so kam mein Vater denn gewöhnlich nach drei Uhr, und setzte sich auf einen Stuhl neben mein Bett, und dann las er vor, langsam und deutlich, so lange wie er sehen konnte; dann gab er mir die Bibel und zeigte mir die Stelle, wie weit er gelesen hatte, und verlangte, daß ich darüber nachdenken sollte, bis zum nächsten Tage, bis er wiederkam, dann mußte ich ihm die Stelle wieder zeigen, und dann fing er da wieder an, und las mir wieder weiter vor, und so ging das den ganzen Winter fort.

Aber schon vordem hatte ich mir die Bibel einmal hergenommen, um darin zu lesen, aber als ich die großgedruckte Überschrift gelesen hatte: „Die Heilige Schrift", und „Gott sprach" da war ich ängstlich geworden, und legte sie wieder fort. Aber nun war das ganz was anderes. Ganz vorne, beim ersten Verse fing mein Vater an zu lesen, und als er mir das nun so ernst und freundlich vorlas, da ging mir alle Bangigkeit weg, und mit großem Erstaunen und Bewunderung hörte ich da zu. Ei, was war das alles schön und großartig, viel schöner, als alle Geschichten, die mir mein Vater schon erzählt hatte. Des Morgens, wenn's Tag war, dann las ich das immer wieder nach, was ich schon gehört hatte, aber nie über die Stelle hinaus, die mir mein Vater bezeichnet hatte, wie weit er gekommen war, und ungeduldig wartete ich nachmittags auf die Zeit, wo er wieder weiter las. Aber was waren da auch für schöne Geschichten dazwischen! Zuerst von Adam und Eva, und von Kain und Abel, und von der Sündflut und dem Regenbogen, und von dem Turme zu Babel, und dann von Abraham, und von Sodom, und von Abrahams Knecht. Ei, der Knecht, so ein Knecht;

war das aber ein Knecht! Von Abraham verstand ich nicht alles, Abraham nicht, aber Abrahams Knecht, von dem verstand ich alles. Da konnte sich Abraham drauf verlassen; wie aufrichtig, wie rechtschaffen, wie ehrlich war dieser Knecht! Und wiewohl er die weite Reise gemacht hatte, wollte er doch nichts essen, bis er alles ganz genau so bestellt und ausgerichtet hatte, wie ihm von Abraham war gesagt worden. Und wie klug hatte er doch alles angefangen. Und wie er alles hatte in Ordnung gebracht, da erst hat er was gegessen. Und als sie den Knecht eingeladen haben, er sollte zehn Tage dableiben, und sich ausruhen, da hat er gesagt: Laßt mich, daß ich zu meinen Herren ziehe; und am andern Morgen ist er wieder weggemacht.

Dann kamen noch mehr Geschichten von Isaak und Jakob, und dann kamen die prächtigen Geschichten von Joseph und seinen Brüdern. Und dann kam aber die Geschichte von Moses, von dem gewaltigen Mose, und wie er die Kinder Israel aus Ägypten geführt hat, und vorher hatte er noch die Schafe gehütet.

Aber danach las mein Vater nicht mehr weiter aus dem Buche Mose, sondern er suchte sich vorher erst immer etwas aus; nachdem er mir solcherweise noch die ersten Kapitel aus dem Buche Samuels und aus dem Buche Tobias, und einige Kapitel aus dem Buche der Makkabäer vorgelesen hatte, da war's unterdes Frühling geworden und draußen wieder wärmer; da war ich wieder gesünder und konnte wieder in die Schule gehen. Von der Zeit an mochte ich gern mit Knechten verkehren, und wo es eben anging, da machte ich mich gut Freund damit, und war gar froh, wenn ich einem die Hand reichen konnte. Denn da war der Holzknecht aus der Oberförsterei, der meinem Vater das Klafterholz brachte, der Brauerknecht und die Müllerknechte und die Knechte draußen vom Vorwerk, die kannte ich bald alle, denn sie kamen fast täglich vorbei gefahren.

Aber so gutherzig und freundlich zu mir war mein Vater bloß, wenn ich krank war, sobald ich wieder in die Schule gehen konnte, da war er wieder ganz anders zu mir.

* * *

Ich habe schon geschrieben, daß mein Vater einigermaßen streng mit mir verfahren ist, und es gab häufig mehr Schläge als Brot. Freien Willen hatte ich nicht den geringsten, ich durfte nichts tun, als was mir mein Vater zu tun befohlen hatte, dafür aber gab er mir Arbeit genug. Sprechen durfte ich nur, wenn er mich etwas fragte; um alles mußte ich meinen Vater um Erlaubnis bitten, erhielt aber sehr selten welche. Überaus gerne lief ich mit den andern Jungens umher, aber ich gewann mir dadurch jedesmal so viel Schläge von meinem Vater, daß ich das ließ, wenn ich aber fragte, dann bekam ich keine Erlaubnis. Da bin ich einmal trotzdem weggelaufen, ein bis zwei Stunden lang, das bekam mir

aber so schlecht, wie nie zuvor. Da sah ich ein, daß ich mich immer noch besser stand, wenn ich gar nicht fragte. Denn wenn ich etwa eine Woche lang gar nicht war raus gekommen, als bis in die Schule, und hatte die übrige Zeit in der Backstube gesessen, und etwa ein Dutzend Pfund Zucker, harten, im kleinen Mörser recht fein gestoßen, oder mehr als 1000 Pfennigstückchen, bestehend aus Hasen, Hühnern, Eichhörnchen, Fischen und dergleichen mehr schön mit roter und gelber Farbe angemalt, oder sonst in dergleichen meinem Vater behilflich gewesen war, dann sehnte ich mich wieder mächtig raus, nach den andern Jungens, und lief wieder weg.

Eines Mittwochs kam ich in der Schule (ich ging schon zum Kantor) neben einen Jungen zu sitzen, dessen Eltern hatten Ökonomie und auch ein Stücker acht Kühe, die mußte der Junge nachmittags hüten, draußen, ein ganzes Ende weit aus dem Tore, und der ladete mich ein mitzugehen; ich sagte sogleich zu, und mittags um ein Uhr, da mußte er austreiben, um diese Zeit sollte ich kommen. Es war ein prachtvoller heißer Sommertag. Um Erlaubnis zu fragen, wäre Wahnsinn gewesen. Doch aber ging ich gleich nach dem Essen in die Backstube, um zu sehen, ob da wohl Arbeit für mich zurecht gemacht war, aber als ich nichts Verdächtiges sah, stahl ich mich zum Hause hinaus, und fort. Das war nun freilich eine Lust auf den schönen großen Wiesen da, mit dem schönen breiten Wassergraben, und dem reinen Wasser drin, da haben wir uns ein paarmal gebadet; dann standen Weiden da, und der andere lehrte mich Pfeifen oder Flöten schneiden. Aber der Nachmittag verging schnell genug, und als die Sonne unterging, trieben wir die Kühe nach Hause.

So lange war ich noch nie weggeblieben, es war wohl neun Uhr, als ich anlangte. Ich getraute mich nicht ins Haus, aber meine Mutter bekam mich zu sehen und rief mich rein, und mein Vater war nicht zu Hause. Als mich meine Mutter ausgefragt hatte, schalt sie bloß wenig, was mich sehr wunderte, danach schickte sie mich zu Bett, und von Abendbrot war keine Rede. Aber mir war das sehr lieb, damit mich mein Vater nicht mehr unter die Hände bekäme. Am andern Morgen, als mich meine Mutter rief, ging ich sehr verzagt die Treppe runter; aber mir passierte nichts. Aber als wir nachher die Suppe aßen, da fragte mich mein Vater ordentlich freundlich, wo ich denn gewesen wäre und was ich getan hätte. Er hatte ein unglaubliches Geschick dazu, mich auszufragen, das tat er immer, aber nicht mit solcher Ruhe, und so wußte er bald alles, und wie es gekommen war. Und als es erst so spät war, daß ich meine Schulbücher unter den Arm nehmen und zur Schule gehen konnte, da war ich herzlich froh, daß die Sache so gut abgelaufen war, aber meinen Vater konnte ich nicht begreifen. Dann kriegte ich noch etwas Angst vor der Mittagsstunde, aber als mir da auch nichts passierte, da ging mir alle Bangigkeit weg. Aber als ich um vier Uhr aus der Schule kam, und meine Bücher weggelegt hatte, und in die Stube trat, da wartete mein Vater schon auf mich und sagte

komm einmal mit! Als wir in den Hausflur traten, kriegte ich sehr schlechte Ahnung und sagte: Vater, ich hab noch keine Vesper. O, du hast ja gestern auch keine gewollt; geh und hole einmal deine Bibel, sagte er. Dann nahm er mich mit in die Backstube, öffnete die beiden obersten kleinen Fensterflügel, und dann blätterte er ein wenig in der Bibel, dann legte er sie auf den Tisch und sagte: Sieh einmal her, und als ich rantrat, sagte er: Hier, das und das und das, diese drei Kapitel lerne einmal auswendig, ich werde dich nachher überhören, so weit wie du gekommen bist. Damit ging er raus, und schloß die Tür hinter sich zu. Da stand ich nun in der heißen Backstube, und draußen war's gerade so schön als gestern, und der andere Junge war wieder auf der Wiese bei den Kühen, und die andern Jungens liefen alle draußen rum, und Vesper hatte ich auch nicht gekriegt, und sollte nun da schwitzen, und fing bitterlich an zu weinen und hoffte dabei, mein Vater sollte mit dem Stock kommen, denn ich wollte viel lieber eine Tracht Prügel haben, als diese Strafe. Aber mein Vater kam nicht, denn er hatte so lange auf mich gewartet und hatte sich jetzt erst ein paar Stunden schlafen gelegt. Als ich lange genug geweint hatte, und es kam niemand, der mir helfen und mich aus meinem Elend erlösen wollte: da dachte ich endlich wieder an meine Aufgabe; und putzte mich ab und sah mir die Geschichte einmal an. Es stimmte, es waren drei Kapitel, nämlich Matthäus 5 bis 7, die sogenannte Bergpredigt, aber den Namen wußte ich dazumal noch nicht, wie ich überhaupt im Neuen Testament noch gar keinen Bescheid wußte, denn daraus hatte mein Vater mir nichts vorgelesen, und in die Kantorschule war ich eben erst versetzt worden.

Also fing ich an zu lesen beim ersten Verse, den zweiten, den dritten, den vierten. — Ja, du ewige Gütigkeit, was stand denn da zu lesen; wie ging denn das, wie lautete denn nur das da eigentlich? Das hatte ich ja in meinem Leben noch nicht gehört. Ich war ganz ruhig geworden. Wo kam denn das nur her? Was war denn das für einer, der das sprach. Ich holte mir einen Stuhl ran, vergaß alles andre und fing wieder von vorn an zu lesen. Das mußte ich erst einmal ordentlich lesen. Als ich die erste Reihe hatte runter gelesen, da konnte ich mir nicht helfen, da fing ich eben noch einmal an und las wieder von vorne. Dann las ich aber weiter; aber sehr langsam, denn es war mir alles zu neu, und ich bedachte mich da so lange bei, und so kam es, daß ich noch nicht einmal das erste Kapitel zu Ende gelesen hatte, viel weniger alle drei. Da hörte ich es sieben Uhr schlagen, und da kam mein Vater wieder. Er hatte meine „Schande" in der Hand, so hieß nämlich das Seil, was ich über die Schultern nahm, wenn ich mit der Schubkarre etwas holen mußte. Er nahm gleich die Bibel vom Tische in beide Hände und lehnte sich rückwärts an den Tisch an und sagte: So, nun sag einmal her! Ja, du lieber Himmel, ich konnte nicht einmal den ersten Vers, denn ich hatte gar nicht mehr ans Lernen gedacht. Sowie er das aber merkte, sagte er: I, du hast ja wohl gar nichts

gelernt! und legte die Bibel wieder hin und faßte mich am Arm, und fing an, mir den Prozeß zu machen — — —

Endlich aber hatte die Geschichte ein Ende, und als mein Vater die Schande an einen Nagel hing, wollte ich heulend rausgehn, aber er rief mich sogleich wieder zurück und spendierte mir ganz schnell noch wenigstens ein halbes Dutzend Kopfstücke, weil ich die Bibel nicht mitgenommen hatte. Nachdem ich nachher Abendbrot gegessen hatte, mußte ich aber bald zu Bett. Da fielen mir die Prügel wieder ein, aber auch das, was ich nachmittags gelesen hatte, und da merkte ich, daß ich schon welche Sprüche auswendig wußte, und so schlief ich ganz zufrieden ein.

Am andern Mittag, als ich gegessen hatte, sagte mein Vater: Hole deine Bibel her; ich holte, und als er sie aufgeschlagen hatte, sagte er zu mir: Wenn du nachher aus der Schule kommst, und ich bin nicht da, dann gehst du in die Backstube, und lernst das Stück hier auswendig. Dabei zeigte er mir das Stück Matth. 5, 1—12. Zweimal werde ich dir dabei einhelfen, öfters nicht, und wenn du es dann nicht ohne Anstoß weiter kannst, wenn ich komme, dann haue ich dich kurz und klein. So, das war doch wenigstens was Genaues; das wollte ich ja ganz gerne lernen und ging fröhlich in die Schule, und um vier Uhr, als mir meine Mutter einen Salzkuchen gegeben hatte, da ging ich in die Backstube, und als mein Vater um sieben Uhr mich überhörte, da sagte ich ihm das Stück ohne Anstoß her und hatte noch einen ganzen End dazu gelernt, davon sagte ich aber nichts. Tags darauf war Sonnabend, da hatten wir nachmittags keine Schule, und dann war Sonntag, da habe ich die beiden Tage das ganze fünfte Kapitel lernen fast ohne Anstoß hersagen. In der nächsten Woche lernte ich dann das sechste Kapitel; aber weiter kam ich vorerst nicht, denn mein Vater hatte lange Zeit alle Tage andere Beschäftigung für mich; aber nach einer Weile mußte ich das siebente Kapitel auch nachholen, aber das hatte ich vorher schon manchmal durchgelesen.

* Karl Fischer, Denkwürdigkeiten eines Arbeiters.

In der Kirche befiel mich zunächst ein gewaltiges Staunen über den ungeheuer großen, hohen, leeren Raum, der weder einem Wohnzimmer, noch einer Wirtsstube glich, am ehesten noch dem Brauhause des Götti, aber auch das eigentlich nicht recht, denn im Brauhause war es finster und hier war es hell, im Brauhause standen Kessel und hier Bänke. Wie sich meine Augen dann allmählich eingewöhnt hatten, erblickte ich plötzlich an der Seitenwand etwas Entzückendes: prachtvolle Fenster, hoch und schmal, mit märchenhaft schönen farbigen Scheiben darin. An diesen Fenstern blieb mein Blick bewundernd hängen. Wenn ich nicht Agathe neben mir gespürt und nicht gewußt hätte, daß draußen vor der Tür das Städtchen Liestal warte, so hätte ich gemeint, ich wäre im Himmel. Horch! mit einmal begannen die himmlischen Fensterscheiben noch Musik zu machen, und zwar solch eine beglückend wohllautende Musik, daß

man ganz selig davon wurde. Eine Unmasse Töne auf einmal, und jeder Ton schön, und alle die schönen Töne waren befreundet miteinander. Ich erriet, warum so viele Töne sangen: die Fensterscheiben waren verschieden gefärbt, darum hatte jede ihren eigenen besonderen Ton. Aber als nun die Musik immer anders klang, während die Fensterscheiben gleich blieben, überstieg dieses Wunder mein Verständnis: sind die musizierenden Fenster denn heimlich belebt? oder schweben am Ende Engel dahinter, welche unsichtbar durch die Fensterscheiben in die Kirche hereinsangen? Da hieß mich Agathe den Kopf umdrehen und deutete nach einem riesigen gold- und silberfunkelnden Gestell hinter mir, oben in der Kirche; „Orgel" nannte sie das, und jetzt begriff ich, daß die Musik nicht von den Fenstern kam, sondern von der „Orgel".

Carl Spitteler, Meine frühesten Erlebnisse.

Die Fabrik ging gut, Heiner machte viele Überstunden; oft konnte er weder mittags noch abends nach Hause kommen. Dann mußte Hanneken ihm das Essen zutragen. Es war ein weiter Weg, der über den großen Reitanger führte. Hanneken lief geräuschlos über den aufgerittenen Boden. Am Tage war's Spaß, aber abends. Jenseits streckten riesige Pappeln ihre Äste in die Luft, das Rauschen der beweglichen Blätter schien stärker zu werden, das Kind hatte ein Gefühl, als würde es fortgeweht gegen die dunklen Scheunen zu. Da sollte es „umgehn". In seiner Bangigkeit stapfte Hanneken so hörbar als es konnte und machte die Augen weit auf. Um alles in der Welt hätte es die Augen nicht geschlossen; zusehn mußte es, und wenn da ein Gespenst gekommen wäre.

Aus Furcht übte dann Hanneken die alte Gewohnheit aus, alles, was es gelernt hatte, laut vor sich hinzusagen: Bibelverse, Fabeln, Gesangbuchlieder und die alten Volksgesänge, die es dem Heiner abgelauscht hatte. Die eigene Stimme gab ihm Mut. Den Beschluß machte immer das Gedichtlein aus der Fibel:

„Gott ist, wo die Sonne glüht,
Gott ist, wo das Veilchen blüht,
Ist, wo jener Vogel schlägt,
Ist, wo dieser Wurm sich regt,
Ist kein Freund, kein Mensch bei dir,
Fürchte nichts, denn Gott ist hier."

Hanneken stand zwar in keinem besonders verbindlichen Verhältnis zu „Gott". Die Pflegemutter hielt nicht viel von ihm, sie meinte, seine nähere Bekanntschaft sei etwas für reiche Leute, die Zeit hätten, sich mit ihm abzugeben. Und die biblische Geschichte in der Schule vermochte dem Kinde die Worte von der großen göttlichen Liebe auch nicht lebendig zu machen. Aber hier, in der abendlichen Dunkelheit, war's doch merkwürdig beruhigend, an „Gott" zu denken, und war so bequem, weil man ihn im Hellen gleich wieder vergessen konnte. So ließ Hanneken ihn mitgehn; man hatte ja keine Last davon, und da er unsichtbar war, konnte niemand wissen, ob man einen lieben Gott bei sich hatte oder nicht.

„Wenn mir etwas geschieht, dann hast du es," sagte das Kind zu ihm. Es schalt und lobte seine Gott, wie es selber gelobt und gescholten wurde, doch es gewöhnte sich in seiner Einsamkeit, mit ihm umzugehen.

Die freundliche Lehrerin, Fräulein Emma Bitt, erzählte von dem Herrn Jesus, der so gut und sanft gewesen, daß er sich ohne Widerstand hatte ans Kreuz nageln lassen. Davor aber hatte Hanneken keinen Respekt. Gar keinen. Dieser Herr Jesus war ja noch schlimmer als der Herr Misch, der nichts zu sagen hatte und in die Kalkgrube gekommen war! Und daß der „Heiland" Schmerzen ausgestanden und Ängste, brachte ihn dem Hanneken erst recht nicht näher. Was war denn dabei? Das gehörte alles dazu und mußte gelebt werden. War er nicht dreißig Jahre alt gewesen, als es ihm schlecht erging? Neun Jahre war Hanneken alt und hatte schon soviel Schweres durchgemacht. Jesu Mutter war nicht für arm begraben, die war am Leben geblieben und hatte ihn lieb gehabt. Sie stand unter seinem Kreuz und hielt seine blutenden Füße umfaßt, sie tröstete ihn mit ihren Augen voll Liebe. Wie konnte man so viel Aufhebens machen von den Schmerzen eines Menschen, der eine Mutter gehabt . . .

Aus dem Vaterhause habe ich nur teure Erinnerungen mitgenommen, denn der Mensch besitzt keine Erinnerungen, die teurer wären, als aus der ersten im Elternhause verbrachten Kindheit, und das ist wohl immer so, wenn auch nur eine Spur von Liebe mit ihren gegenseitigen Banden die Familie zusammenhält. Selbst aus den allerschlimmsten Familien kannst du teure Erinnerungen bewahren, wenn nur deine Seele befähigt ist, das Wertvolle zu finden.

Zu den Erinnerungen aus dem Elternhause gehören auch meine Erinnerungen an die biblische Geschichte, welche ich damals, obgleich ich noch ein Kind war, begierig zu lernen bestrebt war. Ich besaß ein Buch, die Biblische Geschichte, mit prächtigen kleinen Bildern, unter dem Titel: „Hundertundvier biblische Geschichten aus dem Alten und Neuen Testamente", und in ihm las ich, und nach ihm lernte ich. Noch jetzt steht es hier auf meinem Bücherbrette, als ein teures Andenken bewahre ich es. Ich erinnere mich außerdem, wie mir, noch ehe ich zu lesen gelernt hatte, schon im Alter von acht Jahren zum erstenmal geistliches Erschauen zuteil wurde. Die Mutter führte mich allein (ich weiß nicht, wo mein Bruder damals war) zum Abendmahl in den Tempel des Herrn, am Montage der Marterwoche. Es war ein heller Tag und ich erinnere mich, als erlebte ich es nochmals, wie aus dem Räucherfasse der Weihrauch aufstieg und langsam emporwallte, und wie von oben herab sich die Strahlen des Gotteslichtes auf uns in der Kirche aus dem schmalen Fenster der Kuppel ergossen, und wie emporwogend der Weihrauch durch sie zog. Mit heiliger Empfindung sah ich es, und zum erstenmal seit meiner Geburt nahm ich mit Verständnis ein Saatkorn des Gotteswortes in mich auf. Ein Knabe trat in die Mitte des Tempels heraus mit einem großen Buche, einem so großen, daß er es, wie mir

damals erschien, nur mit Mühe tragen konnte; er legte es aufs Pult nieder, schlug es auf und fing an zu lesen, und zum erstenmal verstand ich es, zum erstenmal in meinem Leben wurde mir verständlich, daß im Tempel Gottes gelesen werde.

Und wie erfüllten damals meine Vorstellung die Kamele und der Satan, welcher so mit Gott redete, und Gott, der seinen Knecht dem Verderben überlieferte und sein Knecht, welcher ausrief: „Dein Name sei gepriesen, ob du mich gleich strafst," und darauf der leise und süße Gesang im Tempel: „Und mein Gebet wird erhört," und dann wieder die Wolke aus dem Weihrauchfasse des Priesters und das Gebet auf den Knien! Dostojewskij, Die Brüder Karamasow.

Großvater Jeremej hielt sein Versprechen: er kaufte für Ilja ein Paar Stiefel, einen großen, schweren Paletot und eine Mütze — und so ausgerüstet schickte man den Jungen in die Schule. Neugierig und ängstlich zugleich ging er dahin — und finster, gekränkt, mit Tränen in den Augen kam er aus der Schule heim. Die Knaben hatten in ihm den Begleiter des alten Jeremej erkannt und im Chor zu spotten begonnen:

„Lumpensammler! Stinker! Stinker! Lumpensammler!"

Die einen kniffen ihn, andere zeigten ihm die Zunge, und ein besonders Kecker trat auf ihn zu, zog die Luft in die Nase ein und schrie laut, indem er mit einer Grimasse des Abscheus sich von ihm abwandte:

„Ach, wie eklig der Kerl riecht!"

„Warum lachen sie mich denn aus?" fragte Ilja den Onkel voll Entrüstung und Zweifel. „Ist's denn eine Schande, Lumpen zu sammeln?"

„Nicht doch," versetzte Jeremej, den Kopf seines Neffen streichelnd, während er sein Gesicht vor den forschenden Augen des Knaben zu verbergen suchte. „Das tun sie nur . . . einfach so . . . aus Ungezogenheit . . . Mach dir nichts draus! Mußt es eben tragen! . . . Sie werden sich schon dran gewöhnen . . . auch du wirst dich dran gewöhnen . . ."

„Auch über meine Stiefel lachen sie, und über den Paletot! . . . fremde Lumpen wären's, sagen sie, aus 'ner Müllgrube hätt' ich sie rausgezogen!"

Großvater Jeremej tröstete ihn, wobei er vergnügt mit den Augen zwinkerte:

„Trag's mein Lieber! Er wird's ihnen schon vergelten! . . . Er? Außer Ihm — gibt's niemand!"

Der Alte sprach von Gott mit einer solchen Freude, mit solchem Vertrauen auf seine Gerechtigkeit, als ob er ganz genau alle Gedanken Gottes wüßte und in alle seine Absichten eingeweiht wäre. Und Jeremejs Worte beschwichtigten ein wenig das Gefühl der Kränkung im Herzen des Knaben. Am nächsten Tage jedoch wallte dieses Gefühl von neuem um so heftiger in ihm auf. Ilja hatte sich bereits daran gewöhnt, sich als eine wichtige Person, einen richtigen Arbeiter zu be-

trachten. Mit ihm sprach sogar der Schmied Ssawel in freundlicher Weise, und diese Schuljungen lachten ihn aus und verspotteten ihn! Er vermochte sich mit dieser Tatsache durchaus nicht zu befreunden: die beleidigenden und bitteren Eindrücke der Schule verstärkten sich mit jedem Tage, prägten sich immer tiefer seinem Gemüt ein. Der Schulbesuch wurde für ihn zu einer lästigen, unangenehmen Pflicht. Er hielt sich in der Schule abseits, mied den Verkehr mit den andern. Durch sein leichtes Auffassungsvermögen hatte er sogleich die Aufmerksamkeit des Lehrers auf sich gelenkt; der Lehrer hielt ihn den andern als Muster vor, was wiederum dazu beitrug, seine Beziehungen zu den Schülern noch mehr zu verschlechtern. Er saß auf der ersten Bank und fühlte stets die Anwesenheit der Feinde in seinem Rücken. Sie aber hatten ihn nun allezeit vor den Augen und wußten geschickt alles herauszufinden, was irgend an ihm lächerlich scheinen konnte. Und sie lachten auch beständig über ihn. Jakow besuchte dieselbe Schule und war gleichfalls bei seinen Kameraden schlecht angeschrieben. Sie nannten ihn allgemein nur den „Kalbskopf". Er war zerstreut, lernte schwer und wurde fast täglich vom Lehrer gestraft, doch verhielt er sich vollkommen gleichgültig gegen alle Strafen. Es schien überhaupt, als ob er alles das, was rings um ihn vorging, kaum bemerkte, und sowohl in der Schule wie zu Hause in seiner ganz besondern Welt lebte. Er hatte seine eigenen Gedanken, und fast jeden Tag setzte er Ilja durch seine seltsamen Fragen in Erstaunen. So fragte er gelegentlich, während er sinnend vor sich hinschaute:

„Sag mal, Ilja — wie kommt's denn, daß die Menschen so kleine Augen haben und doch damit alles sehen? . . . Die ganze Straße sieht man, die ganze Stadt — wie kommt's nur, daß sie, die doch so groß ist, in unserm kleinen Auge Platz hat?"

Oder er starrte zum Himmel auf und sagte plötzlich:

„Ach, die Sonne! . . ."

„Was denn?" fragte Ilja.

„Wie sie brennt! . . ."

„Na — was also? . . ."

„Nichts! . . . Weißt du, was ich mir denke? Wahrscheinlich sind Sonne und Mond die Eltern, und die Sterne sind ihre Kinder . . ."

Anfänglich sann Ilja über seine seltsamen Reden ernsthaft nach, dann aber begannen ihn seine Einfälle zu stören, da sie seine Gedanken von jenen Dingen ablenkten, die ihn zunächst angingen. Und solcher Dinge waren doch gar viele, und der Knabe hatte schon gelernt, recht scharf auf sie zu achten.

Eines Tages kam er aus der Schule nach Hause und meinte mit höhnischem Ausdruck um die Lippen zum alten Jeremej:

„Unser Lehrer?! Haha! Der ist mir auch schön! . . . Gestern hat der Sohn vom Kaufmann Malafjejew eine Fensterscheibe zerschlagen, und er hat ihn dafür nur ganz leicht gescholten. Und heute hat er die Scheibe einsetzen lassen und aus seiner Tasche bezahlt . . ."

„Siehst du, was für ein guter Mensch das ist?!“ versetzte Jeremej gerührt.

„Ein guter Mensch, jawohl! Und wie neulich Wanjka Klutscharew eine Scheibe zerschlug, da ließ er ihn ohne Mittagessen nachsitzen, und dann ließ er Wanjkas Vater kommen und sagte ihm: Du, zahl mal für die Scheibe vierzig Kopeken! . . . Und Wanjka bekam dann Prügel von seinem Vater! . . . So gut ist unser Lehrer . . . siehst du!“

„Mußt auf so was nicht achten, Iljuscha,“ riet ihm der Alte, während er unruhig mit den Augen blinzelte. „Sieh es so an, als ob es dich gar nichts anginge. Zu entscheiden, was unrecht ist, kommt Gott zu und nicht uns. Wir verstehen das nicht. Wir wissen nur immer das Unrechte herauszufinden, das Rechte aber zu erkennen sind wir nicht imstande. Er dagegen weiß alles abzuwägen! . . . Er kennt Maß und Gewicht aller Dinge. Ich zum Beispiel — ich hab’ gelebt, gelebt, geschaut und geschaut — und wieviel Unrecht ich gesehen habe, vermag niemand zusammenzuzählen! . . . Das achte Jahrzehnt ist nun schon über mich hingegangen . . . Es kann doch nicht sein, daß in dieser langen Zeit die Wahrheit nicht ein einziges Mal in meiner Nähe gewesen ist! . . . Ich aber hab’ sie nicht gesehen . . . Kenne sie nicht . . .“

„Na,“ sprach Ilja zweifelnd, „was ist da viel zu wissen? Wenn der eine vierzig Kopeken zahlen muß, muß es auch der andere: das ist die Wahrheit!“

Der Alte wollte ihm durchaus nicht recht geben. Er sprach noch gar vielerlei von sich selbst, von der Blindheit der Menschen und davon, daß sie nicht imstande seien, einander gerecht zu beurteilen, sondern daß Gottes Urteil allein gerecht sei. Ilja hörte ihn aufmerksam an, doch ward sein Gesicht dabei immer düstrer, und seine Augen schauten immer finstrer.

„Wann wird denn Gott kommen, um zu richten?“ fragte er plötzlich den Alten.

„Das weiß man nicht! . . . Sobald die Stunde schlägt, wird er kommen von den Wolken, zu richten die Lebendigen und die Toten; aber wann es sein wird, das weiß man nicht . . . Wir wollen doch mal am Sonnabend beide in den Abendgottesdienst gehen . . .“

„Gut, gehen wir!“

„Abgemacht! . . .“

Am Sonnabend stand dann Ilja mit dem Alten auf den Treppenstufen der Kirche, zusammen mit den Bettlern, zwischen den beiden Türen. Sobald die Außentür geöffnet wurde, verspürte Ilja den kalten Luftzug, der von der Straße hereindrang, die Füße wurden ihm steif, und er trippelte leise auf den Fliesen hin und her. Durch die Glasscheiben der Kirchentür aber sah er, wie die Flammen der Kerzen sich gleichsam zu schönen, aus zitternden Goldpunkten gefügten Mustern vereinigten und das schimmernde Metall der Meßgewänder, die dunklen Köpfe der andächtigen Menge, die Gesichter der Heiligenbilder und das prachtvolle Schnitzwerk des Heiligenschreins beleuchteten.

Die Menschen erschienen in der Kirche besser und friedsamer als auf der Straße. Sie waren auch schöner in dem goldenen Lichtglanz, der ihre dunklen, in ehrfurchtsvollem Schweigen dastehenden Gestalten beleuchtete. Sobald die innere Kirchentür sich öffnete, strömte die weihrauchduftende, warme, feierlich tönende Woge des Gesanges auf die Vortreppe hinaus: liebkosend umfächelte sie den Knaben, und er atmete entzückt die wohlriechende Luft ein. Es war ihm angenehm, so dazustehen neben dem Großvater Jeremej, der seine Gebete flüsterte. Er lauschte, wie der feierlich schöne Gesang durch das Gotteshaus flutete, und wartete mit Ungeduld, bis die Tür sich wieder öffnen und der laute, freudige Gesang von neuem auf ihn einströmen, der balsamische warme Luftstrom ihn wieder umfangen würde. Er wußte, daß oben auf dem Kirchenchor Gritschka Bubnow sang, einer der schlimmsten Spötter in der Schule, und auch Fedka Dolganow, ein kräftiger, raufsüchtiger Bursche, der ihn schon mehr als einmal geprügelt hatte. Jetzt aber empfand er ihnen gegenüber keinen Haß und kein Rachegefühl, sondern nur ein wenig Neid. Er selbst hätte dort oben auf dem Chor singen und von da den Leuten ins Gesicht schauen mögen. Es mußte gar zu schön sein, dort zu singen, an der Mitteltür der Altarwand, über all den Leuten da unten zu stehen und ihre ruhigen, friedlichen Gesichter zu beobachten. Als er die Kirche verließ, hatte er das Gefühl, als sei er besser geworden, und er war bereit, sich mit Bubnow und Dolganow und überhaupt mit allen Schülern zu versöhnen. Am folgenden Montag jedoch kam er, genau ebenso wie früher, finster und beleidigt aus der Schule heim . . .

* Maxim Gorki, Drei Menschen.



Fünfter Abschnitt
Unter dem Sittengesetz

Von Natur besitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend, keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte. Diese letzteren sind gerade die bedenklichsten.

Goethe.



Wille und Notwendigkeit

> Frühzeitig soll der Zögling auf seinem ehrgeizigen Kopf das harte Joch fühlen, das die Natur dem Menschen auferlegt, das schwere Joch der Notwendigkeit, unter welches sich jedes sterbliche Wesen beugen muß. Er soll aber diese Notwendigkeit in den Dingen sehen, niemals in den Launen der Menschen. Der Zügel, der ihn zurückhält, sei Kraft, nicht Autorität. — — —
> Eure Weigerung muß unwiderruflich sein, keine Zudringlichkeit darf euch zum Wanken bringen; euer einmal ausgesprochenes Nein sei wie eine eherne Mauer, gegen die das Kind seine Kräfte nur fünf oder sechsmal zu brechen versucht, ehe es aufhört, ihren Umsturz für möglich zu halten. J. J. Rousseau.

In der Frühe, wenn sie nur zu einem Guten Morgen das Händchen reicht, langt sie zuerst fast allemal das linke her. Das nehme ich nicht an. Wenn der Vater Geschichten macht, warum nicht sie auch! Das rechte Händchen gibt sie nicht her, das versteckt sie hinter dem Rücken, als hätte sie keines.

„Martha, du gibst mir die rechte Hand!"

Sie blickt mich verwundert an, dann versucht sie es noch einmal mit der linken.

„Martha! — Du gibst mir die rechte Hand!"

Gut, sie gibt die rechte Hand und ist nun selbst ganz vergnügt darüber, daß der kleine Trotz überwunden ist. Fröhlich läuft sie davon.

„Dirndel!" rufe ich ihr nach, „es fehlt noch etwas. Das Knixerl mußt du mir machen!"

Sie wendet sich um und macht mit den Knien eine überaus graziöse Verbeugung. Da ist es auch schon geschehen, daß sie vergaß, sich umzudrehen, so daß ich vom Knixerl nur den hinteren Teil bekam — darauf allemal ein Hallo in der ganzen Familie.

Mit ihrem Trotzköpfel hat sie überhaupt so manchen Strauß auszutragen. Sie will nicht folgen, wenigstens aufs erste Wort nicht; und wenn jemand mit ihr zankt und poltert, das macht ihr Spaß, und jetzt folgt sie erst recht nicht. Beim Vater ist's anders, der braucht ihr in ruhigem Ernste einmal den Befehl zu geben, und sie ist das fügsamste, gemütlichste Kind. Ja, wenn sie auf Zureden anderer etwas tun soll, was sie nicht mag und doch wieder möchte, sieht sie sich manchmal ordentlich hilfesuchend nach dem Vater um, daß er ihr befehle. Sie will mich nie fortlassen, wenn ich bei ihr bin, deutet mit dem Händchen auf einen Sessel: „Vata, sitzi!" Doch ist es auch schon geschehen, daß sie mir

plötzlich die Hand reichte: „Vata, adee!“ Dann plante sie irgendein Schelmenstück, bei dem sie eine Autorität nicht brauchen könnte.

Ein andermal spielt sie selber die Erzieherin. Mache ich durch irgendeinen Zufall ein kleines Geräusch, so sagt sie in ruhig verweisendem Tone: „No, no, Vata!“ Eines Tages, als sie sich lustig auf dem lehmigen Erdboden wälzte, ruft ihr die Mutter zu: „Geh, du bist ein Schweindl!“ — „Pfui, Mami!“ darauf die Kleine.

Für ihre Geschwister ist es übrigens nicht gut, mit ihr Kirschen essen. Nur das Geringste ihr überquer, und sie hebt drohend den Arm: „Hauen“. Im Augenblick kommt ihr auch die Hand aus und der Genosse hat eins im Gesicht. Zumeist ist bei solchem Ereignisse sie selber mehr erschrocken, als der Geschlagene; einerseits ist über das Verbrechen eine schwere Strafe verhängt, andererseits macht vielleicht der Geschlagene ein weinerliches Gesicht: „Martherl, jetzt hast mir weh getan, jetzt weine ich!“ Derlei genügt vollauf, um ihren Zorn zu löschen; mit zärtlicher Miene streichelt sie den Beleidigten an der Wange: „Ei, ei! — Ei, ei!“ — Wenn sich während des Streichelns aber doch die Fingerchen manchmal krümmen, daß es einen kleinen Kratzer gibt — nun so sind wir dafür eben ein weibliches Wesen, an welchem sich Streicheln und Kratzen sich nicht so genau auseinander halten läßt.

Übrigens hat sie in wenigen Monaten an Selbstüberwindung schon Erkleckliches geleistet. Eine Kindsfrau, von der Kleinen „Viefrau“ genannt, hatte ihr mancherlei Unzukömmlichkeiten angewöhnt. Die Rute, welche hierauf ins Haus kam, verursachte der Kleinen anfangs manchen Spaß, denn sie hielt die mit einem roten Bändchen zierlich zusammengebundenen Birkenreiser für ein Spielzeug oder für eine Zeremonie. So oft sie sich etwas zuschulden kommen ließ, rief sie allemal selbst nach der Rute: „Marthi lim! Ute holen!“ Als sie aber merkte, daß die Rute immer rücksichtsloser ward und die feierlich energische Handhabung derselben schon ins Bedenkliche ging, erhob sie sofort Protest, wenn von der Rute die Rede war. Und dennoch scheint es mir, es war weniger die Strafe, als andererseits Lob und kleine Belohnung, was sie zur Ablegung mancher Unarten hauptsächlich veranlaßte. . . . .

Ihr liebster Aufenthalt ist des Vaters Stube, wo „Vata reibt“ (schreibt) oder „A se be (ABC) macht“ (liest). Wenn nun aber der Vater manchmal von dem freundlichen Besuche nicht viel Notiz nimmt, wenn er ruhig weiterarbeitet oder überhaupt nicht mit ihr plaudert, steht sie verblüfft da, schaut mit ihren runden Äuglein fast erschrocken drein und flüstert: „Vata bös!“ —

Vater bös! Das ist so ziemlich das Unangenehmste, was ihr passieren kann. Vom Vater ein finsteres Gesicht, das geht schier noch über die Rute, doch ich möchte nur einmal den Vater kennen, dem es einem so drolligen Dirndlein gegenüber gelingt, das strenge Gesicht fünf Minuten lang aufrechtzuhalten. Die Stirne in Falten ziehen, wenn das Herz lacht! Nun, das Kind hat’s bald weg, daß es nicht auf die Stirnfalten ankommt, denn solche hat auch Großpapa und Großmama, und sind doch so lieb! Ein

einziger strenger Blick genügt, um das Gesichtlein der kleinen Martha sofort gänzlich zu verändern — von der übermütigsten Grimasse, bis zur beklommensten Miene, in welcher das Weinen zuckt. Aber sie trachtet beizulegen; leise schleicht sie um mich herum, sucht mit der Hand vom Stiefel den Staub zu wischen, und wenn sie an dem Hausrock etwa gar irgendeinen Schaden findet, so sagt sie: „Loch zerrissi, Marthi topfen (stopfen)."

Stets kommt sie in mein Zimmer des Abends, unmittelbar bevor sie schlafen geht. „Papa!" damit reicht sie mir das Händchen, das ist aber nicht alles, jetzt geht sie zu allen Bildern, Bilderchen und Statuettchen, die an der Wand hängen oder auf dem Tische stehen; jedes erreichbare berührt sie, gleichsam mit der Hand grüßend, mit den Fingerspitzen: „Papa! — Papa! — Papa!" Und erst wenn sie sich von allen ihr lieben Gegenständen so verabschiedet hat, verfügt sie sich an der Seite der „Toni" willig in ihr Schlafstübchen. Rosegger, Waldjugend.

In der Kinderstube saß Frau Björnsen in einem schwarzen Kleide mit weißem Kragen. Sie hatte den kleinen Knaben auf dem Schoße und hielt mühsam seine ungeduldigen Hände, die in das offene Bilderbuch greifen wollten und schon einen großen Riß mitten in die bunte Seite gemacht hatten.

„Guten Tag, Karen. Nun, da bist du ja. Heinz hat schon nach dir gefragt. Es paßt ihm gar nicht, daß er drinnen sitzen muß. Er hat die ganze Woche im Bett gelegen mit Husten und Halsweh, und wir müssen ihn noch sehr hüten. Ich hoffe, du hilfst mir treu dabei und sorgst, daß ihm die Zeit nicht lang wird."

Heinz glitt von dem Schoße der Mutter herunter und stellte sich einen Augenblick mit zornigen Augen vor Karen hin. Er hatte eine rote Schnupfennase und seine Backen waren blaß. Karen streckte die Hand aus, aber er machte kehrt und kroch mürrisch zu seinen Spielsachen in die Ofenecke.

„Laß ihn nur von selber kommen," sagte Frau Björnsen. „Es ist heut wenig mit ihm anzufangen. Er kann nur bald seine Suppe bekommen und ins Bett gehen."

„Nein, keine Suppe und nicht ins Bett," sagte Heinz heftig und schlug ein paarmal mit den Hacken auf den Fußboden. Er stieß das braune Pferdchen von sich und blieb maulend in der Ecke sitzen, während seine Mutter an die Kommode trat, die Schubladen aufzog und Karen zeigte, wo Kleider und Spielsachen ihren Platz hatten. — —

Zum Schluß stellte Frau Björnsen einen Korb mit verwirrten Garnsträhnen auf den Tisch. „Versuch nur, ob du ein bißchen Ordnung hineinbringst," meinte sie. „Es ist schade um die schönen Fäden. Heinz hat sie alle durcheinandergebracht. Morgen mache ich dir ein Strickzeug zurecht — kannst du allein die Hacke setzen?"

„Ja," sagte Karen schnell. Dann erst fiel ihr ein, daß sie das längst verlernt hatte, aber zugleich fühlte sie, daß sie alles können würde, was die Pächtersfrau von ihr verlangte.

Frau Björnsen verließ das Zimmer. Karen bleib am Tische stehen. Sie nahm aus dem Korbe einen roten Baumwollzopf, glättete ihn mit den Fingern und sah sich in der Stube um. — — —

Heinz hatte seinen Kopf zwischen die hochgezogenen Schultern geduckt und saß still, wie ein lauerndes Mäuschen in seiner Ecke. Er wartete darauf, daß Karen ihn hervorholen sollte, bereit, im Augenblick, wo sie ihn am Ärmel fassen würde, in ein großes Geschrei auszubrechen. Als niemand kam, wurde ihm das Warten langweilig. Langsam wandte er den Kopf und sah das Mädchen an. Als sie im selben Augenblick zu ihm hinübersah, stieß er einen mißvergnügten Ton aus, trommelte mit den Füßen und nahm seine vorige Stellung ein.

Das wiederholte sich. Dann mit einem Male schob er sich rückwärts mitten in die Stube, wo er, das Gesicht in den flachen Händen versteckt, regungslos auf dem Bauche liegen blieb. Unversehens jedoch sprang er hoch und stellte sich ohne aufzusehen vor Karen hin.

Karen nahm einen roten Faden, wickelte ihn ein paarmal um sein Handgelenk, knotete zu und schnitt ernsthaft die Enden mit der Schere ab.

Heinz besah die Hand, schielte zwischen den Wimpern durch mit halbem Blick auf Karen und hielt ihr dann den Daumen hin. Der bekam auch einen roten Ring, und so ein Finger nach dem andern, ohne daß ein Wort fiel oder einer dem andern auch nur richtig ins Gesicht sah.

Als alle zehn Finger versorgt waren, warf Heinz mit einem Ruck die Hände hoch, betrachtete erst sie, dann Karen und lachte hell und herzlich los — ganz wie damals auf der Diele im Pastorat, als sie dem Hund eine Nachtmütze aus seinem Taschentuch gemacht hatte.

Das Mädchen lachte auch, und dieses gemeinsame Lachen verjagte bei beiden den letzten Rest von Befangenheit. Karen wurde warm vor Glück. Es war, als hielte sie etwas in den Händen — ein Ei, kostbar und mit dünner, dünner Schale — leise und vorsichtig wollte sie es tragen und doch fest dabei, damit kein Schüttern es zerbrach, niemand kam und es ihr wegnahm . . .

Die Nüsse in der Kleidertasche fielen ihr ein. Sie teilte aus, eine und immer noch eine. Jede besonders braune, und eigentlich war jede besonders braun, hielt sie hoch und tat, als wenn sie sie nicht geben wollte. Dann hängte Heinz sich an ihren Arm und lachte und bat so lange, bis sie nachgab und die Nuß als Schweinchen in seine Hand laufen ließ.

Als Frau Björnsen wiederkam, kroch Heinz mit vorgestrecktem Kopf in seine Ecke, und Karen beugte sich mit ernsten Augen über die Fäden. Aber an den roten lebhaften Gesichtern war zu merken, daß die Freundschaft im guten Gange war, und das war es, worauf es der Mutter dem zarten und heftigen Kinde gegenüber zuerst ankam.

* Helene Voigt-Diederichs, Dreiviertel Stund vor Tag.

Frau Tomasine Rendalen hob ihr Kind selbst aus der Taufe und gab ihm ihren eigenen Namen. Die Wiege des kleinen Tomas stand neben ihrem Bett, und dort hielt sie sich jetzt immer auf, das Schlafzimmer wurde ihr Lese- und Arbeitszimmer; das vordere Zimmer stand ungebraucht wie zum Staate.

Durch Freundinnen in England, Frankreich und Deutschland ließ sie sich Bücher über Erziehung in drei verschiedenen Sprachen kommen. Aber sie legte sie bald wieder beiseite: sie waren gar zu schwebend oder zu willkürlich. Lieber wollte sie ihre sonstigen Kenntnisse zu erweitern versuchen. Sie wollte in allem und jedem sein Lehrmeister sein, sie und kein andrer.

Aber als er ein halbes Jahr alt geworden war, wurde das eine Arbeit mit Unterbrechungen, denn er war ein gar ungeberdiges Kind. Der Arzt versicherte, soweit er es beurteilen könne, fehle dem Jungen gar nichts; vor Schmerzen schreie er also nicht. Wenn der Junge z. B. die Augen aufschlug und nicht in demselben Augenblick jemand da war — nämlich die eine bewußte mit seinem Futter — dann schrie er nicht bloß, bis sie kam — das hätte ja allenfalls für recht und billig gelten können — nein, auch nachdem sie gekommen war und ihn mit Bitten und Drohen zum Trinken gebracht hatte, schrie er weiter, wobei ihm die Milch aus dem Munde rann. Dann trank er ein paar Schlucke, hörte wieder auf und schrie aus vollem Halse; er konnte es nicht verwinden.

Wenn er irgendwas nicht wollte, schrie er sich blau, streckte seinen kleinen Körper und machte sich ganz steif. Manchmal war es Tomasine, als sei das gar kein Mensch, was sie da auf dem Schoße hatte, sondern ein Kobold.

Als er neun Monate alt war, mußte sie ihn entwöhnen; die ewige Aufregung und Angst, in der er sie hielt, wirkten zuletzt durch die Milch auf das Kind zurück.

Es war ein grausamer Kampf, den das kostete; er dauerte drei volle Tage und Nächte. In dieser ganzen Zeit war er nicht dazu zu bewegen, auch nur einen Tropfen von der fremden Nahrung zu sich zu nehmen, ohne daß man sie durch Kunstgriffe in ihn hineinzwang.

Und dieser sein erster großer Krieg in der Welt, der Krieg um die mütterliche Nahrung, hatte keinen günstigen Einfluß auf ihn. Denn von jetzt an schrie er noch ärger als zuvor, sobald er etwas haben wollte. Tomasine war ein kräftiges, geduldiges Wesen; aber der Junge machte sie wahrhaftig mager und nervös. Sie hoffte, wenn er älter würde, würde es vorübergehen, und wartete, bis er ein Jahr alt geworden war. Aber sie konnte lange warten; je mehr Kräfte er bekam, um so beharrlicher brüllte er.

Nun galt es also, ein bestimmtes Verfahren zu wählen. Die gelehrten Professorenbücher reichten nicht mehr aus, oder sie hatte sie nicht recht verstanden. Sie wendete sich an erfahrene Leute, und diese

gaben ihr den Rat, ihn fortwährend zu zerstreuen. Das half eine Weile; wenn er etwas Neues sah, war er still, aber mehr als höchstens zweimal wollte er denselben Gegenstand nicht sehen. Vergaß sie das, dann wurde er so wütend, daß nicht einmal etwas Funkelnagelneues ihn zum Schweigen bringen konnte.

Ein andrer riet ihr, den Jungen schreien zu lassen, soviel er Lust hätte. Ihr ewigen Mächte, brüllte der Bengel da aber! Nein, dachte Tomasine, auf die Art quält der Junge sich und mich zu Tode. Sie ging also zum Gegenteil über; sie verlegte sich darauf, seine Gedanken zu erraten, lange ehe er sie gedacht hatte, und fügte sich ihm in allen Stücken.

Das half; aber wehe ihr, wenn sie falsch riet, dann half es ihr gar nichts, daß sie nachträglich das Richtige erriet. Zuletzt kam die mütterliche Sklavin, wie so viele andre vor ihr, in ihrer Not und Verzweiflung so weit, daß sie beschloß, Revolution zu machen. Der kleine Despot mußte vom Thron gestoßen werden.

Die Revolution brach aus mit 6 — schreibe sechs — Klapsen auf Sr. Majestät vier Buchstaben. Sofort brachen alle Schrecken eines Bürgerkrieges aus; aber es folgten abermals sechs, sieben, acht, ja endlich zwölf Klapse. Die Macht auf Lebenszeit aufzugeben, ist ein schweres Ding, selbst für einen noch nicht zweijährigen Tyrannen, so daß der Kampf mehrere Stunden dauerte, bis er — sich ergab? Nein, das tat er durchaus nicht, aber — er schlief ein.

So angegriffen war Tomasine von der monatelangen Unruhe und Angst, von allen den Nachtwachen und nun dem letzten Kampfe, daß sie am ganzen Leibe zitterte und wie gebadet war. Jetzt wachte sie über seinem Schlafe, wie David nach der Bibel über dem Schlafe Sauls; sie hatte Mitleid mit der gefallenen Größe; sie hörte ihn schluckſen in seiner Hilflosigkeit; sie sah die letzten Tränchen auf seinen Backen trocknen; sah seine molligen Händchen zucken, die zarte Kopfhaut sich bewegen. Wer sollte denn eigentlich lieb zu ihm sein, wenn nicht sie? Wie sehnte sie sich danach, ihn aufwachen zu sehen, um ihm dann ihr allerfreundlichstes Gesicht zu zeigen und ihn zu liebkosen und alle die kleinen Kunststückchen mit ihm zu machen, die das Entzücken jeder Mutter sind! Namentlich sehnte sie sich danach, ihn das Mäulchen zum Kuß spitzen zu sehen. Wenn er das tat, war er einfach unwiderstehlich süß.

Endlich fing er sich zu regen an und sich in oder an der Nase zu reiben. In ihrer Ungeduld schob sie die Hände unter ihn und legte ihr Gesicht an seines, um den frischen Duft des jungen Lebens einzuatmen.

Da verzog sich sein Mund zum Schippchen; in seinen Augen stieg Verzweiflung auf, schwärzer und schwärzer, und endlich kam ein Schrei — ein entsetzter und entsetzlicher Schrei, während er sich mit Kopf und Händen, mit dem ganzen Körper ihr entwand. Sie mußte ihn schleunigst loslassen und ihre Schwester herbeirufen. Ihr streckte er sofort die Ärmchen entgegen und schmiegte sich fest an sie, um recht, recht sicher zu sein. . . .

Die verlassene Mutter stand daneben und sah das mit an, und währenddessen dachte sie darüber nach, daß sie nun also die Jagd rings um den Kompaß herum gemacht hatte. Jetzt war sie glücklich wieder da angelangt, wo sie vor Monaten begonnen hatte. Erst beschlich sie ein Gefühl jämmerlicher Ohnmacht; dann ein heftiges Schamgefühl, und plötzlich riß sie der Schwester den Jungen weg und machte ihn selbst zurecht, ob er nun wollte oder nicht. Er brüllte die ganze Zeit aus vollem Halse, und als er fertig war und sein Essen nicht aus ihrer Hand nehmen wollte, da hagelte es Klapse und regnete Schelte, und sie ließ nicht eher ab, bis er seine ganze Kraft zusammennahm, um zu schweigen, und es auch wirklich so weit brachte, den Faden seines Gebrülls abzureißen, nach Luft schnappend, als ging's ans Leben. Nach und nach beschränkte sich der Kampf auf gedämpfte Schluckser vor verschlossenen Türen; versuchten diese noch ein einzelnes Mal nach außen durchzubrechen — hei, dann wurden sie sofort wieder hineingejagt. Endlich versuchte er es in seiner Angst sogar, den Mund zum Kuß zu spitzen, um ihr zu zeigen, daß die widerspenstigen wirklich ganz und gar wider seinen Willen ausbrächen. Es waren komisch-rührende Versuche. Dann wurde er zum Essen gezwungen, und dann wurde der Überwundene zu Bett gelegt und schlief, noch immer schluckſend, ein. . . .

Sie machte einen kleinen Gang, kam dann zurück und setzte sich an sein Bettchen, wie das vorige Mal, bangend vor dem Erwachen. Und richtig: kaum schlug er die Augen auf und sah sie, schob sich das Mäulchen zu einer langen Schippe vor, aber langsam und ängstlich zog er sie wieder ein, ja, er streckte sogar sein Händchen aus und ergab sich ganz der, die sich lächelnd über ihn neigte.

Viele glückliche Sieger hat es gegeben, sowohl vor als nach jenem Moment, da Frau Tomasine Rendalen ihren Sohn vom Throne gestürzt hatte, um sich selbst hinaufzusetzen. Auch wurde ihr Glück durch das Bewußtsein beeinträchtigt, das hätte sie lange, lange schon tun sollen, gleich von Anfang an. Trotzdem war sie genau so froh über ihren späten Sieg, wie irgend ein General über seinen frühen. Und als sie sich an diesem Abend zu Bette legte, fühlte sie sich ebenso müde und ebenso wohlig geborgen, wie jemand, der eine Stadt erobert hat.

Er war damals gut einunddreiviertel Jahr alt. Sie wußte sehr wohl, daß dies nicht der letzte Kampf war, aber sie wußte nun auch, daß er auf der unsteten Segelfahrt seiner Launen endlich seine Mutter entdeckt hatte; von jetzt an war sie sein Festland.

Dafür bekam sie bald den Beweis. War es eine Folge des Siegesrausches, daß sie anfing, ein Häubchen zu tragen, oder war es ein lange gehegter Plan, um ihr Haar zu verbergen, über das sie sich so lange geärgert hatte, und statt dessen etwas auf dem Kopf zu haben, was man sehen könnte — genug, gerade jetzt kam das Häubchen zum Vorschein. Das wollte und mußte der Junge natürlich sofort wieder beseitigen. Um seinetwillen hatte sie schon die Brille, der er ebenfalls

Krieg geschworen hatte, bis auf weiteres geopfert, das Häubchen jedoch wollte sie ihm nicht opfern. Und so kam es zum Kampf.

Aber er ergab sich schon, ehe die Hauptmacht ins Feld rückte. Seine beiden kleinen Hände wurden wieder und wieder zurückgeschlagen, und jedesmal kräftiger trotz seines Schreiens, und mit einemmal warf er sich ihr an die Brust, und so fand der kleine Krieg ein ganz allerliebstes Ende.

So erreichte sie seinen zweijährigen Geburtstag wirklich als eine glückliche Mutter. Zu diesem großen Tage hatte eine englische Freundin, mit der sie eifrig korrespondierte, seitdem sie in der Stadt mit keinem mehr verkehrte, ihr Dickens' David Copperfield geschickt, der gerade damals der englische Lieblingsroman war.

Am Geburtstage erwachte sie etwas später als er; aber er lag ganz still. Die ganze Nacht hatte er sie nicht ein einziges Mal gestört; das hatte er überhaupt während der beiden letzten Monate kaum getan. Glücklich und stolz sagte sie ihm guten Morgen.

Die ersten Stunden vergingen in lauter Wonne. Gegen neun Uhr saß er schon in seinem neuen Kleidchen mitten im Zimmer auf der Erde, umgeben von allen den Spielsachen, die sie und ihre Familie ihm geschenkt hatten; sie selbst saß in vollem Staat am Fenster und las im Copperfield. Sie hatte versucht, das Fenster der frischen Luft wegen zu öffnen, allein der Frühlingstag war noch kühl.

Da wurde sie in die Küche hinausgerufen. Er wollte nie, daß sie von ihm ginge; aber jetzt saß er da so ganz in seine Sachen vertieft, daß sie es vielleicht wagen konnte; doch ging sie der Vorsicht halber durchs Schlafzimmer und von dort über die Diele nach der Küche. Sie ließ die Küchentür offen, falls sie ihm zu lange fortbleiben und er nach ihr rufen sollte, aber das tat er nicht, und so blieb sie ruhig draußen, bis sie fertig war.

Im Zimmer war es ganz still — verdächtig still. Er hatte nämlich genau auf das Buch acht gegeben, in dem sie las; denn nach Art der englischen Bücher hatte es einen bunten Einband mit einem Bilde drauf. Er hatte gesehen, wie sie es auf den Tisch legte. Nun hatte er auch Lust bekommen, zu lesen, da er jetzt ja so hübsch ungestört war.

Sowie er allein war, ließ er alle seine Spielsachen im Stich, stand auf, tappelte durchs Zimmer, schob sich ein Fußkissen heran; da er so aber nicht bequem dran konnte, riß er es sich auf den Boden herunter und setzte sich selbst daneben auf die Erde. Es dauerte ein Weilchen, bis er die Erfahrung machte, die er auch früher schon mit Büchern gemacht hatte, aber immer wieder vergaß, nämlich, daß viele Blätter auf einmal sich nicht gut lesen lassen; aber eins oder zwei auf einmal — das geht fein. Also riß er sie aus dem Buche heraus; auf diese Weise lasen sie sich leichter. Nach den paar ersten nahm er sich noch ein paar, im ganzen zwanzig — als Tomasine dazukam.

Sie entzweiten sich sofort wegen dieser Lesemethode. Sie vergaß

sich, entriß ihm heftig das Buch und fuhr ihn barsch an, er wisse doch ganz genau, daß er ihre Bücher nicht anrühren dürfe.

Zuerst geriet er in Angst; aber dann streckte er beide Hände nach ihr aus und sagte:

„Mich Buch hamm, Mammi!"

Natürlich beachtete sie ihn gar nicht, weshalb er näherkam und mit einschmeichelndem Stimmchen wiederholte:

„Mich Buch hamm, Mammi!"

„Nein!" antwortete sie schroff; denn leider war das Buch gerade an der Stelle, wo sie jetzt lesen wollte, schändlich zerrissen.

Er wartete ein wenig, und dann bat er nochmals:

„Mich Buch hamm, Mammi!"

Jetzt fiel ihr ein, daß ja sein Geburtstag war, und sie fertigte ihn diesmal sanfter ab, indem sie ihm zeigte, welches Unheil er angerichtet hatte.

Er hörte zu und sagte:

„Mich Buch hamm, Mammi!"

Sie hatte Bonbons neben sich liegen und gab ihm eins davon. Er knusperte ganz gemütsruhig und sagte dabei:

„Mich Buch hamm, Mammi!"

Da legte sie das Buch fort, nahm ihn bei den Ärmchen, tanzte mit ihm durchs Zimmer und setzte ihn dann mitten unter seine Spielsachen. Sie selbst ging an den Tisch zurück, um die zerrissenen Blätter zu ordnen. Gleich stand er wieder neben ihr und kramte mit dem einen Händchen auf dem Tisch herum, während er sich mit dem andern festhielt:

„Mich Buch hamm, Mammi!"

Wieder legte sie das Buch fort und holte sein Mäntelchen, um mit ihm auszugehen. Das wollte er sich durchaus nicht gefallen lassen; er machte sich steif wie ein Stock, aber *sie* wollte. Eine Stunde lang waren sie im Garten und machten lauter köstlichen Unsinn. Als sie wieder im Zimmer waren und sie ihm den Mantel auszog, streckte er das freie Händchen nach dem Tische aus:

„Mich Buch hamm, Mammi!" — und zwar mit dem einschmeichelndsten Stimmchen und Gesichtchen, das sie an ihm kannte.

Sie meinte, das beste sei, sich taub zu stellen, und fing an, Papierstreifen zu schneiden, die sie mit Gummi bestrich und über die zerrissenen Stellen klebte. Es war eine mühsame Arbeit, und währenddessen stand er da und flehte und bettelte und stampfte mit den Füßchen und wiederholte in einem fort:

„Mich Buch hamm, Mammi!"

Einmal hört er doch wohl auf, dachte sie.

Aber sie wurde mit ihrer Arbeit fertig, und er nicht.

Sie sehnte sich recht herzlich aus seiner Gesellschaft heraus und zurück in die des Buches: die war unbedingt amüsanter. Aber böse werden wollte sie nicht — und so machte sie sich denn dran, ihm die Flöte vor-

zublasen, d. h. sie bewegte die Finger wie auf einer Pikkoloflöte und pfiff dazu; eine Beschäftigung, in der sie große Meisterschaft besaß.

Er bettelte und zerrte an ihrem Kleide, — sie antwortete auf der Flöte. Dabei wurde sie ganz lustig; und die Lustigkeit stieg noch, als er wütend wurde und „nich doch“ rief und dabei weinte und nach ihr schlug. Das Flötenspiel wurde immer ausgelassener. Er ließ nicht nach, sie ließ nicht nach; die Geister der Kurts[1]) spukten in allen Ecken und Winkeln.

Da warf er sich rücklings auf die Erde und trommelte und strampelte mit seinen Hacken und brüllte. Sie blies noch immer, aber etwas matter; denn sie fühlte, daß er eigentlich gewonnen hatte; jetzt spielte sie nur noch, um ihn zu reizen. Sie konnte ebensogut den alten Kampf gleich wieder aufnehmen. Das Flötenspiel sprang mit einemmal in Weinen über, trostloses, unaufhaltsames Weinen. Der Junge, der sie während seines Wutanfalls aufmerksam im Auge behalten hatte, war so erstaunt, daß er ganz zu schreien vergaß. Sie war von ihrem alten Entsetzen gepackt und sah und hörte nichts, bis sie plötzlich etwas Warmes an der einen Hand fühlte; die hing schlaff herab, da sie sich in ihrer Verzweiflung im Stuhl hintenübergeworfen und mit der andern Hand das Gesicht bedeckt hatte.

Jetzt sah sie auf und in ein verwundertes Gesichtchen hinein, in das tränenüberströmte Gesichtchen ihres eignen, lieben, roten Buben. Sowie er merkte, daß sie ihn anguckte, versuchte sein Mäulchen sich zum Kusse zu spitzen; nun streckte er auch die Hände aus. Und nun wurde die kleine, flache Nase zu der großen flachen Nase emporgehoben, und ihr Mund flüsterte und plauderte und koste und küßte über das ganze Gesichtchen und Köpfchen hin. Die Ärmchen hatte er um ihren Nacken geschlungen.

Jetzt griff sie nicht mehr nach dem Buche, sondern behielt ihren Jungen. Und er guckte nicht ein einzigesmal nach dem Tische, wo das Buch lag.

Das war ihr letzter großer Kampf. Natürlich gab es noch tausend kleinere; aber keinen, der länger als ein paar Minuten gedauert hätte.

* Björnson, Flaggen über Stadt und Hafen.

Dieser alte Gärtner hatte nun immer in unserem Bienengarten zu arbeiten, aber er machte es selten so, wie es die Mutter haben wollte, war sehr langsam und träge, kam, wann er wollte, ging weg, wenn es ihm einfiel. Wir Jungens ärgerten den Mann aus Mutwillen nun vielfach, brauchten sein Handwerkszeug, machten ihm die Axt stumpf, stopften seine Tabakspfeife mit Moos, versteckten ihm die Schnupftabaksdose, frugen ihn tausend Albernheiten, und wenn er zur Mutter kam, brachte er endlose Klagen gegen uns vor. Der Carl, der überhaupt das Talent

[1]) Die Familie des Vaters, ein eigenwilliges und ungezügeltes Geschlecht, das sich selbst zu Grunde gerichtet hat.

hatte, den Leuten nachzumachen, wie wir alle mehr oder weniger, konnte diesem Gärtner und dem Präzeptor Zinckhan in vielem auf das täuschendste nachsprechen und Manieren und Bewegungen festhalten. Die gute Mutter konnte das nicht leiden und verbot es uns auf das strengste, aber wenn wir unter uns waren, geschah es doch; . . . . .

. . . . . Im Schneeballwerfen, Raufen und Balgen tat es uns keiner gleich, und ich kann es nicht begreifen, daß ich meine geraden Glieder behalten habe. Die liebste Mutter hat oft gesagt: „Ich habe so Angst um dich, Ludwig, ich muß immer fürchten, sie bringen dich einmal mit zerschlagenen Gliedern nach Haus getragen." Der liebe Gott hat uns aber alle beschützt; in den Scheunen wurde die Leiter bis oben hinauf geklettert und auf den einzelnen Balken herumgegangen; die vielen anderen Bäume ungerechnet, war im Biengarten gewiß keiner, auf den ich nicht geklettert wäre, und die Beinkleider, auch wenn sie noch neu waren, waren auch oft abends an den Knien zerrissen; die Marie hat sie oft, ohne daß die Mutter es gewahr geworden, in der Nacht geflickt und gestopft. Einmal hat mich ein Fuhrmann auf eins seiner Pferde gesetzt, die er in die Kinzig zur Tränke ritt, und wie mein Pferd getrunken hatte, legte es sich ins Wasser, und ich schwamm, so gut ich konnte; ein Müllerknecht erwischte mich noch, da es schon nicht weit von den Mühlrädern war. Auch warfen wir sehr gut, und kein Sperling war sicher; oft steckten wir uns ein Ziel oder, wenn wir irgendwo ein altes Fenster wußten, da blieb keine Scheibe ganz. Es muß doch eine Zerstörungslust in uns Menschen liegen! Konnten wir als Buben einen alten Kochtopf bekommen, so wurde er auf eine Erhöhung gestellt und so lange danach geworfen, bis er brechend in Scherben ging; es war mir eine wahre Wonne, wenn ich in einem alten Fenster an unserem Waschhaus Scheiben einwerfen oder in Ordnung gelegtes Holz, Heu- und Kornhaufen umwerfen konnte! Ich wurde nicht mehr beim Namen genannt, die Leute sagten nur „der wilde von Grimms Kindern", da wußte jeder, wer's war, und die Mutter sagte: „Du bist wie Quecksilber", aber sie hatte mich so lieb wie die andern auch und keinem gab sie den Vorzug.

*Ludwig Emil Grimm, Erinnerungen aus meinem Leben.

Wißt ihr, was ein „Bachkätzelespfeifle" ist? Am Bache wachsen die Weiden, die im Frühling mit grauen Sammetkätzchen blühen. In dieser Blütezeit, wenn in den Stauden die ersten Säfte treiben, kann man aus den Rinden der Weidenzweige prachtvoll trillernde Pfeifen schneiden. Auf dem Schenkel wird der Zweig eine Weile sacht mit dem Messerhefte geklopft. Dann geht die Rinde glatt vom Holz herunter. Man schneidet die Schallkerbe und die Fingerlöcher hinein, schnitzelt ein genau passendes Mundstück, und dann bläst man lustig drauf los. Wir vier Getreuen verstanden uns gut auf das Schneiden dieser „Bachkätzelespfeifen". Aber Buchbinders Alysi, ein scheuer und schwächlicher Bub, verstand die Sache noch besser als wir. Oder hatte ihm nur das zufällige Glück in jenem Frühling einmal geholfen, unter allen Pfeifen die am schönsten klingende

fertig zu bringen? Wenn zwanzig Buben am Bache dudelten, hörte man den feinen, zärtlichen Klang des Alysi gleich heraus. Und diese seltene Wunderpfeife hätte ich ums Leben gerne gehabt! Ich wollte sie dem Alysi abhandeln. Der gab sie aber nicht her. Ich bot ihm Schätze, die ich gar nicht besaß. Doch der Alysi schüttelte stumm den Kopf, ging mir aus dem Wege und blies nur noch auf seiner Pfeife, wenn er ganz allein war. Der halbe Sommer ging darüber hin. Und die Pfeife, je älter sie wurde, klang immer schöner, von irgendwo aus einem Weidenversteck.

Eines Mittags kam ich vom Maler-Papi herauf. Vor dem Buchbinderhause saß der Alysi zwischen den Weidenbüschen, ließ die nackten Füße ins Wasser hängen und zwitscherte auf seinem unverkäuflichen Märchenrohr. Und da begann dieses Fremde in mir. Der Anfang war noch eine verständliche Sache: daß ich auf den Alysi zuspringen und die Pfeife packen mußte. Dabei bekam der schwächliche Bub einen Schreck und Stoß, daß er ins Wasser purzelte. Wäre die Laugna an dieser Stelle tief gewesen, so hätte der Alysi ertrinken müssen. Aber das Wasser ging ihm nur bis unter die Arme, und während er sich schreiend herauszappelte, rannte ich mit meinem Raub davon. Daheim verbarg ich die Pfeife im dunklen Kasten von Urgroßvaters Uhr und stellte mich ans Fenster und lauerte, ob die Buchbinderin nicht käme. Richtig kam sie. Wie eine Verrückte surrte sie über die Brücke her. Ich blieb in der Dämmerung des Abends am Fenster stehen, und das Herz schlug mir bis zum Hals herauf. Kein Gedanke war in mir; ich horchte nur. Es dauerte auch nicht lange, so hörte ich draußen auf der Stiege den schnellen Schritt des Vaters; und ich erinnere mich, daß mir kalt wurde bis in die Zehen hinunter, und daß sich plötzlich etwas wie ein Eisenreif um meinen Kopf legte. Als der Vater in die Stube trat, hatte er wieder die rechte Hand hinter dem Rücken — so, wie ich es später noch öfters bei den Zahnärzten gesehen habe, aber niemals wieder beim Vater.

„Ludwig! Gib die Pfeife her!“

Bis zu dieser Stunde hatte ich dem Vater oder der Mutter noch nie eine Lüge gesagt; ich hatte nur manchmal etwas verschwiegen, um was ich nicht gefragt wurde. Jetzt blieb ich am Fenster stehen und sah den Vater an, als hätte ich nicht verstanden, was er sagte.

Papa wurde ungeduldig: „Die Pfeife gib her!“

Ganz ruhig war ich; aber ich konnte keine Hand rühren, keinen Finger bewegen. „Was für ein Pfeifle?“

„Das von Buchbinders Alysi.“

„Ich weiß nix von em Pfeifle.“

„Bub!“ Der Vater bekam die rote Stirne. „Die Buchbinderin war da und sagte, du hättest dem Alysi die Pfeife genommen und hättest den Buben ins Wasser geworfen.“

„Net wahr isch!“

Papa wurde blaß. „Kind! Lüg mich nicht an! Wenn du's getan hast, sag' mir's!“

„Net wahr isch! Ich hab kein Pfeifle. Ich hab den Alysi gar net gsehe, verlogen isch alles!“

„Du!“ Der Vater wollte nach mir greifen. Im gleichen Augenblick schob Mama das bleiche Gesicht zur Türe hinein: „Aber Gustl, wenn's der Bub doch sagt! Er hat uns doch nie noch angelogen!“

Mir lief, als ich die Mutter sah, etwas Brennheißes über die Brust herauf und über das Gesicht. Und da hatte mich der Vater schon beim Genick, hob mich mit seiner starken Faust in die Luft und schlug auf mich los. Dabei schrie er immer: „Die Pfeife gib her! Die Pfeife gib her!“ Und ich, zwischen Heulen und Schlucken, hatte immer den einen gleichen Schrei: „Ich weiß nix von em Pfeifle . . . ich weiß nix . . . ich weiß nix . . .“

Hielt der Vater von selber im Schlagen inne? Oder hatte die Mutter seinen Arm gefangen? Daran erinnere ich mich nimmer, weiß nur noch, daß mir etwas Erstickendes die Kehle zuschnürte, als Papa, ein heftiges Zittern in den Händen, stumm aus der Stube ging, in der es schon dunkel wurde.

Auch die Mutter schwieg; sie entkleidete mich, wusch mir den Körper und schob mich ins Bett. Dann nahm sie meine Hände: „Kindele! Sag' mir's! Schau, deiner Mammi! 's Lügen ist das Allerabscheulichste. Wirst doch dein Mutterle nicht anlüge! Gelt, nein? . . . Sag' mir's! Hast du das Pfeifle?“

Ich biß die Zähne übereinander und schüttelte den Kopf.

Die Mutter atmete auf. „So bleib in deinem Bette liege! Ich geh zum Papa hinunter und sag ihm, daß dir unrecht geschehen ist, und daß der Alysi gelogen hat.“

Sie ging.

Und da soll mir nun ein Psycholog erklären, was jetzt geschah. Ich selber verstehe das nicht, obwohl es in meinem eigenen Leben war.

Ich stieg aus dem Bett, holte das Bachkätzelespfeifle des Alysi aus Urgroßvaters Uhr heraus, stellte mich mitten in die dämmerige Stube und fing wie von Sinnen zu pfeifen an, immer zu, und immer in den schrillsten Tönen. Und so blies ich noch immer weiter, als Papa mit der Hundspeitsche schon wie ein Irrsinniger zur Türe hereinstürmte.

Er schlug auf mich los, daß ich zu Boden stürzte. Und ich weiß noch, daß die Mutter unter diesen klatschenden Hieben immer schrie: „Jesus, Gustl, schlag ihn nicht tot! Jesus, Gustl, du schlagst den Buben ja tot!“ Dann fiel ich in Ohnmacht.

Als ich erwachte, war es finster in der Stube. Und auf dem Fenstergesimse brannte das kleine Nachtlicht. Ich drehte mich um, hatte Schmerzen und schlief wieder ein. Und wurde wieder wach — sah, daß der Vater und die Mutter schwarz vor meinem Bette standen, und hörte, daß sie leis miteinander sprachen. Unter Schmerzen hatte ich ein Gefühl, das wie Freude war. Und so schloß ich die Augen wieder und schlief.

Zwanzig Jahre später, als ich Vater meines ersten Kindes geworden war, kam meine Mutter zu uns nach Königssee. Und Abend war's, Mama saß neben mir vor dem Schlummerkörbchen meiner kleinen Lolo.

Wir kamen auf Kindererziehung zu sprechen. Dabei erinnerte mich die Mutter an die Geschichte vom Bachkätzelespfeifle. Und sagte: „Ach, Gottele, Bub, was hab' ich damals durchgemacht, mit dem Papa und mit dir! Hundertmal hab' ich dich gefragt, wie du nur so was tun hascht könne. Und du allweil wieder: Mutterle, ich weiß net! Und mit Papa hab' ich die halben Nächt verschwätzt. Und hab' einmal gesagt: Schau, Gustl, ich glaub' jetzt wirklich, daß der Bub da nichts dafür hat könne! Und da sagt der Papa: Ja ja, vielleicht hast du recht; es gibt schon solche Sachen im Menschen; aber ich kann dann auch nichts dafür, daß ich den Lausfratzen halbtot geschlagen habe." Die Mutter lachte. „Bub, da hab' ich nacher zum Papa nie mehr ein Wörtle gesagt vom Unverantwortliche im Mensche." Sie schwieg und streichelte zärtlich das Lockenköpfchen des kleinen blonden Weibleins im Schlummerkorb. Nach einer Weile sagte sie: „Ich glaub' aber doch, es geht auch ohne Schläg'. Man müßt' halt allweil das richtige Wörtle finde. Das sitzt nacher schon am richtigen Örtle." *Ludwig Ganghofer, Lebenslauf eines Optimisten.

Ein letztes Bild und ich lasse den Schleier über die Kindheit fallen. Ich gehe zögernd an der Hand der Mutter zu einer Nachbarin, einen Strauß Blumen, es waren weiße Narzissen, in der andern Hand. Nicht zum Geschenk waren sie bestimmt, vielmehr handelt es sich um einen Raub, den ich zurückbringen mußte. Ein älterer Knabe hatte meine Augen auf die schönen Blumen im nachbarlichen Garten gelenkt und mir über den Zaun geholfen. Ich kam harmlos mit meinem Anteil nach Hause; die Mutter aber hatte die Herkunft der Blumen bald herausgebracht und nötigte mich sogleich zu dem beschämenden Gang. Die gute Nachbarin war gerührt und wollte sie mir lassen, aber dafür fand sie keineswegs die Genehmigung der Mutter, welche die Sache sehr ernst nahm.
*Friedrich Paulsen, Aus meinem Leben.

Hingegen hat sich einige Zeit später in demselben Garten das Verhältnis zwischen dem Walterbuben und dem Großvater etwas getrübt. Am Rande der Beete standen Mohnstämme mit Knospen, die sich noch nicht entfaltet hatten. Nun riß der Knabe eine solche Knospe ab, gab sie mir in die Hand und verlangte, daß ich „Manderl mache". Ich bog die grüne Umhüllung der Knospe auf, da kam das zarte, rote Blütenknollchen zum Vorschein, und das war das „Manderl". Ein paarmal tat ich ihm den Spaß, dann sagte ich, nun wäre es genug mit dem Manderlmachen und er solle keine Mohnstämme mehr abreißen, denn sie würden bald selber anfangen, Manderl zu machen, ihre Knospen zu entfalten, und dann gäbe es große rote Blumen, die weit schöner wären, als das armselige Manderl. Aber der Walterbub achtete nicht darauf, sondern brach Stamm um Stamm und warf sie weg. — Na nu, das war Trotz! Er war ungehalten, daß nicht mehr „Manderl" gemacht wurde; er riß die Mohnstämme ab und warf sie weg.

Woher nur jetzt ein strenges Gesicht nehmen! Es war schon da und ein beinah echtes noch dazu. „Walter, jetzt bin ich bös! Ich habe gesagt,

du sollst nichts abreißen, und du folgst mir nicht. Siehst du, jetzt ist der Großvater sehr bös! Sehr bös!" Damit wendete ich mich ab, ließ ihn stehen und ging den Zaun entlang gegen das Gartentor. Der Knabe kümmerte sich wenig darum, riß noch ein paar Stämmchen ab und warf sie auf den Sandweg. Dann stand er so herum, ging ein paar Schritte weiter, machte sich mit einem Steine zu schaffen, aber alles mit einer Gelassenheit, die zu seiner sonstigen Hast im Gegensatz stand. Für mich hatte er einen Blick, als ob ich so ganz und gar nicht da wäre. Ich aber stand an einem Setzling, scheinbar untersuchend, wie der an den Stab gebunden wäre, und tat, als ob es auf der ganzen Welt keinen Walterbuben gäbe. Heimlich aber beobachtete ich den Knaben. Der stand in seinem weißen Kleidchen und mit seinem kirschroten, breitkrempigen Hut dort, wie ein kleiner Heiliger Vater, ein ganz kleiner. Mir den Rücken zugewendet, stand er am Strauche und tat, als ob er Blätter pflücken wollte, pflückte sie aber nicht. Dann wendete er sich sachte und als er merkte, daß ich nicht mehr da war (weil ich mich hinter die Hausecke versteckt hatte), schaute er mit seinen großen, runden Augen auf die Stelle hin, wo ich gestanden. Stand unbeweglich da und schaute hin. Endlich ging er langsam dem Hause zu. Vor der Türe stand er wieder still, wie eine kleine Bildsäule, und blickte auf seine Schuhspitzen hinab. — Armes Menschenkind, die erste Schuld, der du dich bewußt bist. — Wir begegneten uns dann im Hause. Ich trug auf meiner Zunge schon das Wort: Komm her, Walter! Großvater ist wieder gut! Und meine Arme zuckten schon danach, ihn an die Brust zu schließen. Aber der Walterbub ging tief unten zu meinen Füßen vorüber, als ob ich nicht vorhanden wäre, er zeigte weder Reue noch Freude, ging an seinen Spielkorb und begann, die Bausteine auszukramen. Alles wie sonst, wenn er allein war, nur ganz schweigsam und um ein paar Grade ruhiger. Dieser Stolzheit konnte ich meine Verzeihung nun freilich nicht vor die Füße werfen. Der Abschied nachher. Da war nicht das Anklammern mit beiden Ärmchen an meinen Nacken, nicht das fast unwiderstehliche: „Nicht fortdehn, Goßvater. Bei Walterbub beiben!" Kühl ließ er das Handlein, als ich danach langte. Dann blieb er stehen, wo er stand, und begleitete mich nicht zur Türe. Ich hätte lachen und weinen mögen über den kleinen verstockten Sünder. Als ich von der Straße nochmals zurückblickte auf die Fenster, war in keinem derselben das dunkellockige Köpfchen meines Walter. Mein nächster Besuch verspätete sich zufällig um Wochen und war bei mir jener Konflikt längst vergessen. Es hatte überhaupt sonst niemand um ihn gewußt. Kaum wieder in der Stube, hob ich den Knaben wie gewöhnlich aus seiner Niederung empor, daß das Kleidchen flog, küßte ihn auf die Stirn, auf die Wangen, und fragte lustig: „Na, Walterbub, Schatzhaufen, was treibst du? Grüß dich Gott!" Nicht wie gewöhnlich sagte er sein leises: „Goßvater, Peterosegger-Goßvater!" Er war ganz still und schaute mich forschend an. Und plötzlich hob er sein Händchen, als wolle er meine Wange streicheln, und fragte beklommen: „Goßvater bös?"

„Aber nein, mein Kind, ich bin nicht böse. Warum sollt' ich denn böse sein?"

„Walterbub Manderl abreißen," erinnerte er leise.

„Ach ja so. Na, das wirst du ja nicht mehr tun. Nein, ich bin nicht böse, mein Buberl, komm her!"

„Goßvater wieder gut," sagte er, streichelte mich, und über sein Gesichtlein ging die lichte Freude.

Aber noch Monate später, wenn ich kam, fragte er mich manchmal forschend, ob ich böse sei. *Peter Rosegger, Das Buch von den Kleinen.

Unredlichkeiten

Wenn der Zögling euch nie bemüht sieht, ihm zuwiderzuhandeln, wenn er keinen Grund hat, euch zu mißtrauen, euch nichts zu verheimlichen hat, so wird er euch nicht betrügen noch belügen; er wird sich ohne Besorgnis vor euch zeigen, wie er ist; ihr könnt ihn dann in Muße ganz erforschen und rings um ihn die Unterweisungen vorbereiten, die ihr ihm gerade geben wollt, ohne daß er je ahnt, daß er erzogen wird.

J. J. Rousseau.

Zuweilen bekam ich auch ein paar Pfennige Geld geschenkt, entweder von Verwandten oder manchmal, wenn ich etwas wegtragen mußte; außerdem bekam ich für jeden Taler, den ich aus meinem Brezelkorbe löste, zwei Groschen Lohn. Von alledem durfte ich nie etwas behalten, dafür hatte ich eine tönerne Sparbüchse, die kostete vier Pfennig, die hatte mir mein Vater einmal zum Jahrmarkte gekauft, die hatte seitwärts einen ziemlichen Spalt und da steckte mein Vater jedesmal alles solches Geld hinein, meist immer Kupfer, und dann stellte er sie wieder in den Schrank, in das oberste Fach. Von dem Gelde bekam ich aber dann nie wieder etwas zu sehen. Manchmal war die Büchse schon recht schwer, daß sie bald voll war, aber dann war sie mit einem Male wieder leer; da hatte sich mein Vater das Geld heimlich wieder heraus geholt, wenn er in Verlegenheit war, und so ging das stets. Und so auch an dem Pfingsttage, wo mir der Geistliche das Kastenmännchen gegeben hatte; als ich nach Hause kam, gab ich's meinem Vater, der steckte es in die Sparbüchse und dann stellte er sie wieder hinauf. Aber ein paar Tage vor Pfingsten hatten mir vier oder fünf Stück von meinen besten Schulkameraden erzählt, daß sie am ersten Feiertag nachmittags ein Uhr nach dem Oderwald gingen. Dahin ging der Kantor mit seiner ganzen Schule

alle Jahr einmal spazieren. Da lag ein Vorwerk, da bekamen wir Semmelmilch zu essen, und außerdem konnte man sich auch für drei oder sechs Pfennige Milch kaufen zum Trinken. Das war ein schlimmes Stück für mich, denn alle Augenblicke nötigte mich nun einer, ich sollte mitgehen. Das wollte ich gar herzlich gerne tun, aber ich getraute mich nicht, und sagte nicht ja und nicht nein, denn ich war schon dreizehn Jahr alt und hatte mit solchen Sachen schon allerlei erlebt. Die andern Jungens konnten da freilich leicht hingehen, die hatten da alle ihren Willen oder Erlaubnis, und alle hatten mir erzählt, daß sie von ihrem Vater oder Mutter drei oder sechs Pfennige bekämen, aber an Erlaubnis brauchte ich nicht zu denken, da riskierte ich gleich ein paar Backpfeifen, weil ich mir so etwas einfallen ließ. Aber als am Sonnabend wieder so wunderschönes Wetter war, da stellte ich mir vor, was ich hätte, wenn ich morgen nachmittag zu Hause wäre. Das wußte ich ganz genau. Da mußte ich bald nach Tische, so um zwei Uhr etwa, nachdem mein Vater seinen Spaziergang im Garten gemacht hatte, meine Bibel holen, und mich an den Tisch setzen, und dann setzte er sich neben mich, mit dem Stocke in der Hand, und da mußte ich ihm, je nachdem, ein bis drei Stunden lang was vorlesen, und das konnte morgen sicherlich besonders lange dauern, und etwas Schläge kriegte ich da jedesmal dabei. Denn er paßte immer dabei auf, ob ich auch gut las, und ob ich auch die Punkte und Kommas, die Kolons und Ruf- und Fragezeichen richtig dabei beachten und betonen täte, oder ob ich etwa in Gedanken einmal hängen blieb, oder falsch las, aber etwas passierte mir immer dabei. Denn das ging reihum; wenn ich krank war, da las mir mein Vater aus der Bibel vor, aber wenn ich gesund war, da mußte ich ihm daraus vorlesen. So gern, wie ich habe in der Bibel gelesen, aber meinem Vater las ich sie nicht gerne vor. Na und wenn das Bibellesen vorbei war, dann hätte ich können um Erlaubnis fragen, ob ich vor die Tür gehen durfte, die hätte ich an solchen Tagen wohl bekommen, aber da hatte mein Vater einmal für allemal ausgemacht, daß ich mich nicht weiter von der Tür entfernen durfte, als er mich jederzeit vom Fenster aus sehen und rufen konnte, und darauf gab er ganz schmählich acht. Aber vor die Tür gehn, das konnte mir morgen auch nichts helfen, denn die Jungen waren ja dann im Walde, und ich wäre allein gewesen; und mit dem Brezelkorbe brauchte ich am ersten Feiertage nicht zu gehn. So hatte ich alles gut bedacht, bloß das Ende hatte ich mir nicht lebhaft, sondern ganz ungewiß vorgestellt, und als mich die andern wieder fragten, da sagte ich zu. Da sagte einer zu mir: Und angeln wollen wir auch, ich habe eine Angelschnur, die nehme ich mit, aber es ist kein Haken dran, hast du nicht einen Angelhaken? Da fiel mir ein, daß ich auch noch eine Angelschnur hatte, aber da war auch kein Haken mehr dran, die wollte ich denn auch mitnehmen, aber mit Angelhaken wußte keiner Rat. Aber ich wußte wohl, daß man für einen Pfennig zwei Angelhaken kaufen konnte, aber wo wollte man den hernehmen. Da dachte ich an meine Sparbüchse, da hatte ich mir schon einmal zum Jahrmarkt ein Vierpfennigstück herausgehäkelt, und da traf ich auf dem

Jahrmarkt einen andern Jungen, der hatte auch gerade vier Pfennige, wie ich, da haben wir das Geld zusammengetan und haben uns dafür bei der Heringsfrau einen Hering gekauft, den haben wir uns so ehrlich geteilt, wie es ohne Messer möglich war, und haben einer ums andere immer ein Stück abgebissen. Damals war das gut abgelaufen, und so dachte ich wieder an meine Sparbüchse und wollte da wieder vier Pfennig raus haben, das hätte gerade gereicht, nämlich für einen Pfennig Angelhaken, und für drei Pfennig Milch. Aber als mein Vater mittags das Kastenmännchen hineinsteckte, da hatte ich noch keine Gelegenheit gehabt, dabeizukommen. Aber nach Tische, als wir gegessen hatten, wartete ich ab, bis die Stube einen Augenblick leer war, da rückte ich schnell einen Stuhl an den Spind, langte die Büchse herunter, sie war ziemlich schwer, gewiß halb voll, stellte mich an den Tisch und häkelte mit einem Messer in die Sparbüchse rein, und da kommt auch sogleich das schöne Kastenmännchen herausgeflogen, was mein Vater erst vor einer Stunde reingetan hatte, zugleich ging die Hoftür, und ich hörte meinen Vater kommen, ich hatte mich schmählich erschrocken, als dies Geldstück herausfiel, und wollte es wieder hineinstecken, aber erst, wenn ich etwas Kupfer heraus hätte, aber dazu war's nun zu spät, da war kein Besinnen, schnell stellte ich die Büchse an ihren Platz und bekam auch noch glücklich den Stuhl weg vom Spind, und nun hatte ich mit schwerem Herzen das Zweigutegroschenstück in der Hand und auf dem Halse. Es war nun auch Zeit, daß ich mich wegmachte. Das ging leicht, zwar ging mein Vater Sonntags nachmittags selten schlafen, da legte er sich meist bloß ein Stündchen in Kleidern nieder zum Ruhen, gleich nach dem Essen, und als ich das gemerkt hatte, da war meine Mutter am Aufwaschen, und da verschwand ich. Aber Angelhaken wollte ich auch haben, da half das auch nicht, da mußte ich das Geldstück wechseln lassen und nahm gleich für drei Pfennige, damit wir Vorrat hatten. Danach trafen wir uns alle und sind fröhlich nach dem Oderwalde gegangen, wo sich jeder sogleich für seine mitgebrachten Pfennige Milch geben ließ, bloß ich nicht, ich ging derweil voraus nach der Oder, und suchte mir einen Stock und machte mir meine Angel fertig, und dann kamen die andern auch ran. Aber je länger es währte, je weniger froh war ich, dieses heillose Kastenmännchen fing an, mich ganz unruhig zu machen. Die Sonne stand schon tief, als wir nach dem Vorwerk kamen, und da sprachen sie alle von Hunger und Durst, und einer fragte den andern, ob er kein Geld mehr hätte, aber keiner hatte welches, als wie ich, und als die andern das hörten, da wollten sie es sehen; da suchte ich es hervor und zeigte es ihnen; es war noch so viel, als ich beim Kaufmann herausbekommen hatte, nämlich zwei Groschen und ein Dreipfennigstück. Da drängten sie mich alle, daß ich Milch dafür kaufen sollte, und sagten einstimmig: Für zwei Groschen, da hätten wir Milch genug, und den Dreier sollte ich nur behalten; da erbot sich einer, der wollte die Milch bestellen, dem gab ich die zwei Groschen. Da dauerte es nicht lange, da bekamen wir alle satt Milch und danach machten wir uns auf den Heimweg, aber ich habe nicht mit getrunken.

Aber so betrübt war ich noch nie nach Hause gegangen, ich war ganz melancholisch geworden, bloß wegen diesem Geldstück; wenn statt dessen wären vier Pfennige aus meiner Sparbüchse gefallen, wie ich's haben wollte, dann hätte ich alles verantwortet, deswegen hätte ich mich immer noch getraut, in den Himmel zu kommen, aber das verfluchte Kastenmännchen, das konnte ich nicht verantworten.

Unter solchen Gedanken ging ich schweigend neben meinem besten Freunde her, denn wir waren Nachbarn, und seine Eltern besaßen den Gasthof neben uns, wo mein Vater jeden Abend hinging. Da sagte ich zu ihm: Emil, willst du den Dreier haben, den ich noch hab'? Er sah mich eine Zeitlang groß an, als ich aber so ernsthaft blieb, sagte er: Wenn du ihn nicht behalten willst, dann gib ihn nur her; ich sagte: Nein, ich kann ihn nicht gebrauchen, und da gab ich ihm den Dreier, und war etwas ruhiger. Als wir nach Hause kamen, war es schon ganz dunkel, und ich schlich still ins Bett. Aber mein Vater war, wie gewöhnlich, an diesem Abend auch im Wirtshause, und Emil hatte seiner Mutter alles wieder erzählt, und ihr auch den Dreier gezeigt, den ich ihm gegeben hatte, und auf diese Weise erfuhr mein Vater noch am nämlichen Abend genau, was alles passiert war. Aber ich wußte da nichts davon; Emil aber hat den Dreier wieder rausgeben müssen.

Nachdem ich nun den ersten Pfingstfeiertag beschrieben habe, so gut, wie ich konnte, habe ich nur wenig Lust dazu, auch noch den zweiten Feiertag zu beschreiben, sondern ich wollte denselben lieber für mich behalten. Aber ich wollte nur dazu bemerken, daß ich am andern Morgen nicht bin in die Kirche gekommen, sondern daß mein Vater da Hausandacht mit mir abgehalten hat; aber meinem Vater seine Predigt hat länger gedauert, als dem Pastor seine, wiewohl sie beide das nämliche Evangelium vorgehabt haben. Denn ich hörte so beiläufig gegen Abend, daß meine Mutter meinen Großvater fragte: Vater, der Pastor eiferte ja heute morgen so in der Kirche, daß ich es in der Haustür hören konnte, wovon predigte er denn? Da sagte der Großvater: Davon, wo Johannes über die Liebe spricht. Dahingegen eiferte mein Vater mit allem Ernst, dessen er fähig war, um bei mir den Geist der Wahrheit ans Licht zu bringen. Aber wie wohl, als mich mein Vater hinter in die Backstube rief, meine leere Sparbüchse schon auf dem Tische stand und das Geld alles ausgebreitet daneben lag: so hat er doch nur wenig Glück damit gehabt und hat nicht einmal erfahren, wie das eigentlich gekommen war, daß ich gerade das Zweigutegroschenstück genommen hatte, denn so genau hatte ich das den Jungen auch nicht erzählt, und ich sagte nicht mehr, als er mich abfragte, denn das hätte die Sache nur verzögert, und mir lag alles daran, daß das nicht so schrecklich lange dauerte, denn es war ja doch alles ein Gottvergelten, das wußte ich besser . . . Solche Pfingsten, nee, nee, nee, solche Pfingsten. Alle Jungen freuten sich darauf, teils wegen der Freiheit, denn die Schule war die Feiertage über geschlossen, und Schulaufgaben gab's nicht wegen der paar Tage, teils wegen der Kost. Aber mir graute schon längst vor allen Feiertagen.

Im Anfange freute ich mich auch darauf, aber mit den Jahren verlor sich das, und ich hatte mit den ganzen Festlichkeiten nichts mehr im Sinne. Denn an allen gewöhnlichen Sonnabenden schon hatte mein Vater mehr zu tun, als sonst, und meine Mutter hatte immer bis in die späte Nacht hinein ihre liebe Not mit Putzen, Reinigen und Scheuern durchs ganze Haus, und da mußte ich ihr immer dabei helfen, denn sie hatte weiter keinen, der ihr dabei half, und das war auch nur soso, denn wenn mich mein Vater brauchte, dann mußte ich dem helfen, denn das geht vor, sagte er dann. Aber an den Tagen und Nächten vor den hohen Festen gab's noch eine Menge andere Arbeiten, und mein Vater bevorzugte gerade diese Zeiten gern zu einem großen Spektakel. Na, und die Festtage selber, da hatte ich immer Reserve. Das ist so eine Art Ruhetag, wie er auf der Eisenbahn Mode ist beim Fahrpersonal des Sonntags zuweilen. Sie brauchen dann zwar nicht zu fahren, aber sie dürfen das Haus nicht verlassen, weil sie jeden Augenblick müssen gewärtig sein, daß sie in Dienst gerufen werden, wenn etwas vorfällt.

* Karl Fischer, Denkwürdigkeiten eines Arbeiters.

Auf Pfingsten ward ein großer jugendlicher Feldzug angeordnet; sämtliche kleine Mannschaft, einige Hundert an der Zahl, sollte mit klingendem Spiel ausrücken und, über Berg und Tal marschierend, die bewaffnete Jugend einer benachbarten Stadt besuchen, um mit derselben gemeinschaftliche Paraden und Übungen abzuhalten. Es herrschte eine allgemeine Aufregung, gemischt aus der Freude der Erwartung und aus der Lust der Vorbereitung. Kleine Tornister wurden vorschriftsmäßig bepackt, Patronen wurden soviele als möglich über die bestimmte Zahl angefertigt, unsere Zweipfünderkanonen, sowie die Fahnen bekränzt, und überdies ging unter der Hand das Gerede, wie unsere Nachbarn nicht nur schmucke und gedrillte Soldaten, sondern auch aufgeweckte und lustige Zecher und Kameraden wären, daß es also nicht nur gelte, sich möglichst blank und strack zu halten, sondern jeder sich gut mit Taschengeld zu versehen hätte, um den berühmten Nachbarn auf jede Weise die Stirne zu bieten. Dazu wußten wir, daß dort die weibliche Jugend ebenfalls teilnehmen, festlich gekleidet und bekränzt uns beim Einmarsche begrüßen und daß nach dem gemeinschaftlichen Mahle getanzt würde. Auch in dieser Hinsicht waren wir nicht gesonnen, uns etwas zu vergeben; es hieß, jeder solle sich weiße Handschuhe verschaffen und beim Balle ebenso galant als militärisch zu erscheinen, und alle diese Dinge wurden hinter dem Rücken der Aufseher mit solcher Wichtigkeit verhandelt, daß es mir angst und bange ward, allem zu genügen. Zwar war ich einer der ersten, der die Handschuhe aufzuweisen hatte, indem meine Mutter auf meine Klage aus den begrabenen Vorräten ihrer Jugend ein Paar lange Handschuhe von feinem weißem Leder hervorzog und unbedenklich die Hände vorn abschnitt, welche mir vortrefflich paßten. Hingegen in betreff des Geldes lebte ich der betrübten Aussicht, jedenfalls eine gedrückte und enthaltsame Rolle spielen zu müssen. In solchen Betrachtungen saß

ich am Vorabend der Freudentage in einem Winkel, als mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf fuhr, ich das Hinausgehen der Mutter abwartete und dann zu dem Möbel eilte, das mein kleines Schatzkästchen barg. Ich öffnete es zur Hälfte und nahm unbesehen ein großes Geldstück heraus, das zu oberst lag; die anderen rückten alle ein klein wenig von der Stelle und machten ein leises Silbergeräusch, in dessen klangvoller Reinheit jedoch eine gewisse Gewalt ertönte, die mich schaudern machte. Schnell brachte ich meine Leute zur Seite, befand mich aber nun in einer sonderbaren Stimmung, die mich scheu und wortkarg gegen die Mutter werden ließ. Denn wenn der frühere Eingriff mehr die Folge eines vereinzelten äußeren Zwanges gewesen und mir kein böses Gewissen hinterlassen hatte, so war das jetzige Unterfangen freiwillig und vorsätzlich; ich tat etwas, wovon ich wußte, daß es die Mutter nimmer zugeben würde; auch die Schönheit und der Glanz der Münze schienen von der profanen Verausgabung abzumahnen. Jedoch verhinderte der Umstand, daß ich mich selbst bestahl zum Zwecke der Nothilfe in einem kritischen Falle, ein eigentliches Diebsgefühl; es war mehr etwas von dem Bewußtsein, welches im verlorenen Sohne dämmern mochte, als er eines schönen Morgens mit seinem väterlichen Erbteil auszog, es zu verschwenden.

* Gottfried Keller, Der grüne Heinrich.

Ich kann nicht umhin, hier, trotz der Ehrlichkeit meines Wesens, die Diebsneigung meiner Natur in solchen Kleinigkeiten anzuklagen. Meine Jugend ist voll davon. Man hätte mich unter Goldhaufen sicher lassen können, ich hätte nichts angerührt, aber in dem Garten war trotz aller Verbote doch selten ein Apfelbaum, den ich nicht verstohlen dezimierte. Wenn wir Geschwister Borsdorfer Äpfel zum Braten in der Röhre hatten und sie nun vollendet gut waren, verzehrte ich bald die meinigen und wußte dann die übrigen mit dem Federmesser so zu öffnen, daß der genießbare Inhalt mir zuteil ward. Griff man sie sodann an, so ging die eingeschlossene Luft ins Weite, und die Schale war leer. Wenn ich in die Wurstkammer kommen konnte, wo alles hübsch an Stangen hing, schnitt ich wohl in der Mitte der Wurst etwas heraus und spiekerte sie mit einem Stückchen Holz wieder ganz. Einmal jagte mich ein Bauer aus einem Schotenfelde von Knauthain fast bis Lützen, ohne den Flüchtling erwischen zu können. Wegen dergleichen Streiche gab es viel strenge Moralen und auch wohl tätliche Züchtigungen. Nur erst, nachdem ich die Begriffe ernster sichten lernte und das Unstatthafte der Unart einsah, gewöhnte ich mir diese otaheitische Sitte ab. * Seume, Mein Leben.

„Nur ein einziges Mal war Jungfer Bakke böse auf mich, sonst waren wir immer die besten Freunde — ich glaube sogar, daß Jungfer Bakke eine kleine Vorliebe für mich hatte."

„Ach, erzähl, Mutti, kamst du auch in den Keller?"

„Nein, nein, ich kam wo anders hin — ohne Jungfer Bakkes Willen. Soll ich's erzählen? — Nun ja. — Ich hatte also einen kleinen Muff

zu Weihnachten bekommen. Meinen ersten Muff, und ich strahlte natürlich vor Freude. Es war auch ein entzückender Muff von hellgrauem, seidenweichem Pelz, mit hochrotem wollenen Futter, in dem kleine schwarze Punkte waren. Ich meinte, nie etwas Reizenderes gesehen zu haben. Nachts mußte er auf einer Fußbank vor meinem Bette liegen, und ich streichelte ihn, bis ich einschlief, und bei Tage ging ich natürlich nicht ohne Muff zur Tür hinaus. Eines Tages bat ich Mutter so lange, bis sie mir erlaubte, den Muff mit zur Schule zu nehmen, doch bekam ich selbstverständlich viele Ermahnungen, recht vorsichtig damit umzugehen und ihn nicht auf die Erde zu werfen — ich könnte ja darum bitten, ob er auf dem Himmelbett liegen dürfe, sagte Mutter, dort läge er am sichersten. Das war aber nicht nach meinem Sinn, und so legte ich ihn denn vorsichtig auf den Stuhl hinter die altmodische, große Schlaguhr, die unmittelbar neben der Küchentür stand. Dort konnte ich ihn auch von meinem Platze aus sehen. O, wie süß er war, und wie reizend er sich dort drüben ausnahm; wenn ich ihn nur ein einziges Mal hätte haben dürfen! Ich konnte an nichts anderes denken. Da bekam ich plötzlich eine herrliche Idee!

„Darf ich mal hinaus?" flüsterte ich. „Ja, natürlich."

Indem ich durch die Küchentür heraustrippelte, benutzte ich die Gelegenheit und stibitzte im Vorbeigehen meinen Muff. Dann saß ich eine ganze Weile draußen und liebkoste ihn, streichelte ihn und hielt ihn an die Backe — ich meinte fast, er hätte Leben gehabt. Dies Vergnügen war ja viel zu groß, als daß ich es mir nur einmal gönnen sollte. Es dauerte nicht lange, so bat ich wiederum: „Darf ich mal hinaus?" — schließlich bat ich jede Stunde, und ich blieb immer länger und länger draußen; ja, ich spazierte sogar manchmal etwas den Hügel hinunter.

„Bist du krank?" fragte Jungfer Bakke schließlich. Meine langen Visiten fingen an, ihr verdächtig zu werden.

Nein — das war ich nicht!

Plötzlich in der letzten Stunde, als ich wieder auf den Hof mußte und dort mit meinem geliebten Muff sitze, wird die Tür aufgerissen, und Jungfer Bakke steht auf der kleinen Treppe, ganz blaß im Gesicht vor Zorn und mit einem großen Stock in der Hand.

Gott, wie ich erschrak — ich wagte nicht, mich von der Stelle zu rühren, sondern versteckte mich hinter dem Muff.

„Das ist aber doch die Höhe! Sitzt das Mädel hier bei Tante Meier" — ja, das sagte sie — „und sogar mit Muff. Ja, ich will dich muffen — willst du wohl machen, daß du hereinkommst, und das etwas geschwinder wie gewöhnlich!" — und zweifellos fuhr ich schneller wie sonst in die Höhe und die Treppenstufen herunter. Sie nahm mich nicht sanft an dem Arm, könnt ihr glauben. — O, wie ich mich schämte, als ich mit niedergeschlagenen Augen hineintrottete! Ich sah nur die kleinen Steinplatten, von denen Thea, wie gewöhnlich, den Schnee fortgefegt hatte, so daß sie so fein aussahen, wie ein Haarscheitel. An jenem Tage gab es keine Schokolade, und die hatte ich auch nicht verdient. Jungfer Bakke

flog scheltend von dem einen Eckschrank zum andern, und das Klappern des Schlüsselbundes war die Begleitung dazu.

Ja, das war auch gerade die rechte — einem so närrischen Mädchen noch einen Muff zu schenken — Prügel sollte sie haben und keinen Muff — bis sie mehr Verstand hätte. Jungfer Bakkes Zorn war indessen bald vorüber.

Beim Fortgehen bekam ich nun den bestimmten Befehl, den Muff am nächsten Tage zu Hause zu lassen. Thea stand in der Küche, so rot im Gesicht, wie nie zuvor, sie lächelte und trocknete das Tränchen aus dem Augenwinkel fort. „Ja, du Ågot, du Ågot!"

„Ihr dürft nie so etwas tun," sagt Mutter zum Schluß.

„Nein, wir haben ja auch keinen Muff," antwortete Liv — „wenn wir nur einen bekämen!"

„O, das hat keine Eile," sagt Mutter. —

Ågot Gjems-Selmer, Als Mutter klein war.

Neid

Gegen große Vorzüge eines andern gibt
es kein Rettungsmittel als die Liebe.
Goethe.

Wenn ich von Rom komme, bringe ich immer etwas mit, eine Puppe oder sonst eine Kleinigkeit. Ich gebe es gewöhnlich nur Adel, Gabrielle spielt hernach doch auch damit, und Adel kommt mir meist entgegen und fragt. Das letzte Mal, als ich für Adel auspackte, was ich gebracht hatte, ging Gabrielle dabei herum, und als nun Adel alles in Händen hatte, schlich sie sich ganz sachte zu Vicenza und sagte: „Papà tutto per Adelaide, a me niente" (alles an Adelheid, für mich nichts) und zuckte mit den kleinen Schultern, aber ganz ruhig und ohne zu weinen. Seitdem, kannst du denken, bekommt sie etwas Eigenes. Ich dachte wirklich nicht, daß sie darauf achtete. * Gabriele von Bülow.

Unter der Lampe über dem runden Tisch macht sich Behagen bereit. Ich setze mich mitten hinein, wie in einer warmen Jacke. Mein Tuschkasten und ein Mäppchen mit Papierabfällen liegt vor mir. Man stößt mit dem Ellbogen an jemand an, und jemand geht vorbei und rückt den Stuhl, auf dem man sitzt, ein Ende vom Tisch ab, man sieht zu, ob einem nichts weggenommen wird, etwa die Fleischfarbe. Zwang ist das, das letztere sogar Qual. Wir beide wissen das ganz gut, meine dunkelhaarige Schwester und ich. Der lachende Schrank in der Ecke hat damit zu tun. Das oberste Fach darin gehört ihr, weil sie ein Jahr

älter ist als ich, das untere mir, und das unterste uns beiden zusammen, infolgedessen ist das eine verachtete Grube. Wir vergleichen unsere Sachen, stellen sie auf und freuen uns wild über die Schönheit und Herrlichkeit. Wenn ich einmal finde, daß das obere Fach reicher besetzt ist, als meins, dann ist es, als ob eine Katze sich mir in der Brust festbisse. — —

Ich verliebe mich in ein Glaskännchen auf einem Tellerchen, ein mattgrünes, undurchsichtiges Kännchen, halb bedeckt von einem goldenen Netz. Wie ist es hinreißend! Ein Schrei von Liebe ist seine Farbe, die goldene Bekleidung entspricht meiner Gier nach Pracht. Das Tellerchen beglückt alle meine Sinne, es ist glatt, zart, geschwungen, ja, es duftet, als hätte es früher stets in Rosen begraben gelegen, und auch diese in meiner Welt einzige Farbe hat es; auf der Rückseite scheint es bläulichweiß, ganz still und sanft ist es da. Könnte es mir nicht gleich sein, ob es im oberen oder im unteren Fach steht? Kann man denn noch etwas anderes mit ihm tun, als es betasten, bewundern, zärtlich lieben? Mit ins Bett nehmen vielleicht? Nein, daran liegt mir nichts, im Bett bin ich reich genug. Und doch, es sollte mir gehören, so viel ist gewiß, und ich leide tief, wenn ich es ansehe und meine Liebe fühle. Der brandgelbe Schrank mit seinen drei Fächern umschließt Schätze und Glück und viel Trauriges. Wir sind schon oft, meine Schwester und ich, von irgendwo herabgestürzt, wenn sich unsere Blicke begegneten, während wir davor knieten. Mit diesen Blicken bewachten und verteidigten wir unsern Besitz und nahmen Abschied von unserer heiteren Schönheit. So will es mir jetzt scheinen, und damit erkläre ich mir dieses gemischte, gepfefferte und übersüße Glück des brandgelben Schrankes, ein Gegensatz zu der Unendlichkeit draußen, die wunderbare, himmlisch entzückende Kräfte aus mir löste, wo mir nichts gehörte, als das, was ich empfand.

* Elisabeth Siewert, Kinder und Leute.

Ich war nur ein Jahr und einige Monate jünger als Wolodja. Wir waren immer gemeinsam aufgewachsen, wir hatten zusammen gelernt und gespielt. Man hatte zwischen uns gar nicht den Unterschied des älteren und jüngeren gemacht. Aber gerade um die Zeit, von der ich spreche, begann ich zu begreifen, daß Wolodja weder an Jahren, noch an Neigungen und Fähigkeiten mein Genosse sei. Mir schien sogar, als ob Wolodja selbst sich seiner Erstgeburt bewußt wäre und sich damit brüste. Diese Überzeugung, die vielleicht auch nur Täuschung war, gab mir meine Eigenliebe ein, welche bei jedem Zusammenstoß mit ihm litt.

Er war mir in allem überlegen: im Spiel, im Lernen, in Streitigkeiten, im Auftreten, und all dies entfernte mich von ihm und verursachte mir moralische Leiden, die ich mir nicht erklären konnte. Hätte ich, als man Wolodja zum erstenmal holländische Oberhemden machte, geradeheraus gesagt, daß es mich bitterlich ärgere, daß ich keine bekomme, so bin ich überzeugt, es wäre mir leichter geworden, und ich

hätte nicht, so oft er den Kragen ummachte, jedesmal geglaubt, daß er dies nur tue, um mich zu kränken.

Mich quälte am meisten, daß Wolodja, wie es mir manchmal vorkam, mich durchschaute, sich aber bemühte, das zu verbergen.

Wer kennt nicht jene geheimnisvollen, stummen Beziehungen, die sich in einem kaum merklichen Lächeln, in einer Bewegung oder in einem Blick, bei Menschen, die beständig zusammenleben, kundgeben: bei Brüdern, Freunden, bei Mann und Frau, bei Herr und Diener, besonders wenn diese Menschen nicht in allem offen gegeneinander sind. Wieviel unausgesprochene Wünsche, Gedanken, wieviel Furcht, durchschaut zu werden — sprechen sich in einem zufälligen Blicke aus, wenn sich eure Augen scheu und zaghaft begegnen!

Aber vielleicht, daß meine übermäßige Eindrucksfähigkeit und meine Neigung alles zu zersetzen, mich in dieser Hinsicht täuschten; vielleicht, daß Wolodja überhaupt gar nicht so empfand wie ich. Er war lebhaft, offen und unbeständig in seiner Begeisterung. Die verschiedensten Dinge riefen sein Entzücken hervor, und er gab sich ihnen mit ganzer Seele hin.

Bald überkam ihn plötzlich die Leidenschaft für Bilder; er versuchte selbst zu zeichnen, kaufte welche für sein ganzes Geld, bettelte beim Zeichenlehrer, beim Papa, bei der Großmama; bald eine Leidenschaft zu Dingen, mit welchen er sein Tischchen schmückte, und die er aus dem ganzen Hause zusammentrug; bald eine Leidenschaft für Romane, die er sich heimlich verschaffte und ganze Tage und Nächte hindurch las... Ich wurde unwillkürlich von seinen Leidenschaften mitgerissen, aber ich war zu stolz, um in seine Fußtapfen zu treten, und zu jung und unselbständig, um meinen eigenen Weg zu gehen. Aber um nichts beneidete ich Wolodja so sehr, wie um seinen glücklichen, vornehm-offenen Charakter, der besonders scharf in Streitigkeiten hervortrat, die wir miteinander hatten. Ich empfand, daß er schön handelte, aber ich konnte es ihm nicht gleichtun.

Eines Tages, gerade als seine Leidenschaft für Nippsachen ihren höchsten Grad erreicht hatte, kam ich an seinen Tisch und zerbrach unabsichtlich ein leeres buntes Riechfläschchen.

„Wer hat dich gebeten, meine Sachen anzurühren?" sagte Wolodja, der gerade ins Zimmer trat und die Unordnung bemerkte, die ich in der Gleichmäßigkeit der verschiedenen Nippsachen auf seinem Tischchen angerichtet hatte! — „Und wo ist das Fläschchen? Du hast es gewiß . . ."

„Ich habe es unabsichtlich heruntergeworfen; und es ist zerbrochen, ist das so schlimm?"

„Sei so gut, untersteh dich nicht, meine Sachen anzurühren," sagte er, indem er die Scherben des zerbrochenen Fläschchens zusammensetzte und sie wehmütig betrachtete.

„Bitte, befiehl nicht," antwortete ich; „ist es einmal zerbrochen, so ist es zerbrochen; was ist da viel zu sagen!"

Und ich lächelte, obwohl mir gar nicht zum Lachen war.

„Dir ist es gleich, mir aber nicht," fuhr Wolodja fort und machte die Bewegung des Achselzuckens, die er vom Papa geerbt hatte, „erst zerschlägt er, dann lacht er noch, so ein unleidlicher Bengel."

„Ich ein Bengel; und du bist ein großer Herr, aber ein Dummkopf!"

„Ich habe keine Lust, mich mit dir herumzuzanken," sagte Wolodja und stieß mich leicht fort, „mach, daß du fortkommst!"

„Stoße nicht!"

„Mach, daß du fortkommst!"

„Ich sage dir, stoße nicht!"

Wolodja nahm mich am Arm und wollte mich vom Tische fortziehen; aber ich war schon aufs äußerste gereizt, ergriff das Tischbein und warf den Tisch um. „Da hast du's!" und alle die Porzellan- und Kristallsachen fielen schmetternd zu Boden.

„Ein widerwärtiger Bengel! . . ." schrie Wolodja und bemühte sich, die fallenden Sachen aufzufangen.

„Nun ist alles zwischen uns aus," dachte ich, als ich aus dem Zimmer ging, „wir haben uns für alle Ewigkeit entzweit."

Bis zum Abend sprachen wir kein Wort miteinander. Ich fühlte mich schuldig, scheute mich, ihm ins Gesicht zu sehen und konnte mich den ganzen Tag mit nichts beschäftigen. Wolodja dagegen war fleißig bei der Arbeit und plauderte und scherzte mit den Mädchen nach Tisch wie immer.

Sobald der Lehrer den Unterricht geschlossen hatte, ging ich aus dem Zimmer; mir war es ängstlich, unbehaglich und peinlich mit dem Bruder allein zu bleiben. Nach dem Geschichtsunterricht am Abend nahm ich meine Hefte und ging auf die Tür zu. Als ich an Wolodja vorüberkam, schmollte ich, obwohl ich gern auf ihn zugegangen wäre, um mich mit ihm auszusöhnen, und bemühte mich, ein böses Gesicht zu machen. In diesem Augenblick richtete Wolodja seinen Kopf in die Höhe und sah mir mit einem kaum merklichen gutmütig-spöttischen Lächeln kühn ins Gesicht. Unsere Blicke begegneten sich, und ich verstand, daß er mich verstanden hatte, und auch daß ich verstehe, daß er mich versteht; aber ein Gefühl, das ich nicht überwinden konnte, zwang mich, mich abzuwenden.

„Nickelchen!" sagte er im schlichtesten, von jedem Pathos freien Tone, „laß doch genug sein. Verzeihe mir, wenn ich dich beleidigt habe."

Und er streckte mir die Hand entgegen. Mir war's, als würgte mich etwas, was immer höher und höher zu meiner Kehle hinanstieg und meinen Hals zusammenschnürte; aber das dauerte nur einen Augenblick; meine Augen füllten sich mit Tränen und mir ward leichter.

„Verzeih . . . mir . . . Wol . . . dja!" sagte ich und drückte ihm die Hand.

Wolodja aber sah mich an, als begriffe er gar nicht, weshalb mir Tränen in die Augen getreten . . .

* Leo Tolstoi, Lebensstufen.

D a s G e w i s s e n

Es gibt zwei friedliche Gewalten:
Das Recht und die Schicklichkeit.
Goethe.

Da ich entschlossen bin, mich in diesen Blättern der Wahrhaftigkeit zu befleißigen, so will ich auch die zweite Geschichte nicht verschweigen, obwohl ich wenig Ruhm, sondern nur das Gegenteil dadurch gewinnen kann. Sie wird zeigen, welch häßlicher kleiner Dämon in der Brust eines sonst gut gearteten Kindes auftauchen kann. Mein Vater hatte eine Zeitlang große Not, seine geliebten Blumenbeete vor meinen jungen Geschwistern Werner und Frieda zu schützen, die damals, wie ich denke, drei und zwei Jahre alt waren. Diese kleinen Berserker hatten sich gewöhnt, alles abzureißen, was ihnen vor die Finger kam, und hatten so oft Strafe dafür bekommen, daß sie endlich anfingen, durch Schaden klug zu werden. Als wir uns einmal an einem schönen Frühlingsabende alle drei in der Nähe eines schönen Hyazinthenbeetes befanden, da plagte mich der Teufel, daß ich niederhockte und mit der Hand eine stattliche Hyazinthe hin und her wackelte, als wollte ich sie pflücken. Kaum sahen die beiden Kleinen, was der große Bruder tat, so erwachten die mühsam unterdrückten Instinkte in ihnen aufs neue, sie stürzten sich jauchzend auf das Blumenbeet und rissen sich ganze Hände voll der schönsten Hyazinthen ab. Ich aber ging sofort hin und klänte sie an, wie man in Mecklenburg sagt, oder wie der Berliner sich ausdrückt: ich petzte. Bei dem nun folgenden peinlichen Verhör fielen höchst bedenkliche Streiflichter auf mich, und die ganze Schändlichkeit meines heimtückischen Verfahrens kam heraus. Ich erinnere mich noch ganz genau der peinlichen Spannung, die mich beherrschte, während die nötigen Knöpfe an dem hinderlichen Kleidungsstücke gelöst wurden, und als nun im Angesicht der sinkenden Frühlingssonne ein furchtbares Strafgericht über mich hereinbrach, war ich fest überzeugt, dies vollkommen verdient zu haben. Ich habe überhaupt während meiner ganzen Kindheit nie die entsetzliche Bitterkeit des Gefühls kennen gelernt, ungerecht gestraft zu werden, sondern immer die Empfindung gehabt, daß Soll und Haben in dieser Hinsicht zu meinen Gunsten abschlössen.

• Heinrich Seidel, Von Perlin nach Berlin.

Ich kann zu meinen Gunsten sagen, daß ich als Knabe human war; ich verdankte dies aber gänzlich der Lehre und dem Beispiel meiner Schwestern. Ich zweifle in der Tat, ob Humanität eine natürliche oder angeborene Eigenschaft ist. Es machte mir viel Freude Eier zu sammeln, ich nahm aber niemals mehr als ein einziges Ei aus einem Vogelnest,

ausgenommen bei einer einzigen Gelegenheit, wo ich sie alle nahm, aber nicht ihres Wertes wegen, sondern als eine Art Bravourstückchen.

Ich hatte eine große Liebhaberei für das Angeln und hätte jede beliebige Zahl von Stunden am Ufer eines Flusses oder Teiches sitzen und den Schwimmer beobachten können; als ich in Maer war, wurde mir gesagt, daß ich die Würmer mit Salz und Wasser töten könne, und von dem Tage an habe ich niemals wieder einen lebendigen Wurm angesteckt, wenn schon wahrscheinlich auf Kosten eines verminderten Erfolgs.

Einmal, als ich noch ein sehr kleiner Junge war — als ich in die Sammelschule ging oder noch vor dieser Zeit, handelte ich grausam; ich schlug ein junges Hündchen, wie ich glaube, einfach in dem freudigen Gefühle der Kraft; doch kann das Schlagen nicht derb gewesen sein, da das Hündchen nicht heulte, worüber ich ganz sicher bin, da der Ort ganz in der Nähe des Hauses war. Diese Tat hat schwer auf meinem Gewissen gelegen, wie daraus hervorgeht, daß ich mich genau an die Stelle erinnre, wo das Verbrechen begangen wurde. Es belastete mich wahrscheinlich um so schwerer, als damals, und noch lange Zeit nachher meine Liebe zu Hunden geradezu eine Leidenschaft war.

* Charles Darwin, Leben und Briefe.

Nach Beendigung des Trauerjahres erholte sich die Großmutter ein wenig von dem Schmerze, der sie betroffen hatte, und begann von Zeit zu Zeit Gäste zu empfangen, besonders Kinder — unsere Altersgenossen und Genossinnen.

An Ljubotschkas Geburtstag, den dreizehnten Dezember, noch vor dem Mittag, besuchte uns die Fürstin Kornakow mit ihren Töchtern, Frau Walachin mit Sonja, Ilja Grapp und die zwei jüngeren Brüder Iwin.

Die Unterhaltung, das Gelächter, das Hin- und Herrennen drangen von unten, wo die ganze Gesellschaft versammelt war, zu uns herauf; wir durften aber nicht hinuntergehen, ehe unser Vormittagsunterrricht beendigt war. Auf dem Plan, der im Unterrichtszimmer hing, hieß es: Lundi, de 2 à 3 maître d'histoire et de géographie, und diesen maître d'histoire mußten wir abwarten, ruhig bis zu Ende hören und hinausbegleiten, dann erst waren wir frei. Es war bereits zwanzig Minuten nach Zwei, und der Geschichtslehrer war immer noch nicht zu hören, nicht einmal auf der Straße zu sehen, die er kommen mußte und die ich mit dem innigen Wunsch hinuntersah, ihn niemals zu erblicken.

„Ich glaube, Lebedew kommt heute nicht," sagte Wolodja, indem er einen Augenblick von Smaragdows Lehrbuch auffsah, nach welchem er sich für die Stunde vorbereitete.

„Gott geb's, Gott geb's . . . ich kann wahrhaftig kein Wort . . ., aber ich glaube, er kommt, sieh nur," fügte ich in traurigem Tone hinzu.

Wolodja stand auf und trat ans Fenster.

„Nein, das ist er nicht, das ist ein ‚Herr'," sagte er. „Wir wollen noch bis halb Drei warten," fügte er hinzu, indem er sich reckte und

sich gleichzeitig den Kopf kratzte, wie er gewöhnlich zu tun pflegte, und indem er einen Augenblick von seiner Arbeit ausruhte. „Wenn er bis halb Drei nicht kommt, sagen wir's St. Jérôme und stecken die Bücher fort."

„Er mag nur ru—u—u—uhig zu Hause bleiben," sagte ich und reckte mich auch, indem ich mit Kajdanows Lehrbuch, das ich mit beiden Händen hielt, über dem Kopf herumfuhr.

Gedankenlos schlug ich das Buch an der Stelle auf, die uns aufgegeben war, und las sie noch einmal durch. Die Aufgabe war groß und schwer; ich wußte kein Wort und sah, daß ich es nicht mehr möglich machte, mir etwas einzuprägen, um so mehr, als ich mich in dem erregten Zustand befand, in welchem es den Gedanken unmöglich ist, sich auf irgendeinen Gegenstand zu sammeln.

In der vorigen Geschichtsstunde — Geschichte war für mich immer der langweiligste, schwerste Gegenstand — hatte sich Lebedew bei St. Jérôme über mich beklagt und mir im Zensurheft eine Zwei gegeben, was soviel hieß wie sehr schlecht. St. Jérôme sagte mir damals schon, daß ich, wenn ich in der nächsten Stunde nicht mindestens eine Drei bekäme, streng bestraft würde. Und nun war diese nächste Stunde gekommen, und ich hatte, offen gestanden, furchtbare Angst.

Ich war so in die Beschäftigung mit meinen Aufgaben versunken, daß das Aufklopfen der Galoschen im Vorzimmer mich plötzlich erschreckte. Ich hatte kaum Zeit mich umzusehen, als das pockennarbige, mir widerwärtige Gesicht und die nur allzu bekannte plumpe Gestalt des Lehrers in dem blauen zugeknöpften Frack mit den Gelehrtenknöpfen in der Tür erschien.

Der Lehrer legte langsam die Mütze auf das Fenster, die Hefte auf den Tisch, zog mit beiden Händen die Falten seines Frackes glatt, als wenn das unbedingt nötig gewesen wäre, verpustete sich und setzte sich auf seinen Platz.

„Nun, meine Herren," sagte er, und rieb seine schweißigen Hände aneinander, „lassen Sie uns erst das durchnehmen, was wir in der vorigen Stunde gehabt haben, und dann will ich Sie mit den weiteren Ereignissen des Mittelalters bekannt machen."

Das hieß soviel wie: Sagt auf, was ihr gelernt habt.

Während Wolodja ihm mit der Freiheit und Zuversicht antwortete, welche dem eigen ist, der seinen Gegenstand kennt, ging ich ohne jeden Zweck auf die Treppe hinaus, und da ich nicht hinuntergehen durfte, so war es natürlich, daß ich mich, mir selber unerwartet, auf dem Treppenflur befand. Und ich wollte eben auf meinem gewöhnlichen Beobachtungsposten hinter der Tür Platz nehmen, als mir plötzlich Mimi, die stets die Ursache meines Unglücks war, entgegentrat. „Sie hier?" sagte sie, indem sie erst drohend mich, dann die Tür zum Mädchenzimmer, dann wieder mich ansah.

Ich fühlte mich über und über schuldig, erstens weil ich mich von der Stunde entfernt hatte, zweitens weil ich mich an einem so unpassen-

den Orte befand; darum schwieg ich, senkte den Kopf und bot mit meiner ganzen Erscheinung das rührendste Bild eines reuigen Sünders dar.

„Nein, das ist aber geradezu unglaublich," sagte Mimi, „was haben Sie hier zu tun?"

Ich schwieg. — „Nein, das kann so nicht bleiben," wiederholte sie und klopfte mit den Fingerknöcheln auf das Treppengeländer, „ich erzähle alles der Gräfin."

Es war bereits fünf Minuten zu Drei, als ich in das Unterrichtszimmer zurückging. Der Lehrer tat, als ob er weder meine Abwesenheit, noch meine Anwesenheit bemerkt hätte, und erklärte Wolodja die nächsten Aufgaben. Als er mit seinen Auseinandersetzungen fertig war und die Hefte zusammenzulegen begann, und Wolodja in das andere Zimmer gegangen war, um die Stundenmarke zu holen, überkam mich der wonnevolle Gedanke, daß alles vorbei sei, und daß man mich ganz übersehen würde.

Aber plötzlich wandte sich der Lehrer mit diebischer Verschmitztheit zu mir.

„Ich hoffe, Sie können Ihre Aufgaben," sagte er, sich die Hände reibend.

„Ja, ich kann sie," antwortete ich.

„Sagen Sie mir, bitte, etwas über den Kreuzzug Ludwigs des Heiligen," sagte er, indem er sich auf dem Stuhle wiegte und nachdenklich zu Boden blickte.

„Erst wollen Sie mir die Ursachen auseinandersetzen, die den König von Frankreich veranlaßt haben, das Kreuz zu nehmen," sagte er und zog dabei die Augenbrauen hoch und wies mit dem Finger nach dem Tintenfaß; „dann erläutern Sie mir die allgemeinen charakteristischen Merkmale dieses Zuges," fügte er hinzu und machte mit der Hand eine Bewegung, als wollte er etwas fassen; „und endlich den Einfluß dieses Zuges auf die Staaten Europas im allgemeinen," sagte er und schlug mit den Heften auf die linke Seite des Tisches auf — „und auf das französische Reich im besonderen," schloß er und schlug nun auf die rechte Seite des Tisches und legte seinen Kopf nach rechts.

Ich schluckte zu wiederholten Malen den Speichel herunter, räusperte mich, ließ den Kopf nach der Seite sinken und schwieg. Dann nahm ich die Feder, die auf dem Tische lag, in die Hand, fing an sie zu rupfen und schwieg weiter.

„Wollen Sie mir hübsch die Feder geben," sagte der Lehrer und streckte seine Hand aus. — „Ich kann sie brauchen. Nun?"

„Lud . . . Kön . . . Ludwig der Heilige war . . . war . . . war . . . ein guter und weiser Herrscher . . ."

„Wie?"

„Herrscher. Er faßte den Plan nach Jerusalem zu ziehen und legte die Zügel der Regierung in die Hände seiner Mutter."

„Wie hieß sie?"

„Bl . . . bl . . . blanche?"

„Wie? Bl . . . bl . . . anche?“

Ich lächelte ungeschickt und gezwungen.

„Nun, wissen Sie nicht noch etwas?“ sagte er lächelnd.

Ich hatte nichts zu verlieren, ich räusperte mich und begann zu schwatzen, was mir gerade in den Sinn kam. Der Lehrer schwieg, fegte mit der Feder, die er mir aus der Hand genommen hatte, den Staub vom Tische, sah unverwandt an meinem Ohr vorbei und sagte ein über das andere Mal: „Schön, sehr schön.“ Ich empfand, daß ich nichts wisse, daß ich mich ganz falsch ausdrücke, und es war mir furchtbar mit anzusehen, daß der Lehrer mich nicht unterbrach und nicht verbesserte.

„Warum faßte er den Plan nach Jerusalem zu ziehen?“ sagte er, meine Worte wiederholend.

„Darum . . . weil . . . deshalb . . . weil er . . .“

Ich stockte und konnte kein Wort mehr hervorbringen, ich fühlte, daß ich, wenn dieser Spitzbube von Lehrer ein ganzes Jahr schweigen und mich fragend ansehen würde, doch nicht imstande wäre, auch nur einen Laut hervorzubringen. Der Lehrer sah mich etwa drei Minuten an, dann erschien plötzlich in seinem Gesicht der Ausdruck einer tiefen Trauer, und er sagte in rührendem Tone zu Wolodja, der gerade ins Zimmer trat: „Wollen Sie mir das Zensurbuch geben.“

Wolodja reichte ihm das Buch und legte vorsichtig die Stundenmarke daneben.

Der Lehrer schlug das Buch auf, tauchte behutsam die Feder ein und schrieb Wolodja in sorgfältiger Schönschrift eine Fünf in die Rubriken Fortschritte und Betragen ein. Dann hielt er die Feder über der Rubrik, in der meine Nummern standen, sah mich an, schüttelte die Tinte ab und wurde nachdenklich.

Plötzlich machte seine Hand eine kaum wahrnehmbare Bewegung — und in der Rubrik Betragen erschien eine zweite Eins mit einem Punkt.

Der Lehrer schloß sorgfältig das Buch, erhob sich und ging auf die Tür zu, als ob er meinen Blick, in dem sich Verzweiflung, flehentliche Bitte und Vorwurf aussprachen, gar nicht bemerkt hätte.

„Michail Larionowitsch!“ sagte ich.

„Nein,“ antwortete er, denn er wußte schon, was ich sagen wollte, „so lernt man nicht. Ich will nicht umsonst mein Geld nehmen.“

Der Lehrer zog seine Galoschen, seinen Kamelottemantel an und band mit großer Sorgfalt sein Halstuch um. Wie hätte man sich auch noch um etwas bekümmern können nach dem, was mit mir vorgefallen war? Für ihn war es ein Federstrich, für mich ein großes Unglück.

„Ist die Stunde zu Ende?“ fragte St. Jérôme eintretend.

„Ja.“

„War der Lehrer mit euch zufrieden?“

„Ja,“ sagte Wolodja.

„Welche Nummer haben Sie?“

„Eine Fünf.“

„Und Nikolas?“

Ich schwieg.

„Ich glaube eine Vier,“ sagte Wolodja.

Er wußte, daß er mich für den heutigen Tag aus der Not retten mußte. Die Strafe mag kommen, nur nicht heute, wo wir Gäste hatten.

„Voyons, messieurs.“ (St. Jérôme hatte die Gewohnheit bei jedem Wort „Voyons“ zu sagen.) „Faites votre toilette et descendons!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Kaum waren wir heruntergekommen und hatten alle Gäste begrüßt, als man uns zu Tisch rief. Papa war sehr gut gelaunt (er war gerade im Gewinn), hatte Ljubotschka ein kostbares Silberservice geschenkt und erwähnte beim Mittag, daß er im Seitenflügel eine Bonbonniere habe, die für das Geburtstagskind bestimmt sei.

„Wozu den Diener schicken, hol du's, lieber Koko,“ sagte er zu mir. „Die Schlüssel liegen auf dem großen Tisch in der Muschelschale, du weißt doch . . . Nimm sie und öffne mit dem größten Schlüssel die zweite Schublade rechts. Dort findest du ein Kästchen Konfekt in Papier und bringst es her.“

„Soll ich die Zigarren mitbringen?“ fragte ich, weil ich wußte, daß er nach Tisch immer danach schickte.

„Bringe sie mit, aber hüte dich und rühre mir nichts an,“ rief er mir nach.

Ich fand die Schlüssel an der bezeichneten Stelle und wollte schon die Schublade öffnen, als mich die Neugier erfaßte, zu erfahren, wo das ganz kleine Schlüsselchen hingehört, das an demselben Bund hing.

Auf dem Tisch stand unter hundert verschiedenen Sachen, an das Geländer gelehnt, eine gestickte Schreibmappe mit einem Vorlegeschlößchen, und mich überkam die Lust festzustellen, ob das kleine Schlüsselchen dazu paßte. Der Versuch war von dem vollen Erfolg gekrönt, die Mappe öffnete sich, und ich fand darin ein ganzes Häufchen Papiere. Das Gefühl der Neugier riet mir mit solcher Beredsamkeit nachzusehen, was das für Papiere seien, daß ich nicht vermochte, der Stimme des Gewissens zu folgen, und ich begann den Inhalt der Mappe durchzusehen. . . . .

Das kindliche Gefühl bedingungsloser Achtung vor allen älteren, und besonders vor Papa, war so mächtig in mir, daß mein Verstand sich unbewußt dagegen sträubte, aus dem, was ich sah, irgendwelche Schlüsse zu ziehen. Ich hatte das Gefühl, Papa müsse in einer ganz besonderen, für mich unnahbaren und unerreichbaren Sphäre leben, und daß der Versuch, die Geheimnisse seines Lebens zu durchdringen, für mich etwas wie Tempelschändung war.

Daher hinterließen die Entdeckungen, die ich wie zufällig in Papas Schreibmappe machte, in mir keine klare Vorstellung, außer der dunklen Erkenntnis, daß ich häßlich gehandelt habe. Ich schämte mich und war verlegen.

Unter dem Eindrucke dieses Gefühls wollte ich so schnell als möglich die Mappe wieder schließen, aber es war offenbar in den Sternen geschrieben, daß ich an diesem denkwürdigen Tage das Unglück in allen Gestalten kennen lernen sollte: ich steckte das Schlüsselchen in das Schlüsselloch und drehte es nach der falschen Seite; nun glaubte ich, ich hätte zugeschlossen und zog den Schlüssel heraus, aber — o Schrecken! ich hielt nur den Griff des Schlüsselchens in meinen Händen. Vergeblich bemühte ich mich, ihn mit der im Schlosse steckenden Hälfte zusammenzufügen und diese gewissermaßen durch einen Zauber herauszubringen; ich mußte mich schließlich an den schrecklichen Gedanken gewöhnen, daß ich ein neues Verbrechen begangen habe, das noch heute, sobald der Papa sein Arbeitszimmer betreten würde, entdeckt werden mußte.

Mimis Anklage, die Eins und das Schlüsselchen! Schlimmeres hätte mir nicht begegnen können. Die Großmama — für Mimis Anklage, St. Jérôme — für die Eins, Papa — für das Schlüsselchen . . . Und all dies mußte sich spätestens noch heute abend über mein Haupt ergießen.

„Wie wird das mit mir werden?“ ....

Nach Tisch begannen die petits jeux, und ich beteiligte mich an ihnen auf das allerlebhafteste. Wir spielten „Katze und Maus“. Ich stieß in meiner Ungeschicklichkeit die Gouvernante der Familie Kornakow, die mit uns spielte, um, trat ihr zufällig auf das Kleid und zerriß es. Da ich sah, daß es allen Mädchen, ganz besonders aber Sonitschka das größte Vergnügen bereitete zu sehen, wie die Gouvernante mit verstörtem Gesichte in das Mädchenzimmer ging, um ihr Kleid zu nähen, nahm ich mir vor, ihnen dieses Vergnügen noch einmal zu bereiten.

Infolge dieses liebenswürdigen Vorsatzes begann ich gleich, als die Gouvernante wieder in unser Zimmer zurückkam, um sie her zu galoppieren, und trieb dieses Spiel so lange, bis ich einen günstigen Augenblick erhaschte, mich wieder mit dem Absatz in ihr Kleid zu verwickeln und es zu zerreißen. Sonitschka und die Kinder der Fürstin konnten sich kaum vor Lachen halten, was meiner Eigenliebe äußerst schmeichelte, aber St. Jérôme, der meine Gassenstreiche wohl bemerkt haben mußte, kam zu mir, runzelte die Stirn (was ich nicht ausstehen konnte) und sagte, meine Lustigkeit würde mir noch schlecht bekommen, und es würde, wenn ich mich nicht bescheidener benähme, trotz des festlichen Tages noch traurig enden.

Aber ich befand mich in dem erregten Zustand eines Menschen, der im Spiel mehr verloren, als er in der Tasche hat, und der sich fürchtet seine Rechnung zu machen und in der Verzweiflung immer neue Karten setzt, ohne die Hoffnung sein Geld wiederzugewinnen, nur um sich selbst nicht zum Bewußtsein kommen zu lassen. Ich lachte frech auf und ließ ihn stehen.

Nach „Katze und Maus“ schlug jemand ein Spiel vor, das bei uns, glaube ich, „Lange Nase“ hieß. Das Spiel bestand darin, daß man zwei

Reihen Stühle einander gegenüber aufstellte, und die Damen und Herren sich in zwei Parteien teilten und wechselnd einander auswählten[1]).

Die kleinere Tochter der Fürstin wählte stets den jüngeren Iwin, Katjenka wählte entweder Wolodja oder Ilinka, Sonitschka jedesmal Sergej und verriet zu meinem größten Erstaunen nicht die geringste Beschämung, wenn Wolodja kerzengerade auf seinen Platz hinschritt und sich ihr gegenübersetzte. Sie lachte mit ihrem lieblichen glockenreinen Lachen und nickte ihm mit dem Köpfchen zu, daß er's erraten habe. Mich wählte niemand. Meine Eigenliebe war aufs furchtbarste gekränkt, weil ich begriff, daß ich überflüssig, „überzählig“, war, daß bei mir jedesmal gesagt werden mußte: „Wer ist überzählig? Ach, Nikolenka; nimm du ihn.“

Daher schritt ich, sobald an mich die Reihe kam hinauszugehen, schnurstracks auf meine Schwester oder auf eines der häßlichen Mädchen zu, und zu meinem Unglück hatte ich mich nicht geirrt. Sonitschka schien so mit Sergej Iwin beschäftigt zu sein, daß ich für sie gar nicht vorhanden war. Ich weiß nicht, mit welcher Berechtigung ich sie in Gedanken „Verräterin“ nannte, denn sie hatte mir nie das Versprechen gegeben, mich und nicht Sergej zu wählen. Aber ich war tief davon durchdrungen, daß sie gegen mich scheußlich gehandelt habe. . . . .

Nikolais Erregung und Eifersucht steigert sich aufs höchste, als er sieht wie Sonitschka im geheimen Sergej küßt. Es kommt zu einer heftigen Szene zwischen Nikolai und dem Hauslehrer, der inzwischen die schlechte Nummer im Zeugnisbuch entdeckt hat. St. Jérôme reizt seinen Zögling durch die laute Ankündigung der Strafe zu sinnloser Wut, so daß der Knabe nach dem Lehrer schlägt und sich im Gefühle der Verlassenheit und Verzweiflung gegen die ganze Gesellschaft wendet. St. Jérôme sperrt ihn darauf in die Bodenkammer.

Hätte ich es wohl damals für möglich gehalten, daß ich nach all den Unfällen, die mich betroffen hatten, am Leben bleiben würde, und daß es eine Zeit geben wird, wo ich in Ruhe ihrer würde gedenken können? . . .

Wenn ich an das zurückdachte, was ich getan, konnte ich mir nicht vorstellen, was aus mir werden würde; ich hatte nur die dunkle Ahnung, daß ich unrettbar verloren sei. — — —

Erst herrschte unten und um mich her vollkommene Stille, oder es schien mir wenigstens so bei meiner außerordentlichen inneren Erregung, aber nach und nach begann ich Stimmen zu unterscheiden. Wassilij kam von unten herauf, warf einen Gegenstand, der wie ein Besen aussah, auf das Fensterbrett, gähnte und streckte sich auf den Kasten. Von unten ließ sich die kräftige Stimme August Antonitschs vernehmen (wahrscheinlich sprach er von mir), dann Kinderstimmen, dann Lachen, Hin- und Herrennen und nach wenigen Minuten war alles wie früher, als wüßte niemand davon, daß ich in der finsteren Bodenkammer sitze.

---

[1]) Wohl das auch bei uns übliche Gesellschaftsspiel: chassez-vous, placez-vous.

Ich weinte nicht, aber es lag mir etwas wie ein Stein auf der Brust. Gedanken und Vorstellungen gingen mit beschleunigter Schnelligkeit in meiner wirren Einbildung hin und her; aber die Erinnerung an das Unglück, das mich betroffen, unterbrach beständig ihre wunderliche Kette, und ich verfiel wieder in das endlose Labyrinth der Unsicherheit über mein Schicksal, der Verzweiflung und Angst.

Bald kommt mir in den Sinn, es müsse irgendeine unbekannte Ursache meiner allgemeinen Unbeliebtheit, ja selbst Verhaßtheit geben. (Damals war ich fest überzeugt, daß alle von der Großmutter bis zu dem Kutscher Philipp mich hassen und an meinem Leiden Genuß finden.) Ich bin wohl nicht der Sohn meiner Mutter und meines Vaters, nicht Wolodjas Bruder, sondern eine unglückliche Waise, ein Findling, den man aus Barmherzigkeit aufgenommen hat, sage ich zu mir selber; und dieser törichte Gedanke gewährte mir nicht nur einen gewissen wehmütigen Trost, sondern schien mir sogar vollkommen wahrscheinlich. Es war mir eine Wonne zu denken, daß ich unglücklich sei, nicht weil ich schuldig war, sondern weil es mein Geschick so war von Geburt an, und daß mein Geschick dem des unglücklichen Karl Iwanowitsch ähnlich sei.

Warum aber solle dies Geheimnis noch länger verborgen bleiben, wenn ich selbst es durchschaut habe, sage ich zu mir selber — schon morgen will ich zum Papa gehen und ihm sagen: „Papa, umsonst verbirgst du mir das Geheimnis meiner Geburt: ich kenne es.“ Er wird sagen: „Was ist zu tun, liebes Kind, früher oder später hättest du es doch erfahren, du bist nicht mein Sohn, ich habe dich aber an Sohnes Statt angenommen und wirst du dich meiner Liebe würdig erweisen, so werde ich dich nie verlassen,“ und ich werde ihm antworten: „Papa, obgleich ich nicht das Recht habe, dir diesen Namen zu geben, spreche ich ihn doch jetzt noch dieses eine Mal aus, ich habe dich immer geliebt und werde dich lieben, ich werde nie vergessen, daß du mein Wohltäter warst, aber ich kann nicht länger in deinem Hause bleiben. Hier liebt mich niemand, und St. Jérôme hat sich verschworen, mich zu vernichten. Er oder ich muß dein Haus verlassen, denn ich kann nicht für mich einstehen; ich hasse diesen Menschen so sehr, daß ich zu allem fähig bin. Ich töte ihn. Ja, ich sag's: Papa, ich töte ihn.“ Papa redet mir zu, aber ich wehre mit der Hand ab und sage zu ihm: „Nein, mein Lieber, mein Wohltäter, wir können nicht unter einem Dache leben, laß mich gehen;“ und ich umarme ihn und sage zu ihm, ich weiß nicht warum, auf Französisch: „Oh, mon père, oh, mon bienfaiteur, donne-moi pour la dernière fois la bénédiction et que la volonté de Dieu soit faite!“ Und ich sitze auf meinem Kasten in der dunklen Bodenkammer und weine laut aufschluchzend bei diesem Gedanken. Aber plötzlich denke ich wieder an die schmachvolle Strafe, die mich erwartet. Die Wirklichkeit erscheint mir im wahren Lichte, und die Phantasiebilder zerflattern im Augenblick.

Bald sehe ich mich schon in Freiheit fern von unserem Hause. Ich werde Husar und gehe in den Krieg. Von allen Seiten drängen die

Feinde auf mich ein, ich führe einen Streich mit dem Säbel und töte einen, ein zweiter Streich, ich töte den zweiten, den dritten. Endlich sinke ich von Wunden und Mattigkeit erschöpft zu Boden und rufe: „Sieg!" Der General kommt zu mir herangeritten und fragt: „Wo ist er — unser Retter?" Alle zeigen auf mich, er stürzt mir um den Hals und ruft unter Freudentränen: „Sieg!" Ich genese und spaziere, eine schwarze Binde um den Arm über den Twer-Boulevard. Ich bin General! Und der Kaiser begegnet mir und fragt: „Wer ist dieser verwundete Jüngling?" Man sagt ihm: „Der berühmte Held Nikolaj." Der Kaiser tritt auf mich zu und spricht: „Ich danke dir. Erbitte dir, was du willst. Ich will alles gewähren." Ich verneige mich ehrerbietig, stütze mich auf meinen Säbel und spreche: „Ich bin glücklich, großmächtigster Kaiser, daß ich mein Blut für mein Vaterland vergießen durfte, ich wäre bereit, ihm auch mein Leben zu opfern; da du aber so gnädig bist, mir eine Bitte zu gewähren, so bitte ich um eins — gestatte mir, meinen Feind, den Ausländer St. Jérôme zu vernichten." Ich trete drohend vor St. Jérôme hin und sage zu ihm: „Du hast mein Unglück verschuldet, à genoux!" Aber plötzlich kommt mir der Gedanke, daß jede Minute der echte St. Jérôme mit der Rute eintreten könnte, und wieder sehe ich mich nicht mehr als General, der sein Vaterland errettet, sondern als das kläglichste, bejammernswerteste Geschöpf.

Bald kommt mir der Gedanke an Gott, und ich richte herausfordernd an ihn die Frage, wofür er mich straft. Ich habe doch nicht verabsäumt, jeden Morgen und Abend zu beten, wofür also leide ich? Ich kann es bestimmt sagen, daß der erste Schritt zu den religiösen Zweifeln, die mich in meinen Knabenjahren beunruhigt haben, in diesem Augenblick geschah, nicht etwa weil das Unglück mich zu Murren und Unglauben antrieb, sondern weil der Gedanke an die Ungerechtigkeit der Vorsehung, der mir in diesen Stunden völliger geistiger Verwirrung und vierundzwanzigstündiger Einsamkeit in den Kopf kam, wie ein schlechtes Korn, das nach dem Regen in lockeren Boden gefallen ist, schnell aufschoß und Wurzel faßte. Bald bildete ich mir ein, daß ich sicher sterben würde und stellte mir lebhaft St. Jérômes Erstaunen vor, wenn er statt meiner in der Bodenkammer den leblosen Körper finden würde. Ich erinnerte mich der Erzählungen Natalja Sawischnas, daß die Seele eines Dahingeschiedenen vor vierzig Tagen das Haus nicht verläßt, und ich schwebe in Gedanken nach dem Tode ungesehen in allen Zimmern des Hauses der Großmutter umher und höre Ljubotschkas herzliches Weinen, die Klagen der Großmutter und wie Papa mit August Antonowitsch spricht. — „Es war ein braver Junge," wird Papa mit Tränen in den Augen sagen. — „Ja," sagt St. Jérôme, „aber ein großer Schlingel." — „Sie sollten Achtung vor dem Toten haben," sagt Papa, „Sie waren die Ursache seines Todes, Sie haben ihn eingeschüchtert, er konnte die Demütigung nicht ertragen, die Sie ihm angetan . . . Aus meinem Hause, Elender!"

Und St. Jérôme sinkt in die Knie, weint und bittet um Verzeihung. Nun sind vierzig Tage vorüber, und meine Seele fliegt zum Himmel;

ich sehe dort etwas wunderbar Schönes, Weißes, Durchsichtiges, Langes und fühle, daß es meine Mutter ist. Dieses Weiße umfließt, liebkost mich, aber ich empfinde eine Unruhe, und ich weiß nicht, ob sie es wirklich ist. „Wenn du es in Wahrheit bist, dann zeige dich besser, damit ich dich umfassen kann." Und ihre Stimme antwortet mir: „Hier sind wir alle so; ich kann dich nicht besser umfassen. Ist dir dabei nicht wohl?" „Gewiß, sehr wohl, aber du kannst mich nicht kitzeln, und ich kann deine Hände nicht küssen . . ." „Das ist nicht nötig, hier ist es auch so sehr schön," sagt sie, und ich fühle, daß es wirklich sehr schön ist, und wir schweben zusammen immer höher und höher. Und in diesem Augenblick ist mir's, als erwachte ich, und ich finde mich wieder auf dem Kasten in der dunklen Bodenkammer, die Wangen von Tränen feucht, und ich wiederhole gedankenlos die Worte: „Und wir schweben zusammen immer höher und höher." Ich mache lange alle möglichen Anstrengungen, um mir meine Lage zu erklären, aber vor meinem geistigen Auge liegt im Augenblick nur eine entsetzlich finstere undurchdringliche Ferne. Ich bemühe mich, diese wonnigen, glücklichen Phantasiebilder zurückzurufen, die das Bewußtsein der Wirklichkeit unterbrochen haben; aber sobald ich die Kette der Phantasiebilder von vorhin wieder aufnehme, sehe ich zu meinem Erstaunen, daß es mir unmöglich ist, sie fortzuspinnen, und was noch erstaunlicher ist, daß es mir keinen Genuß mehr bereitet. . . . .

Ja, es war das echte Gefühl des Hasses, nicht jenes Hasses, den man nur in Romanen liest und an den ich nicht glaube, eines Hasses, der darin Genuß finden soll, den Menschen Böses zuzufügen, sondern jenes Hasses, der uns einen unüberwindlichen Widerwillen gegen einen Menschen einflößt, der andererseits unsere Achtung verdient, der uns sein Haar, seinen Hals, seinen Gang, den Klang seiner Stimme, alle seine Gliedmaßen, alle seine Bewegungen widerwärtig macht, und der uns doch wieder mit einer unbegreiflichen Kraft zu ihm zieht und uns mit rastloser Aufmerksamkeit jede seiner Handlungen zu beobachten zwingt. Dieses Gefühl empfand ich gegen St. Jérôme.

St. Jérôme war schon anderthalb Jahre bei uns im Hause. Wenn ich jetzt mit ruhigem Blut diesen Menschen beurteile, finde ich, er war ein recht braver Franzose, aber ein Franzose im vollsten Sinne. Er war nicht dumm, recht gut unterrichtet und erfüllte seine Pflichten gegen uns gewissenhaft, aber er besaß die allen seinen Landsleuten gemeinsamen und dem russischen Wesen so sehr entgegengesetzten Charaktermale des leichtfertigen Egoismus, der Eitelkeit, der Keckheit und des Selbstbewußtseins der Unwissenheit. All das mißfiel mir sehr. Es versteht sich von selbst, daß die Großmama ihm ihre Ansicht über körperliche Züchtigung klarmachte, und er wagte nicht, uns zu schlagen; aber trotzdem drohte er uns, besonders mir, häufig mit Prügeln, und er sprach das Wort fouetter (etwa foúatter) so widerwärtig und mit solcher Betonung, als gebe es für ihn kein größeres Vergnügen, als mich zu prügeln.

Ich fürchtete den Schmerz der Strafe nicht im geringsten, ich empfand ihn nie, aber der bloße Gedanke, daß St. Jérôme mich schlagen könnte, versetzte mich in den quälenden Zustand beklemmender Verzweiflung und Wut. . . . .

. . . Karl Iwanowitsch schalt und strafte uns immer kaltblütig, man sah es ihm an, daß er dies für eine, wenn auch notwendige, so doch unangenehme Pflicht hielt. St. Jérôme dagegen hüllte sich gern in die Rolle des Erziehers, man sah ihm an, wenn er uns strafte, daß er dies mehr zu seinem eignen Vergnügen tat, als zu unserem Nutzen. Er ward von der eignen Größe hingerissen. Seine volltönenden französischen Phrasen, die er bei besonderer Betonung der letzten Silben mit accent circonflex sprach, waren mir unsagbar widerlich. Wenn Karl Iwanowitsch böse wurde, sagte er: „Puppenkomödie, unartiger Gassenjunge, spanische Fliege"; St. Jérôme nannte uns „mauvais sujet, vilain garnement" und ähnlich, Ausdrücke, die meine Eigenliebe kränkten.

Karl Iwanowitsch stellte uns kniend mit dem Gesicht in die Ecke, und die Strafe bestand in dem körperlichen Schmerz, den diese Stellung mit sich brachte; St. Jérôme streckte die Brust hervor, machte eine großmächtige Geste mit der Hand und schrie mit tragischer Stimme „à genoux, mauvais sujet!" befahl, das Gesicht zu ihm gekehrt, hinzuknien und um Verzeihung zu bitten. Die Strafe bestand in der Erniedrigung. . . . .

Ich blieb in der Nacht in der Bodenkammer und niemand kam; erst am andern Morgen, d. h. am Sonntag, wurde ich in das kleine Kämmerchen neben dem Unterrichtszimmer geführt und wieder eingeschlossen. Ich fing an, zu hoffen, daß meine Strafe sich auf Arrest beschränken würde, und unter dem Einflusse eines süßen und erquickenden Schlafes, des hellen Sonnenscheins, der auf den Eisblumen der Scheiben spielte, und des gewöhnlichen Tageslärms auf den Straßen, begannen meine Gedanken ruhiger zu werden. Aber die Einsamkeit war trotzdem bedrückend, ich hätte mich gern frei bewegt, jemand alles erzählt, was sich in meiner Seele angesammelt hatte, aber kein lebendes Wesen war in meiner Nähe. Diese Lage war um so unangenehmer, als ich, so widerwärtig es mir auch war, gezwungen war mit anzuhören, wie St. Jérôme in seinem Zimmer auf und nieder ging und mit der größten Ruhe sich lustige Weisen vorpfiff. Ich war überzeugt, daß er gar nicht in der Stimmung war zu pfeifen, und daß er es lediglich tat, um mich zu quälen.

Um zwei Uhr gingen St. Jérôme und Wolodja hinunter, mir brachte Nikolaj das Mittag, und als ich mit ihm ein Gespräch anknüpfte über das was ich angerichtet hatte und was meiner warte, sagte er:

„I, junger Herr! Machen Sie sich keinen Kummer — kommt Zeit, kommt Rat."

Obwohl dieser Ausspruch, der auch in Zukunft so manches Mal die Festigkeit meines Geistes aufrecht erhalten, mich ein wenig tröstete, so gab mir doch der Umstand, daß man mir nicht bloß Brot und Wasser,

sondern das ganze Mittag, ja sogar Rosenkuchen geschickt hatte, viel zu denken. Hätte man mir den Rosenkuchen nicht geschickt, so hieße das, daß man mich mit Arrest bestraft, nun aber stellte es sich heraus. daß ich noch gar nicht bestraft sei, daß man mich nur als einen schädlichen Menschen von den andern entfernt hatte, daß die Strafe noch nachkommt. In dem Augenblick, da ich in die Lösung dieser Frage vertieft war, wurde in dem Schloß meines Kerkers ein Schlüssel gedreht, und mit strenger Amtsmiene trat St. Jérôme ins Zimmer.

„Kommen Sie zur Großmama," sagte er ohne mich anzusehen.

Ehe ich das Zimmer verließ, wollte ich die Ärmel meiner Jacke reinigen, die ganz weiß waren, aber St. Jérôme meinte, das sei ganz überflüssig, als befände ich mich bereits in einem so verwahrlosten moralischen Zustande, daß es nicht der Mühe wert sei, auf das Äußere zu achten.

Katjenka, Ljubotschka und Wolodja sahen mich, als St. Jérôme mich bei der Hand durch den Saal führte, genau mit demselben Ausdruck an, mit dem wir gewöhnlich die Zuchthäusler ansahen, die jeden Montag an unserm Fenster vorübergeführt wurden. Und als ich zu dem Sessel der Großmutter trat und ihr die Hand küssen wollte, wandte sie sich von mir ab und versteckte die Hand unter der Mantille.

„Ja, mein Kind," sagte sie nach einem ziemlich langen Schweigen, während sie mich von Kopf bis Fuß mit einem Blicke betrachtete, daß ich nicht wußte, wo ich mit meinen Augen und Armen hin sollte, „ich darf wohl sagen, daß dir viel an meiner Liebe gelegen ist und daß du mir wirklich Freude machst. Mr. St. Jérôme, der sich," fügte sie hinzu und dehnte jedes Wort, „auf meine Bitte eurer Erziehung angenommen hat, will nicht länger in meinem Hause bleiben, und weswegen? Deinetwegen, mein Kind! Ich habe geglaubt, du würdest dankbar sein," fuhr sie nach einer kleinen Pause in einem Tone fort, der bewies, daß ihre Rede vorbereitet war, „für seine Sorgen und Mühen, du würdest seine Verdienste zu würdigen wissen, und du Grünschnabel, du dummer Bengel, hast es gewagt, die Hand gegen ihn zu erheben. Sehr schön! Wunderschön!! Ich fange auch an zu glauben, du bist nicht fähig, eine feine Behandlung zu verstehen, für dich sind andere, niedrige Maßregeln nötig . . . Du bittest sofort um Verzeihung," setzte sie in streng befehlendem Tone hinzu und zeigte auf St. Jérôme, „hörst du?"

Ich sah nach der Richtung, wo die Großmutter hingezeigt hatte, und mein Blick fiel auf St. Jérômes Rock; ich wandte mich ab und rührte mich nicht von der Stelle; ich fühlte wieder, wie mein Herz zu pochen aufhörte.

„Nun? Hörst du nicht, was ich sage?"

Ich zitterte am ganzen Körper, aber ich rührte mich nicht von der Stelle.

„Koko!" sagte die Großmutter, da sie wohl bemerkt hatte, wie sehr ich innerlich litt.

Koko!" sagte die Großmutter nun nicht mehr in befehlerischem, sondern in zärtlichem Tone, „bist du das?"

„Großmama! Ich bitte ihn um alles in der Welt nicht um Verzeihung . . ." sagte ich und stockte plötzlich, denn ich fühlte, daß ich die Tränen, die mich zu würgen drohten, nicht hätte unterdrücken können, wenn ich noch ein Wort gesprochen hätte.

„Ich befehle es dir, ich bitte dich. Wie nun?"

„Ich . . . ich . . . will . . . nicht . . ., ich kann nicht," stieß ich hervor, und das unterdrückte Schluchzen, das meine Brust beengte, durchbrach plötzlich alle Dämme und floß in verzweifeltem Strome über.

„C'est ainsi que vous obéissez à votre seconde mère, c'est ainsi que vous reconnaissez ses bontés," sagte St. Jérôme mit tragischer Stimme, „à genoux."

„Du lieber Gott, wenn sie das sehen würde!" sagte die Großmutter, indem sie sich von mir abwandte und die hervordringenden Tränen abwischte. „Wenn sie gesehen hätte . . . alles zu unserem Besten. Ja, sie hätte diesen Schmerz nicht überlebt, nicht überlebt . . ."

Und die Großmama weinte immer heftiger. Auch ich weinte, aber es fiel mir nicht ein, um Verzeihung zu bitten.

„Tranquillisez-vous au nom du ciel, Mme. la comtesse," sprach St. Jérôme.

Aber die Großmutter hörte nicht mehr, was er sagte, sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, und ihr Schluchzen ging bald in Schlucken und Hysterie über. Mimi und Gescha stürzten mit erschreckten Gesichtern ins Zimmer, es verbreitete sich ein Duft von Essenzen, und im ganzen Haus entstand plötzlich ein Hin- und Herrennen und Flüstern.

„Sie können stolz sein auf Ihr Werk," sagte St. Jérôme, indem er mich hinaufführte.

„Um Gottes willen, was habe ich angerichtet! Was für ein entsetzlicher Verbrecher bin ich."

Kaum war St. Jérôme hinuntergegangen, nachdem er mir vorher befohlen hatte, in mein Zimmer zu gehen, als ich, ohne mir Rechenschaft über meine Handlungsweise zu geben, die große Treppe hinunterlief, die auf die Straße führte.

Ob ich für immer vom Hause entfliehen, ob ich mich ins Wasser stürzen wollte, ich weiß es nicht mehr; ich weiß nur, daß ich das Gesicht in die Hände verbarg, um niemand zu sehen und unaufhaltsam, unaufhaltsam die Treppe hinunterlief.

„Wohin?" fragte mich plötzlich eine bekannte Stimme. „Dich wünschte ich gerade, Liebchen."

Ich wäre gern vorbei gerannt, aber Papa ergriff mich beim Arm und sagte streng:

„Komm' mal mit, Herzchen! Wie konntest du wagen, die Schreibmappe in meinem Zimmer anzurühren," sagte er und zog mich in das kleine Boudoir. „Ah? Warum antwortest du nicht? Ah?" fügte er hinzu und faßte mich am Ohr.

„Verzeihung," sagte ich, „ich weiß selbst nicht, was über mich gekommen war."

„Ah, weißt nicht, was über dich gekommen ist, weißt nicht, weißt nicht, weißt nicht, weißt nicht," wiederholte er und zog mich bei jedem Worte am Ohr — „wirst du nächstens deine Nase hineinstecken, wo sie nicht hingehört, wirst du, wirst du?"

Obwohl ich einen heftigen Schmerz am Ohr empfand, weinte ich doch nicht, ich hatte sogar eine angenehme moralische Empfindung. Kaum hatte Papa mein Ohr losgelassen, als ich seine Hand ergriff und sie unter Tränen mit Küssen bedeckte.

„Schlage mich noch stärker," sagte ich tränenüberströmt, „daß es mehr weh tut, ich bin ein unnützer, ein schlechter, ein unglücklicher Mensch!"

„Was geht mit dir vor?" sagte er und stieß mich leicht von sich.

„Nein, ich gehe nicht fort von hier, um nichts in der Welt," sagte ich und hielt mich an seinem Rocke fest. — „Alle hassen mich, ich weiß es, aber bei Gott, du mußt mich anhören, du mußt mich schützen, oder jage mich aus dem Hause. Ich kann nicht mit ihm zusammenbleiben, er sucht nach allen Mitteln, um mich zu demütigen, er zwingt mich, vor ihm auf den Knien zu liegen, er will mich prügeln. Ich ertrage das nicht, ich bin kein Kind, ich überlebe das nicht, ich sterbe, ich nehme mir selbst das Leben. Er hat der Großmama gesagt, ich sei ein Nichtsnutz, und jetzt ist sie krank, sie wird noch sterben durch meine Schuld, ich ... kann ... mit ihm ... prügle du, bei Gott ... warum ... quä ... len ..."

Tränen erstickten meine Stimme, ich sank auf das Sofa; ich konnte kein Wort mehr sprechen und fiel mit dem Kopf so heftig auf seine Knie, daß ich glaubte, in diesem Augenblick sterben zu müssen.

„Wovon sprichst du, Dickchen?" sagte Papa teilnahmsvoll und beugte sich über mich.

„Er ist mein Tyrann ... mein Peiniger ... ich sterbe ... Niemand liebt mich!" konnte ich kaum noch hervorbringen, und ein Krampf packte mich.

Papa nahm mich auf den Arm und trug mich in das Schlafzimmer. Ich schlief ein.

Als ich erwachte, war es schon sehr spät, ein Licht brannte neben meinem Bette, und im Zimmer saßen unser Hausarzt, Mimi und Ljubotschka. Man sah es ihren Gesichtern an, daß man um mein Leben besorgt war. Ich fühlte mich aber so wohl und leicht nach dem zwölfstündigen Schlaf, daß ich sofort aus dem Bett gesprungen wäre, wenn es mir nicht unangenehm gewesen wäre, ihren Glauben an meine schwere Krankheit zu zerstören. *Leo Tolstoi, Lebensstufen.

Ich muß noch ein Vorkommnis hinzufügen, das zwar von geringerer Bedeutung war, aber in einer wahrheitsgetreuen Erzählung nicht verschwiegen werden darf. Mein Vater, der mich sehr liebte und seinen

Stolz auf mich gesetzt hatte, hielt streng darauf, daß ich als Schüler meine Pflicht tat. Am Ende jeder Woche mußte ich ihm von jedem meiner Lehrer in Brühl ein schriftliches Zeugnis über mein Verhalten bringen. Diese Zeugnisse waren immer gut. Nur einmal hatte ich mich durch ein gar zu schönes Räuberspiel mit meinen Schulgenossen in Brühl verleiten zu lassen, die Vorbereitung meiner lateinischen Lektion zu versäumen, und dieses Verbrechen wurde vom Kaplan in meinem Zeugnisbuche ordnungsgemäß vermerkt. Schämte ich mich meines Fehlers oder fürchtete ich meines Vaters Strenge — kurz, als ich Samstag nach Hause kam, suchte ich meinen Vater glauben zu machen, der Kaplan habe mein Zeugnis zu schreiben vergessen, oder etwas dergleichen. Mein unsicheres Wesen überzeugte meinen Vater sogleich, daß da etwas nicht richtig sei, und ein paar Fragen brachten mich dazu, den wahren Sachverhalt zu gestehen. Da entspann sich denn folgendes Gespräch: „Du hast deine Pflicht versäumt und du hast mir die Wahrheit verbergen wollen. Verdienst du nicht Schläge?"

„Ja, aber bitte, laß uns in den Kuhstall gehen, wo uns niemand sehen und hören kann." Diese Bitte wurde mir gewährt. In der Einsamkeit des Kuhstalls erhielt ich meine Züchtigung, die jedoch nicht schwer ausfiel, und niemand erfuhr etwas davon. Auch verzieh mir dann mein Vater und behandelte mich wie zuvor. Aber das bittere Bewußtsein der durch eigne Schuld verdienten Demütigung schleppte ich doch noch eine Weile mit mir herum als eine schwere Last, und lange wollte ich den Kuhstall, den Schauplatz meiner Schmach nicht mehr betreten, wenn ich nicht mußte.

* * *

Der alte Halfen von Buschfeld, einem nah bei Liblar gelegenen Gut, starb, und da er zu unserer weitverzweigten Verwandtschaft gehörte, so hatten wir Brüder bei dem Leichenbegängnis Wachskerzen zu tragen. Nach dem Begräbnis gab es dann, dem Brauch gemäß, in Buchfeld einen großen Leichenschmaus, an welchem die Verwandten teilnahmen, sowie diejenigen, die bei dem Begräbnis besonders tätig gewesen waren. Solch eine ernste Feier entwickelte sich aber nicht selten zu einem recht heiteren Gelage; und so war es auch diesmal, da das Essen lange dauerte und der vortreffliche Wein den Gästen sehr behagte. Nun fiel es einem leichtsinnigen Onkel ein, meinen Bruder Heribert und mich bei dieser Gelegenheit im Weintrinken üben zu wollen. Er füllte also wieder und wieder unsere Gläser und nötigte uns, sie zu leeren. Die Folge war, daß wir zuerst sehr lustig wurden und dann bewußtlos von unseren Stühlen unter den Tisch glitten; worauf man das arme jugendliche Brüderpaar tief schlafend auf einen mit Stroh gefüllten Karren lud und nach Hause fuhr. Als wir wieder aufwachten und hörten, was geschehen war, schämten wir uns herzlich. Ich weiß nicht, ob ich damals schon einen förmlichen Beschluß faßte, mich niemals wieder so schlecht zu betragen. Aber gewiß ist, daß der Eindruck, den diese Begebenheit auf

mich machte, nie verwischt wurde. Ich nahm von da an einen tiefen Ekel vor der Betrunkenheit mit mir ins Leben; und obgleich ich seitdem Wein oder Bier getrunken habe, wann es mir gefiel, so ist doch in der Tat jener Rausch bei dem Leichenschmaus in Buschfeld bis zu dieser Stunde mein einziger geblieben. * Karl Schurz, Lebenserinnerungen.

Zwei unangenehme Empfindungen bedrücken Lucette: erstens ist es langweilig, sich immerzu mit ein und demselben Gegenstand zu beschäftigen; dann hat sie unrecht gehandelt und muß einen Nasenstüber bekommen; und der läßt so lange auf sich warten. Vergeblich macht sie Mama erklärende Zeichen. Sie schenkt ihrer Missetat keine Aufmerksamkeit. Nun hört es auf, interessant zu sein. Lucette läßt die Schere nicht los, geht zu Mama und versucht ihr zu erklären, was passiert ist. Verlorene Mühe! Mama murmelt zerstreut: „Schon gut! Sei nur ruhig. Die Kinderfrau wird bald kommen." Verzweiflung erfüllt Fräulein Lucettes Seele. Zuerst hat sie unrecht gehandelt: darunter leidet ihr kleines Gewissen; dann hat sie den ihr zukommenden Nasenstüber nicht bekommen: das verletzt ihr Gerechtigkeitsgefühl. Sie fühlt sich also sehr unglücklich und schuldig. Sie hat furchtbare Gewissensbisse und hört nicht auf zu jammern. Sie hat nicht nur gesündigt; man hat ihr auch die Strafe, auf die sie mit vollem Recht Anspruch hat, verweigert. Es ist keine Gefahr vorhanden, daß sie noch einmal die Schere anfaßt. * Lichtenberger, Trotts kleine Schwester.

Kinder haben oft ein sehr feines Gerechtigkeitsgefühl, und so hat mir der Umstand, daß ich bei einer Gelegenheit nicht genug Strafe bekommen hatte, mehr Qual bereitet als jede Züchtigung, die mir sonst geworden ist. Ich hatte meinen um drei Jahre jüngeren Bruder Werner mit einem Stück Fischbein geschlagen, und zwar so, daß ich es durch Zurückbiegen an seine Hand schnellen ließ, was bekanntlich sehr weh tut. Er schrie nach der Mutter; diese kam und schlug mich zur Strafe mit dem dünnen Fischbein ein paarmal einfach über die Hand, was ich natürlich gar nicht fühlte. Aber in der Seele tat es mir weh, und eine unendliche Rührung überkam mich über die Güte und den Edelmut meiner Mutter, die mich so nach der besseren Seite hin verkannte. Ich verkroch mich tief ergriffen in einen Winkel, wo meine Tränen unaufhaltsam flossen. Noch nach Jahren konnte ich diesen Eindruck nicht verwinden, und tiefe Rührung ergriff mich stets, wenn mir dieser kleine Vorgang wieder einfiel. Hätte sie mich auf dieselbe schmerzhafte Weise gestraft, wie ich gesündigt hatte, so wären wir quitt gewesen, und niemals wäre mir meine Mutter aus diesem Anlaß in einem so engelhaft erhabenen Lichte erschienen, wie es nun der Fall war.

* Seidel, Von Perlin nach Berlin.

Ich eile die Treppe hinauf in das Eckzimmer, von dessen Fenster aus man die ganze Birkenallee übersehen kann, die vom Herrenhause

bis hinab zur großen Landstraße führt. Ich drücke mein Gesicht gegen die Scheiben und blicke dem Wagen nach, so lange noch eine Spur von ihm zu sehen ist. Das Gefühl eigner Verschuldung wird immer stärker in mir. Ach Gott, wie leid tut es mir jetzt um meine Erzieherin! Wie anders erscheinen mir jetzt all die Auftritte, die es, besonders in der letzten Zeit, ziemlich häufig zwischen uns gegeben hat.

„Sie hat mich lieb gehabt, sie wäre gewiß geblieben, wenn sie gewußt hätte, wie gut ich ihr bin! Jetzt ist niemand da, der sich etwas aus mir macht, niemand!" denke ich mit verspäteter Reue und schluchze immer lauter und lauter.

„Weinst du etwa um Malwina," fragt Bruder Fedja im Vorbeigehen, und in seinem Tone liegt zugleich Erstaunen und Spott.

„Laß sie in Ruh, Fedja — es macht ihr nur Ehre, daß sie so anhänglich ist," höre ich hinter mir die ermahnende Stimme der alten Tante sagen, die keines von uns Kindern leiden kann, weil sie für „falsch" gilt. Sowohl der Spott des Bruders als das sauersüße Lob der Tante machen einen unbehaglichen, erkältenden Eindruck auf mich, da ich von frühester Kindheit an nicht leiden konnte, wenn Personen, die mir gleichgültig waren, mich in meinem Kummer zu trösten suchten. Ich stoße deshalb die Hand der Tante, die sie schmeichelnd auf meine Achsel gelegt hat, unsanft fort und laufe mit den Worten: „Es tut mir gar nicht leid, und ich bin auch nicht anhänglich!" aus dem Zimmer.

Der Anblick der leeren Schulstube hätte beinahe einen neuen Tränenstrom bei mir hervorgerufen, und nur der Gedanke, daß nun niemand mehr mein Zusammensein mit der Schwester hintertreiben wird, tröstet mich ein wenig; ich beschließe, Anjuta aufzusuchen und zu sehen, was sie vorhat. * Sonja Kowalewsky, Kindheitserinnerungen.

Selbstüberwindung

Was macht den Mann?
Ich will es dir
Mit ein paar kurzen Worten sagen:
Du mußt auf jede Lust und Gier
Wie mit dem Eisenhammer schlagen.
E. M. Arndt.

Übrigens war ich den Lügen und der Verstellung abgeneigt, und überhaupt keineswegs leichtsinnig; vielmehr zeigte sich der innere Ernst, mit dem ich schon früh mich und die Welt betrachtete, auch in meinem Äußern, und ich ward, oft freundlich, oft auch spöttisch, über eine gewisse Würde berufen, die ich mir herausnahm. Denn ob es mir zwar an guten, ausgesuchten Freunden nicht fehlte, so waren wir doch immer

die Minderzahl gegen jene, die uns mit rohem Mutwillen anzufechten ein Vergnügen fanden, und uns freilich oft sehr unsanft aus jenen märchenhaften selbstgefälligen Träumen aufweckten, in die wir uns, ich erfindend und meine Gespielen teilnehmend, nur allzu gern verloren. Nun wurden wir abermals gewahr, daß man, anstatt sich der Weichlichkeit und phantastischen Vergnügungen hinzugeben, wohl eher Ursache habe, sich abzuhärten, um die unvermeidlichen Übel entweder zu ertragen, oder ihnen entgegenzuwirken.

Unter die Übungen des Stoizismus, den ich deshalb, so ernstlich, als es einem Knaben möglich ist, bei mir ausbildete, gehörten auch die Duldungen körperlicher Leiden. Unsere Lehrer behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Püffen, gegen die wir uns um so mehr verhärteten, als Widersetzlichkeit oder Gegenwirkung aufs höchste verpönt war. Sehr viele Scherze der Jugend beruhen auf einem Wettstreit solcher Ertragungen: z. B. wenn man mit zwei Fingern oder der ganzen Hand sich wechselsweise bis zur Betäubung der Glieder schlägt, oder die bei gewissen Spielen verschuldeten Schläge mit mehr oder weniger Gesetztheit aushält; wenn man sich beim Ringen und Balgen durch die Kniffe der Halbüberwundenen nicht irre machen läßt; wenn man einen aus Neckerei zugefügten Schmerz unterdrückt, ja selbst das Zwicken und Kitzeln, womit junge Leute so geschäftig gegeneinander sind, als etwas Gleichgültiges behandelt. Dadurch setzt man sich in einen großen Vorteil, der uns von andern so geschwind nicht abgewonnen wird.

Da ich jedoch von einem solchen Leidenstrotz gleichsam Profession machte, so wuchsen die Zudringlichkeiten der andern; und wie eine unartige Grausamkeit keine Grenzen kennt, so wußte sie mich doch aus meiner Grenze hinauszutreiben. Ich erzähle einen Fall statt vieler. Der Lehrer war eine Stunde nicht gekommen; so lange wir Kinder alle beisammen waren, unterhielten wir uns recht artig; als aber die mir wohlwollenden, nachdem sie lange genug gewartet, hinweggingen, und ich mit drei mißwollenden allein blieb, so dachten diese mich zu quälen, zu beschämen und zu vertreiben. Sie hatten mich einen Augenblick im Zimmer verlassen und kamen mit Ruten zurück, die sie sich aus einem geschwind zerschnittenen Besen verschafft hatten. Ich merkte ihre Absicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, so setzte ich aus dem Stegreife bei mir fest, mich bis zum Glockenschlage nicht zu wehren. Sie fingen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das grausamste zu peitschen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet hatte, und daß ein solcher Schmerz die Minuten sehr verlängert. Mit der Duldung wuchs meine Wut, und mit dem ersten Stundenschlag fuhr ich dem einen, der sich's am wenigsten versah, mit der Hand in die Nackenhaare und stürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie seinen Rücken drückte; den andern, einen jüngeren und schwächeren, der mich von hinten anfiel, zog ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdrosselte ihn fast, indem ich ihn an mich preßte. Nun war der letzte noch übrig und nicht der schwächste, und mir blieb nur

die linke Hand zu meiner Verteidigung. Allein ich ergriff ihn beim Kleide, und durch eine geschickte Wendung von meiner Seite, durch eine übereilte von seiner, brachte ich ihn nieder und stieß ihn mit dem Gesicht gegen den Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und in den Gliedern. In dem Vorteil, in dem ich mich befand, stieß ich sie wiederholt mit den Köpfen zusammen. Sie erhuben zuletzt ein entsetzliches Zetergeschrei, und wir sahen uns bald von allen Hausgenossen umgeben. Die umhergestreuten Ruten und meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößte, zeugten bald für mich. Man behielt sich die Strafe vor und ließ mich aus dem Hause; ich erklärte aber, daß ich künftig bei der geringsten Beleidigung einem oder dem andern die Augen auskratzen, die Ohren abreißen, wo nicht gar ihn erdrosseln würde. Dieser Vorfall, ob man ihn gleich, wie es in kindischen Dingen zu geschehen pflegt, bald wieder vergaß und sogar belachte, war jedoch Ursache, daß diese gemeinsamen Unterrichtsstunden seltner wurden und zuletzt ganz aufhörten. Ich war also wieder wie vorher mehr ins Haus gebannt, wo ich an meiner Schwester Cornelia, die nur ein Jahr weniger zählte als ich, eine an Annehmlichkeit immer wachsende Gesellschafterin fand.

* Goethe, Aus meinem Leben.

Ich muß etwa fünf Jahre alt gewesen sein und spielte eines Tages im Zimmer meines Vaters, als meine drei Jahr ältere Schwester Mathilde laut weinend von der Mutter ins Zimmer geführt wurde. Sie sollte ins Pfarrhaus zu ihrer Strickstunde gehen, klagte aber, daß ein gefährlicher Gänserich ihr immer den Eintritt in den Pfarrhof wehre und sie schon wiederholt gebissen habe. Sie weigerte sich daher entschieden, trotz alles Zuredens der Mutter, ohne Begleitung in ihre Unterrichtsstunde zu gehen. Auch meinem Vater gelang es nicht, ihren Sinn zu ändern; da gab er mir seinen Stock, der ansehnlich größer war als ich selbst, und sagte: „Dann soll dich Werner hinbringen, der hoffentlich mehr Courage hat wie du.“ Mir hat das wohl zuerst etwas bedenklich geschienen, denn mein Vater gab mir die Lehre mit auf den Weg: „Wenn der Ganter kommt, so geh ihm nur mutig entgegen und haue ihn tüchtig mit dem Stock, dann wird er schon fortlaufen!“ Und so geschah es. Als wir das Hoftor öffneten, kam uns richtig der Gänserich mit hoch aufgerichtetem Halse und schrecklichem Zischen entgegen. Meine Schwester kehrte schreiend um, und ich hatte die größte Lust, ihr zu folgen, doch ich traute dem väterlichen Rate und ging dem Ungeheuer, zwar mit geschlossenen Augen, aber tapfer mit dem Stocke um mich schlagend entgegen. Und siehe, jetzt bekam der Gänserich Furcht und zog sich laut schnatternd in den Haufen der auch davonlaufenden Gänse zurück.

Es ist merkwürdig, welch tiefen, dauernden Eindruck dieser erste Sieg auf mein kindliches Gemüt gemacht hat. Noch jetzt, nach fast siebzig Jahren, stehen alle Personen und Umgebungen, die mit diesem wichtigen Ereignisse verknüpft waren, mir klar vor Augen. An dasselbe

knüpft sich die einzige mir gebliebene Erinnerung an das Aussehen meiner Eltern in ihren jüngeren Jahren, und unzählige Male hat mich in späteren schwierigen Lebenslagen der Sieg über den Gänserich unbewußt dazu angespornt, drohenden Gefahren nicht auszuweichen, sondern sie durch mutiges Entgegentreten zu bekämpfen.

* Werner von Siemens, Jugenderinnerungen.

An meinem sechsten Geburtstage (1809), der mit der gewohnten Liebe und Zärtlichkeit gefeiert wurde, merkte ich an den allzu kleinen Geschenken, wie es im Hause stand, und freute mich um so mehr auf Franz, von dem ich stets überreich und glänzend beschenkt worden war. Wohl hundertmal guckte ich zum Fenster nach ihm aus. Endlich, es war schon gegen Abend, kam er. Ich schlich um ihn herum und musterte die Dicke seiner Rocktaschen. Er winkte mir ins Nebenzimmer, ich folgte ihm zögernd; warum war er denn heute so feierlich? Er zog ein Päckchen aus der Tasche; ich nahm es, sagte, rot werdend: „Ich danke schön" und wollte damit hinauslaufen. „Bleibe noch, mein Kind, und wickle es auf," sagte er, mich ernst ansehend. Ich tat es und blickte erstaunt bald ihn, bald das Geschenk an. Es war meines Vaters goldene, dicke Uhr, mit dem mit Brillanten eingefaßten Zifferblatt; ich kannte sie gut. Vater hatte sie vor einiger Zeit versetzen müssen, eine schnell an ihn herangetretene Geldforderung zu decken. „Was soll ich denn damit?" fragte ich weinerlich.

„Die sollst du Vater bringen." Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten, die Enttäuschung war zu schmerzlich. „Für das Geld, das ich heute gezahlt habe, um die Uhr einzulösen, hätte ich dir ein prächtiges Geschenk kaufen können, aber ich hatte dir zu deinem Geburtstage eine größere Freude zugedacht. Es ist edler, andern Freude zu bereiten, als an sich selbst zu denken."

Er betrachtete mich prüfend. „Ich bringe dir heute gar nichts — aber nicht wahr, ich habe mich nicht geirrt, und du bringst Vater gern das Geschenk?"

Ich trocknete hastig meine Tränen, die mir noch in den Augen standen und deren ich mich jetzt schämte. Mein Herz pochte wie vor einer großen Tat. „Wo ist Vater? — ich will ihm etwas bringen!" schrie ich durchs Haus, indem ich laufend ihn überall suchte. Vater trat erstaunt aus dem Kontor. „Da," rief ich, „da, das schenke ich dir zu meinem Geburtstag!" legte die langentbehrte alte Uhr in seine Hand und lief hinaus auf meine steinernen Stufen. Ein kleiner Rest von Schmerz über die getäuschte Hoffnung war noch wegzuweinen — aber lange flossen diese Tränen nicht — mein besseres Gefühl siegte. Franzens Worte hatten mich tief ergriffen, und sie standen unauslöschlich in mein Herz geschrieben.

* Therese Devrient, Jugenderinnerungen.

Wenige Tage darauf begann der große Wertheimer Jahrmarkt, der „Wörthmarkt", auf den Wiesen vor der Stadt. Er dauerte vierzehn Tage

und meine Schulkameraden hatten sich schon seit Wochen darauf gefreut, namentlich auf die Wurstbuden und Karusselle, und von ihren Eltern das Meßgeld dafür erhalten. Ich wagte den Pfarrer nicht darum anzusprechen, seine kalte Art hielt mich ab, und so hatte ich, als das Fest gekommen war, das leere Zusehen. Tief betrübt stand ich vor den Holzpferdchen, die so flink im Kreise liefen, beim Klange der Musik ritten meine Kameraden, kleine Degen in der Hand, an mir vorüber und stachen Ringe. Da berührte plötzlich jemand meine Schultern. Ich sah mich um und gewahrte einen freundlichen, noch jungen Bürgersmann, der mich anredete: „Bist du der Knabe, der mir meinen Kleinen aus der Tauber gezogen hat? Ich bin der Glasermeister, der an der Brücke wohnt und möchte dir eine Freude machen. Nimm hier, mein Lieber, einen Gulden Meßgeld!" — Warum ich mich schleunigst davonmachte, statt zuzugreifen und auf ein Pferd zu steigen, was ich noch eben so sehnlich gewünscht hatte, kann ich nicht sagen. Ich fühlte mich beglückt und hätte um keinen Preis der Welt für meine Tat Geld angenommen . . .

* Kußmaul, Jugenderinnerungen eines alten Arztes.

Aber auf Schneeschuhen durfte ich laufen, dabei ertrank ich nicht, und der ganze Hügel war wundervoll geeignet zum Herunterlaufen, meinte Mutter, da konnte mir nichts begegnen. Wenn ich aber den Hügel herunterlief, begegnete mir häufig genug etwas, was gerade nicht so wundervoll war — bald war es ein Pferd, bald etwas anderes, und dann, plumps, lag ich eins, zwei, drei auf der Nase. Ich hatte nie Lust, einer Schwierigkeit auszuweichen, sondern meinte, ich müßte sie um jeden Preis überwinden. Wenn es nun derartiges galt, war das gerade nicht so angenehm für mich, aber das nahm ich nicht so genau.

Einmal sollte Mutter herauskommen und sehen, wie schön ich den Hügel herabsausen konnte, aber ich stolperte fünfmal über einen Zigarrenstummel.

„Du kannst es ja nicht," sagte Mutter und ging wieder herein.

Aber ich wollte es können, allen Zigarrenstummeln der Welt zum Trotz, und ich lief immer wieder über ihn hinweg, bis ich schließlich ganz sicher wurde. Als ich nachsah, hatte ich den Zigarrenstummel ganz zerquetscht.

„Jetzt ging es, Mutter," sagte ich strahlend, als ich hereinkam. „Ich bin so lange darübergelaufen, bis der Zigarrenstummel ganz zerdrückt war."

„Du hättest ihm ja aus dem Wege gehen oder ihn zur Seite werfen können," sagte Mutter. „Das wäre ja viel einfacher gewesen."

„Jawohl, — aber dann hätte er ja bis nächstes Mal dagelegen, und ich wäre ihn nicht für immer los gewesen, aber jetzt hatte ich ihn ein für allemal aus der Welt geschafft. *

* * *

Gleich oberhalb des Gartens war auch die Öffnung zu einem unterirdischen, langen, dunklen Gange, der mit einem tiefen Brunnen endete.

O, ich war schrecklich bange da unten, aber riesig lustig war's natürlich doch, hineinzugehen, und ich war nie auf der Festung, ohne ein paarmal in dem unterirdischen Gange gewesen zu sein. Ich wagte nie, als erste zu gehen, nein, das mußte einer der Knaben tun. Wir gingen einer hinter dem andern her und tasteten uns an den kalten, feuchten Mauerwänden vorwärts. O, wie dunkel es hier war, nicht den kleinsten Lichtschimmer konnte man sehen! Plötzlich blieben wir stehen. „Hier ist der Brunnen," rief einer der Knaben, und wir fühlten einen kalten Luftzug und hörten etwas in der Nähe rieseln — das dunkle, schwarze Wasser — noch ein Schritt, und wir wären verloren gewesen. Es geht mir noch kalt durch, wenn ich an das leise Seufzen der Quelle dort unter der Erde denke. Ach, niemals das Licht zu sehen, nie etwas von dem herrlichen Blau des Himmels widerspiegeln zu dürfen, o, das war ein gräßlicher Gedanke. Wir beeilten uns, wieder ans Tageslicht und in den Sonnenschein hinaufzukommen. Das war wie ein Luftbad; wir stürmten jubelnd durch die hohen Gewölbe, die wie große Pforten quer durch die Mauern gingen, und dann bis ganz auf den großen, schönen Platz oben auf die Festung hinauf.

Ågot Gjems-Selmer, Als Mutter klein war.

Marja Wassiljewna merkte wohl, daß ich ihr entfremdet worden war, und bemühte sich auf alle mögliche Weise, sich meine frühere Zuneigung wieder zu erwerben. Fast täglich überraschte sie mich mit kleinen Geschenken, — bald war es ein buntes Seidenläppchen, bald ein neues Kleid für meine Puppe. Aber es half nichts; das heimliche Angstgefühl ließ sich nicht verjagen, und jedesmal stürzte ich eilig fort, sobald ich mich mit Marja Wassiljewna allein sah.

Im übrigen kam ich bald nach allen diesen Vorfällen unter den Einfluß der neuen Gouvernante, die all meinem Verkehr mit den Dienstboten ein Ende machte.

Eines Sonntagabends sprang ich, die damals sieben oder acht Jahre zählen mochte, über den Korridor und an der Stubentür Marja Wassiljewnas vorbei. Plötzlich öffnete diese die Tür und rief: „Fräuleinchen! Kommen Sie nur einmal herein und sehen Sie, was für einen schönen Vogel aus Teig ich Ihnen gebacken habe!"

Es war dämmerig in dem langen Korridor und außer Marja Wassiljewna und mir kein lebendes Wesen zu sehen. Der Anblick des blassen Gesichts mit den übernatürlich großen schwarzen Augen erschreckte mich dermaßen, daß ich, statt zu antworten, Hals über Kopf davonstürzte.

„So ist es also, — Fräulein Sonja verachtet mich," hörte ich Marja Wassiljewna hinter mir her murmeln, und diese Worte, — mehr aber noch der Ton, in welchem sie gesprochen wurden, gingen mir zu Herzen; trotzdem blieb ich aber nicht stehen, sondern jagte immer weiter. Als ich schon längst in der Schulstube angekommen war und mich von meinem Schrecken erholt hatte, klang mir immer noch der dumpfe, traurige Ton von Marja Wassiljewnas Stimme in den Ohren. Den ganzen Abend über war mir übel zumute; so sehr ich mich auch bemühte, meine ängstliche Stimmung

durch ausgelassenes Spielen zu unterdrücken, — sie wollte nicht von mir weichen. Ich konnte Marja Wassiljewna nicht aus meinen Gedanken bannen, und, wie es uns immer mit Menschen geht, die wir gekränkt haben, so erschien auch die arme Näherin mir plötzlich so lieb und gut, daß ich mich förmlich nach ihr sehnte.

Meiner Erzieherin von dem Vorfall zu berichten, dazu konnte ich mich nicht entschließen, — Kinder sprechen ungern von ihren Gefühlen. Da mir überdies der Verkehr mit dem Dienstpersonal verboten worden war, so glaubte ich, ich könnte vielleicht für mein Benehmen in dieser Angelegenheit gelobt werden, und ich fühlte instinktiv, daß ich mich über dieses Lob nicht sehr freuen würde. Als der Tee getrunken war und wir Kinder zu Bett sollten, beschloß ich plötzlich, zu Marja Wassiljewna zu laufen, statt geradeswegs ins Kinderzimmer zu gehen. Das war für mich ein großes Opfer, denn ich mußte zu dem Zwecke den langen, menschenleeren, jetzt ganz dunklen Korridor passieren, den ich gewöhnlich des Abends floh, und der mir große Angst einflößte. Aber diesmal beseelte mich der Mut der Verzweiflung. Ich rannte, was ich konnte, wagte kaum zu atmen und kam wie ein Wirbelwind in Marja Wassiljewnas Zimmer gestürmt.

Diese hatte bereits Abendbrot gegessen, und da es Sonntag war, arbeitete sie nicht, sondern saß an dem mit einem reinen, weißen Tuche bedeckten Tisch und las in einem kleinen Gebetbuche. Vor dem Heiligenbilde brannte eine kleine Lampe, und nach dem dunklen, unheimlichen Korridor erschien mir das Zimmerchen ganz ungewöhnlich hell und gemütlich und seine Bewohnerin so sanft und gut.

„Ich komme, um Ihnen gute Nacht zu sagen, liebe gute Marja Wassiljewna,“ stieß ich hastig in einem Atem hervor, aber ehe ich noch ausgesprochen hatte, zog die andere mich in ihre Arme und überhäufte mich mit Küssen. Sie küßte mich so heftig und so lange, daß ich von neuem Angst bekam und schon überlegte, wie ich wohl auf die beste Art loskommen könnte, ohne zu verletzen, als plötzlich ein gewaltsamer Hustenanfall Marja Wassiljewna zwang, mich loszulassen.

* Sonja Kowalewsky, Kindheitserinnerungen.

Arbeit und Verantwortung

Wenn der Mensch sich etwas vornimmt, so ist ihm mehr möglich, als man glaubt. Pestalozzi.

Die kleine gute Adel hat diese Woche etwas getan, was ich dir ausdrücklich erzählen muß, weil es gar zu hübsch ist. Sie hatte bemerkt, daß an einem Hausrock eine Naht unterm Arm aufgerissen war. Ohne mir etwas davon zu sagen, hat sie ihn Vicenza, wie ich einmal ausgewesen bin,

so lange gezeigt und immer „Cucire, cucire, rotto, povero papà“ (Nähen, nähen, entzwei, arme Papa) gesagt, bis die es zugenäht hat, und als ich zurückkam, war sie ganz außer sich vor Freude, schleppte mich beim Rock hin und zeigte, daß nun alles zugenäht sei. * Gabriele von Bülow.

Im Augustmonat kam beim Totengräber das siebente Kind an, und das betrachtete Karen als ein besonderes Glück. Während die Frau krank lag, wagte sie sich manchmal hinüber. Großmutter zur Hand zu sein, hatte ihr nie Freude gemacht. Hier half sie gern, froh und beschämt, daß jemand ihre Hilfe brauchen konnte.

Der Totengräber war ein ruhiger, fleißiger Mann gewesen bis zu der Zeit, wo die schlimme Halskrankheit ins Dorf kam. Je größer die Zahl der kleinen Gräber wurde, desto öfter ging er im Dämmern mit der leeren Flasche zum Schankwirt. Als er dann an einem einzigen Tage alle vier Kinder einer Witwe einschaufeln mußte, verfiel er in vollkommene Trunksucht und hielt sich nur mit Mühe im Amte.

Die Frau mit ihrem zarten Gesicht unter den weichen roten Haaren, immer ein Kind an der Brust oder eins unterm Herzen, konnte sich kaum durchfinden zwischen all der drängenden Arbeit. Außerdem litt sie an Krämpfen, was sie selbst jedoch nicht wahr haben wollte, obgleich sie einmal volle drei Stunden ohne Bewußtsein gelegen hatte.

Karen fürchtete den blöden Mann, der immer roch wie ein leeres Branntweinfaß, und hatte beklemmendes Mitleid mit der kranken Frau. Traurig, dumpf und schmutzig war die Wohnung, verglichen mit Großmutters ewig blitzblanker Sauberkeit. Aber all diese Blitzesblänke hier war im Grunde nicht so viel wert wie drüben der armselige Kinderwagen mit dem blinzelnden kleinen Wesen darin. Es war als wenn ein Licht ausging von dort, so daß man immer wieder hinsehen mußte und die ganze jämmerliche Umgebung vergaß.

Zum ersten Male, seit sie Mutter nicht mehr hatte, durfte Karen so warm und lieb mit jemand sein, wie's ihr heimlich ums Herz war. Zum ersten Male verließ sie das andauernde Gefühl, daß sie ihrer Häßlichkeit wegen weniger wert war als andere Kinder. Bestimmt, als das Kleine eine Woche alt war, drehte es schon die Augen nach ihr. Acht Tage weiter, und es bewegte freudig die Hände, wenn sie kam. Die Totengräbersfrau lachte, wenn Karen das sagte, aber wirklich, sie kannte das Kind besser als die eigene Mutter.

Es wurde ihr seltsam leicht zumute — als wenn sie etwas Wundervolles getrunken hätte — oder wie damals beim Karussellfahren, als sie plötzlich den Ring in der Hand hielt, nach dem alle anderen Kinder vergeblich gegriffen hatten.

Karens Backen fingen an ein wenig Farbe zu bekommen, und ihre Augen wurden gleichmäßig hell. Großmutter, die alles sah und für alles einen Grund wußte, freute sich, daß endlich die Ziegenmilch anschlug.

* Helene Voigt-Diederichs, Dreiviertel Stund vor Tag

In meiner Knabenzeit gab es in Weinsberg noch keine regelmäßige Post, nur eine Botenfrau brachte die Briefe, Zeitungen und Pakete vom Postamt Heilbronn mit andern Bestellungen und Ankäufen, welche die Bötin in Heilbronn zu machen hatte, spät abends ins Haus, und dies nicht an allen Tagen, an Sonn- und Feiertagen gar nicht. Das wurde meinem Vater bei seiner ausgebreiteten Korrespondenz unausstehlich und er ernannte mich zu seinem Privatpostboten. Zwei Stunden vor Anfang meiner Schule mußte ich jeden Tag nach Heilbronn nun gehen und dort am Postschalter folgendes Schreiben vorzeigen:

„Wohll. Oberpostamt

ersuche ich, dem Vorzeiger dieses, meinem Sohn Theobald, die an mich etwa angekommenen Briefe, Zeitungen und Pakete gefälligst zu verabfolgen.

Hochachtungsvoll

Oberamtsarzt Dr. Kerner
in Weinsberg."

Dann ging's schnell wieder Weinsberg zu, und wenn ich nicht mit einem schweren Paket beschwert war, war ich meist in der Schule vor Beginn derselben, und unterwegs hatte ich die uns aufgegebenen Sprüche und Lieder auswendig gelernt und laut vor mich hingesprochen, so daß der Lehrer mit mir zufrieden war.

Außer meinem Postbotendienst gab es auch sonst, namentlich im Sommer, wo sich die Besuche häuften, gar viele Abhaltungen für mich, die Schule regelmäßig zu besuchen. Ich war in Haus, Garten und auf der Straße gar zu notwendig, bald als Aufsichtsrat, wenn eine Gesellschaft mit Kindern ankam, bald als Fremdenführer auf die Weibertreu und in die nahe gelegenen Wälder und Berge, auf den Wartberg und das Jägerhaus, oft auch nach Löwenstein zu dem Grabe der Seherin, bald wieder mußte ich Geisteskranke im Hause, denen ein Entrinnen oder Selbstmord zuzutrauen war, auf ihren Spaziergängen begleiten, Krankenwärter bei Somnambulen und Besessenen sein, oftmals auch, wenn unser Kutscher, der zugleich Totengräber war, in seinem städtischen Amte beschäftigt war, meinen Vater zu auswärtigen Kranken kutschieren, dann wieder meiner Mutter in Küche und Keller beistehen, Salat putzen, den Tisch decken usw. Da deuchte meinem Vater, der meinte, der Umgang mit den vielen Fremden sei für mich bildender und anregender, die Schule ein großes Hindernis, und ich erschien selten in der Schule, ohne einen von meinem Vater geschriebenen Entschuldigungszettel, den der meinem Vater befreundete Lehrer geduldig annahm. — — —

Nahte aber der Winter und nahm mit ihm der Zufluß der Fremden ab, und wurde das Leben und Treiben im Hause ruhiger und stiller, da wurden auch die Entschuldigungszettel weniger, und weil ich meinen Lehrer lieb hatte, suchte ich durch Fleiß und frische Auffassungsgabe die versäumte Schulgelehrtheit zu ergänzen, nur mein Postbotendienst zwischen Weinsberg und Heilbronn dauerte auch den Winter über fort.

* Theobald Kerner, Das Kernerhaus und seine Gäste.

Und was Bäckerei betrifft, Einsieden von Früchten und dergleichen, so war ihr (der Mutter) niemand überlegen. Allerdings mit einer Beschränkung. Man kochte damals noch bei lustiger Herdflamme, die Maschine und Steinkohle lagen im Schoße der Zukunft, und ihr war deshalb das ganze Leben lang ein Kummer, daß die Torten, welche sie in immer neuen Stoffmischungen zu schaffen bemüht war, gern wasserstriemig wurden. Ihren Knaben freilich war das gar nicht leid, denn diese erhielten dann in sehr kleinen Bissen den Löwenanteil. Bei aller Arbeit wurde der älteste Sohn ihr Vertrauter, und ich wundre mich, daß ihm keine Schürze über seine männliche Tracht zugemutet ward; er stampfte die Gewürze, rieb als Gehilfe zu Weihnachten den Mohn mit einer großen, runden Keule, lief Knäuel wickelnd um die Stühle, entblätterte Krautköpfe für den Hobel und lernte auch Lichte in Zinnformen gießen, denn damals gab es noch kein Stearin, und die Putzschere war ein unentbehrliches Werkzeug, dessen Handhabung durch die Kinder zuweilen den Abendbesuch in plötzliche Finsternis setzte. — —

Viele Wochen vor Weihnachten sind die Knaben in emsiger Tätigkeit, denn als ein Hauptschmuck des Festes wird nach Landesbrauch das Krippel aufgestellt . . .

Die Figuren kauften die Kleinen auf Bilderbogen, schnitten sie mit der Schere aus und klebten ein flaches Hölzlein mit Spitze dahinter, damit die Bilder in weicher Unterlage hafteten. Der heiligen Familie aber, dem Ochsen und Eselein, wurde ein Papphaus mit offener Vorderseite verfertigt, auf dem Dach Strohhalme in Reihen befestigt, der Stern war von Flittergold. Das Waldmoos zu dem Teppiche, in welchen die Figuren gesteckt wurden, durften wir aus dem Stadtwalde holen, dorthin zog an einem hellen Wintertage die Mutter mit den Kindern, begleitet von einem Mann, der auf einer Radeber den Korb für das Moos fuhr. Es war zuweilen kalt, und die Schneekristalle hingen am Moose, aber mit heißem Sammeleifer wurden die Polster an den Waldrändern abgelöst und im Korbe geschichtet, daheim auf einem großen Tische zusammengefügt und an zwei Ecken zu kleinen Bergen erhöht. In der Mitte des Hintergrundes stand die Hütte, über ihr schwebte an feinem Drahte der Stern, auf den beiden Seiten hatten die Hirten und Herden mit den Engeln zu verweilen. Die ganze Figurenpracht wurde durch kleine Wachslichter erleuchtet, welche am Weihnachtsabend zum erstenmal angesteckt wurden.

Wenn die Lichter brannten und die Engel sich bei leichter Berührung wie lebendig bewegten, dann hatten die Kinder zum erstenmal das selige Gefühl, etwas Schönes verfertigt zu haben. Während des Festes wurden dann ähnliche Arbeiten kleiner und erwachsener Künstler besehen, denn fast in jedem Haushalt stand ein Krippel, und mancher wackere Bürger benutzte seine Werkstatt, um dasselbe durch mechanische Erfindungen zu verschönen; man sah auf den Bergen große Windmühlen, deren Flügel durch rollenden Sand eine Zeitlang getrieben wurden, oder ein Bergwerk mit Grubeneinfahrt, in welchem Eimer auf und ab gingen, und häufig stand

im Vordergrund ein schwarz und weiß gestrichenes Schilderhaus mit rotem Dache und davor die preußische Schildwache. — Aber diese Zusätze waren dem Knaben niemals nach dem Herzen, er hatte die dunkle Empfindung, daß sie sich mit den Engeln und den heiligen drei Königen nicht recht vertragen wollten. Gustav Freytag, Erinnerungen aus meinem Leben.

Am ersten Tische, gleich neben dem Glasverschlag, sitzt Luise Cloutet in kerzengrader Haltung und nimmt Fräulein Bords Weisheiten mit der größten Aufmerksamkeit in sich auf. Sie ist es, der die Kameradinnen ihrer winzigen, zierlichen Gestalt wegen den Spitznamen die Maus gegeben haben. Sie ist eine Brünette: die Haut besonders dunkel, das Auge schwarz und glänzend. Ihre braunen Flechten schließen am Ende mit einer granatfarbenen kleinen Schleife ab. Das Gesicht hat bereits die Züge einer Erwachsenen, die ernsten Züge einer armen, verständigen, tapferen Frau. Auf ihrer schwarzen Schürze, die von einem gelben Ledergürtel in der Mitte zusammengehalten wird, prangt fast immer das Belobigungskreuz. Mit den plumpen Knabenschuhen, den Halbstrümpfen und ihren braungebrannten, unglaublich dünnen Waden bietet sie gerade nicht das Bild eines anmutig liebreizenden Mädchens, aber sie lehrt das Leben lieben und zeigt uns, wie man sein Geschick leicht und heiter zu tragen vermag.

In ihr sehe ich bereits die zukünftige vollendete Hausfrau; ihr ganzes Gehaben deutet auf Sparsamkeit, Entschlossenheit, Zärtlichkeit und edelmütige Nachsicht hin. Sie wird ihrer schrankenlosen Herzensgüte nach das echte Weib sein. Man muß sie nur des Morgens mit ihrem Korb, ihrer Pappschachtel und ihrem Brüderchen, einem ebenfalls zwerghaft kleinen Bambino von drei Jahren, den sie ihr Küchlein nennt, in die Schule kommen und sie während des Frühstücks die Ernährung des Küchleins überwachen sehen. Im Hofe spielt sie mit ihm, wie mit einer Puppe. Diese zarte Fürsorge hat auch noch drei bis vier andere Kameradinnen angesteckt. Die Maus gruppiert nun die kleinen Mütter um sich herum, und aus Liebe zu ihrem Küchlein betreut und erhält sie auch die Kleinen der anderen. Sie tanzt mit ihnen im Kreise herum. Wie sie sich dabei noch kleiner zu machen, zu verjüngen versteht!

Das Küchlein ist häßlich und mürrisch; wenn es irgendein paar Worte lallt, dreht sich gleich die Schwester mit einem bewunderten, entzückten Gesicht gegen jedermann, wie wenn sie sagen wollte: „Er ist doch allerliebst, nicht wahr? Und so klug!“ Während der Erholungspause, wenn die wilde Jagd der Knaben beginnt, umschlingt Luise Cloutet ihr Küchlein liebevoll mit beiden Armen und schleppt es von einer Stelle zur andern, um es vor der rücksichtslosen Herde zu schützen. Ihre Stirn gerät in unruhige Bewegung; die Wachsamkeit scheint sie bald zu spannen, bald zu dehnen: Adam mit seinem dicken Gesicht und den derben Packträgerschultern sollte sich jetzt nur trauen, an sie heranzukommen! Da hatte er es mit ihr zu tun!

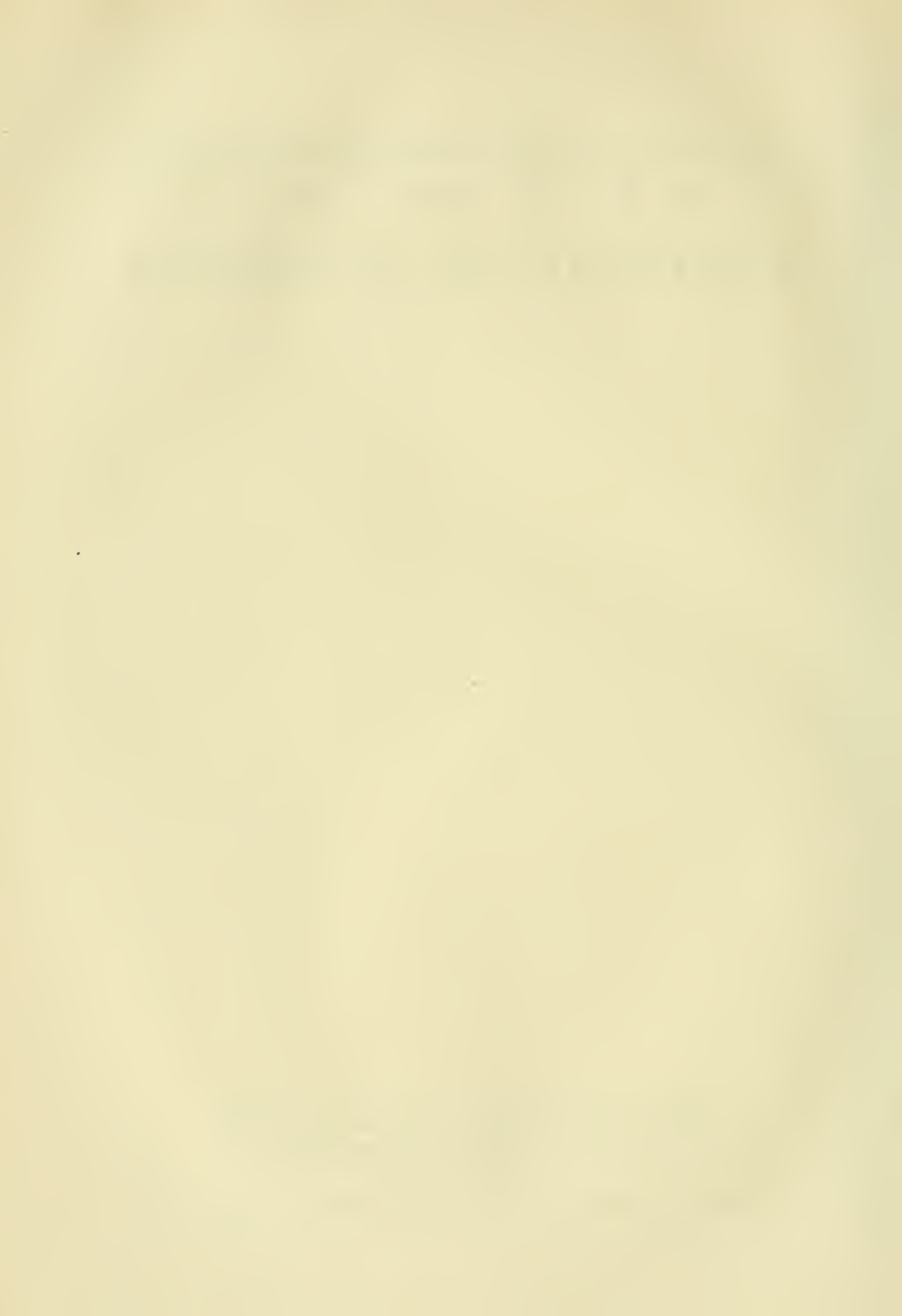
Trotz alledem hat das Küchlein mich geradeso wie die andern Kleinen in sein Herz geschlossen . . . Und Luise? Gleich beim ersten Male, als sie sah, wie ihr Brüderchen sich fest an meine Schürze klammerte, hüllte sie mich mit einem langen, warmen, dankbaren Blick ein . . . sie schätzte und würdigte mich, und hob mich von diesem Moment an zu ihresgleichen empor. Jawohl, empor! Luise Cloutet, die Maus! Ich will mir Mühe geben, dieser Kollegin in der Mütterlichkeit würdig zu sein, ihr, die mich mit einem einzigen Freundesblick aus der untersten Schicht in das unermeßliche Gebiet ihrer tapferen, reinen Heiterkeit hinanzog.

* Leon Frapié, Die Kinderschule.



Sechster Abschnitt
Erziehung und Eigenleben

Darum muß alle Vergeistigung unseres Lebens, alle fromme Kultur beim Kinde wieder anfangen mit einem neuen Respekt vor dem Gotteswunder des Lebens, das in ihm beschlossen liegt.
Albert Kalthoff.



Grundsätzliches

> Man gebe nur der Grundkraft eines Kindes Entfaltung und Lebenssaft, so braucht man nicht an den einzelnen Ästen zu impfen oder die Blätter auszukerben und die Blüten anzufärben; wie ein Fürst muß man das Ganze lenken, ohne das Einzelne zu betasten.
> J. Paul.

Seine Mutter aber hielt ihr Wort und erzog ihn so, daß er ein braver Mann wurde in Seldwyl, und zu den wenigen gehörte, die aufrecht blieben, so lange sie lebten. Wie sie dies eigentlich anfing und bewirkte, wäre schwer zu sagen; denn sie erzog eigentlich so wenig als möglich, und das Werk bestand fast lediglich darin, daß das junge Bäumchen, so vom gleichen Holze mit ihr war, eben in ihrer Nähe wuchs und sich nach ihr richtete. Tüchtige und wohlgeartete Leute haben immer weit weniger Mühe, ihre Kinder ordentlich zu ziehen, wie es hinwieder einem Tölpel, der selbst nicht lesen kann, schwer fällt, ein Kind lesen zu lehren. Im ganzen lief ihre Erziehungskunst darauf hinaus, daß sie das Söhnchen ohne Empfindsamkeit merken ließ, wie sehr sie es liebte, und dadurch dessen Bedürfnis, ihr immer zu gefallen, erweckte und so erreichte, daß es bei jeder Gelegenheit an sie dachte. Ohne dessen freie Bewegungen einzeln zu hindern, hatte sie den Kleinen viel um sich, so daß er ihre Manieren und ihre Denkungsart annahm, und bald von selbst nichts tat, was nicht im Geschmacke der Mutter lag. Sie hielt ihn stets einfach, aber gut und mit einem gewissen gewählten Geschmack in der Kleidung: dadurch fühlte er sich sicher, bequem und zufrieden in seinem Anzuge und wurde nie veranlaßt, an denselben zu denken, wurde mithin nicht eitel und lernte gar nie die Sucht kennen, sich besser oder anders zu kleiden, als er eben war. Ähnlich hielt sie es mit dem Essen; sie erfüllte alle billigen und unschädlichen Wünsche aller drei Kinder und niemand bekam in ihrem Hause etwas zu essen, wovon diese nicht auch ihren Teil erhielten; aber trotz aller Regelmäßigkeit und Ausgiebigkeit behandelte sie die Nahrungsmittel mit solcher Leichtigkeit und Geringschätzung, daß Fritzchen abermals von selbst lernte, kein besonderes Gewicht auf dieselben zu legen und, wenn er satt war, nicht von neuem an etwas unerhört Gutes zu denken. Nur die entsetzliche Wichtigtuerei und Breitspurigkeit, mit welcher die meisten guten Frauen die Lebensmittel und deren Bereitung behandeln, erweckt gewöhnlich in den Kindern jene Gelüstigkeit und Tellerleckerei, die, wenn sie groß werden, zum Hang nach Wohlleben und zur Verschwendung wird. Sonderbarerweise gilt durch den ganzen germanischen Völkerstrich diejenige für die beste und tugendhafteste Hausfrau, welche am meisten Geräusch macht mit ihren Schüsseln und Pfannen, und nie zu sehen ist, ohne daß sie etwas

Eßbares zwischen den Fingern herumzerrt; was Wunder, daß die Herren Germanen dabei die größten Esser werden, das ganze Lebensglück auf eine wohlbestellte Küche gegründet wird und man ganz vergißt, welche Nebensache eigentlich das Essen auf dieser schnellen Lebensfahrt sei. Ebenso verfuhr sie mit dem, was sonst von den Eltern mit einer schrecklich ungeschickten Heiligkeit behandelt wird, mit dem Gelde. Sobald als tunlich ließ sie ihren Sohn ihren Vermögenszustand mitwissen, für sie Geldsummen zählen und in das Behältnis legen, und sobald er nur imstande war, die Münzen zu unterscheiden, ließ sie ihm eine kleine Sparbüchse zu gänzlich freier Verfügung. Wenn er nun eine Dummheit machte oder eine arge Nascherei beging, so behandelte sie das nicht wie ein Kriminalverbrechen, sondern wies ihm mit wenig Worten die Lächerlichkeit und Unzweckmäßigkeit nach. Wenn er etwas entwendete oder sich aneignete, was ihm nicht zukam, oder einen jener heimlichen Ankäufe machte, welche die Eltern so sehr erschrecken, machte sie keine Katastrophe daraus, sondern beschämte ihn einfach und offen als einen törichten und gedankenlosen Burschen. Desto strenger war sie gegen ihn, wenn er in Worten oder Gebärden sich unedel und kleinlich betrug, was zwar nur selten vorkam; aber dann las sie ihm hart und schonungslos den Text und gab ihm so derbe Ohrfeigen, daß er die leidige Begebenheit nie vergaß. Dies alles pflegt sonst entgegengesetzt behandelt zu werden. Wenn ein Kind mit Geld sich vergeht oder gar etwas irgendwo wegnimmt, so befällt die Eltern und Lehrer eine ganz sonderbare Furcht vor einer verbrecherischen Zukunft, als ob sie selbst wüßten, wie schwierig es sei, kein Dieb oder Betrüger zu werden! Was unter hundert Fällen in neunundneunzig nur die momentan unerklärlichen Einfälle und Gelüste des träumerisch wachsenden Kindes sind, das wird zum Gegenstande eines furchtbaren Strafgerichtes gemacht und von nichts als Galgen und Zuchthaus gesprochen. Als ob alle diese lieben Pflänzchen bei erwachender Vernunft nicht von selbst durch die menschliche Selbstliebe, sogar bloß durch die Eitelkeit davor gesichert würden, Diebe und Schelme sein zu wollen. Dagegen wie milde und freundschaftlich werden da tausend kleinere Züge und Zeichen des Neides, der Mißgunst, der Eitelkeit, der Anmaßung, der moralischen Selbstsucht und Selbstgefälligkeit behandelt und gehätschelt! Wie schwer merken die wackern Erziehungsleute ein früh verlogenes und verblümtes inneres Wesen an einem Kinde, während sie mit höllischem Zeter über ein anderes herfahren, das aus Übermut oder Verlegenheit ganz naiv eine vereinzelte derbe Lüge gesagt hat. Denn hier haben sie eine greifliche bequeme Handhabe, um ihr donnerndes: Du sollst nicht lügen! dem kleinen erstaunten Erfindungsgenie in die Ohren zu schreien. Wenn Fritzchen eine solche derbe Lüge vorbrachte, so sagte Frau Regel einfach, indem sie ihn groß ansah: „Was soll denn das heißen, du Affe? Warum lügst du solche Dummheiten? Glaubst du die großen Leute zum Narren halten zu können? Sei du froh, wenn dich niemand anlügt und laß dergleichen Späße!“ Wenn er eine Notlüge vorbrachte, um eine begangene Sünde zu vertuschen, zeigte sie ihm mit ernsten, aber

liebevollen Worten, daß die Sache deswegen nicht ungeschehen sei und wußte ihm klar zu machen, daß er sich besser befinde, wenn er offen und ehrlich einen begangenen Fehler eingestehe; aber sie baute keinen neuen Strafprozeß auf die Lüge, sondern behandelte die Sache ganz abgesehen davon, ob er gelogen oder nicht gelogen habe, so, daß er das Zwecklose und Kleinliche des Herauslügens bald fühlte und hiefür zu stolz wurde. Wenn er dagegen nur die leiseste Neigung verriet, sich irgend Eigenschaften beizulegen, die er nicht besaß, oder etwas zu übertreiben, was ihm gut zu stehen schien, oder sich mit etwas zu zieren, wozu er das Zeug nicht hatte, so tadelte sie ihn mit schneidenden harten Worten und versetzte ihm selbst einige Knüffe, wenn ihr die Sache zu arg und widerlich war. Ebenso, wenn sie bemerkte, daß er andere Kinder beim Spielen belog, um sich kleine Vorteile zu erwerben, strafte sie ihn härter, als wenn er ein erkleckliches Vergehen abgeleugnet hätte.

Diese ganze Erzieherei kostete indessen kaum so viel Worte, als hier gebraucht wurden, um sie zu schildern, und sie beruhte allerdings mehr im Charakter der Frau Amrain, als in einem vorbedachten oder gar angelesenen System. Daher wird ein Teil ihres Verfahrens von Leuten, die nicht ihren Charakter besitzen, nicht befolgt werden können, während ein anderer Teil, wie z. B. ihr Verhalten mit den Kleidern, mit der Nahrung und mit dem Gelde, von ganz armen Leuten nicht kann angewendet werden. Denn wo z. B. gar nichts zu essen ist, da wird dieses natürlich jeden Augenblick zur nächsten Hauptsache, und Kindern, unter solchen Umständen erzogen, wird man schwer die Gelüstigkeit abgewöhnen können, da alles Sinnen und Trachten des Hauses nach dem Essen gerichtet ist.

Besonders während der kleineren Jugend des Knaben war die Erziehungsmühe seiner Mutter sehr gering, da sie, wie gesagt, weniger mit der Zunge, als mit ihrer ganzen Person erzog, wie sie leibte und lebte, und es also in einem zuging mit ihrem sonstigen Dasein. Sollte man fragen, worin denn bei dieser leichten Art und Mühelosigkeit ihre besondere Treue und ihr Vorsatz bestand? so wäre zu antworten: lediglich in der zugewandten Liebe, mit welcher sich das Wesen ihrer Person dem seinigen einprägte und sie ihre Instinkte die seinigen werden ließ.

Doch blieb die Zeit nicht aus, wo sie allerdings einige vorsätzliche und kräftige Erziehungsmaßregeln anwenden mußte, als nämlich der gute Fritz herangewachsen war und sich für allbereits erzogen hielt, die Mutter aber erst recht auf der Wacht stand, da es sich nun entscheiden sollte, ob er in das gute oder schlechte Fahrwasser einlaufen würde. Es waren nur wenige Momente, wo sie etwas Entscheidendes und Energisches gegen seine junge Selbständigkeit unternahm, aber jedesmal zur rechten Zeit und so plötzlich, einleuchtend und bedeutsam, daß er nie seiner bleibenden Wirkung ermangelte.

Als Fritz bald achtzehn Jahre zählte, war er ein schönes junges Bürschchen, fein anzusehen mit seinem blonden Haare und seinen blauen

Augen, und von einer großen Selbständigkeit und Sicherheit in allem was er tat. Er hatte bereits die Leitung des Geschäftes übernommen, was die Arbeit im Freien betraf, nachdem er schon vom vierzehnten Jahre an im Steinbruch tüchtig gearbeitet. Er machte ein ernsthaftes und kluges Gesicht und war dennoch aufgeräumt und guter Dinge, und was seiner Mutter am besten gefiel, war seine Fähigkeit mit allen Leuten umzugehen, ohne ihre Art anzunehmen. Sie hielt ihn nicht ab auszugehen, wenn es ihm langweilig war zu Hause, und mit andern jungen Leuten zu verkehren; aber die scharf Aufmerkende sah mit Vergnügen, daß er an der Weise der jungen Seldwyler, mit denen er abwechselnd verkehrte, bald mit diesem, bald mit jenem, keinen sonderlichen Geschmack gewann, sie überschaute und nur sich etwas mit ihnen die Zeit vertrieb, wie und so lange er es für gut fand.

* Gottfried Keller, Frau Regel Amrain.

Wie wir erzogen wurden? Ich habe diese Frage schon an mehr als einer Stelle gestreift und bin ihr, namentlich im vorigen Kapitel, wo sich's um die Schule handelte, vergleichsweise nahe getreten. Indessen, Erziehung und Schule, bei vielem, was sie gemeinsam haben, sind doch auch wieder zweierlei; die Schule liegt draußen, Erziehung ist Innensache, Sache des Hauses, und vieles, ja das Beste, kann man nur aus der Hand der Eltern empfangen. „Aus der Hand der Eltern" ist eigentlich nicht das richtige Wort, wie die Eltern *sind*, wie sie durch ihr bloßes Dasein auf uns wirken — *das* entscheidet. — Es gibt unbestritten ausgezeichnete Schul- und Erziehungsanstalten, die, mit Rücksicht auf Charakterausbildung, vielfach erheblich mehr leisten mögen, als das elterliche Haus; aber in der Hauptsache bleibt doch ein Manko. Der Charakter mag gewinnen, der Mensch verliert. Es gibt so viele Dinge, die mit ihrem stillen, ungewollten, aber dadurch nur um so nachhaltigeren Einfluß erst den richtigen Menschen machen. Das große, mit Pflicht-, Ehr- und Rechtbegriffen ausstaffierte Tugendexemplar ist unbedingt respektabel und kann einem sogar imponieren; trotzdem ist es nicht das Höchste. Liebe, Güte, die sich bis zur Schwachheit steigern dürfen, müssen hinzukommen und unausgesetzt darauf aus sein, die kalte Vortrefflichkeit zu verklären, sonst wird man all dieses Vortrefflichen nicht recht froh. Ich hatte das Glück, in meinen Kindheits- und Knabenjahren unter keinen fremden Erziehungsmeistern — denn die Hauslehrer bedeuteten nach dieser Seite hin sehr wenig — heranzuwachsen, und wenn ich hier noch einmal die Frage stelle: „wie wurden wir erzogen?" so muß ich darauf antworten: „Gar nicht und — ausgezeichnet." Legt man den Akzent auf die Menge, versteht man unter Erziehung ein fortgesetztes Aufpassen, Ermahnen und Verbessern, ein mit der Gerechtigkeitswage beständig abgewogenes Lohnen und Strafen, so wurden wir gar nicht erzogen; versteht man aber unter Erziehung nichts weiter, als „in guter Sitte ein gutes Beispiel geben" und im übrigen das Be-

streben, einen jungen Baum, bei kaum fühlbarer Anfestigung an einen Stab, in reiner Luft frisch, fröhlich und frei aufwachsen zu lassen, so wurden wir ganz wundervoll erzogen. Und das kam daher: meine Eltern hielten nicht bloß auf Hausanstand, worin sie Muster waren, sie waren auch beide von einer vorbildlichen Gesinnung, die Mutter unbedingt, der Vater mit Einschränkung, aber darin doch auch wieder uneingeschränkt, daß ihm jeder Mensch ein Mensch war. Noch weit über seine Bonhomie hinaus ging seine Humanität. Er war der Abgott armer Leute. — So waren die beiden Persönlichkeiten, die wir tagaus, tagein vor Augen hatten, und wie man mit Recht gesagt hat, das Wichtigste für den physischen Menschen sei die Luft, drin er lebe, weil er aus ihr mit jedem Atemzuge Gesundheit oder Nichtgesundheit schöpfe, so ist für den moralischen Menschen das, was er von seinen Eltern sieht und hört, das Wichtigste, denn es ist nicht eine von glücklichen Zufällen abhängige, vielfach unfruchtbare Belehrung, sondern ein Etwas, das in jenen Jahren, wo die Seele sich bildet, von Minute zu Minute seine Wirkung übt.

„Gar nicht erzogen und ausgezeichnet erzogen," so sagte ich, und dies scheinbar sich Widersprechende paßte ganz vorzüglich zusammen. Es paßte zusammen und hätte noch besser gepaßt, wenn der Zustand des sich gar nicht oder doch nur wenig um uns Kümmerns ein permanenter gewesen und jederzeit in seiner vollen Reinheit aufrechterhalten worden wäre. Leider aber war dies nicht der Fall; vielmehr wurde durch dann und wann auftretende Versuche mit den herkömmlichen pädagogischen Mitteln einzugreifen, unser normaler Nicht-Erziehungsprozeß gestört, teils nutzlos, teils geradezu schädigend. Ich kann mich nämlich nicht entsinnen, jemals mit einem vollen Recht bestraft worden zu sein, entweder war es im Maß verfehlt oder ganz und gar ungerechtfertigt. Es traf sich dabei so sonderbar, daß alle diese Strafen durch meinen Vater vollzogen wurden, wobei jedoch zwei Gruppen unterschieden werden müssen, solche, zu denen der Vollziehende, mein Vater also, sich durch sich selber getrieben fühlte, und solche, zu denen er bloß abkommandiert wurde. Jene haben keinen großen Eindruck in meiner Seele hinterlassen, aber diese, die bloß auf Befehl erfolgten, schmerzen mich bis diesen Tag. —

* Theodor Fontane, Meine Kinderjahre.

Mein Vater war im Hause sehr ernster Natur, außer demselben munter und gesprächig, man rühmte an ihm die Gabe, Märchen zu erzählen, es vergingen aber viele Jahre, ehe wir sie mit eignen Ohren kennen lernten. Er konnte es nicht leiden, wenn wir lachten und uns überhaupt hören ließen; dagegen sang er an den langen Winterabenden, in der Dämmerung, gern Choräle, auch wohl weltliche Lieder, und liebte es, wenn wir mit einstimmten. Meine Mutter war äußerst gutherzig und etwas heftig; aus ihren blauen Augen leuchtete die rührendste Milde, wenn sie sich leidenschaftlich aufgeregt fühlte, fing sie zu weinen an. Ich war ihr Liebling, mein zwei Jahre jüngerer Bruder der Lieb-

ling meines Vaters. Der Grund war, weil ich meiner Mutter glich und mein Bruder meinem Vater zu gleichen schien, denn es war wie sich später zeigte, keineswegs der Fall. Meine Eltern lebten im besten Frieden miteinander, so lange sich Brot im Hause befand; wenn es mangelte, was im Sommer selten, im Winter, wo es an Arbeit fehlte, öfter vorkam, ergaben sich zuweilen ängstliche Szenen. Ich kann mich der Zeit nicht erinnern, wo mir diese, obgleich sie nie ausarteten, nicht fürchterlicher als alles gewesen wären, und eben darum darf ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen. Eines Auftritts anderer Art erinnere ich mich aus meiner frühesten Kindheit; es ist der erste, dessen ich gedenke, er mag in mein drittes Jahr fallen, wenn nicht noch ins zweite. Ich darf ihn erzählen, ohne mich an dem mir heiligen Andenken meiner Eltern zu versündigen, denn wer in ihm etwas Besonderes sieht, der kennt die unteren Stände nicht. Mein Vater wurde, wenn er seinem Handwerk nachging, meistens bei den Leuten, bei denen er arbeitete, beköstigt. Dann aßen wir zu Hause wie alle Familien um die gewöhnliche Zeit zu Mittag. Mitunter mußte er sich gegen eine Entschädigung im Tagelohn selbst die Kost halten. Dann wurde das Mittagessen verschoben und zur Abwehr des Hungers um zwölf Uhr nur ein einfaches Butterbrot genossen. Es war in dem kleinen Haushalt, der keine doppelte Hauptmahlzeit vertrug, eine billige Einrichtung. An einem solchen Tage buk meine Mutter Pfannkuchen, sicherlich mehr, um uns Kinder zu erfreuen, als um ein eignes Gelüst zu stillen. Wir verzehrten sie mit dem größten Appetit und versprachen, dem Vater am Abend nichts davon zu sagen. Als er kam, waren wir bereits zu Bett gebracht und lagen im tiefsten Schlaf. Ob er gewohnt sein mochte, uns noch auf den Beinen zu finden, und aus dem Gegenteil den Verdacht schöpfte, daß gegen die Hausordnung gefehlt worden sei, weiß ich nicht; genug, er weckte mich auf, liebkoste mich, nahm mich auf den Arm und fragte mich, was ich gegessen habe. Pfannkuchen! erwiderte ich schlaftrunken. Hierauf hielt er es der Mutter vor, die nichts zu entgegnen hatte und ihm sein Essen auftrug, mir aber einen unheilverkündenden Blick zuwarf. Als wir am nächsten Tag wieder allein waren, gab sie mir nach ihrem Ausdruck mit der Rute eine eindringliche Lektion im Stillschweigen. Zu anderen Zeiten schärfte sie mir wieder die strengste Wahrheitsliebe ein. Man sollte denken, diese Widersprüche hätten schlimme Folgen haben können. Es war nicht der Fall und wird nie der Fall sein, denn das Leben bringt noch ganz andere, und die menschliche Natur ist auch auf diese eingerichtet. Eine Erfahrung machte ich aber allerdings, die ein Kind besser spät macht oder niemals, nämlich, daß der Vater zuweilen dies wolle und die Mutter das. Daß ich in frühester Kindheit wirklich gehungert hätte wie später, erinnere ich mich nicht, wohl aber, daß die Mutter sich mit dem Zusehen begnügen mußte und gern begnügte, wenn wir Kinder aßen, weil wir sonst nicht satt geworden wären.

* Hebbel, Meine Kindheit.

. . . Ich bleibe dabei: Die Sonne scheint den Menschen nur einmal, in der Kindheit und der früheren Jugend. Erwarmt er da, so wird er nie wieder völlig kalt, und was in ihm liegt, wird frisch herausgetrieben, wird blühen und Früchte tragen. Tieck sagt in diesem Sinne irgendwo: „Nur wer Kind war, wird Mann"; ich erbebte, als ich dies zum ersten Male las; nun hatte das Gespenst, das mich um mein Leben bestiehlt, einen Namen. Wie war nicht meine Kindheit finster und öde! Mein Vater haßte mich eigentlich, auch ich konnte ihn nicht lieben. Er, ein Sklave der Ehe, mit eisernen Fesseln an die Dürftigkeit, die bare Not geknüpft, außer stande, trotz des Aufbietens aller seiner Kräfte und der ungemessensten Anstrengung, auch nur einen Schritt weiter zu kommen, haßte aber auch die Freude; zu seinem Herzen war ihr durch Disteln und Dornen der Weg versperrt; nun konnte er sie auch auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen, das frohe, Brust erweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit auf angeborene Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe; unser Appetit vertrieb den seinigen; selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten. Dennoch war mein Vater (wäre ich davon nicht innig überzeugt, so hätte ich so etwas nicht über ihn niedergeschrieben) ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen. . . .

* Hebbel, Tagebuch, 22. Nov. 1838.

Erstens, ich hatte nichts zum Liebhaben. Meine Eltern waren für mich gewissermaßen sichtbar gewordene Naturgewalten; ich liebte sie nicht anders, als die Sonne oder den Mond, nur daß es mich verstört und verwirrt haben würde, wäre eines dieser Lichter erloschen. (Wie nun, wo beide sich verdunkelt haben!) Noch weniger liebte ich Gott. Nicht, daß ich irgend etwas wider ihn oder Furcht vor ihm gehabt hätte, ich fand nur das, was die Leute seinen Dienst nannten, unangenehm, und was die Leute sein Buch nannten, nicht unterhaltsam. Kameraden, mit denen ich mich hätte zanken können, hatte ich auch nicht; keiner brauchte meine Hilfe, keiner meinen Dank. Kein Dienstbote durfte je etwas für mich tun über seine Pflicht hinaus, und weshalb hätte ich der Köchin dafür dankbar sein sollen, daß sie kochte, oder dem Gärtner, daß er den Garten besorgte — wenn sie nicht einmal wagte, mir eine gebratene Kartoffel zu geben, ohne um Erlaubnis zu fragen, und er meine Ameisen nicht in Ruhe lassen wollte, weil sie ihm die Wege zerstörten? All das hatte nun zwar nicht die schlimme Folge, die es hätte haben können, daß ich selbstsüchtig oder lieblos würde, wohl aber die, daß, als die Liebe wirklich kam, sie mich leidenschaftlich und übermächtig gefangen nahm und nicht zu zügeln war, wenigstens nicht von mir, der ich nie etwas zu zügeln gehabt hatte.

Ein weiterer Übelstand: ich hatte nichts zu ertragen. Gefahr oder Schmerz irgendwelcher Art kannte ich nicht; meine Kräfte waren nie geübt, meine Geduld nie erprobt, mein Mut nie gestählt worden. Nicht, daß ich mich je vor etwas gefürchtet hätte — weder vor Gespenstern noch vor Gewittern, noch vor irgendwelchen Tieren, ja ich wäre als Kind fast einmal ungehorsam gewesen, so sehr erfüllte mich der brennende Wunsch, mit den Löwenjungen in Wombwells Menagerie zu spielen.

Drittens. Man lehrte mich weder Sicherheit noch Freiheit des Benehmens; genug, wenn ich der bescheidenen Zahl unserer Gäste nicht lästig fiel und ohne Schüchternheit auf eine Frage antwortete; aber die Schüchternheit stellte sich später ein und nahm zu, als ich mir der Ungeschliffenheit bewußt wurde, die aus dem Mangel an gesellschaftlicher Disziplin herrührte, und als ich die Hoffnung aufgeben mußte, mir noch Geschicklichkeit in irgendeiner körperlichen Übung, Gewandtheit, in irgendeinem gefälligen gesellschaftlichen Talent oder Leichtigkeit und Takt im täglichen Verkehr anzueignen.

Letzter und größter aller Übelstände: mein Urteil über Recht und Unrecht, meine Fähigkeit zu unabhängigem Handeln (vom Handeln, wohlgemerkt, spreche ich hier; im Denken war ich nur allzu unabhängig, wie ich schon vorher sagte) waren gänzlich unentwickelt, weil man mich nie ohne Zügel und Scheuklappen hatte laufen lassen. Kinder sollten, wie die Soldaten, Urlaubszeiten haben, und kann man sich einmal darauf verlassen, daß der Gehorsam auf Erfordern ein unbedingter ist, dann sollte man der kleinen Kreatur sehr früh zeitweise zur Übung den Befehl über sich selbst anvertrauen, sollte sie auf das ungesattelte Pferd ihres eignen Willens setzen, damit sie es durch eigne Kraft bändige. Die unablässig geübte Autorität aber, die über meiner Jugend waltete, hatte zur Folge, daß, als ich endlich in die Welt hinausgestoßen wurde, ich fürerst außerstande war, mehr zu tun, als mich mit ihren Wirbeln dahintreiben zu lassen.

Der Urteilsspruch demnach, den ich heute über den Grundzug meiner Erziehung zu fällen gezwungen bin, ist, daß sie zugleich zu schulmeisterlich und zu verweichlichend war, daß sie meinen Charakter in dem für seinen Aufbau wichtigsten Augenblick wohl unfrei machte, nicht aber disziplinierte. Unschuldig war ich dank meiner geschützten Lage, nicht aber durch Erproben der Kräfte zu rechtem Tun fähig. Meine Mutter sah dies selbst und nur zu deutlich in späteren Jahren, und sobald ich etwas Unrechtes, Törichtes oder Herzloses tat (und ich habe manches getan, das alle drei Bezeichnungen verdient), sagte sie: „Das kommt, weil du zu sehr verwöhnt worden bist." John Ruskin, Praeterita.

Die Lebensluft des Hauses

Die Menschheit hat ein fein Gehör,
Ein reines Wort erreget schöne Taten.
Goethe.

Der alte Kastanienbaum umschattet das halbe Gebäude und die Tannen und Birken rings um das Haus sind mit den Jahren schon so gewachsen, daß ihre Wipfel weit über das Dach ragen und ihre Äste bis an die Fenster reichen.

Im Sommer, mag's draußen noch so lichter Sonnenschein sein — im ganzen Hause drinnen ist Dämmerlicht und Duft wie in einem Tannenwald und in den Zimmern ist es schattig und kühl wie in einer Laube. Aber im Winter, wenn der Schnee auf den Zweigen liegt und sie herniederbeugt, daß es unter ihnen wie in einem Zelt ist, da schlüpfen, wenn die Nacht kommt, die Spatzen und Buchfinken und was sonst zum kleinen geflügelten Straßenvolk gehört, durch die Nadeln in den grünen Versteck und machen sich's auf den Ästen bequem, sie sitzen nahe, ganz nahe zusammen und schlafen und träumen.

Sind aber keine Besuche da, so wird's auch im Hause innen in den Winternächten bald still.

Mein Vater ist, von den nächtlichen Krankenbesuchen müde heimgekommen, nicht mehr aufgelegt zum Schreiben. Da legt er sich dann nach dem Nachtessen nahe dem Ofen den langen Weg auf den Stubenboden und wir Kinder lagern uns neben ihn. Das nennen wir unser Schlummerstündchen oder auch „Sarganmessen", seit ein Fremder, der bei seinem Eintritt in das Zimmer uns so ausgestreckt auf dem Boden liegen sah, erschrocken ausgerufen hatte: „Aber was tun Sie denn da?" und ihm mein Vater mit dumpfer Stimme geantwortet hatte: „Wir messen uns unsere Särge an." Ach, wie war dieses Schlummerstündchen immer so gut! Der Boden war eben, man konnte auf keiner Seite hinausfallen, sich so behaglich ausstrecken und, was die Hauptsache war, wir ersparten noch eine oder zwei Stunden, die wir beisammen bleiben durften, nicht in das Bett mußten. Dann lagen wir, die Arme unter dem Kopf, und sahen halb träumend der immer fleißigen Mutter zu, wie sie am Tische saß und spann, und hörten das Rädchen schnurren, leiser und leiser und wollten eben einschlafen, da — „hat es nicht eben ans Fenster geklopft?" sagte der Vater. — „Ja, wir haben's auch ganz deutlich gehört!" riefen wir Kinder. — „Von der Straße aus kann niemand ans Fenster klopfen, das ist viel zu hoch," meinte die Mutter. — „Steh einmal auf und sieh nach, Theobald!" sagte der Vater. — Ich steh' auf, und als ich behutsam gegen das Fenster gehe — „Ei," rief ich, „jetzt habe ich ihn, den Ruhestörer! Da außen sitzt er auf dem Sims hart am Fenster und will Licht und Wärme profitieren, es ist

ein ganz gewöhnlicher grauer Spatz, der hat an die Scheiben gepickt und schaut mich jetzt mit seinen schwarzen Äuglein an, als wollte er sagen: Ich weiß wohl, du tust mir nichts." — „Das ist kein gewöhnlicher Spatz," scherzte mein Vater, „wahrscheinlich ist es ein verzauberter Handwerksbursch, der hat noch Licht in der Herberge gesehen, wagt aber nicht hereinzukommen, weil er kein Geld hat." — „Nun, dann soll er auch nicht klopfen!" sagte ich und legte mich wieder auf den Fußboden. Es war wieder still in der Stube, und das Rädchen schnurrte und die Mutter drehte den Faden. Was ist es doch so etwas Schönes, Wunderbares um den Flachs! dachte ich, wie silbern glänzt er, wenn ihn die Mutter leicht auf dem Tisch ausbreitet und flaumenweich um den Rockenstiel legt und ihn mit dem breiten farbigen Band umwickelt! Und wenn die Mutter den ganzen Winter über oft bis Mitternacht fleißig gesponnen hat, dann nimmt sie mit Stolz die vielen aufgehäuften Stränge vom Nagel und wiegt sie und bringt sie zum Weber. „Das ist einmal ein schönes Garn," sagt dieser, „und es ist so gleichmäßig gesponnen und fest, das gibt ein gutes Tuch!" und hat es der Weber nach dem angegebenen Dessin gewoben, dann wird das graue Tuch nach Blaubeuren auf die Bleiche geschickt, und kommt es von dieser schneeweiß und ohne Risse zurück, welche Freude! Dann geht es an ein Ausmessen und Schneiden, und jedes Stück bekommt seine angemessene Verwendung. Auch ich kriege etwas davon ab zu Hemden. „Kein Bub in ganz Weinsberg und Stuttgart hat so schöne Leinwand wie du!" sagt die Mutter. Ach, sie hat recht! Feiner mag vielleicht manche Leinwand sein, aber lieber ist keine, sie hat sie ja selbst gesponnen! Aus dem Tuch mit den gesteinten Dessins werden Tischtücher und Servietten gemacht, im Sommer, wenn die Gäste kommen, da kann man's wohl brauchen. Im Altanenzimmer decke ich dann den Tisch, ich breite zuerst das schneeweiße Tischtuch über den großen runden Tisch und zähle dann, wie viele Gäste sind's heut? Onkel Karl, Tante und Amalie Schoppe sind drei, Menzel, Heideloff und Pfizer sind auch drei, dann die Eltern und wir drei Kinder — also elf Servietten brauche ich und für jeden zwei Zinnteller, ein flacher und ein tiefer, sind zweiundzwanzig, die placiere ich alle schön der Reihe nach, und Löffel, Gabel, Messer, Salz, Brot, nichts darf vergessen werden, meine kleinere Schwester Emma stellt die Sessel zurecht, meine Schwester Marie trägt die Suppe auf, meine Mutter hat den Wein aus dem Keller geholt und stellt ihn auf — vier Flaschen. „So, jetzt kannst du zum Essen rufen, Theobald," sagt sie, „die Gäste und der Vater sind im Garten unten." Ich springe schnell auf und rufe die Altane hinab mit lauter Stimme: „Zum Essen!" — „Er hat laut zum Essen gerufen! Er muß geträumt haben," lachen meine Schwestern, und meine Eltern lachen, und ich erwache aus meinem Traum auf dem Stubenboden. — „Kinder, es ist Zeit, daß ihr ins Bett geht," sagt meine Mutter und stellt ihren Spinnrocken in die Ecke, und ich sehe, daß die Spule ganz voll ist — ach, wie fleißig war sie, während wir schliefen! Und wir wünschen gute Nacht und geben

den Eltern einen Gutenachtkuß und — „Halt," sage ich, „ich muß noch nach meinem Spätzle sehen," und ich sah, wie es das Köpfchen unter dem Flügel hatte und schlief. „Gute Nacht, liebes Handwerksbürschle," sagte ich, „morgen früh sollst du ein gutes Frühstück haben!"

* Theobald Kerner, Das Kernerhaus und seine Gäste.

Wer beim Eintritt ins Klosterseminar noch eine Mutter gehabt hat, der denkt zeitlebens an jene Tage mit Dankbarkeit und lächelnder Rührung. Hans Giebenrath war nicht in diesem Fall und kam ohne alle Rührung darüber hinweg, aber er konnte doch eine große Zahl von fremden Müttern beobachten und hatte einen sonderbaren Eindruck davon.

In den großen, mit Wandschränken eingefaßten Korridoren, den sogenannten Dormenten, standen Kisten und Körbe umher, und die von ihren Eltern begleiteten Knaben waren mit dem Auspacken und Einräumen ihrer Siebensachen beschäftigt. Jeder hatte seinen numerierten Schrank und in den Arbeitszimmern sein numeriertes Büchergestell angewiesen bekommen. Söhne und Eltern knieten auspackend am Boden, der Famulus wandelte wie ein Fürst zwischendurch und gab hie und da wohlmeinenden Rat. Es wurden ausgepackte Kleider ausgebreitet, Hemden gefaltet, Bücher aufgestapelt, Stiefel und Pantoffeln in Reihen gestellt. Die Ausrüstung war in den Hauptstücken bei allen dieselbe, denn die Mindestzahl der mitzubringenden Wäschestücke und das wesentliche des übrigen Hausrats waren vorgeschrieben. Blecherne Waschbecken mit eingekratzten Namen kamen zum Vorschein und wurden im Waschsaal aufgestellt, Schwamm, Seifenschale, Kamm und Zahnbürsten daneben. Ferner hatte jeder eine Lampe, eine Erdölkanne und ein Tischbesteck mitgebracht.

Die Knaben waren sämtlich überaus geschäftig und erregt. Die Väter lächelten, versuchten mitzuhelfen, sahen oft nach ihren Taschenuhren, hatten ziemlich Langeweile und machten Versuche sich zu drücken. Die Seele der ganzen Tätigkeit waren aber die Mütter. Stück für Stück nahmen sie die Kleider und Wäsche zuhanden, strichen Falten hinweg, zogen Bänder zurecht und verteilten die Stücke mit sorgfältigem Ausprobieren möglichst sauber und praktisch im Schrank. Ermahnungen, Ratschläge und Zärtlichkeiten flossen mit ein.

„Die neuen Hemden mußt du besonders schonen, sie haben drei Mark fünfzig gekostet."

„Die Wäsche schickst du alle vier Wochen per Bahn — wenn's eilig ist, per Post. Der schwarze Hut ist nur für Sonntags."

Eine dicke, behagliche Frau saß auf einer hohen Kiste und lehrte ihren Sohn die Kunst, Knöpfe anzunähen.

„Wenn du Heimweh hast," hieß es anderswo, „dann schreib mir nur immer, 's ist ja nicht so schrecklich lang bis Weihnachten."

Eine hübsche, noch ziemlich junge Frau übersah den gefüllten Schrank ihres Söhnleins und fuhr mit liebkosender Hand über die Wäschehäufchen und Röcke und Hosen. Als sie damit fertig war, begann sie ihren

Buben, einen breitschultrigen Pausback, zu streicheln. Er schämte sich und wehrte verlegen lachend ab, und steckte auch noch, um ja nicht zärtlich auszusehen, beide Hände in die Hosentaschen. Der Abschied schien der Mutter schwerer zu fallen als ihm.

Bei anderen war es umgekehrt. Sie blickten ihre beschäftigten Mütter tat- und ratlos an und sahen aus, als möchten sie am liebsten wieder mit heimreisen. Bei allen aber lag die Furcht vor dem Abschied und das gesteigerte Gefühl der Zärtlichkeit in schwerem Kampf mit der Scheu vor Zuschauern und mit dem trotzigen Würdegefühl erster Männlichkeit. Mancher, der am liebsten geheult hätte, machte nun ein künstlich sorgloses Gesicht und tat so, als ginge ihm nichts nah. Und die Mütter lächelten dazu.

Fast alle entnahmen ihren Kisten außer dem Notwendigsten auch noch einige Luxusstücke, ein Säcklein Äpfel, eine Rauchwurst, ein Körbchen Backwerk und dergleichen. Viele hatten Schlittschuhe mitgebracht. Kolossales Aufsehen erregte ein kleiner, pfiffig aussehender Jüngling durch den Besitz eines Schinkens, den er auch keineswegs zu verbergen trachtete.

Man konnte leicht unterscheiden, welche von den Jungen direkt von Hause kamen und welche schon früher in Instituten und Pensionen gewesen waren. Aber auch diesen sah man die Aufregung und Spannung an.

Herr Giebenrath half seinem Sohn beim Auspacken und benahm sich dabei klug und praktisch. Er war früher damit fertig als die meisten andern und stand eine Weile mit Hans gelangweilt und hilflos im Dorment herum. Da er auf allen Seiten mahnende und belehrende Väter, tröstende und ratgebende Mütter und beklommen zuhörende Söhne erblickte, hielt auch er es für angemessen, seinem Hans einige goldene Worte mit auf den Lebensweg zu geben. Er überlegte lang und schlich gequält neben dem stummen Knaben einher, dann legte er plötzlich los und förderte eine kleine Blütenlese von weihevollen Redensarten zutage, die Hans verwundert und still entgegennahm, bis er einen danebenstehenden Pfarrer über die väterliche Rede belustigt lächeln sah; da schämte er sich und zog den Redner beiseite.

„Also nicht wahr, du wirst deiner Familie Ehre machen? Und deinen Vorgesetzten folgsam sein?"

„Ja, natürlich," sagte Hans. Hermann Hesse, Unterm Rad.

Über Kinder, die heranwachsen, weiß man nichts mehr zu berichten, sie sind wie andere auch — sie sind Leute geworden. Das Kind aber in seinen ersten Jahren, das ist noch ein Charakter, möchte ich sagen. Wenigstens ist es einheitlich, weil es noch keinen jener Zwiespalte kennt, die später den Charakter spalten, weil es noch einfache, wahre Natur ist. Reine Naturmenschen sind wahrhaftig; sie können nicht lügen, denn es ist ganz widernatürlich, etwas anderes zu sagen, als man weiß, anders zu scheinen, wie man ist. Wenn ein Kind an anderen nicht die Lügen sähe, von selbst würde es nicht sobald darauf kommen zu lügen. Ich kenne Kinder, die mit vier bis fünf Jahren heftige Wahrheitsfana-

tiker sind, immer in der größten Angst leben, ob sie wohl ja immer die knappe Wahrheit sagen. Ein Zeichen, daß sie von der Lüge schon etwas wissen, daß man ihnen die Lüge bereits als etwas Abscheuliches hingestellt hat — gewiß oft sehr überflüssig. An mancher Sünde ginge der junge Mensch vorüber, wenn sie nicht gerufen würde, gleichsam ins Leben gerufen, um sie dann mit allergrößter Mühe der Pädagogik wieder zu töten. Da fällt mir unser fünfjähriges Mädel ein, das ist ein ganzer Mann.

„Willst du heute ruhig schlafen, wenn ich dich ins Bett gelegt haben werde?" fragt die Mutter.

„Wöllen tu ich wohl," sagte die Kleine.

„Wirst du mir das versprechen?"

„Ganz versprechen kann ich's nicht. Wenn ein Krug auf den Boden fällt, kann ich nicht schlafen."

„Kind, es fällt ja keiner auf den Boden!"

„Wenn mich eine Fliege beißt, kann ich auch nicht schlafen, wöllen tu ich schon, aber ich weiß es nicht gewiß, ob ich kann."

„Wirst du aber wenigstens ruhig sein und nicht schwätzen?" Da schweigt die kleine Martha. Wach im Bett liegen und nicht schwätzen dürfen — das ist sehr hart: Wir sind ja ein Frauenzimmerchen, ein kleines. Wir sprechen am Morgen das erste Wort, das im Haus gesprochen wird. „Mutter bist schon wach? Haben die Engel auch Strümpfe an? Sind heute die Kirschen schon reif? Warum sind die Wolken? Damit es regnen kann? Aber es soll ja nicht regnen? Werden die Schnecken auch naß, wenn es regnet?" So geht es fort den ganzen Tag. Keine geistige Arbeit ist so schwer, als einem Kinde all die Fragen, wenn auch bloß einfach, zu beantworten. Versucht es nur einmal, ihr werdet bald sehen, daß euer Verstand und Wissen vielleicht gerade ausreicht für Erwachsene, daß es aber gänzlich unzulänglich ist für Kinder. Nun das zwölf- bis vierzehnstündige Frage- und Antwortspiel soll im Bettchen sein Ende finden. Und weil die Mutter sehr darauf dringt, verspricht es endlich das Dirndel, es wolle ruhig sein, ganz ruhig. Und sie hält Wort. Wenn sie es einmal versprochen hat, dann bleibt's dabei, ein Wort, ein Mädel! Was es aber der Kleinen für Anstrengung macht, das wird nicht erwogen. Die Augenlider preßt sie aufeinander; es hilft nichts, sie kann nicht schlafen. Den kleinen roten Mund hält sie zu mit beiden Händchen, die sie darauf übereinanderlegt, denn sie will sagen, daß sie nicht schlafen kann, sie will fragen, ob der Krug gewiß nicht zu Boden fällt, oder ob auf dem Jahrmarkte auch lebendige Nilpferde zu haben sind. Und sie darf nicht, denn sie hat's versprochen, nicht mehr zu schwätzen. Plötzlich ist alle Not zu Ende, sie braucht die Lider nicht mehr einzupressen, den Mund nicht mehr zuzuhalten. Sie liegt im süßen, heiligen Kindesschlummer. . . .

Mit neuem Erwachen gehen freilich die neuen Sorgen wieder an. Das heitere, sanfte, folgsame Kind hat seine besonderen Sorgen.

„Wirst du heute brav sein, Martha?"

„Vielleicht."

„Warum nur vielleicht?"

„Wenn mir der Hans Erbsen ins Gesicht wirft, da werde ich ihm eins an den Kopf geben."

„Vielleicht." „Gewiß weiß ich's nicht." Sie will sich zu nichts verpflichten, was sie unter Umständen nicht halten zu können glaubt; nichts ist ihr ungeheuerlicher, als wenn etwas anders ausfällt als es besprochen worden ist. Dieselbe Verläßlichkeit, die sie beobachtet, verlangt sie auch von den „Kindern". Die Kinder, das sind ihre älteren Geschwister von dreizehn, fünfzehn, einundzwanzig und zweiundzwanzig Jahren; mit größter Gutmütigkeit blickt sie auf diese „Kinder", nur wenn eines gar zu kindische Sachen tut, wie z. B. wenn der Gymnasiast auf dem Kopfe steht, oder wenn der Universitätsstudent sich einen Fuchsschwanz als Schnurrbart anbindet, zieht über das rosige Gesicht des kleinen Dirnleins ein Schatten leiser Geringschätzung.

Einzig ernst nimmt sie nur den Vater, weil der auch sie ernst nimmt. Denn sie will ernst genommen sein, was aber nicht ausschließt, daß beide oft recht toll miteinander schäkern. Gott und der Vater das sind ihre maßgebenden Leute. Dem einen strählt sie jeden Tag das Haar, den andern hat sie noch nie gesehen. Von Gott weiß sie nur, daß er „die Welt verschlafen hat". Die gute Köchin Sali berichtigt sie zwar immer wieder: nicht verschlafen, du Törchen, sondern erschaffen. „Erschaffen", das versteht sie nicht, sie bleibt bei ihrem Verschlafen. Und Pessimisten sagen, dieser neue Glaubensartikel der kleinen Martha stimme ganz auffallend.

Gerne befaßte sich die Kleine mit metaphysischen Dingen und ist dabei so klug, wie ein fermer Dogmatiker oder Philosoph, was freilich nicht allzu hoch gegriffen ist. „Ich denke jeden Tag ans Sterben," sagte sie einmal auf einem Spaziergang zu mir, „ich freue mich schon darauf."

„Oho," rief ich aus, „gefällt es dir denn nicht auf der Welt?"

„Mir gefällt es schon, aber im Himmel ist es viel schöner."

„Und du wolltest von deinem Vater fortgehen?"

Ich merkte wohl, wie ihr dieses rohe Wort ans Herzlein stieß, sie zuckte nur ganz leicht mit den Wimpern und sagte überlaut: „O, du kommst ja auch in den Himmel."

„Was wollen wir denn dort miteinander machen?"

„Halt herumfliegen. Wir werden ja alle Engel. Du wirst auch ein Engel, Vater, aber du mußt deine Augengläser aufbehalten, sonst kenne ich dich nicht unter den andern Engeln. Wirst du im Himmel auch noch Asthma haben?"

„Ich hoffe nein, mein Kind."

„Gelt, Vater, die größeren Leute werden im Himmel neue Gotte?"

„Na," dacht ich, „Mädel, wenn du so weitermachst, so wirst du am Ende noch exkommuniziert. Die größeren Leute. Freilich, Menschen sollen größer und gottähnlich werden, ich denke mir's ja auch."

„Wenn ich ein Engel bin," fuhr die Kleine fort, „dann werde ich keine Erdbeeren pflücken."

„Warum denn? Magst du Erdbeeren nicht gerne?"

„Ich mag sie schon, aber Erdbeeren sind für Kinder, welche keine Flügel haben. Die Engel können auf den Kirschbaum fliegen. — Vater, wird der Mann, den letztens der Eisenbahnzug auseinandergeführt hat, auch ein Engel?"

„Wenn's alle werden, so wird's auch er," orakelte ich.

„Wie macht denn das der liebe Gott? Macht er den Mann wieder zusammen?"

Wohlgemerkt, die Antworten, die ich dem neben mir wohlgemut herantrippelnden Kinde leichtfertig gegeben, graben sich wie mit Meißel ein in das junge Gehirn. . . .

Am andern Tage war ein anderer Tag. Ich ging mit dem kleinen Mädel über das grüne Land. Das Kind nützt die Zeit, wie wir „Große" es nicht mit demselben Fleiße und Erfolge vermögen. Alles, was da blühte, kroch und flog, nahm es wahr und fragte mich darüber gründlich aus. Wer wissen will, daß er nichts weiß, braucht kaum erst den Monolog des Faust zu lesen, noch fast besser wird er's inne, wenn er mit fragenden Kindern umgeht. Was ich der Kleinen ungenügend beantwortete, erklärte sie sich selbst. Auf die Frage, was die Maikäfer frühstücken, war am Ende eine Antwort nicht so schwer, diese Herren frühstücken Salat aus frischen Baumblättern und trinken Tau dazu. Andere Tierlein saugen Milchkaffee mit Zucker aus Stengeln, Blättern und Blüten; die Ameisen füttern und melken Blattläuse oder schlachten Würmchen und Käferlein zum Gabelfrühstück. —

Schlechter ging's mir bei der Frage, weshalb die Käfer nicht kochen können. „Nun," erklärte das Mädel, „einfach, weil sie in den Suppentopf fallen würden." — Warum haben Hasen keine Hosen an? Ja, weil sie eben keine Buben sind. — Wichtiger war die Frage, weshalb Katzen keine Handschuhe tragen. Denn wir hatten ein weißes zutunliches Kätzchen abgefangen, das schmiegte sich weich wie ein Flöckchen Baumwolle an unsere Wangen, ließ aus dem falben Schnäuzchen ein zartes Spinnen vernehmen und schaute uns mit den grünlichen Glühäuglein schier verliebt an. Zuerst gab sich mein Mädel dieser neuen Freundin mit einer gewissen Vorsicht und Befangenheit hin, strich ganz leicht mit der Hand über das feine Tier und seinen flockigen Schweif. Bald war das Verhältnis ein innig vertrautes, und das Dirndel konnte nicht genug Koseworte finden, um seinem liebewarmen Herzlein Genüge zu tun. Da gab es auf der ganzen Welt kein schöneres, herzigeres Mauserl, als das Kätzelein. Plötzlich warf das kleine Vieh die Pfote aus und kratzte das Mädel an der Wange. Dieses schleuderte das Tier erschrocken von sich und ward im Gesicht ganz blaß. In höchster Bestürzung starrte die Kleine mich an, sprachlos, atemlos — über das blühende Rundwänglein ging ein mehrstriemiger Kratzer. „Geh, Närrlein," rief ich überlaut, um das bis ins Herz erschrockene Kind zu beruhigen, „es war ja nur ein

Liebestascherl, und was kann die Katz' dafür, daß sie so scharfe Prankerln hat."

„Es war ja nur ein Liebestascherl," rief das Dirndel aus, lachend rief es und dabei standen ihm die Augen voll Wasser. „Es war ein Liebestascherl. O das gute Kätzlein." Wir gingen weiter und ich suchte der Kleinen das Vertrauen zu den Tieren wieder aufzurichten.

Rosegger, Mein Weltleben.

Es sind sanfte Tage vergangen. — Friedel ist viel bei mir. Ich sagte zu ihm: „Friedel, liebst du mich?"

„Da braucht's kein Geschwätz, Muttchen," antwortet er so treu und ruhig. Nein, bei uns braucht's kein Geschwätz, gottlob.

Was für ein wundervoller Mensch ist es. — Heute saßen wir am Vormittag miteinander im Gärtchen.

Wie liebt er die Tiere, jedes Geschöpf!

So einen armen Regenwurm trägt er auf seinen Händchen und spricht mit ihm: „Du wunderliebes, du herziges Viechlein! Wie schön bist du! Wie lieb!"

Als ich den Wurm über den Zaun warf, da sagte er: „Jetzt wirft sie meinen allerliebsten Wurm fort."

Spinnen nennt er Freunde. Freund Spinne. Solche Freunde im Garten besucht er der Reihe nach und schaut ihnen andächtig zu und spielt, daß er selbst einen Faden im Bäuchlein hat und über den ganzen Garten hin ein Netz spinnt.

Er denkt so wunderlich einfach und klar. Als ich ihm neulich sagte: „Ich komme in einer Viertelstunde zurück," da fragt er:

„Meinst du eine fröhliche oder eine traurige Viertelstunde? Die fröhliche ist viel kürzer."

„Eine fröhliche," sagte ich.

Neulich sahen wir Frühlingsblumen, und er meinte mit seinem süßen Stimmchen: „Blumen haben eigentlich die größten Seelen; denn sie können nicht sprechen und nicht schimpfen." Er ist unendlich friedliebend und von so tiefer Scheu: „Denk' dir, wie drollig, wenn ich unartig bin, schäme ich mich gar nicht; kein bißchen — aber gar nicht. — Und wenn ich gut bin, schäme ich mich. Und es sollte doch verkehrt sein."

Noch ist er nicht sechs Jahre, und schon hab' ich ein Büchlein voll wunderlicher schöner und kluger Dinge, für die sein scheues Seelchen Worte fand.

Wie hell denkt so ein Kindchen. Wir werden erst künstlich dumm gemacht. So dumm, wie wir alle sind, sind wir gar nicht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Vor dem Abendessen saßen Marianne, Friedel, Motte und Hermann auf dem blumigen Sofa im Wohnzimmer und überlegten aufs eifrigste in ihrer gemeinsamen Schulangst eine Schulrüstung für Friedel[1]).

---

[1]) Motte ist Friedels Mutter, Marianne und Hermann deren Freundin und ihr erwachsener Sohn.

„Einen Bart aus Vergißmeinnicht," sagte Marianne.

„Nein, lieber aus Veilchen," meinte Friedel wegen des Geruches.

„An die Beine blecherne Höschen, weich gepolstert — weißt schon."

„Und außen mit Stacheln, Marianne," war Friedels Ergänzungsantwort. Er hielt im Eifer seiner Freundin Hals umschlungen. „Und daß man die Hände einziehen kann, etwas."

„Jawohl," sagte Hermann, „da kommen Blechklappen darüber. Die ganzen Arme sind natürlich in Blechbüchsen."

„Aber sieh doch, daß man schreiben kann, Hermann."

„Natürlich, alles mit Gelenken. Wenn du einen Fehler machen willst, steigt etwas Dampf auf."

„Woher?" frug Friedel.

„Aus dem rechten Blechärmel."

„Aber das Brüschtlein muß auch zu sein?"

„Natürlich."

„Und auf dem Kopfe ein Helm? — Und vor dem Gesicht?"

„Ein Visier."

„Was ist das?"

„Ein Schleier aus Eisen."

„Und unter dem Helme eine pfeifende Laus."

Marianne hatte damit das Größte gesagt, das, was die Phantasie innigsten befriedigte.

Sie amüsierten sich königlich.

— — — — — — — — — — — — — — —

Marianne öffnete die Türe zu Mottes Zimmer und sah sie vor dem Bette Friedels knien.

Sie spielten miteinander „Bärenwusch" — „Bärenjunges". Friedel lag zusammengerollt auf den Tatzen der Bärin. Er lag mit dem Bestreben, wie eine Kugel zu liegen, war ganz durchdrungen davon, ein Bärchen zu sein. Durch seine starke Kinderphantasie war er es auch. Sie bissen sich gegenseitig zart in die Ohren und schüttelten sich ein wenig, bissen sich sanft und vorsichtig in die Wangen. Friedel brummte vergnügt und behaglich. Sie waren beide ganz versunken.

Motte lachte, als Marianne eintrat. Friedel aber brummte ganz gewaltig, denn er wehrte sich gegen jede Unterbrechung seiner Entrücktheit.

„Wir haben schon Löwenwusch und hilfloser Menschenwusch gespielt, und nun ist's auch gleich genug." „Wusch" statt Baby, das hatten sie sich erfunden. „Wir müssen beten."

„Darf ich noch immer nicht bei euerm Gebet dabei sein?" frug Marianne.

Friedel, noch ganz versunken in seine Bärenrolle, schüttelte den Kopf.

„Nie, Marianne — niemand."

„Also gute Nacht, Spielmutter. Ich mache meinen Abendspazier-

gang. Gute Nacht, Wusch. Wenn ich dich später noch in meinem Wohnzimmer fände, Motte?"

Und Motte und Friedel beteten. Motte faltete die Hände und sagte: „Mögen wir Gott in uns finden. Das ist unsere Seele. Das höchste Gut. Der Tropfen aus dem großen Meere Gott.

Halte dein Gottesträpfchen rein.

Es muß glänzen wie ein Glühwurm, wie ein Tautropfen in der Sonne. Es will zurück zu Gott und kann nur durch deinen Willen zurück. Es will brennender, heller zurück, als es kam. Du mußt es hegen und pflegen.

Du mußt so sauber sein wie ein Kätzchen, mußt es putzen und glänzend machen. Durch Wahrheit bekommt es Feuer und Glanz. Durch Güte für die andern. Durch etwas sich entsagen können, dadurch, daß du Muttchens Freund bist, ihre Stütze und ihr Stolz wirst, durch Fleiß und Ernst bei jeder Sache, die Ernst braucht. Es ist ein heiliges, heiliges Tröpfchen. Du bist es selbst."

*Helene Böhlau, Das Haus zur Flamm'.

In diesem neuen Schlafstüblein nun gab es jeden Abend beim Auskleiden ein ausgelassenes Freuden- und Freundschaftslustspiel mit Jauchzen, Lachen und Strampeln. Nämlich zum Auskleide- und Waschgeschäft vereinigten sich um uns die drei Liebsten alles Lieben: die Großmutter, Mama und Agathe. Agathe hieß unser Dienst- und Kindermädchen. Die stammte aus dem badischen Schwarzwald, war ein hübsches, stattliches Geschöpf und uns Kindern treu zugetan. Nach der zärtlichen, ich möchte fast sagen, jubelnden Anhänglichkeit zu schließen, die sie uns einflößte, muß sie ein ganz außerordentlich treffliches Kindermädchen gewesen sein. Agathe war uns unentbehrlich, bedeutete uns für sich allein eine ganze Heimat. Galt es in der Folge einen Wohnungswechsel oder eine Auswanderung, so genügte der eine Satz: „Agathe kommt mit", um uns mit der Veränderung zufriedenzustellen.

Der Freudensturm beim Auskleiden und Waschen mag wohl zum Teil körperliche Ursachen gehabt haben: überschüssiges Gesundheitsgefühl, gereizt durch die Nacktheit und das Wasserplantschen; Hauptsache war indessen das dreifache Freundschaftsglück, die Liebesversammlung.

Unterdessen lag schon der Schlaf in den Betten, uns erwartend. Und kaum waren wir zur Ruhe gelegt, so senkten sich die Lider. Aber nachdem Agathe sich entfernt, die Mutter uns sorgsam zugebettet und mit Gruß und Kuß gesegnet hatte, unersättlich, zu immer neuen Malen, geschah zuweilen noch ein Nachspiel, indem die Großmutter ins Stübchen zurückgeschlichen kam und den bereits halb schlafenden ein frommes Sprüchlein vormurmelte, das wir ihr nachsprechen sollten. Es kam vor, daß im nämlichen Augenblick die ferne Betzeitglocke leise ertönte. Ihr Ton ist nie in meinem Herzen verklungen, weil er zum Abendsprüchlein der Großmutter das Schlummerlied sang.

Carl Spitteler, Meine frühesten Erlebnisse.

Irrwege

„Glaubst du denn, daß Mutter und Vater außerhalb aller Kritik stehen?"
„Wenigstens außerhalb der ihrer Kinder."
„Mit nichten. Im Gegenteil. Die Kinder sitzen überall zu Gericht. Still und unerbittlich."
Fontane.

Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere Beschaffenheit des Hauses war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemütern zu erwecken. Unglücklicherweise hatte man noch die Erziehungsmaxime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unsichtbaren zu benehmen und sie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder sollten daher allein schlafen, und wenn uns dieses unmöglich fiel, und wir uns sacht aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, so stellte sich, in umgewandtem Schlafrock und also für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und schreckte uns in unsere Ruhestätte zurück. Die daraus entspringende üble Wirkung denkt sich jedermann. Wie soll derjenige die Furcht loswerden, den man zwischen ein doppeltes Furchtbares einklemmt? Meine Mutter, stets heiter und froh und andern das gleiche gönnend, erfand eine bessere pädagogische Auskunft. Sie wußte ihren Zweck durch Belohnungen zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirschen, deren reichlichen Genuß sie uns jeden Morgen versprach, wenn wir nachts die Furcht überwunden hätten. Es gelang, und beide Teile waren zufrieden.

* Goethe, Aus meinem Leben.

Aus etwas späterer Zeit haben sich mir zwei Ereignisse eingeprägt, bei deren einem ich mich als vermeintlicher Held, bei dem andern aber ohne Frage als das Gegenteil eines solchen benommen habe. Ich mochte etwa sechs Jahre alt sein, als ich in einen Haufen Glasscherben fiel und mir den Rücken der linken Hand so stark verletzte, daß ich noch jetzt die deutliche Narbe davon trage. Ich lief zu meiner Mutter, die mir die heftig blutende Wunde mit Wasser auswusch und mich verband. Dabei lobte sie mich sehr, daß ich gar nicht geweint habe. Dieses Lob muß mir wohl zu Kopfe gestiegen sein, denn ich erinnere mich, daß ich nachher eine ganze Weile vor dem Spiegel stand, um mir solchen Helden recht genau zu betrachten.[1]) * Heinrich Seidel, Von Perlin nach Berlin.

Mein Vater war zwar ein heftiger, moralisch strenger, aber kein harter Mann. Im Gegenteil, seine Heftigkeit kam meistens aus schneller tief moralischer Empfindung her. Das Zuchtmeisteramt im Hause über-

[1]) Die zweite Begebenheit siehe in dem Abschnitt: Das Gewissen.

ließ er fast immer meiner Mutter; und diese hatte bei ernsthaften Gelegenheiten mit einigen Worten nur nötig, den Namen des Vaters zu nennen, um alles in gutem Gleise zu erhalten. Der Vater wurde dadurch nicht als Popanz gebraucht, sondern sein strenger Ernst in ernsthaften Dingen zum gehörigen Zwecke ins gehörige Licht gestellt. Meine Geschwister haben vielleicht nie von meinem Vater einen Schlag bekommen: nur ich erinnere mich, daß ich von ihm einmal tätlich gezüchtigt worden bin auf eine schreckliche Weise, die ihn gewiß noch mehr angriff als mich; und zwar waren beide, er und ich, im ganzen unschuldig. Er war mit meiner Mutter weg, ich glaube, nach Weißenfels gefahren und hatte uns mit einer Magd und unsern Spielgesellen allein im Hause gelassen. Unterwegs besinnt er sich, daß er den Schlüssel an einer Oberstube hat stecken lassen, auf welcher ein Tisch mit gezähltem Gelde stand, meistens in groben, harten Münzsorten. Es war zu spät umzukehren; er eilte aber desto eher nach Hause. Unterdessen waren wir in dem ganzen Hause herumgepoltert, ich mit einem halben Dutzend meiner Spielgesellen, und auch in das Zimmer, wo der Tisch mit dem Gelde stand. So viel Besinnung hatte ich doch schon als ein Bube von sechs Jahren, daß ich sagte, es sei hier für uns kein Spielplatz, auf Entfernung drang, den Schlüssel abzog und in die Tasche steckte. Ich glaubte, der erste und letzte im Zimmer gewesen zu sein und hatte niemand in der Nähe des Tisches gesehen. Mein Vater kam, ging hinauf, fand den Schlüssel nicht, kam herab: „Junge, wo ist der Schlüssel zur Oberstube?" Ich zog ihn hervor; er ging wieder hinauf und zählte nach: es fehlte an der Ecke ein Guldenstück. Mit sichtbarer Verwirrung und Angst kam er wieder herunter: „Junge, wer ist im Zimmer gewesen?" „Wir alle, Vater, Jakob, Christian und die andern; da ich aber sah, daß Geld aufgezählt war, gingen wir sogleich wieder hinaus, und ich nahm den Schlüssel." „Wer ist an den Tisch gekommen?" „Niemand als ich, um die andern abzuhalten." „Du hast ihn also genommen!" fing er an schwach zu sprechen und zu zittern. „Ich habe nichts genommen," antwortete ich zitternd, halb weinend. Der Worte waren wenige; er ward heftiger, ich leugnete fest und laut weinend. Er faßte mich konvulsivisch mit den Fäusten und mißhandelte mich bis zur Grausamkeit, daß auf das Geschrei meiner Mutter die Hausleute und Nachbarn herbeistürzten und mich aus seinen Händen retteten. „Andres, lieber Andres," sagte der alte und sanfte Gevatter Schulmeister Held, „Ihr seid ja außer Euch; Ihr tötet ja den Knaben, kommt doch zu Euch selbst!" „Ach, Gott!" seufzte mein Vater halb weinend, warf sich in den großen Stuhl und verhüllte das Gesicht, ohne weiter ein Wort zu sagen. Die Szene ist oft nachher wiedererzählt worden und mir deswegen so lebendig geblieben. Das Fürchterliche seiner Lage in diesem Momente habe ich aus meinem eignen Gefühle seitdem mir oft vorgestellt. Er liebte seine Kinder mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters und der ganzen Heftigkeit seiner Natur; ich war sein Erstgeborener: die Nachbarschaft hielt etwas auf mich, vom Schulmeister bis zum Nachtwächter; man wird ihm also ver-

zeihen, daß er es auch tat. Nun denke man sich einen Vater, einen ehrlichen, feinfühlenden, heftigen Mann, der seinen Liebling in einer solchen Enormität ergriffen glaubt, vor dem die schönen Hoffnungen, an denen sein besseres Wesen hängt, auf einmal verschwinden. Man nahm mich nun gütlich vor und ermahnte mich, ich sollte nur bekennen; ich hatte nichts zu bekennen. Es ist mir noch jetzt rührend, wie urväterlich der alte Schulmeister um uns besorgt war. „Lieber Pate," sagte er, „du hast dich geirrt, du willst nur mit dem Gulden spielen. Sage es nur, so ist es gut; du wirst schon einsehen lernen, was das zu bedeuten hat." „Das sehe ich jetzt schon ein," sprach ich, „und habe nichts getan." Dabei blieb es. Mein Vater war von dem Tage an still in sich gekehrt, berührte die Sache nicht mehr, sah mich zuweilen halb zornig, halb wehmütig an und verbat sich alles Einreden; sprach nichts Ermahnendes, nichts Abschreckendes, sagte keines seiner Sprichwörter und war wie ein Wesen, dessen beste Kraft gelähmt ist, so daß auch meine Mutter sichtbar dabei litt: die Unruhe saß in beider Seelen. Ungefähr nach drei Wochen klärte sich's auf. Nachbars Samuelchen — ich habe seitdem den Namen weder in der Bibel, noch außer der Bibel recht leiden können — wurde von seinem Vater zum Krämer geschickt, um eine Dose voll Schnupftabak zu holen. Er erhielt einen Gulden, um ihn wechseln zu lassen. Der Krämer hatte von ungefähr nicht so viel kleines Geld und sagte, er wolle anschreiben, er möchte den Gulden nur wieder mitnehmen und es dem Vater sagen. Sei es nun unwillkürlicher Irrtum, oder lachte der neue Gulden den Knaben besser an als der vergriffene gestohlene; er gab den falschen Gulden zurück. „Halunke," fuhr ihn der Vater an, „das ist gewiß der Gulden, der dort drüben soviel Unheil angerichtet hat." Samuelchen bekannte und leugnete nicht und erhielt in bester Ordnung von seinem etwas härteren Vater die Peitsche in zehnfachem Maße. Meinem Vater fiel bei der Aufklärung der Sache ein schwerer Stein vom Herzen. Wer lügt, der stiehlt, war sein Sprichwort, und wer stiehlt, gehört an den Galgen. Er ward zusehends wieder heiter und suchte durch mancherlei versteckte Liebkosungen wieder Ersatz zu geben: denn öffentlich durfte das Ansehen nicht leiden.

* J. G. Seume, Mein Leben.

Um eben diese Zeit kam ich in die Klippschule, was nur in der Ordnung war, denn ich ging in mein siebentes Jahr. Der Lehrer, der Gerber hieß, machte von seinem Namen weiter keinen Gebrauch und war überhaupt sehr gut. Ich zeigte mich auch gelehrig und machte Fortschritte; meine Mutter hielt es aber doch für ihre Pflicht, hier und da, namentlich im Lesen, nachzuhelfen, und so stand ich jeden Nachmittag an ihrem kleinen Nähtisch und las ihr aus dem „Brandenburgischen Kinderfreund", einem guten Buche mit nur leider furchtbaren Bildern, allerlei kleine Geschichten vor. Ich machte das wahrscheinlich ganz erträglich, denn gut lesen und schreiben können, beiläufig etwas im Leben sehr Wichtiges, ist eine Art Erbgut in der Familie; meine Mutter war

aber nicht leicht zufriedenzustellen und ging außerdem davon aus, daß Loben und Anerkennen den Charakter verdürbe, was ich übrigens auch heute noch nicht für richtig halte. Bei dem kleinsten Fehler zeigte sie die „rasche Hand", über die sie überhaupt verfügte. Von Laune war dabei keine Rede, sie verfuhr vielmehr lediglich nach dem Prinzip, „Nur nicht weichlich". . . .

Dies ist gewiß ein sehr guter Grundsatz, und ich mag ihn nicht tadeln, trotzdem er mir nichts geholfen und zu meiner Abhärtung nichts beigetragen hat; aber wie man sich auch dazu stellen möge, meine Mutter ging im Hartanfassen dann und wann etwas zu weit. Ich hatte lange, blonde Locken, weniger zu meiner eignen, als zu meiner Mutter Freude. Denn um diese Locken in ihrer angeblichen Schönheit zu erhalten, wurde ich den andauerndsten und gelegentlich schmerzhaftesten Kämmprozeduren unterworfen, dem Kämmen mit dem sogenannten engen Kamm. Wäre ich damals aufgefordert worden, mittelalterliche Marterwerkzeuge zu nennen, so hätte der „enge Kamm" mit obenan gestanden. Eh nicht Blut kam, eh war die Sache nicht vorbei; andern Tages wurde die kaum geheilte Stelle wieder mit verdächtigem Auge angesehen und so folgte der einen Quälerei die andere. . . . Neben dieser sorglichen Behandlung der Kopfhaut stand eine gleich fürsorgliche Behandlung des Teint. Aber auch diese Fürsorge lief auf Anwendung zu scharf einschneidender Mittel hinaus. Wenn bei Ostwind oder starker Sonnenhitze die Haut aufsprang, hatte meine Mutter das unfehlbare Heilmittel der Zitronenscheibe zur Hand. Es half auch immer. Aber Goldcream oder ähnliches wäre mir doch lieber gewesen und hätt' es wohl auch getan. Übrigens verfuhr die Mama mit gleicher Unerbittlichkeit gegen sich selbst, und wer mutig in die Schlacht vorangeht, darf auch Nachfolger fordern. Theodor Fontane, Meine Kinderjahre.

„Einen Augenblick, Thomas . . . Du weißt, Hanno muß gleich in die Privatstunde . . . Er möchte dir ein Gedicht hersagen . . . Komm her, Hanno. Und nun als ob niemand da wäre. Keine Aufregung!"

Der kleine Johann mußte auch während der Ferien — denn im Juli waren Sommerferien — Privatunterricht im Rechnen nehmen, um in diesem Fache mit seiner Klasse Schritt halten zu können. Irgendwo in der Vorstadt Sankt Gertrud, in einer heißen Stube, in der es nicht zum besten roch, erwartete ihn ein Mann mit rotem Bart und unreinlichen Fingernägeln, um mit ihm dies verzweifelte Einmaleins zu exerzieren. Zuvor aber galt es, dem Papa das Gedicht aufzusagen, das Gedicht, das er mit Ida auf dem Altan in der zweiten Etage sorgfältig erlernt . . .

Er lehnte am Flügel, in seinem Kopenhagener Matrosenanzug mit dem breiten Leinwandkragen, dem weißen Halseinsatz und dem dicken Schifferknoten, der unter dem Kragen hervorquoll, die zarten Beine gekreuzt, Kopf und Oberkörper ein wenig abgewandt, in einer Haltung voll scheuer und unbewußter Grazie. Vor zwei oder drei Wochen war sein

langes Haar ihm abgeschnitten worden, weil in der Schule nicht nur seine Kameraden, sondern auch seine Lehrer sich darüber lustig gemacht hatten. Aber auf dem Kopf war es noch stark und weich gelockt und wuchs tief in die Schläfen und in die zarte Stirn hinein. Er hielt seine Lider gesenkt, daß die langen, braunen Wimpern auf die bläuliche Umschattung seiner Augen fielen, und seine geschlossenen Lippen waren ein wenig verzerrt.

Er wußte wohl, was geschehen würde. Er würde weinen müssen, vor Weinen dies Gedicht nicht beenden können, bei dem sich einem das Herz zusammenzog, wie wenn am Sonntag in der Marienkirche Herr Pfühl, der Organist, die Orgel auf eine gewisse, durchdringend feierliche Weise spielte . . . weinen, wie es immer geschah, wenn man von ihm verlangte, daß er sich produziere, ihn examinierte, ihn auf seine Fähigkeit und Geistesgegenwart prüfte, wie Papa das liebte. Hätte nur Mama lieber nichts von Aufregung gesagt! Es sollte eine Ermutigung sein, aber sie war verfehlt, das fühlte er. Da standen sie und sahen ihn an. Sie fürchteten und erwarteten, daß er weinen werde . . . war es da möglich, n i c h t zu weinen? Er hob die Wimpern und suchte die Augen Idas, die mit ihrer Uhrkette spielte und ihm in ihrer säuerlich-biderben Art mit dem Kopfe zunickte. Ein übergroßes Bedürfnis befiel ihn, sich an sie zu schmiegen, sich von ihr fortbringen zu lassen, und nichts zu hören, als ihre tiefe, beruhigende Stimme, die da sagte: Sei still, Hannochen, mein Jungchen, brauchst nichts hersagen . . .

„Nun, mein Sohn, laß hören," sagte der Senator kurz. Er hatte sich in einen Lehnstuhl am Tische niedergelassen und wartete. Er lächelte durchaus nicht — heute so wenig wie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten. Ernst, die eine Braue emporgezogen, maß er die Gestalt des kleinen Johann mit prüfendem, ja sogar kaltem Blick.

Hanno richtete sich auf. Er strich mit der Hand über das glattpolierte Holz des Flügels, ließ einen scheuen Rundblick über die Anwesenden hingleiten, und ein wenig ermutigt durch die Milde, die ihm aus den Augen Großmamas und Tante Tonys entgegenleuchtete, sagte er mit leiser, ein wenig harter Stimme:

„Schäfers Sonntagslied . . . Von Uhland."

„O, mein Lieber, das ist nichts!" rief der Senator. „Man hängt dort nicht am Klavier und faltet die Hände auf dem Bauche . . . Frei stehen! Frei sprechen! Dieses ist das erste. Hier stelle dich mal zwischen die Portieren! Und nun den Kopf hoch . . . und die Arme ruhig hängen lassen . . ."

Hanno stellte sich auf die Schwelle zum Wohnzimmer und ließ die Arme hängen. Gehorsam erhob er den Kopf, aber die Wimpern hielt er so tief gesenkt, daß nichts von seinen Augen zu sehen war. Wahrscheinlich schwammen schon Tränen darin.

„Das ist der Tag des Herrn," sagte er ganz leise, und desto stärker klang die Stimme seines Vaters, der ihn unterbrach:

„Einen Vortrag beginnt man mit einer Verbeugung, mein Sohn! Und dann viel lauter. Noch einmal, bitte! ‚Schäfers Sonntagslied'...“

Das war grausam, und der Senator wußte wohl, daß er dem Kinde damit den letzten Rest von Haltung und Widerstandskraft raubte. Aber der Junge sollte ihn sich nicht rauben lassen! Er sollte sich nicht beirren lassen! Er sollte Festigkeit und Männlichkeit gewinnen ... „Schäfers Sonntagslied! ...“ wiederholte er unerbittlich und aufmunternd ...

Aber mit Hanno war es zu Ende. Sein Kopf hing tief auf der Brust, und seine kleine Rechte, die blaß und mit bläulichen Pulsadern aus dem unten ganz engen, dunkelblauen, mit einem Anker bestickten Matrosenärmel hervorsah, zerrte krampfhaft an dem Brokatstoff der Portiere. „Ich bin allein auf weiter Flur,“ sagte er noch, und dann war es endgültig aus. Die Stimmung des Verses ging mit ihm durch. Ein übergewaltiges Mitleid mit sich selbst machte, daß die Stimme ihm ganz und gar versagte, und daß die Tränen unwiderstehlich unter den Lidern hervorquollen. Eine Sehnsucht nach gewissen Nächten überkam ihn plötzlich, in denen er, ein wenig krank, mit Halsschmerzen und leichtem Fieber im Bett lag und Ida kam, um ihm zu trinken zu geben und liebevoll eine frische Kompresse auf seine Stirn zu legen ... Er beugte sich seitwärts, legte den Kopf auf die Hand, mit der er sich an der Portiere hielt, und schluchzte.

„Nun, das ist kein Vergnügen!“ sagte der Senator hart und gereizt und stand auf. „Worüber weinst du? Weinen könnte man darüber, daß du selbst an einem Tage, wie heute, nicht genug Energie aufbringen kannst, um mir eine Freude zu machen. Bist du denn ein kleines Mädchen? Was soll aus dir werden, wenn du so fortfährst? Gedenkst du dich später immer in Tränen zu baden, wenn du zu den Leuten sprechen sollst? ...“

Nie, dachte Hanno verzweifelt, nie werde ich zu den Leuten sprechen!

* * *

Er ließ nichts merken von der Sorge, mit der er die Entfremdung beobachtete, die zwischen ihm und seinem kleinen Sohne zuzunehmen schien, und der Anschein, als bewürbe er sich um des Kindes Gunst, wäre ihm furchtbar gewesen. Er hatte ja während des Tages nur wenig Muße, mit dem Kleinen zusammenzutreffen; gelegentlich der Mahlzeiten aber behandelte er ihn mit einer freundschaftlichen Kordialität, die einen Anflug von ermunternder Härte besaß. „Nun, Kamerad,“ sagte er, indem er ihm ein paarmal auf den Hinterkopf klopfte und sich, seiner Frau gegenüber, neben ihn an den Speisetisch setzte ... „Wie geht's! Was haben wir getrieben! Gelernt? ... Und Klavier gespielt? Das ist recht! Aber nicht zuviel, sonst haben wir keine Lust mehr zum übrigen und bleiben Ostern sitzen!“ ... Keine Muskel in seinem Gesicht verriet dabei die besorgte Spannung, mit der er erwartete, wie Hanno seine Begrüßung aufnehmen, wie sie erwidern werde; nichts verriet etwas

von dem schmerzlichen Sichzusammenziehen seines Inneren, wenn das Kind einfach einen scheuen Blick aus seinen goldbraunen umschatteten Augen zu ihm hingleiten ließ, der nicht einmal sein Gesicht erreichte, — und sich stumm auf seinen Teller beugte.

Ungeheuerlich wäre es gewesen, sich um diese kindische Unbeholfenheit zu bekümmern. Während des Beisammenseins, in den Pausen, etwa beim Wechseln des Geschirrs, war es seine Pflicht, sich ein wenig mit dem Jungen zu beschäftigen, ihn ein bißchen zu prüfen, seinen praktischen Sinn für Tatsachen herauszufordern... Wieviel Einwohner besaß die Stadt? Welche Straßen führten von der Trave zur oberen Stadt hinauf? Wie hießen die zum Geschäft gehörigen Speicher? Frisch und schlagfertig hergesagt! — Aber Hanno schwieg! Nicht aus Trotz gegen seinen Vater, nicht um ihm wehe zu tun. Aber die Einwohner, die Straßen und selbst die Speicher, die ihm unter gewöhnlichen Umständen unendlich gleichgültig waren, flößten ihm, zum Gegenstand eines Examens erhoben, einen verzweifelten Widerwillen ein. Er mochte vorher ganz munter gewesen sein, mochte sogar mit seinem Vater geplaudert haben, aber sowie das Gespräch auch nur annähernd den Charakter einer kleinen Prüfung annahm, sank seine Stimmung unter Null, brach seine Widerstandskraft zusammen. Seine Augen verschleierten sich, sein Mund nahm einen verzagten Ausdruck an, und was ihn beherrschte, war ein großes schmerzliches Bedauern über die Unvorsichtigkeit, mit welcher Papa, der doch wissen mußte, daß solche Versuche zu nichts Gutem führten, nun sich selbst und allen die Mahlzeit verdorben hatte. Mit Augen, die in Tränen schwammen, sah er auf den Teller nieder. Ida stieß ihn an . . . und flüsterte ihm zu . . . die Straßen, die Speicher. Aber ach, das war unnütz, ganz unnütz! Sie mißverstand ihn. Er wußte ja die Namen, zum Teile wenigstens, ganz gut, und so leicht wäre es gewesen, Papas Wünschen bis zu einem gewissen Grade wenigstens entgegenzukommen, wenn es eben möglich gewesen wäre, wenn ihn nicht eben etwas unüberwindlich Trauriges daran gehindert hätte . . . Ein strenges Wort, ein Klopfen mit der Gabel auf den Messerblock von seiten des Vaters schreckte ihn auf. Er warf einen Blick auf seine Mutter und Ida und versuchte, zu sprechen, aber schon die ersten Silben wurden von Schluchzen erstickt; es ging nicht. „Genug!" rief der Senator zornig. „Schweig! Ich will gar nichts mehr hören! Du brauchst nichts herzusagen. Du darfst stumm und dumm vor dich hinbrüten dein Lebtag!" Und in schweigsamer Mißstimmung ward die Mahlzeit zu Ende geführt.

* Thomas Mann, Buddenbrooks.

S t r a f e n

Die unverdorbene Jugend hat eine so zarte Ehre daß sie nur zurechtgewinkt werden darf. E. M. Arndt.

... Es war schon im Oktober, ein heller, wundervoller Tag, und wir spielten in unserem Garten ein von uns selbst erfundenes, aber freilich nur einmal gespieltes Spiel: „Bademeister und Badegast". An der Gartentür standen Tisch und Stuhl, auf welch letzterem der Bademeister saß und gegen gesiegelte Marken Zutritt gewährte. War diese Marke bezahlt, so schritt der Badegast über eine auf Holzkloben liegende Bretterlage hin und kam schließlich an den Badeplatz. Dies war ein vorher gegrabenes riesiges Loch von wenigstens vier Fuß im Quadrat und ebenso tief. Das Wasser fand sich von selbst, denn es war Grundwasser, und in diesem Grundwasser stapften wir nun, nach Aufkrempelung unserer Hosen und wie in Vorahnung der Kneippschen Heilmethode, glückselig herum. Aber nicht allzu lange. Meine Mutter hatte vom Wohnzimmer meines Vaters aus diesen Badejubel beobachtet, und aus Gründen, die mir bis diesen Augenblick ein Geheimnis sind, entschied sie sich dahin, „daß hier ein Exempel statuiert werden müsse". Hätte sie sich der Ausführung dieses Entscheids nun selber unterzogen, so wäre die Sache nicht schlimm gewesen. Die Hand einer Mutter, die rasch dazwischenfährt, tut nicht allzu weh; es ist ein Frühlingsgewitter, und kaum hat es eingeschlagen, so ist auch die Sonne schon wieder da. Leider jedoch hatte meine Mutter, und zwar schon seit Jahr und Tag vor Eröffnung dieser „privaten Badesaison", den Entschluß gefaßt, nur immer Strafmandate zu erlassen, die Ausführung aber meinem Vater, wie einem dafür Angestellten, zuzuweisen. Das Heranreifen eines solchen Entschlusses in ihr kann ich mir nur so erklären, daß sie davon ausging, mein sehr zur Bequemlichkeit neigender Vater sei eigentlich „für gar nichts da", und daß sie mit dem allen den Zweck verband, ihn auf den Weg des Pflichtmäßigen hinüberleiten zu wollen. Treff' ich es damit, so muß ich sagen, ich halte das von ihr eingeschlagene Verfahren für falsch. Wer die Untat entdeckt und als Untat empfindet, der muß auch auf der Stelle Richter und Vollzieher in einer Person sein. Vergeht aber eine halbe Stunde oder eine ganze, und muß nun ein vom Frühschoppen heimkehrender Vater, der eigentlich sagen möchte: „Seid umschlungen, Millionen!", muß dieser unglückselige Vater auf einen Bericht und eine sich daranknüpfende Pflichtermahnung hin den Stock oder gar die Reitpeitsche von seinem verstaubten Schreibpult herunternehmen, um nun den alten König von Sparta zu spielen, so ist das eine sehr traurige Situation, traurig für den mit der Exekution Beauftragten und traurig für den, an dem sich der Auftrag vollzieht. Kurz und gut, ich wurde ganz gründlich ins Gebet genommen, und als ich aus der Marter

heraus war und total verbockt (ein Zustand, den ich sonst nie gekannt habe) in unserer schüttgelben Kinderstube mit dem schwarzen Ofen und dem Alten-Geislerstuhl auf und ab ging, erschien meine Mutter und forderte von mir, daß ich nun auch noch hinübergehen und meinem Vater abbitten sollte. Das war mir über den Spaß, und ich weigerte mich. Schließlich aber redete sie mir freundlich zu und ich tat es. Ich glaube, sie fühlte in ihrem Gerechtigkeitssinne, daß sie viel zu weit gegangen war, und weil ihr mein Vater, dem die Sache gewiß geradezu gräßlich war, schon ähnliches gesagt haben mochte, so lag ihr daran, alles baldmöglichst wieder beglichen zu sehen. . . .

* * *

. . . Weihnachten rückte heran, und schon die ganze Woche vorher hieß es: „Aber diesmal wird es eine Freude sein... so was Schönes," und wenn ich dann mehr wissen wollte, setzte die gute Schröder hinzu: „Gerade was du dir gewünscht hast. . . . Die Mama ist viel zu gut, denn eigentlich seid ihr doch bloß Rangen."

„Aber was is es denn?"

„Abwarten."

Und so, fieberhaft gespannt, sahen wir dem Heiligabend entgegen. Endlich war er da. . . .

... Unser Einmarsch war eben erfolgt, ... und verwirrt und befangen standen wir, auf den Baum starrend, um die Tafel herum, bis die Mama uns endlich bei der Hand nahm und sagte: „Aber nun seht euch doch an, was euch der heilige Christ beschert hat. Hier das," und diese Worte richteten sich speziell an mich, „hier das unter der Serviette, das ist für dich und deinen Bruder. Nimm nur fort." Und nun zögerten wir auch nicht länger und entfernten die Serviette. Was obenauf lag, weiß ich nicht mehr, vielleicht zwei große Pfefferkuchenmänner oder ähnliches, jedenfalls etwas, was uns enttäuschte. „Seht nur weiter." Und nun nahmen wir, wie uns geheißen, auch das zweite Tuch ab. Ah, das verlohnte sich. Da lagen, gekreuzt, zwei schöne Korbsäbel, also genau das (die gute Schröder hatte recht gehabt), was wir uns so sehnlich gewünscht hatten. Und so stürzten wir denn auf die Mama zu, ihr die Hände zu küssen. Aber sie wehrte uns ab und sagte auch diesmal wieder: „Seht nur weiter," und in einem Aufregezustand ohnegleichen, denn was konnte es nach diesem Allerherrlichsten noch für uns geben, wurde nun auch die dritte Serviette fortgezogen. Aber, alle Himmel, was lag da! Ein aus weißem und rotem Leder geflochtener Kantschu, der damals, ich weiß nicht unter welcher sprachlichen Anlehnung, den Namen Peserik führte. Meine Mutter hatte erwartet, unsere Freude durch diese scherzhafte Behandlung des Themas gesteigert zu sehen. Aber nach der Freudenseite hin gingen meine Gedanken und Gefühle durchaus *nicht*. Ganz im Gegenteil. Ich war einfach außer mir und lief in den Garten hinaus, um da wieder zu mir selber zu kommen, was freilich nicht glücken wollte. Die Weihnachtsfreude war

hin, war an einem gut gemeinten, aber verfehlten Scherze gescheitert. Hatte ich unrecht? Ich glaube, nein. Jedenfalls, wie ich die Sache vor sechzig Jahren ansah, so sehe ich sie noch heute an. Es lag diesem Einfall eine volle Wesens- und Charakterverkennung zugrunde. Für andere hätte es vielleicht gepaßt, für mich nicht. Ich erinnere mich, vor vielen Jahren einmal in einem Bogumil Goltzschen Buche, das den Titel führte: „Aus meiner Kindheit“ (oder so ähnlich), gelesen zu haben, er, der Verfasser, sei jedesmal glücklich gewesen, wenn der Peserik seiner Mutter aus aller Macht über ihn gekommen sei. „Um jeden Schlag schade, der vorbeiging.“ Natürlich kann auch nach diesem Prinzip erzogen werden, und ich will gern einräumen, daß dabei prächtige, urkräftige Jungen heranwachsen können, die für die Zukunft mehr Tüchtigkeit versprechen und dies Versprechen auch halten, als solch empfindsames, von allerhand Eitelkeiten beherrschtes Bürschchen, wie ich eines war. Aber wenn dies auch dreimal richtig wäre, so bliebe dieser Erziehungseinfall — denn etwas Erzieherisches sollte es im letzten doch sein — in meinen Augen immer noch ebenso verfehlt. Ich konnte mich doch nicht plötzlich umwandeln; ich blieb, meinetwegen leider, genau derselbe Empfindling, der ich war, nichts an und in mir wurde besser, ich hatte nichts davon als eine Kränkung und ein verdorbenes Fest. Es gibt nun mal verschiedene Naturen, und wenn es geboten sein mag, schwächer Ausgestattete zu kräftigen und zu stählen, auch wenn es diesen zunächst wehe tut, so ist doch, von den sonstigen Schwierigkeiten der Sache ganz abgesehen, die Stunde, wo der Weihnachtsbaum angezündet wird, sicherlich nicht der Zeitpunkt dafür. Es soll an diesem Abend nicht erzogen, sondern erfreut werden, und der, dem diese Aufgabe zufällt, und der sich ihr noch dazu freudig und liebevoll zu unterziehen trachtet, der muß sich doch notwendig die Frage vorlegen, ob der zu Erfreuende an dem, wodurch man ihn erfreuen will, auch wirklich eine Freude haben kann. . . . * Theodor Fontane, Meine Kinderjahre.

Immer, wenn ich mir etwas Ernsteres zuschulden kommen lasse, greift die Erzieherin zu dem Mittel, mich zum Vater zu schicken, dem ich selbst berichten muß, was ich verbrochen habe; das ist für mich die schwerste Strafe.

Iwan Sergejewitsch war durchaus nicht streng gegen seine Kinder, aber er war selten mit ihnen zusammen, fast nur während der Mahlzeiten, und nie herrschte ein vertraulicher Ton zwischen ihnen, ausgenommen wenn eins der Kinder krank war. Dann war er wie verwandelt; die Furcht, sie zu verlieren, machte einen ganz anderen Menschen aus ihm. Seine Stimme und sein ganzes Wesen bekam etwas unendlich Zärtliches und Sanftes, und niemand verstand dann so gut wie er, mit den Kindern umzugehen, die ihn ihrerseits in solchen Tagen förmlich vergötterten und noch lange mit einer gewissen Verwunderung an die schönen Zeiten zurückdachten. Für gewöhnlich jedoch, wenn

alles gesund war, befolgte Iwan Sergejewitsch die Regel „ein Mann muß streng sein“ und war mit seinen Liebkosungen äußerst sparsam.

Er war gern allein und lebte in einer Welt für sich, zu der niemand Zutritt hatte. Am Morgen machte er einen Spaziergang über die Felder, entweder allein, oder in Begleitung des Inspektors, und fast den ganzen übrigen Tag verbrachte er in seinem Arbeitszimmer, das von den übrigen Räumen getrennt lag und sozusagen das Allerheiligste des Hauses bildete. Selbst Elena Pawlowna ging nie ohne anzuklopfen hinein, und keins der Kinder wäre je auf die kühne Idee gekommen, es unaufgefordert zu betreten.

Wenn daher die Erzieherin sagt: „Geh zum Vater hinein und erzähle ihm, wie du dich betragen hast,“ dann bin ich geradezu verzweifelt. Ich weine, ich sträube mich, aber „Fräulein“ ist unerbittlich, nimmt ihr Opfer bei der Hand und führt oder schleppt es vielmehr bis vor des Vaters Stubentür, überläßt es hier seinem Schicksal und geht ihrer Wege.

Nun hilft kein Weinen mehr; außerdem liegt ganz in der Nähe das Entree, in dem sich fast immer ein tatenlos herumlungernder Diener aufhält, der mich mit verletzender Neugier anstarrt.

„Das kleine Fräulein scheint wieder mal etwas verbrochen zu haben,“ höre ich Ilja, des Vaters Kammerdiener, in halb mitleidigem, halb spöttischem Tone sagen.

Ich würdige ihn keiner Antwort und bemühe mich, auszusehen, als sei nichts vorgefallen und als ginge ich aus freien Stücken zum Vater. Unverrichteter Sache umzudrehen und in die Schulstube zurückzukehren, wage ich nicht; solch offenbarer Ungehorsam würde die Sache nur verschlimmern — aber dazustehen als Zielscheibe für den Spott des Bedienten, ist geradezu unerträglich; es bleibt mir also nichts weiter übrig, als mutig meinem Verhängnis entgegenzugehen.

Ich klopfe an — leise, ganz leise; es vergehen einige Sekunden, die mir eine wahre Ewigkeit scheinen.

„Klopfen Sie etwas lauter, Fräuleinchen, der Papa hat es nicht gehört,“ mischt sich der unerträgliche Ilja wieder hinein, den der ganze Auftritt im höchsten Grade zu amüsieren scheint.

Es hilft nichts, ich muß noch einmal klopfen.

„Wer ist da? Herein!“ höre ich endlich von innen des Vaters Stimme.

Ich trete ein, bleibe aber auf der Schwelle gleich wieder stehen; der Vater sitzt am Schreibtisch, den Rücken nach der Tür zu gekehrt, und sieht mich nicht.

„Na, wer ist denn da? Was gibt es?“ ruft er ungeduldig.

„Ich bin es, Papa — Malwine Jakowlewna hat mich hergeschickt,“ gebe ich schluchzend zur Antwort.

Iwan Sergejewitsch weiß schon, was das bedeutet.

„Aha! Du scheinst wieder irgendetwas angerichtet zu haben“ —

sagt er, wobei er sich zu einem möglichst strengen Tone zwingt — „nun also, leg los, was hast du getan?"

Und unter heftigem Schluchzen stottere ich nun meine Selbstanklage hervor.

Iwan Sergejewitsch hört zerstreut zu. Seine Begriffe von Erziehung sind höchst primitiv, und Pädagogik ist seiner Meinung nach eine Sache, mit der sich Frauen zu befassen haben. Natürlich hat er auch keine Ahnung davon, was für eine Welt unklarer, komplizierter Gefühle die Seele des Kindes in sich birgt, das jetzt in Erwartung seines Urteils hier vor ihm steht. Ganz erfüllt von seinen „männlichen" Beschäftigungen hat er nicht einmal bemerkt, wie sie aufgeschossen ist, was sich allmählich aus dem kleinen dicken Kinde, das sie noch vor fünf Jahren war, entwickelt hat. Er ist oft unschlüssig, was er bei derartigen Anlässen zu sagen oder zu tun hat; mein Vergehen erscheint ihm herzlich unbedeutend, und doch ist er von der Notwendigkeit einer strengen Erziehung fest durchdrungen. Im Grunde ärgert er sich über die Gouvernante, die sich bei solch einer Kleinigkeit nicht selber Rat weiß; da die Sache nun aber einmal seinem Richterspruch unterbreitet worden ist, hält er sich für verpflichtet, seine Macht und väterliche Autorität zu beweisen, und setzt eine strenge, unzufriedene Miene auf.

„Du bist ein böses, ungehorsames Mädchen, und ich bin sehr unzufrieden mit dir." sagt er und schweigt darauf eine Weile, weil er nicht recht weiß, wie er fortfahren soll. „Geh und stell dich in den Winkel!" schließt er endlich, denn von allen pädagogischen Weisheitslehren ist ihm besonders die eine fest im Gedächtnis haften geblieben: ungezogene Kinder werden in die Ecke gestellt.

Und so muß ich, das große, zwölfjährige Mädchen, das noch vor wenigen Augenblicken mit seinen Romanheldinnen die spannendsten psychologischen Szenen durchlebte, im Winkel stehen wie ein kleines, dummes, unvernünftiges Kind.

Iwan Sergejewitsch nimmt seine Beschäftigung am Schreibtisch wieder auf; tiefe Stille herrscht im Zimmer. Ich stehe unbeweglich, aber — großer Gott — was denke und fühle ich alles in diesen wenigen Minuten! Ich sehe so deutlich ein, wie unzweckmäßig, wie einfältig geradezu diese Strafe ist, aber eine Art von innerem Schamgefühl läßt mich stillschweigend mich unterwerfen, ohne in Tränen auszubrechen oder einen heftigen Auftritt herbeizuführen; ich habe ein Gefühl bitterster Kränkung und zugleich machtlosen Zorns, das mir die Kehle zuschnürt und mich zu ersticken droht. „Es ist ja Dummheit! Was tut es mir, daß ich im Winkel stehe?" so versuche ich, mich selbst zu trösten, aber es tut mir bitter weh, daß der Vater mich so tief demütigen kann und will — derselbe Vater, auf den ich so stolz bin, der so hoch über allen anderen steht.

Die Sache läßt sich auch noch ertragen, solange ich mit dem Vater allein bin, aber nun klopft es an der Tür, und unter irgendeinem Vorwand tritt der Diener ein, der entsetzliche Ilja. Ich weiß ganz genau,

daß er nur aus Neugier kommt, nur um zu sehen, welche Strafe das kleine Fräulein bekommen hat, aber er tut, als merkte er nichts, verrichtet sein Geschäft, ohne sich im geringsten zu beeilen, als sähe und hörte er nichts, und wirft erst im Hinausgehen einen spöttischen Blick auf mich. Ach, wie hasse ich ihn in diesem Augenblick!

Ich stehe so still in meinem Winkel, daß der Vater manchmal meine Anwesenheit ganz vergißt und mich eine Ewigkeit stehen läßt — denn ich selbst bin natürlich viel zu stolz, um abzubitten. Endlich wird der Vater jedoch meiner ansichtig und fertigt mich ab mit den Worten: „So, so, jetzt geh nur und sei ein andermal nicht wieder so unfolgsam." Er hat keine Ahnung davon, welcher moralischen Tortur sein armes kleines Mädchen während der letzten halben Stunde ausgesetzt war, und ein Blick in ihr Inneres würde ihn wahrscheinlich nicht wenig erschrecken — so aber hat er die ganze unerquickliche Geschichte nach wenigen Augenblicken vergessen, während ich das Zimmer verlasse mit Gefühlen, die weit über meine Jahre hinausgehen; ich bin so voll von Bitterkeit über die unverdiente Kränkung, wie ich sie später nur einige wenigemal in den schwersten Stunden meines Lebens gefühlt habe.

Scheu und still kehre ich in die Schulstube zurück. Die Gouvernante ist mit dem Resultat ihrer Erziehungsmethode ganz zufrieden, denn mehrere Tage hindurch bin ich so still und fügsam, daß es fast nichts an mir zu tadeln gibt; vielleicht wäre sie etwas weniger erfreut, wenn sie eine Ahnung von der Wirkung hätte, die derartige pädagogische Maßregeln auf das Gemüt ihres Zöglings ausüben.

* Sonja Kowalewsky, Jugenderinnerungen.

Neben unserm Garten wohnten vermögliche, reich mit Kindern gesegnete Bauerngutsbesitzer, Dudenhöfer mit Namen. Einer der Söhne in meinem Alter und seine Schwester Marie teilten mit uns und verschiedenen andern Jungen und Mädchen die französischen Stunden, welche wir in einem Schulsaal der Volksschule von einem verabschiedeten französischen Offizier erhielten, der unterm alten Napoleon gedient hatte und im Dorf bei seiner Nichte die magere Pension verzehrte. Joseph und Marie waren besonders während der Zeit des Heumachens meine guten Freunde. Das war eine Wonne, mit ihnen und den zahlreichen jüngeren Geschwistern auf dem frisch eingefahrenen Heu herumzuklettern und es in der Tenne festzustampfen, bis wieder neue Ladungen angefahren kamen. Wie wichtig dünkten wir uns bei unserm Stampfen, und wie schmeckte das Käsebrot und der Apfelwein bei der Mutter Dudenhöfer! Manchmal nahm uns auch Daniel, der älteste Bauernsohn, im leeren Wagen mit auf die Wiese, und wenn der Wagen frisch geladen und der lange Heubaum oben befestigt war, durften wir hinaufklettern und durchs Dorf heimfahren. Da waren wir immer stolz wie die Könige, und die Welt dünkte uns von da oben noch einmal so schön. Als wir es uns aber einmal einfallen ließen, Kirschen und Pflaumen von den Bäumen, unter

denen wir auf der Landstraße durchfuhren, zu pflücken, da wurde der Daniel sehr böse und sagte, das sei gestohlen. Es war gar zu verführerisch, die reifen, saftigen Früchte sozusagen gerade unter der Nase zu haben, und wir streichelten sie wenigstens manchmal, wenn wir sie auch nicht mehr pflückten, seit Daniel uns gescholten, obwohl es uns vorkam, als dürften wir tun, was wir wollten, weil wir so hoch da oben saßen.

Eines Tages war ich nicht zufrieden damit, daß mein Vater mir noch eine besondere französische Stunde gegeben hatte. Es war gerade „Heutag", und ich meinte zur Mutter: „Die Kinder der Mutter Dudenhöfer haben es viel besser als ich; ich wollte, ich wäre auch ihr Kind." — „Das kannst du werden," erwiderte mir Mutter, „ich will nachher hinübergehen und der Dudenhöfern sagen, daß du ihr Kind werden willst. Ist dir's ernst?" Die Sonne schien so goldig auf mein etwas beklextes Heft, das Verb être starrte mir aus dem noch aufgeschlagenen Buch entgegen als ein unübersteiglicher Berg, und ich wollte doch auch nicht ausgelacht werden von meinem Vetter Karl, der mir vom Fenster her, an dem er ein Bild durchpauste, eine Grimasse schnitt, kurzum ich sagte „Ja". Mutter stellte ihr Spinnrädchen weg, an dem sie so manche Spule des schönsten Flachses gesponnen hat, ging ins Nachbarhaus — ich erwartete sie im Hof — und sie kam bald mit dem Bescheid zurück, die Mutter Dudenhöfer wolle mich als Kind annehmen. Auf Befehl der Mutter packte unsere Agel Wäsche und Kleider für mich zusammen, und ich sollte mit ihr gehen. Unter der Tür drehte ich mich noch um und fragte, ob ich manchmal zu Besuch kommen dürfe. Da sagte die Mutter „Nein". Die Großmutter aber meinte: „Laß sie nur kommen, die andern Dudenhöfer-Kinder kommen ja auch zu Besuch," und daraufhin meinte Mutter: „Nun, meinetwegen kannst du manchmal kommen." — „Meinen Huthhas will ich aber auch mitnehmen," kam ich an der Tür nochmals zurück. Mutter reichte mir, ohne ein Wort zu sagen, den großen, auf einem Nest aufrechtstehenden Osterhas, ein Zuckerkunstwerk, das seit Ostern im Glasschrank aufbewahrt gewesen und von mir und meinen Schulkameraden niemals beleckt, sondern nur immer durch die Scheiben angestaunt wurde. Herr Huth aus Landau, ein Freund meines Vaters, hatte mir den Has geschenkt, und er hieß deshalb zum Unterschied von den andern Osterhasen, die im Schrank thronten, der Huthhas.

Mit meinem Huthhas im Arm zog ich ab. Mein Vetter Karl trug mir die Schultasche und sagte zum Abschied: „Du Schneegans, du kommst doch wieder, wenn's dunkel wird; aber dann will ich dich auslachen." Die Mutter Dudenhöfer nahm Agel den Kleiderkorb ab und stellte ihn, ohne ihn auszupacken, in den großen, eichenen Leinwandschrank im Alkoven und meinte: „Aufhängen können wir die Kleider später." Den Has stellte sie auf das Pult in der großen Wohnstube. Meine neuen Geschwister hätten ihn gerne gestreichelt, aber er stand zu hoch dafür, und so bewunderten sie ihn gebührend ohne Streicheln, was mir eigentlich lieber war, denn das Jaköble hatte gar zu schmutzige Finger vom Lehmklößebacken. Zu meinem Entsetzen aber war der Has bald von Scharen von Fliegen

bedeckt, und ich bat die Mutter Dudenhöfer, ihn doch in den Glasschrank zu stellen zu den Zinntellern. Da sei kein Platz, sagte sie; sie wolle den Has zudecken, und das tat sie mit einer Serviette. Daheim im Glasschrank war Platz, dachte ich etwas unzufrieden, lief aber mit Jaköble und Babette zu den andern in die Scheune, zum Heustampfen. Heute jedoch stachen mich besonders viele harte Halme in die Beine, und ich folgte gerne Josephs Ruf, der zwei große Heuschrecken gefangen hatte, welche er an einen aus Kartenblättern hergestellten Wagen spannte. Damit sie nicht mit dem Wagen davonfliegen sollten, hatte er ihre Flügel mit Wachs zusammengeklebt und ihnen ein Stückchen Holz an den Leib gebunden, um den Springer unfähig zu machen. Ich schalt aber und sagte ihm, der Herr Dechant hieße das Tierquälerei, was er durchaus nicht glauben wollte. Die Heuschrecken sollten auch arbeiten, meinte er: „Sieh mal die Pferde, wie die den ganzen Tag arbeiten müssen, und die sind auch eingespannt.“ Der Knecht Jockel aber, welcher dazu kam, machte unserm Streit bald ein Ende, indem er Josephs Arme fest auf dem Rücken zusammenpreßte und den zappelnden Jungen fragte: „Na, wie gefällt dir das? So ungefähr mag's den armen Tieren da zumute sein, die du nur für dein Pläsier anspannst.“ Darauf mußte Joseph die Heuschrecken frei geben, und er löste auch das Wachs von den Flügeln ab. „Du, Jockel,“ meinte er aber auf einmal, „auf die Kirchweih nach Bellheim fahren wir aber doch im Kutschenkarren oder in der Chaise? Da sind doch auch für unser Pläsier die Gäule angespannt?“ Der Jockel kratzte sich erst hinter dem Ohr, dann aber meinte er: „Ja, ein Gaul ist aber keine Heuschrecke, und unsere Gäule sind zum Schaffen da und die Heuschrecken nicht. Die Gäule, die stampfen ja ganz vergnügt, wenn ich sie an die Chaise spanne; die ist lange nicht so schwer wie ein geladener Ernte- oder Heuwagen.“

Ich habe mir die Pferde später manchmal darauf angesehen, wenn sie am Sonntag bei Nachbars an die Kutschenkarre oder an die Chaise gespannt wurden. Sie schienen sich richtig über das frisch gewichste Kumt mit seinen blanken Messingbeschlägen zu freuen, das der Jockel ihnen umhängte, und wenn er gar der Braunen ein farbiges Bändchen um die Stirn band, dann leckte sie ihm die Hand, als ob er ihr gelbe Rüben oder Zucker gebracht hätte. Die angespannten Heuschrecken spielten allerdings dagegen eine jämmerliche Figur, und der Herr Dechant hat auch später gesagt, daß der Jockel ganz recht habe.

„Geht mit in den Stall, ihr könnt mir Futter schneiden helfen,“ meinte Jockel, als die Heuschrecken davongehüpft waren, und wir folgten ihm und trugen das Häcksel, welches er für die Pferde zusammenschnitt, in den großen Futterkasten neben Jockels Bett im Pferdestall. Dann durften wir das Fohlen, ein liebes kleines Tierchen, streicheln und mit der Katharine, meiner neuen ältesten Schwester, die Eier ausheben, und so kam die Zeit zum Nachtessen heran. Der Bauer Dudenhöfer ließ mich neben sich sitzen, aber der neue Vater in der blauen Arbeitsbluse und mit den schwieligen Händen wollte mir im Vergleich mit meinem Vater daheim gar nicht gefallen, obwohl er mir mehr Bratäpfel auf den Teller

legte, als ich selbst in meinen vergnügtesten Tagen hätte vertilgen können. Es schmeckte mir gar nicht, und das Ei, das die schwarze, gekrauste Henne extra für mich gelegt haben sollte, ließ ich zur Hälfte stehen. Meine neuen jüngeren Geschwister gingen nach dem Nachtessen gleich in die Hinterstube schlafen, und wir Großen durften noch in den Hof spielen gehen. Ich drückte mich aber bald davon, denn mir war gar nicht wohl zumut. Leise kletterte ich die Treppe hinauf, wo auf einem Vorplatz am Eingang der sogenannten guten Stube die Sonntags-Pferdegeschirre an den Wänden hingen. Dort hockte ich mich in einer Ecke nieder und betrachtete melancholisch die Spiegelbilder des gerade aufsteigenden Mondes in den glitzernden Messingbeschlägen. Auf einmal war mir, als ob ich meine Mutter leibhaftig, greifbar vor mir sähe; heute noch kann ich das Gefühl, das mich packte, nicht anders beschreiben, und ich fing an bitterlich zu weinen. Aber mit keinem Gedanken dachte ich an ein Zurückgehen zum Elternhaus, das schien auf immer für mich versunken. Da fiel mir plötzlich Vetter Karls „Schneegans" ein und sein: „Du kommst doch wieder, wenn es dunkel wird," und da erst dachte ich, ich wollte mich heimschleichen; vielleicht war das Haus noch offen, und ich könnte in mein Bett im Kämmerchen kriechen. Aber mitten auf der Treppe blieb ich stehen. Auslachen werden mich die Buben, nein, ich geh' nicht, und ich biß die Zähne zusammen und schluckte die Tränen hinunter. Still kleidete ich mich aus und legte mich mit Marie zu Bett im Alkoven. Da war keine Mutter, die das Nachtgebet mit mir betete, und so betete ich für mich allein:

„Jetzt geh' ich zur Ruh',
Mein Wächter sei du,
O drücke mir, Jesu,
Die Äugelein zu."

Und unter leise geweinten Tränen schlief ich ein; das Herz war mir so voll und schwer, aber ich war so müde.

Auf einmal weckte mich ein rauhes Anfassen, und die Agel stand vor meinem Bett, zerrte mich heraus und schalt heftig auf mich ein, hieß mich ein böses Mädel, ein herzloses Ding, und ich solle mich sofort von ihr anziehen lassen, die Mutter habe sie geschickt, mich zu holen. Das war ein Gemisch von Wonne und Zorn über Agels Schelten. Ich stand ganz erstarrt da. Als aber die Mutter Dudenhöfer meinte: „Na, na, Agel, nicht so heftig," da schüttelte ich die derben Hände der Agel, die mir weh taten, ab und sagte entschlossen: „Ich geh' nicht, die Mutter hat mir's erlaubt, und du hast ja meine Kleider bringen müssen. Geh fort, ich bleibe hier." „Nein, nein," begütigte mich Mutter Dudenhöfer, „deine Mutter hat wirklich nach dir geschickt." Da ließ ich mich anscheinend ungern, aber doch so gern unter dem Schelten der Agel mit Gewalt heimführen und — ohne Mutter oder sonst jemand zu Gesicht zu bekommen, ins Bett stecken. Meine Schwester Anna blinzelte mir zu und sagte, als

die Agel fort war: „Na, da bist du ja wieder, Dudenhöferkind!" — „Sei still, oder ich hau' dich," war meine schwesterliche Antwort, und Anna schwieg weislich.

Aber war das Wetter schwül am nächsten Tage! Mutter redete kaum mit mir, Vater und Großvater schienen mich gar nicht zu sehen, die Agel knurrte, wenn ich in ihre Nähe kam, und die Großmutter schüttelte den Kopf, als ich ihr schüchtern „Guten Morgen" sagte. „Lenchen, das hätte ich nicht von dir gedacht," sagte sie, und ich schlich zum Zimmer hinaus und legte mich in der Scheune aufs Stroh und war schrecklich unglücklich. Hier wollte ich bleiben, dachte ich, und gar nicht mehr zu den Menschen gehen. In der Ecke der Scheune, da wären ja Rüben, die könnte ich essen, und schlafen könnte ich auf dem Heu. „Lenchen, Lenchen, Dudenhöfer Lenchen," rief's auf einmal ganz in der Nähe der Scheune. Ich auffahren und über meine Schwester Anna, die Ruferin, herfallen, das war eins. Die heulte und drohte mich beim Vater zu verklagen, schwieg aber still, als Monsieur Uhl sichtbar wurde, der zur französischen Stunde kam. Mechanisch ging ich ins Haus, und da Vater mir wieder am vorigen Tag nachgeholfen hatte, schnurrte ich mein Verb avoir mühelos herunter und wurde vom Lehrer als Musterkind aufgestellt. Als er aber mein Aufgabenheft ansah, runzelte er die Stirn und rief: „Was sind denn das für Dummheiten, da steht ja Lenchen Dudenhöfer auf dem Umschlag? Das ist deine Handschrift, Karl," und damit schlug er meinem Vetter das Heft um die Ohren. Alles kicherte und lachte aber, als mein Vetter sehr ernsthaft erwiderte: „So heißt sie aber doch jetzt, Monsieur," und nun hörte Monsieur Uhl auch von meinen Auswanderungsgelüsten und lachte mit den andern. Ich glaubte in die Erde sinken zu müssen, und als die Stunde aus war, rannte ich, ohne auf Vetter Karls Einladung zum Soldatenspielen zu hören, in den Garten und versteckte mich im dichten Hollundergebüsch und schluchzte, als ob mir das Herz brechen wollte. Ich hatte eine unbestimmte Ahnung, daß ich unrecht getan hatte mit meinem Fortgehenwollen; weil ich aber doch Erlaubnis dazu bekommen hatte, fühlte ich mich halb im Recht, und mein dummes kleines Gehirn war ganz verwirrt. Dazu das Herzweh über die eisige Behandlung der Mutter und das ernste Kopfschütteln der Großmutter und endlich der Spott der Schulkameraden und Geschwister; das war eine harte Viertelstunde im Hollunderbusch. Mein gutmütiger Vetter Karl, dem ich doch leid tat, rief nach mir und suchte mich, aber ich rührte mich nicht; das Soldatenspiel hatte jetzt keinen Reiz für mich. Da kam die Großmutter aus einem Erbsenbeet mit der Schürze voll gepflückter Erbsen, die sie in einen Korb am Weg ausleerte. „Großmutter, Großmutter," rief ich, „Großmutter," und stürzte auf die alte Frau zu. Großmutter erschrak erst, und fragte, ob mich eine Biene gestochen hätte, dann aber begriff sie, um was es sich handelte, und setzte sich mit mir auf die Gartenbank unter dem Fliederstrauch. Ich legte meinen Kopf auf ihren Schoß und weinte bitterlich, empfand aber doch ein so tröstliches Gefühl dabei, als die Großmutter mir einige Male

liebkosend durchs Haar fuhr. Dann aber mußte ich ihr erzählen, wie mir seit gestern gewesen, und was ich alles getan und gedacht hatte, und sie wußte so geschickt zu fragen, daß sie in mein dummes kleines Herz sehen konnte wie in einen Spiegel. Und dann zankte sie mich ein bißchen und sagte, ich sei ein törichtes kleines Mädel gewesen, aber doch nicht ganz so unartig, wie es ausgesehen habe. Ich hätte Mutter sehr weh getan, ohne es zu begreifen, und sie wolle mit den Eltern reden, daß die mir verzeihen würden. Wie leicht mir da ums Herz wurde!

„Lene, Lene, komm doch," rannte Vetter Karl auf mich zu, mit einer Hand voll Weidenpfeifen, „komm doch, wir marschieren die Obergasse hinauf und den Matzenberg hinab. Der Louis hat eine Trommel bekommen von einem Reiseonkel, und dem Jakob hat die Katharine eine Fahne genäht, du bist ein Musikant," und fort ging's da, Buben und Mädel mit Pfeifen und Trommel und Holzschwertern und Stöcken und Hollunderbüchsen als Gewehren, die Obergasse hinauf, dem Fahnenjunker Jaköble nach. Buben und Mädel spielten ja Soldaten in der Freischarenzeit, da half kein Abwehren der Mütter. Vetter Karl in seinem Napoleonshut, aus einer Zeitung angefertigt, mit einer großen Hahnenfeder darauf, war kommandierender General und ritt auf einem Steckenpferd, das mächtige Sprünge machte, und wenn der Louis aufhörte zu trommeln, fingen wir an zu pfeifen. Mit einigem Herzklopfen ging ich aber doch heim zum Essen, als es Zeit war. Alle waren ganz freundlich und wie sonst gegen mich, und geredet wurde gar nicht über mein Abenteuer. Ich vergaß aber ganz nach Salz zu fragen, das ich sonst immer noch extra zur Milchsuppe haben wollte. Als ich halb mit meiner Suppe fertig war, fragte mich der Großvater lächelnd: „Lenchen, willst du heute kein Salz?" — „Doch," sagte ich herzhaft und sah die Mutter dabei an, „ich hab' geschmeckt, daß keins drin ist." Die Mutter gab mir ein wenig Salz, und damit war der Friede hergestellt; ich verstand es so gut, daß diese Prise Salz das Zeichen ihrer Verzeihung war. Wie die Suppe jetzt schmeckte! Und mit welch leichtem Herzen ich am Abend in mein Bett kroch. Als die Mutter ans Bett kam, unser Nachtgebet mit uns zu beten, da nahm ich im Dunkeln ihre Hand und küßte sie; geredet hab' ich nicht und sie auch nicht. Und als die Agel meine Schuhe holte und mir auf den Kopf patschte und sagte: „Na, du Wildfang, schläfst du noch nicht?" da war ich ganz zufrieden.

* Helene Adelmann, Aus meiner Kinderzeit.

Soziale Erziehung

So viele Menschen in einem Volk die unsichtbare himmlische Gerechtigkeit erblicken können und wissen, daß sie auch auf Erden allmächtig ist, so viele stehen zwischen diesem Volk und seinem Untergang.
Carlyle.

Jedoch auch friedlichere Anlässe führten mich in der Stadt hin und wider. Mein Vater hatte mich früh gewöhnt, kleine Geschäfte für ihn zu besorgen. Besonders trug er mir auf, die Handwerker, die er in Arbeit setzte, zu mahnen, da sie ihn gewöhnlich länger als billig aufhielten, weil er alles genau wollte gearbeitet haben und zuletzt bei prompter Bezahlung die Preise zu mäßigen pflegte. Ich gelangte dadurch fast in alle Werkstätten, und da es mir angeboren war, mich in die Zustände anderer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseins zu fühlen und mit Gefallen daran teilzunehmen, so brachte ich manche vergnügliche Stunde durch Anlaß solcher Aufträge zu, lernte eines jeden Verfahrungsart kennen, und was die unerläßlichen Bedingungen dieser und jener Lebensweise für Freude, für Leid, Beschwerliches und Günstiges mit sich führen. Ich näherte mich dadurch dieser tätigen, das Untere und Obere verbindenden Klasse. Denn wenn an der einen Seite diejenigen stehen, die sich mit den einfachen und rohen Erzeugnissen beschäftigen, an der andern solche, die schon etwas Verarbeitetes genießen wollen, so vermittelt der Gewerker durch Sinn und Hand, daß jene beiden etwas voneinander empfangen und jeder nach seiner Art seiner Wünsche teilhaft werden kann. Das Familienwesen eines jeden Handwerks, das Gestalt und Farbe von der Beschäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenstand meiner stillen Aufmerksamkeit, und so entwickelte, so bestärkte sich in mir das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem mir das nackte Dasein als die Hauptbedingung, das übrige alles aber als gleichgültig und zufällig erschien.
*Goethe, Aus meinem Leben.

Einen menschlicheren Sinn und Verstand für Dienstboten und arme Leute und die gelegentlichen Sympathien selbst für Vagabunden und für die Hefe des Volkes, soviel davon an mir ist, verdanke ich zuerst meiner Mutter Amme, die meine und meiner Geschwister Kinderfrau war und seitdem bis an ihren Tod unser Hausinventarium war und Familienerbstück verblieb, eine Person, die beinahe Elternautorität ausübte und ohne deren Teilnahme und Rat nichts Großes oder Kleines mit Vollständigkeit, mit Gemütlichkeit, mit Familienbewußtsein und mit historischer Begründung vor sich ging. Ihrem Urteil, ja ihrer bloßen Laune unterwarf sich nicht selten sogar unsere eigne Mutter, aber auch der Vater mochte jener Frau aus Hochachtung vor ihren Kardinaltugenden nur im äußersten

Falle entgegen sein. Wie mußte uns Kindern demnach eine solche Person imponieren, und welchen Respekt brachte das Verhältnis, in welchem unserer Mutter Amme im ganzen Hause stand, auf den ganzen Stand, den diese Frau so würdig vertrat? Wie ich sie an Würde und Autorität zur übrigen Menschheit, ja selbst zu Vater und Mutter in Proportion bringen sollte, das wagte ich nie klar zu denken, denn sie war nicht bloß unserer Mutter Amme, sondern bereits ein Erbstück von der Großmutter her. Ihr waren alle Schlüssel, alles Geld und Gut, das ganze Haus und Kinderregiment anvertraut. Vor ihr fürchteten sich die Dienstboten mehr, wie vor den Eltern selbst, und auch diese gaben, wie gesagt, nicht selten dem Schalten und Walten dieser Frau Raum. So viel lag dunkel in meiner gegen sie von Ehrfurcht und Zärtlichkeit zugleich durchdrungenen Kinderseele, daß diese meine Wärterin an Macht und Einsicht gleich hinter Gott kommen müsse und allen anderen Menschen vorangestellt sei, und ich entsinne mich deutlich, wie mir nichts so befremdend war, als daß sich nicht alle Leute vor dieser allmächtigen Person in Furcht und Liebe demütigten, wie ich selbst.

Ganz verwirrt, ganz desorientiert ward ich also in meinem Gemüte,... als einst in meinem Beisein diese meine Pflegemutter meiner natürlichen Mutter nach einem kurzen und heftigen Zank plötzlich reumütig und unter Tränen die Hand küßte, da sie sich wohl bei ihrem heftigen und eigensinnigen Charakter mit irgendeinem ungebührlichen und kränkenden Worte gegen ihre Brotfrau vergangen haben mochte. Meine Mutter, die ihrer Amme eine große Anhänglichkeit bewies, konnte sich auch der Tränen nicht erwehren, und ich war selbst ganz außer mir über das Unerhörte, was ich damals erfuhr, ganz insbesondere darum, weil ich große Leute, und dazu Mutter und Amme, wie Kinder weinen sah. Bis dahin hatte ich nie erwachsene Leute und am wenigsten die Respektspersonen in Tränen und Reue gesehen. — Mit zunehmendem Alter ward aber die sonst von Gemüt vortreffliche Frau immer eigenwilliger und schwieriger, und nur die Pietät meiner Eltern brachte die Aufgabe zustande, mit ihr bis ans Lebensende zusammen zu sein, wie man daraus entnehmen kann, daß unter anderem zu ihren stehenden Redensarten (nach Bruchstücken aus meinem eigenen Gedächtnis, sowie aus den gelegentlichen Mitteilungen meiner Mutter) ungefähr folgende Armenphilosophie und Apologie der geringen Leute gehörte, die, wenn auch gewiß nicht Ohne, gleichwohl keine bequeme Werkeltagsepistel von einem Dienstboten an die Herrschaft abgeben mag.

„Ach, solche reichen Leute wissen viel, wie 'nem armen Menschen zumut ist! Ja, Sie sollten man ein einziges Mal probieren, wie so einem ist, der so dienen und den ganzen Tag schwer arbeiten muß! Das ist man alles zu belachen, was solche Herrschaften vor Sorgen haben; arme Leute haben Wehtage vor Hunger und Arbeit, vornehme Leut' aber aus Übermut und aus Langerweile! Mit dem vollen Magen und vollen Geldsack läßt sich schon eine Sorge aushalten. Laufen Sie man erst barfuß im Winter, mit dem letzten Hemd, nichts auf dem Leib, nichts im Leib, dann

werden Sie schon Gott den Herrn erkennen. Was die Herrschaften von Sorge und Religion reden, das ist man lauter Gotteslästerung und Klugkoserei. Ein reicher Mensch hat keine Religion und ein Herz bloß vor seinesgleichen. Ein armer Mensch muß aber Religion haben, weil Gotteswort sein Zubrot vorstellen muß, und Brot mit Salz hat er oft genug auch nicht einmal. Wenn ich der Prediger oder der Herr Superintendent wär', ich ließ all die vornehmen Leut' und Herrschaften aus der Kirche jagen, daß sie die armen Leut' nicht stören könnten in ihrer Andacht, mit ihrer Eitelkeit! Wer Geld hat, der hat unsern Herrgott bloß zum Staat. Wenn ich Sie man könnte auf eine Stunde arm machen, so sollten Sie wohl einsehen, daß all ihr Kirchgang und Vaterunser Komödie und Gotteslästerung ist. Bettelleut' sind unsers Herrgotts Lieblingsleut' und Bettelkinder seine Engel. Das reiche, vornehme Pack ist ihm zu klug und zu statiös; das sag' ich und bleibe dabei!" —

Solche bestimmt gefällten Urteile, denen selbst die Mutter nur mit einem eingeschobenen: „Aber Neumann, was spricht Sie denn schon wieder für Geschichten" usw. begegnete, prägten sich unauslöschlich in meine Seele und hoben so meine Gesinnung und meine Weltansicht bestimmt. Von einer Naseweisheit gegen Dienstboten durfte überhaupt nicht in unserem Hause die Rede sein. Das Gesinde nahmen meine Eltern, nach alter guter Sitte, jedesmal gegen die Prätensionen und Unarten der Kinder in Schutz. Es galt als heiliger Grundsatz: daß Kinder bei aller Gelegenheit empfinden müßten, wie sie keinem Erwachsenen gleichstünden und am wenigsten der Meinung sich hingeben dürften, als wären die Dienstboten etwa im Dienste ihrer Kinderlaunen da. —

Mein Vater sagte bei dem bloßen Anschein davon mit allem Nachdruck, der in seinem durchgreifenden Wesen lag: „Du Schlingel du, der Dienstbote dient nur mir, nicht dir. Ein Gesinde ist auch sein eigner Herr, denn es verdient sauer sein bißchen Brot, und du Dummerjahn bist noch zu nichts in der Welt nütze und sollst erst ein Mensch werden durch Gehorsam und durch Fleiß. Wo du dich unterstehst, die Dienstleute zu schikanieren oder grob mit ihnen zu sein, so sollst du aus dem Hause geworfen werden, dann kannst du Schweine und Gänse hüten gehen und probieren, wie das Dienen tut, wenn sie dich noch mal als Gänsejungen nehmen!" Solche Zurechtweisungen dämpften und vertrieben dann den Kitzel vollends, der auch gut geartete Kinder zuweilen wie ein Fieberparoxysmus befällt. Heute ist man aber in der Kinderzucht über solch' altfränkische Regeln hinweg und weiß alles besser. Die Dienstboten sind bekanntlich eine durch und durch verderbte Rasse, gut genug, selbst von den Kindern angeschnauzt zu sein, und die Herrschaften sind, wie sich von selbst versteht, an der Lieblosigkeit und Gemeinheit der Dienstboten nicht im mindesten schuld. Was will man nun mehr! Was mich betrifft, so wollte ich noch ein bißchen von meiner Mutter Amme erzählen.

Ich war nämlich der Liebling jener Frau, sie fütterte mich von ihrem ersparten Lohne mit allen möglichen Leckereien und nahm mich gegen

die durchgreifende Strenge der Eltern und großen Stiefgeschwister mit den stehenden Redensarten in Schutz: „Das ist keine Kunst, Kinder in die Welt setzen und hinterdrein so mit Gewalt zu ziehen. Sie sind och klein gewesen, wie hat's Ihnen gefallen, wenn Sie vor alles Prügel gekriegt haben? Das ist mein Junge, und ich laß ihn nicht schlagen, und ich werd' ihn schon allehne schlagen, wenn's mal sein muß!" Und wirklich gab's denn einen oder ein paar Püffe, mehr pro forma und zum Schrecken, als im bitteren Ernst, hinterdrein aber Versöhnungsgeschenke und zärtliche Friedensschlüsse, die unterweilen komische Geschichten mit sich führten. Von vielen sei nur eine erzählt:

Infolge einer ihrer Meinung nach zu streng ausgefallenen Züchtigung schenkte mir die alte Wärterin als Extragratifikation einen harten Gulden. Als ich nun mit dem Geldstück lang genug gespielt hatte, gab ich es der Geberin zurück mit dem Bedeuten, mir für diesen Gulden, der mir eine Unsumme dünkte, tagtäglich einen Kuchen zu kaufen, wo nicht ihrer zwei. Das ward mir denn für eine große Vernunft ausgelegt und der Handel akzeptiert. Vom folgenden Tage an erhielt ich jeden Morgen einen Groschenkuchen zu meiner Milch. Die Herrlichkeit mußte somit binnen dreißig Tagen ihre Endschaft erfahren. Nicht so in meiner Phantasie — hier war ein Gulden ein unerschöpflicher Schatz und eine Art von Fortunatuskapital. Als das Geld ausgegeben war, suchte mir meine Gönnerin vergeblich zu demonstrieren, daß ein Gulden nur aus dreißig Groschen, ein Monat aber aus dreißig Tagen bestünd'! — Der Monat schien mir bei dieser Gelegenheit aus weniger Tagen und der Gulden aus noch mal so viel Groschen zu bestehen. Nach allen Explikationen und an den Fingern hergerechneten Beweislegungen war der Refrain von meiner Seite, halb aus Dummheit und halb aus Eigensinn — Schelmerei und Spitzbüberei vielleicht instinktmäßig mit eingemengt: — „Aber Neumannsche — wo ist denn der ganze Gulden, ich will doch — meinen harten Gulden!" Und so blieb ich obstinat, wie ein Maultier, bei meinem Gulden-Kurant. —

Das End' vom Liede waren Knüffe, die ich erwischte und Nachzahlungen in der darauffolgenden Pazifikation. —

Die Eltern aber ließen sich bei diesen Verwöhnungen und Komödien nach ihrem gesunden und freien Urteile nicht zu peinlich finden und nicht irren; einmal, weil sie sich nicht selten dabei amüsierten, mehr aber noch, weil sie wohl fühlen mochten, daß bei der sonst so strengen Hausdisziplin und bei mancher Unbill, die ich von den größeren Geschwistern erfuhr, so eine Pflegemutter und Gönnerin eine Art von Gegengewicht abgeben mußt', und daß man in der Erziehung an und für sich unschuldige Torheiten nicht auf die Goldwage legen dürfe, da viele Dummheiten sich von selbst aplanieren und bestrafen, bevor man noch nachdrückliche Notiz von ihnen nimmt. Heute sind die Eltern und Pädagogen schwierig und skrupulös, aber nur zu häufig am unrechten Ort. Denn es gebricht an jeder Unbefangenheit und überall am rechten Witz.

* Bogumil Goltz, Buch der Kindheit.

Ein solcher Sonntagnachmittag, nachdem schon einige Jahre in dieser Weise vorübergegangen waren, ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. — Ich hatte mich in dem angenehmen Bewußtsein des Feiertages in unserem Hofe umhergetrieben und war endlich in das Waschhaus gelangt, das am Ende desselben lag. Auch hier hatte sich der Sonntag bemerklich gemacht; die föhrenen Tische waren gescheuert, die holländischen Klinker, womit der Boden gepflastert war, sahen so feucht und frisch gespült aus; dabei war eine so liebliche Kühle, daß ich mich fast gedankenlos an einen Tisch lehnte und auf das träumerische Gackeln der Hühner lauschte, das aus dem anstoßenden Hühnerhof zu mir drang. Nach einer Weile hörte ich drunten im Wohnhause aus der im Erdgeschoß befindlichen Küche das Kaffeegeschirr herauftragen, das Klirren der Tassen und Kaffeelöffel; und endlich vernahm ich auch von der Straße her das Anfahren der Kutsche und bald darauf das Anschlagen der Haustür. Aber das süße Gefühl, die Nachmittagsfeier so ganz unangebrochen vor mir zu haben, ließ mich immer noch zögern, ins Haus hinabzugehen. Da vernahm ich das Summen des Fliegenschwarms, der in der Sonne an der offenen Tür gesessen. — Anne Lene war unbemerkt herangetreten. Noch sehe ich sie vor mir, die kleine leichte Gestalt, wie sie ruhig auf der Schwelle stand, den Strohhut am Bande in der Hand hin und her schwenkend, während die Sonne auf das goldklare Haar schien, das ihr in kleinen Locken um das Köpfchen ging. Sie nickte mir zu, ohne weiter heranzutreten, und sagte dann: „Du solltest hereinkommen!"

Ich kam noch nicht; meine Augen hafteten noch an dem weißen Sommerkleidchen, an der himmelblauen Schärpe und zuletzt an einem alten Fächer, den sie in der Hand hielt. „Willst du nicht kommen, Marx?" fragte sie endlich; „Großmutter hat gesagt, wir sollten einmal das Menuet wieder miteinander üben."

Ich war das wohl zufrieden. Wir hatten vor einigen Wochen in der Tanzschule diese altfränkische Kunst auf den gemeinsamen Wunsch der Frau Ratmann und meines Vaters mit besonderer Sorgfalt eingeübt. Wir gingen also hinein; ich machte meine Reverenz vor Anne Lenes Großmutter und trank, um mich schon jetzt meiner zierlichen Partnerin würdig zu zeigen, meinen Kaffee mit besonderer Behutsamkeit. Späterhin, als mein Vater ins Zimmer getreten war und sich mit seiner alten Freundin in geschäftliche Angelegenheiten vertiefte, nahm meine Mutter uns mit in die gegenüberliegende Stube und setzte sich an das aufgeschlagene Klavier. Sie hatte den Don Juan aufs Tapet gelegt. Wir traten einander gegenüber und ich machte mein Kompliment, wie der Tanzmeister es mich gelehrt hatte. Meine Dame nahm es huldvoll auf und sie neigte sich höfisch, sie erhob sich wieder, und als die Melodie erklang: „Du reizest mich vor allen; Zerlinchen, tanz' mit mir," da glitten die kleinen Füße in den Korduanstiefelchen über den Boden, als ginge es über eine Spiegelfläche hin. Mit der einen Hand hielt sie den aufgeschlagenen Fächer gegen die Brust gedrückt, während die Fingerspitzen der andern das Kleid emporhoben. Sie lächelte; das feine Gesichtchen strahlte ganz

von Stolz und Anmut. Meine Mutter, während wir hin und her chassierten, uns näherten und verneigten, sah schon lange nicht mehr auf ihre Tasten; auch sie, wie ihr Sohn, schien die Augen nicht abwenden zu können von der kleinen schwebenden Gestalt, die in graziöser Gelassenheit die Touren des alten Tanzes vor ihr ausführte.

Wir mochten auf diese Weise bis zum Trio gelangt sein, als die Stubentür sich langsam öffnete und ein dickköpfiger Nachbarsjunge hereintrat, der Sohn eines Schuhflickers, der mir an Werkeltagen bei meinem Räuber- und Soldatenspiel die vortrefflichsten Dienste leistete. „Was will der?" fragte Anne Lene, als meine Mutter einen Augenblick innehielt. — „Ich wollte mit Marx spielen," sagte der Junge und sah verlegen auf seine groben Nagelschuhe.

„Setze dich nur, Simon," erwiderte meine Mutter, „bis der Tanz aus ist; dann könnt ihr alle miteinander in den Garten gehn." Damit nickte sie zu uns hinüber und begann das Trio zu spielen. Ich avancierte; aber Anne Lene kam mir nicht entgegen; sie ließ die Arme herabhängen und musterte mit unverkennbarer Verdrossenheit den struppigen Kopf meines Spielkameraden.

„Nun," fragte meine Mutter, „soll Simon nicht sehen, was ihr gelernt habt?"

Allein die kleine Patrizierin schien durch die Gegenwart dieser Werkeltagserscheinung in ihrer idealen Stimmung auf eine empfindliche Weise gestört zu sein; sie legte den Fächer auf den Tisch und sagte: „Laß Marx nur mit dem Jungen spielen."

Ich fühle noch jetzt meine Beschämung, daß ich dem schönen Kinde zu Gefallen, wenn auch nicht ohne ein deutliches Vorgefühl der Reue, meinen plebejischen Günstling fallen ließ. „Geh nur, Simon," sagte ich mit einiger Beklemmung, „ich habe heute keine Lust, zu spielen!" und der arme Junge rutschte von seinem Stuhl und schlich sich schweigend wieder von dannen.

Meine Mutter sah mich mit einem durchdringenden Blicke an; und sowohl ich, wie Anne Lene, als diese späterhin in ein näheres Verhältnis zu unserem Hause trat, haben noch manche kleine Predigt von ihr hören müssen, die aus dieser Geschichte ihren Text genommen hatte. Damals aber hatten die kleinen tanzenden Füße mein ganzes Knabenherz verwirrt. Ich dachte nichts als Anne Lene; und als ich ihr am Montage darauf ein vergessenes Arbeitskörbchen ins Haus brachte, hatte ich es zuvor ganz mit Zuckerplättchen angefüllt, deren Ankauf mir nur durch Aufopferung meiner ganzen kleinen Barschaft möglich geworden war.

* Theodor Storm, Auf dem Staatshof.

Die Treue und Hingebung der guten Ida Jungmann, die nun schon länger als drei Jahrzehnte den Buddenbrooks diente, war ja mit Gold nicht zu bezahlen. Sie hatte die vorhergehende Generation mit Aufopferung gehegt und gepflegt: Hanno aber trug sie auf den Händen, sie hüllte ihn gänzlich in Zärtlichkeit und Sorgfalt ein, sie liebte ihn abgöttisch und ging

in ihrem naiven und unerschütterlichen Glauben an seine absolut bevorzugte und bevorrechtigte Stellung in der Welt oftmals bis zum Absurden. Sie war, galt es, für ihn zu handeln, von erstaunlicher und manchmal peinlicher Unverfrorenheit. Gelegentlich eines Einkaufs beim Konditor z. B. unterließ sie es nie, sehr ungeniert in die ausgestellten Schalen mit Süßigkeiten hineinzugreifen, um ihm diese oder jene Süßigkeit zuzustecken, ohne dafür zu bezahlen — denn konnte der Mann sich nicht nur geehrt fühlen? Und vor einem umlagerten Schaufenster war sie sofort bei der Hand, die Leute in ihrem westpreußischen Dialekt freundlich um Platz für ihren Schützling zu ersuchen. Ja, er war in ihren Augen etwas so ganz Besonderes, daß sie kaum je ein anderes Kind würdig gehalten hatte, mit ihm in Berührung zu kommen. Was den kleinen Kai betraf, so war die beiderseitige Zuneigung stärker gewesen, als ihr Mißtrauen; auch hatte sie der Name ein wenig bestochen[1]). Gesellten sich aber auf dem Mühlenwall, wenn sie sich mit Hanno auf einer Bank niedergelassen hatte, andere Kinder mit ihrer Begleitung zu ihnen, so erhob Fräulein Jungmann sich beinahe sogleich und ging unter irgendeinem Vorwande von Verspätung oder Zugwind von dannen. Die Erklärungen, die sie dem kleinen Johann dafür zuteil werden ließ, waren geeignet, in ihm die Vorstellung zu erwecken, als seien alle seine Altersgenossen mit Skrofeln oder „Bösen Säften" schwer behaftet, — nur er nicht. Und das trug nicht gerade dazu bei, seine sowieso schon mangelnde Zutraulichkeit und Unbefangenheit zu stärken. * Thomas Mann, Buddenbrooks.

Ich als Tochter eines Eisenbahn-Direktionsmitgliedes war ein Wesen von unerhörter Vornehmheit unter ihnen.[2]) Sie kamen aus den kleinen Posamentierläden und Vorkosthandlungen, aus dem Portierskeller und dem Bahnwärterhäuschen, aus der Destille und dem Weißbierlokal, die Schließerstochter aus dem Schuldgefängnis in der Köpenicker Straße war auch dabei, aber, soviel ich weiß, nur ein Arbeiterkind, das übrigens uns allen wegen seiner Bravheit als Muster aufgestellt wurde. Daß die Eltern mich aus unserer wohlbehüteten Kinderstube in diese davon grundverschiedene Atmosphäre entließen, war wohl etwas gewagt. Aber ich war schwächlich, und die Stralauer Stadtschule lag uns nahe, dazu hatte ich längere Zeit bei einem Lehrer derselben sehr guten Privatunterricht gehabt, und endlich traute sich meine Mutter nicht ohne Grund Einfluß genug auf ihr Kind zu, um bösen Beispielen und schlechten Angewohnheiten den Gegenpart zu halten. In Beamten- und Offiziersfamilien hat man ja bei den vielen Versetzungen oftmals mit dem Gegebenen zu rechnen und darf nicht zu wählerisch sein, falls das Kindergemüt nur eine gesunde Luft einatmet, wozu ich auch das unbedingte „Nichtvorgezogenwerden" zähle. In dieser Hinsicht war alles in Ordnung in der Stralauer Stadt-

[1]) Der Spielgefährte Hannos heißt Kai Graf Mölln.
[2]) In einer Berliner Bürgerschule.

schule. Ich war artig und fleißig, darum bedeutete ich etwas in der Klasse; daß das Lineal, mit dem ich einmal den bloßen Nacken einer unaufmerksamen Schülerin Bekanntschaft machen sah, mich nicht traf, fand ich nur natürlich, obgleich ich in jener denkwürdigen Stunde auch nicht aufgepaßt hatte; — denn ich war doch nicht immer so, wie diese Klara Kramer! — Es war auch nicht Ton und Sitte, daß geschlagen wurde, nur der sehr cholerische Rechenlehrer, ein kranker Mann, der immer fror, ließ sich hinreißen. Darob entstand der empörte echt berlinische Vers:

Streubel mit den großen Mantel
Haut die Kinder mit das Kantel!

Es herrschte im Gegenteil eine recht freundliche Art des Verkehrs mit den Kindern unbeschadet guter Disziplin; und die Mädchen untereinander waren durchaus nicht zügelloser und unartiger, als Töchter aus höheren Ständen. Daß sie sich im bösesten Berliner Dialekt und unfeinen Redewendungen ergingen, war freilich unvermeidlich, und das erste, dessen ich mich unter ihnen zu schämen anfing, war mein besseres Sprechen. Aber so sehr ich mich in den Freiviertelstunden bemühte, diese bedauernswerte Eigentümlichkeit loszuwerden und die Ausschmückungen „mang", „det", „man" (statt nur), sowie einige falsche Kasus passend anzubringen, Mutters gutes Deutsch brach immer wieder durch, es gelang nicht. Da sah mich eines Tages Betty Sannier, das Arbeiterkind, mit einem unergründlichen Lächeln an und sagte: „Warum gibst du dir eigentlich so 'ne Mühe, gemein zu sprechen?" — Meiner guten Mutter würde ich diese Rede sehr übel genommen haben; von jener unerwarteten Seite kommend, war sie mir unbehaglich: ich gab meine Versuche auf. —

Nicht so leicht tröstete ich mich über den Umstand, daß ich mit Hut und Handschuhen zur Schule gehen mußte. Sie kamen doch fast alle „bloß so" im Sommer, wenn sie es nicht sehr weit hatten, und die hübsch glatt mit Wasser gemachten Haare glänzten so blank in der Sonne. Auch hatten manche keine richtige Kleidertaille, sondern nur eine Düffeljacke an, was sehr leicht und lose sein mußte, und andere trugen so weit ausgeschnittene Kleider, daß die spitzen Schultern ganz braun gebrannt waren. Welche erfrischende Zwanglosigkeit lag in dem allen, gegenüber der häuslichen Kleider- und Anstandsordnung! Daß auch Mutter so blind und so vorurteilsvoll sein mußte! Und nun gar, wenn die Mädchen wollten, daß ich sie besuchen solle! O über die grausame Kaltblütigkeit, mit der mir aufgetragen wurde zu bestellen: Mama erlaubt's nicht! Ja, als Pauline Lack mich aufforderte, mit ihr aus der Neuen Welt (einem Mühlenetablissement vor dem Frankfurter Tore) Mehl holen zu gehen, das im väterlichen Vorkostgeschäft gerade alle geworden war, selbst da mußte ich brechenden Herzens entsagen! Daß ich mir vom Herrn Rektor empfohlene Mädchen ins Haus einladen durfte, war nicht halb so interessant. Luise Sommerfeld aus dem Schuldgefängnis, die so schön schwatzen konnte, tat den Mund nicht auf bei uns, sondern guckte nur immer, wie hoch die Stuben wären, Agnes Barbe, die hübsche kleine

Lehrerstochter, bat immerfort um Entschuldigung, Berta Albrecht, welche einem von Papas Weichenstellern gehörte, aß aus lauter Respekt nicht, und erst nachdem unsre Mutter außer Sehweite war, leitete jemand die Unterhaltung mit der Frage ein: Schimpft deine Mama manchmal? —

* Anna Malberg, Aus dem Bilderbuch einer reichen Kindheit.

Hanneken wollte nicht hinter der Pflegemutter zurückbleiben, es schaffte auf seiner Seite so gut voran, wie jene auf der ihrigen. Die gelähmte Predigersfrau, die am Eckfenster saß, hatte zugesehn und ließ das Kind zu sich hereinkommen.

„Du bist ja ein fleißiges Mädchen," sagte sie, „magst du gern arbeiten?" Hanneken hätte beinahe den Kopf geschüttelt, doch es besann sich noch zur rechten Zeit und nickte.

„Ich möchte so gern arbeiten," klagte die Gelähmte. „Ich beneide dich, daß du so schaffen kannst." In Hanneken stieg etwas Merkwürdiges auf. Es hatte die stille Frau im Fenster wohl bemerkt. „Die hat's gut," hatte es gedacht, „die sitzt den ganzen Tag in ihrem schönen kühlen Zimmer, man bringt ihr zu essen und einen großen bunten Vogel hat sie neben sich stehn, der spricht mit ihr." Und nun hatte diese Frau das Los des armen Kindes mit Neid angesehn. Hanneken hob den Kopf und betrachtete sie ungläubig. „Kind," sagte die Predigersfrau, „du bist glücklich, daß du gesunde Glieder hast, schau, ich kann weder Arme noch Beine bewegen. Wenn du aufstehst und dich streckst, möchte ich immer mittun." Sie wandte den Kopf zur Seite und Tränen tropften auf ihr hübsches Morgenkleid. Sie ließ Kaffe bringen und Kuchen. Hanneken stand und sah an, was ihm vorgesetzt wurde, aber seine Augen gingen durchs Fenster zu Frau Errelat. Man ließ diese dazu kommen und schenkte ihr einen Gulden, „für das fleißige Kind".

Johanna Wolff, Hanneken.



Siebenter Abschnitt

Kind unter Kindern

Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit; die Jugend am stärksten auf die Jugend und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen.
Goethe.



Freundschaften

Jeder kann dem andern nur soviel sein, wie dieser ihm ist. Hieraus wird verständlich, wie die Gleichgesinnten sich so schnell zusammenfinden, gleich als ob sie magnetisch zu einander gezogen würden; — verwandte Seelen grüßen sich von Ferne. Schopenhauer.

Noch stärker und lebendiger war eine andere Sehnsucht in mir. Ich wollte gern einen Freund haben.

Da war ein braunhaariger, ernsthafter Knabe, zwei Jahre älter als ich, namens Kaspar Hauri. Er hatte eine sichere und stille Art zu gehen und dazusein, trug den Kopf männlich fest und ernst und sprach nicht viel mit seinen Kameraden. An ihm blickte ich monatelang mit großer Verehrung empor, hielt mich auf der Straße hinter ihm her und hoffte sehnlich von ihm bemerkt zu werden. Ich war auf jeden Spießbürger eifersüchtig, den er grüßte, und auf jedes Haus, in das ich ihn eintreten oder aus dem ich ihn kommen sah. Aber ich war zwei Klassen hinter ihm zurück und er fühlte sich vermutlich der seinigen schon überlegen. Es ist nie ein Wort zwischen uns ausgewechselt worden. Statt seiner schloß sich ohne mein Zutun ein kleiner, kränklicher Knabe an mich an. Er war jünger als ich, schüchtern und unbegabt, hatte aber schöne, leidende Augen und Gesichtszüge. Weil er schwächlich und ein wenig verwachsen war, stand er in seiner Klasse viel Unbilden aus und suchte an mir, der ich stark und angesehen war, einen Beschützer. Bald war er so krank, daß er die Schule nicht mehr besuchen konnte. Er fehlte mir nicht und ich vergaß ihn rasch.

Nun war in unserer Klasse ein ausgelassener Blondkopf, ein Tausendkünstler, Musiker, Mime und Hanswurst. Ich gewann seine Freundschaft nicht ohne Mühe, und der flotte, kleine Altersgenosse benahm sich stets ein wenig gönnerhaft gegen mich. Immerhin hatte ich nun einen Freund. Ich suchte ihn in seinem Stüblein auf, las ein paar Bücher mit ihm, machte ihm die griechischen Aufgaben und ließ mir dafür im Rechnen helfen. Auch gingen wir manchmal miteinander spazieren und müssen dann wie Bär und Wiesel ausgesehen haben. Er war immer der Sprecher, der Lustige, Witzige, nie Verlegene, und ich hörte zu, lachte und war froh, einen so burschikosen Freund zu haben.

Eines Nachmittags aber kam ich unversehens dazu, wie der kleine Charlatan im Schulhausgang einigen von seinen Kameraden eine von seinen beliebten komischen Aufführungen zum besten gab. Soeben hatte er einen Lehrer nachgemacht, nun rief er: „Ratet, wer das ist!“ Und er begann laut ein paar Homerverse zu lesen. Dabei kopierte er mich sehr getreu, meine verlegene Haltung, mein ängstliches Lesen, meine

oberländisch rauhe Aussprache, und auch meine ständige Gebärde der Aufmerksamkeit, das Blinzeln und das Schließen des linken Auges. Es sah sich sehr komisch an und war so witzig und lieblos als möglich gemacht.

Als er das Buch schloß und den verdienten Beifall einstrich, trat ich von hinten an ihn heran und nahm Rache. Worte fand ich nicht, aber ich brachte meine ganze Entrüstung, Scham und Wut in einer einzigen, riesigen Ohrfeige prägnant zum Ausdruck. Gleich darauf begann die Lektion, und der Lehrer bemerkte das Wimmern und die rotgeschwollene Backe meines ehemaligen Freundes, welcher obendrein sein Liebling war.

„Wer hat dich so zugerichtet?“

„Der Camenzind.“

„Camenzind, vortreten! Ist das wahr?“

„Jawohl.“

„Warum hast du ihn geschlagen?“

Keine Antwort.

„Hast du keinen Grund dazu gehabt?“

„Nein.“

Also wurde ich energisch bestraft und schwelgte stoisch in der Wonne des unschuldig Gemarterten. Da ich aber kein Stoiker noch Heiliger, sondern ein Schulbub war, streckte ich nach erlittener Strafe meinem Feind die Zunge heraus, so lang sie war.

Entsetzt fuhr der Lehrer auf mich los.

„Schämst du dich nicht? Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß der dort ein gemeiner Kerl ist, und daß ich ihn verachte. Und ein Feigling ist er auch noch!“

So endete meine Freundschaft mit dem Mimen. —

* Hermann Hesse, Peter Camenzind.

Immer und immer wieder, wenn Thomas zur Schule ging, glaubte er, es müsse ihm etwas Schönes begegnen. Wieder und wieder irrten seine Augen suchend durch die Reihen der Schulbänke. Scheu sah er mitten in der Stunde um sich herum und überflog die Gesichter bis zur obersten Bank hinauf, wo sein Blick beim ersten Klassenplatze endete. Dort saß der Fleißigste der Klasse, der eine schwarze Samtjacke trug, Alexander, der Sohn eines rührigen Geschäftsmannes. Er wurde den andern als ein Vorbild vorgehalten und sah mit gefalteten Händen unausgesetzt zur Tafel oder zu dem Lehrer. Thomas betrachtete ihn mit Scheu. Langsam aber trug seine Sehnsucht andere Züge in das Bild. Er fing an, sich öfter nach ihm umzusehen, zunächst, um sich nach seiner Haltung, die stets dieselbe blieb, zu richten, dann aber, um sein Gesicht zu sehn, das mit einem guten, aufmerksamen Ausdruck in die Ferne sah; und schließlich in der Hoffnung, der Knabe werde, abgelenkt vom Lehrer, doch einmal wo anders und vielleicht durch Zufall gar zu ihm herüberblicken. Das geschah aber niemals, und sich herumzudrehen wagte Thomas schließlich auch nicht mehr, seitdem er einmal in solchem Augenblick einen warmen

und feuchten Tabakdunst um sich verspürte, und im nächsten, zu Tode erschrocken, das Gesicht des Herrn Matthes dicht vor dem seinen sah. Um so heimlicher wurde seine Verehrung, um so größer der Wunsch, ihn kennen zu lernen, als Alexander ihn überhaupt nicht zu beachten schien. — Er führte vor der Stunde vorn vor der Klassentafel die Aufsicht. Seine guten blauen Augen gingen hierhin und dahin, und mit dringlicher Stimme rief er bald diesen, bald jenen zur Ordnung, denn es war ihm entsetzlich, seine Kameraden anzuzeigen, ohne daß er wußte, wie er jenem Amt entrinnen könne, denn sein Fleiß war untrennbar mit ihm verbunden. — Wenn er mich doch einmal aufschriebe! dachte Thomas. Und er bewirkte es in der Tat durch angespannte Ungezogenheit, während ihm wirblig zumute war. Dicht vor der Katastrophe schwankte er noch einmal, aber es kam ihm als ein feiger Treuebruch vor, wenn er die Waffe, die er scheinbar gegen, in Wirklichkeit aber für jenen und gegen sich selbst gerichtet hatte, wieder sinken ließ. — So entstand sein Name langsam, Buchstabe für Buchstabe, in regelmäßig geformter weißer Schrift wie auf einem dunklen Grabstein; Herr Matthes bestellte ihn nach der Stunde zu sich, hielt ihm sein sträfliches Gebaren vor und bemühte sich, den Grund herauszufinden. Aber Thomas schwieg. Ein wenig unschlüssig blickte ihn Herr Matthes an, dann sagte er plötzlich, indem er seine Knie freundlich um Thomas' Beine klemmte: Ich müßte dich jetzt strafen, wenn du nicht einen Vater hättest, den ich in Dankbarkeit verehre, und wenn ich nicht außerdem sähe, wie sehr dich dein Benehmen reut! — Er sah aufmunternd auf Thomas, daß er etwas entgegnen solle, aber Thomas dachte jetzt überhaupt nur noch: Wenn er doch seine Knie forttun wollte! — Halb froh und halb beschämt trat er aus dem Dunstkreis seines Lehrers in die Freiheit zurück.

Klar und einfach hatte Alexander den Fall erzählt, wie er und alle andern ihn gesehen hatten. Thomas fühlte sich gedemütigt, zurückgeworfen. Wenn er wieder vorne an der Tafel stand, vermied er es, ihn anzusehn. Er empfand sogar eine leise Bitterkeit gegen ihn. Zu Hause aber, im Garten, war das alles verflogen: da malte er sich aus, wie Alexander über die sonnige Rasenfläche auf ihn zuschritt, wie er ihm die Hand bot, und wie sie eigentlich schon seit langem Freunde wären. — Zuweilen, wenn er ihn morgens in der Schule wiedersah, wunderte er sich über sein Gesicht, das ihm anders in der Erinnerung war, ohne daß er doch zu sagen wußte, woran das lag.

Nun, hast du noch keinen Freund gefunden? fragte der Justizrat. — Er errötete und gab keine Antwort.

Einmal beteiligte er sich bei einem Rundspiele, da die andern es durchaus so wollten. Alexander machte dergleichen niemals mit, und er streifte Thomas, den er noch nie so freundschaftlich mit seinen Mitschülern hatte umgehn sehn, mit einem erstaunten Blick, so daß er sogleich die Hand, die er gefaßt hielt, losließ und bis zum äußersten Ende des Hofes ging.

Er wußte nun, es bestehe zwischen ihnen beiden ein verschwiegenes Einverständnis.

Morgen spreche ich mit ihm! so dachte er am Abend. Aber er tat es nicht, ja am andern Morgen war ihm Alexander plötzlich fremd, fast feindlich. Freilich war diese Empfindung kaum von der Dauer eines Blitzes.

So lebte er in Träumerei und Sehnsucht, immer allein und niemals einsam. * Friedrich Huch, Mao.

Für den Leiter oder Lehrer einer solchen Anstalt[1]) müßte es lehrreich und köstlich sein zu beobachten, wie nach den ersten Wochen des Zusammenlebens die Knabenschar einer sich setzenden chemischen Mischung gleicht, worin schwankende Wolken und Flocken sich ballen, wieder lösen und anders formen, bis eine Zahl von festen Gebilden da ist. Nach Überwindung der ersten Scheu und nachdem alle einander genügend kennen gelernt hatten, begann ein Wogen und Durcheinandersuchen, Gruppen traten zusammen, Freundschaften und Antipathien traten zutage. Selten schlossen sich Landsleute und frühere Schulkameraden zusammen, die meisten wandten sich neuen Bekannten zu, Städter zu Bauernsöhnen, Älbler zu Unterländern, nach einem geheimen Trieb zum Mannigfaltigen und zur Ergänzung. Die jungen Wesen tasteten unschlüssig nacheinander, neben das Bewußtsein der Gleichheit trat das Verlangen nach Absonderung, und in manchem von den Knaben erwachte hierbei zum erstenmal die keimende Bildung einer Persönlichkeit aus dem Kindesschlummer. Unbeschreibliche kleine Szenen der Zuneigung und der Eifersucht spielten sich ab, gediehen zu Freundschaftsbündnissen und zu erklärten, trotzigen Feindschaften und endeten, je nachdem, mit zärtlichen Verhältnissen und Freundesspaziergängen oder mit scharfen Ring- und Faustkämpfen.

Hans hatte an diesem Treiben äußerlich keinen Anteil. Karl Hamel hatte ihm deutlich und stürmisch seine Freundschaft angetragen, da war er erschrocken zurückgewichen. Gleich darauf hatte sich Hamel mit einem Bewohner Spartas befreundet; Hans war allein geblieben. Ein starkes Gefühl ließ ihm das Land der Freundschaft selig in sehnsüchtigen Farben am Horizont erscheinen und zog ihn mit stillem Trieb hinüber. Aber eine Schüchternheit hielt ihn zurück. Ihm war in seinem strengen, mutterlosen Knabenjahren die Gabe des Anschmiegens verkümmert, und vor allem äußerlich Enthusiastischen hatte er ein Grauen. Dazu kam der Knabenstolz und schließlich der leidige Ehrgeiz. Er war nicht wie Lucius, ihm war es wirklich um Erkenntnis zu tun, aber gleich jenem suchte er sich alles fernzuhalten, was ihn der Arbeit entziehen konnte. So blieb er fleißig am Pult harren, litt aber Neid und Sehnsucht, wenn er andere sich ihrer Freundschaft freuen sah. Karl Hamel war der unrechte gewesen, aber wenn irgendein anderer gekommen wäre und ihn kräftig an sich zu

[1]) Eines württembergischen Alumnates.

ziehen versucht hätte, wäre er gerne gefolgt. Wie ein schüchternes Mädchen blieb er sitzen und wartete, ob einer käme, ihn zu holen, ein Stärkerer und Mutigerer als er, der ihn mitrisse und zum Glücklichsein zwänge.

Da neben diesen Angelegenheiten der Unterricht, namentlich im Hebräischen, viel zu tun gab, verging die erste Zeit den Jünglingen sehr rasch. Die zahlreichen kleinen Seen und Teiche, von denen Maulbronn umgeben ist, spiegelten blasse Spätherbsthimmel, welkende Eschen, Birken und Eichen und lange Dämmerungen wider, durch die schönen Forste tobte stöhnend und frohlockend der vorwinterliche Kehraus und schon mehrmals war ein leichter Reif gefallen.

Der lyrische Hermann Heilner hatte vergebens einen kongenialen Freund zu erwerben gesucht, nun strich er täglich in der Ausgangsstunde einsam durch die Wälder und bevorzugte namentlich den Waldsee, einen melancholischen braunen Weiher, von Röhricht umfaßt und von alten, welkenden Laubkronen überhangen. Der traurigschöne Waldwinkel zog den Schwärmer mächtig an. Hier konnte er mit träumerischer Gerte im stillen Wasser Kreise ziehen, die Schilflieder Lenaus lesen und, in den niederen Strandbinsen liegend, über das herbstliche Thema vom Sterben und Vergehen sinnen, während Blätterfall und das Rauschen kahler Wipfel schwermütige Akkorde dazu gaben. Dann zog er häufig ein kleines schwarzes Schreibheftlein aus der Tasche, um mit Bleistift einen Vers oder zwei darein zu schreiben.

Dies tat er auch in einer halbhellen Mittagstunde spät im Oktober, als Hans Giebenrath, allein spazieren gehend, denselben Ort betrat. Er sah den Dichterjüngling auf dem Brettersteg der kleinen Stellfalle sitzen, sein Heftlein im Schoß und den gespitzten Bleistift nachdenklich in den Mund gesteckt. Ein Buch lag aufgeschlagen daneben. Langsam trat er ihm näher.

„Grüß Gott, Heilner. Was treibst du?"

„Homerlesen. Und du, Giebenräthchen?"

„Glaub' ich nicht, ich weiß schon, was du machst."

„So?"

„Natürlich. Gedichtet hast du."

„Meinst du?"

„Freilich."

„Sitz' daher!"

Giebenrath setzte sich neben Heilner auf das Brett, ließ die Beine überm Wasser baumeln und sah zu, wie da und dort ein braunes Blatt und wieder eines durch die stille, kühle Luft sich herabdrehte und ungehört auf den bräunlichen Wasserspiegel sank.

„Hier ist's trist," sagte Hans.

„Ja, ja."

Beide hatten sich der Länge nach auf den Rücken gelegt, so daß ihnen von der herbstlichen Umgebung kaum noch ein paar überhängende Wipfel sichtbar blieben und statt dessen der lichtblaue Himmel mit ruhig schwimmenden Wolkeninseln hervortrat.

„Was für schöne Wolken!" sagte Hans, behaglich zuschauend.

„Ja, Giebenräthchen," seufzte Heilner, „wenn man doch so eine Wolke wäre!"

„Was dann?"

„Dann würden wir da droben segelfahren, über Wälder und Dörfer und Oberämter und Länder weg, wie schöne Schiffe. Hast du nie ein Schiff gesehen?"

„Nein, Heilner. Aber du?"

„O ja. Aber, lieber Gott, du verstehst ja nichts von solchen Sachen. Wenn du nur lernen und streben und büffeln kannst!"

„Du hältst mich also für ein Kamel?"

„Hab' ich nicht gesagt."

„So dumm, wie du glaubst, bin ich noch lange nicht. Aber erzähl' weiter von den Schiffen."

Heilner drehte sich um, wobei er ums Haar ins Wasser gestürzt wäre. Er lag nun bäuchlings, das Kinn in beide Hände gebohrt, mit aufgestütztem Ellbogen.

„Auf dem Rhein," fuhr er fort, „hab' ich solche Schiffe gesehen, in den Ferien. Einmal Sonntags, da war Musik auf dem Schiffe, bei Nacht und farbige Laternen. Die Lichter spiegelten sich im Wasser und wir fuhren mit Musik stromabwärts. Man trank Rheinwein und die Mädchen hatten weiße Kleider an."

Hans hörte zu und erwiderte nichts, aber er hatte die Augen geschlossen und sah das Schiff durch die Sommernacht fahren, mit Musik und roten Lichtern und Mädchen in weißen Kleidern. Der andere fuhr fort:

„Ja, das war anders als jetzt. Wer weiß hier von solchen Sachen. Lauter Langweiler, lauter Duckmäuser! Das schafft sich ab und schindet sich und weiß nichts Höheres als das hebräische Alphabet. Du bist ja auch nicht anders."

Hans schwieg. Dieser Heilner war doch ein sonderbarer Mensch. Ein Schwärmer, ein Dichter. Schon oft hatte er sich über ihn gewundert. Heilner arbeitete, wie jeder wußte, herzlich wenig, und trotzdem wußte er viel, verstand gute Antwort zu geben, und verachtete auch wieder diese Kenntnisse.

„Da lesen wir Homer," höhnte er weiter, „wie wenn die Odyssee ein Kochbuch wäre. Zwei Verse in der Stunde, und dann wird Wort für Wort wiedergekäut und untersucht, bis es einem zum Ekel wird. Aber am Schluß der Stunde heißt es dann jedesmal: Sie sehen, wie fein der Dichter das gewendet hat, Sie haben hier einen Blick in das Geheimnis des dichterischen Schaffens getan! Bloß so als Sauce um die Partikeln und Aoriste herum, damit man nicht ganz daran erstickt. Auf die Art kann mir der ganze Homer gestohlen werden. Überhaupt, was geht uns eigentlich das alte griechische Zeug an? Wenn einer von uns einmal probieren wollte, ein bißchen griechisch zu leben, so würde er rausgeschmissen. Dabei heißt unsere Stube Hellas! Der reine Hohn! Warum

heißt sie nicht ‚Papierkorb‘ oder ‚Sklavenkäfig‘ oder ‚Angströhre‘? Das ganze klassische Zeug ist ja Schwindel.“

Er spuckte in die Luft.

„Du, hast du vorher Verse gemacht?“ fragte nun Hans.

„Ja.“

„Über was?“

„Hier über den See und den Herbst.“

„Zeig' mir's!“

„Nein, es ist noch nicht fertig.“

„Aber wenn's fertig ist?“

„Ja, meinetwegen.“

Die zwei erhoben sich und gingen langsam ins Kloster zurück.

„Da, hast du eigentlich schon gesehen, wie schön das ist,“ sagte Heilner, als sie am „Paradies“ vorüberkamen, „Hallen, Bogenfenster, Kreuzgänge, Refektorien, gotisch und romanisch, alles reich und kunstvoll und Künstlerarbeit. Und für was der Zauber? Für drei Dutzend arme Buben, die Pfarrer werden wollen. Der Staat hat's übrig.“

Hans mußte den ganzen Nachmittag über Heilner nachdenken. Was war das für ein Mensch? Was Hans an Sorgen und Wünschen kannte, existierte für jenen gar nicht. Er hatte eigene Gedanken und Worte, er lebte wärmer und freier, litt seltsame Leiden und schien seine ganze Umgebung zu verachten. Er verstand die Schönheit der alten Säulen und Mauern. Und er trieb die geheimnisvolle sonderbare Kunst, seine Seele in Versen zu spiegeln und sich ein eigenes, scheinlebendiges Leben aus der Phantasie zu erbauen. Er war beweglich und unbändig und machte täglich mehr Witze, als Hans in einem Jahr. Er war schwermütig und schien seine eigene Traurigkeit wie eine fremde ungewöhnliche und köstliche Sache zu genießen.

Noch am Abend dieses Tages gab Heilner der ganzen Stube eine Probe seines scheckigen und auffallenden Geistes. Einer seiner Kameraden, ein Maulheld und kleiner Geist namens Otto Wenger fing Streit mit ihm an. Eine Weile blieb Heilner ruhig, witzig und überlegen, dann ließ er sich zum Austeilen einer Ohrfeige hinreißen und alsbald waren beide Gegner leidenschaftlich und unlösbar ineinander verknäuelt und verbissen und trieben wie ein steuerloses Schiff in Stößen und Halbkreisen und Zuckungen durch Hellas an den Wänden hin, über Stühle weg, auf dem Boden, beide wortlos, keuchend, sprudelnd und schäumend. Die Kameraden standen mit kritischen Gesichtern beobachtend dabei, wichen dem Knäuel aus, retteten ihre Beine, Pulte und Lampen und warteten in froher Spannung den Ausgang ab. Nach einigen Minuten erhob sich Heilner mühsam, machte sich los und blieb atmend stehen. Er sah zerschunden aus, hatte rote Augen, einen zerrissenen Hemdkragen und ein Loch im Hosenknie. Sein Gegner wollte ihn aufs neue anfallen, er stand aber mit verschränkten Armen da und sagte hochmütig: „Ich mache nicht weiter, — wenn du willst, so schlag' zu.“ Otto Wenger ging schimpfend weg. Heilner lehnte sich an sein Pult, drehte an der Stehlampe, steckte

die Hände in die Hosentaschen und schien sich auf irgend etwas besinnen zu wollen. Plötzlich brachen ihm Tränen aus den Augen, eine um die andere und immer mehr. Das war unerhört, denn Weinen galt ohne Zweifel für das Allerschlimmste, was ein Seminarist tun konnte. Und er tat gar nichts, es zu verbergen. Er verließ die Stube nicht und blieb ruhig stehen, das blaß gewordene Gesicht der Lampe zugewendet, er wischte die Tränen nicht ab und nahm nicht einmal die Hände aus der Hosentasche. Die andern standen um ihn herum, neugierig und boshaft zuschauend, bis Hartner sich vor ihn stellte und ihm sagte: „Du, Heilner, schämst du dich denn nicht?"

Der Weinende blickte langsam um sich, wie einer, der eben aus einem tiefen Schlaf erwacht.

„Mich schämen — vor euch?" sagte er dann laut und verächtlich. „Nein, mein Bester."

Er wischte sich das Gesicht ab, lächelte ärgerlich, blies seine Lampe aus und ging aus der Stube.

Hans Giebenrath war während der ganzen Szene an seinem Platze geblieben und hatte nur erstaunt und erschrocken zu Heilner hinübergeschielt. Eine Viertelstunde später wagte er es, dem Verschwundenen nachzugehen. Er sah ihn im dunklen, frostigen Dorment auf einem der tiefen Fenstersimse sitzen, regungslos, und in den Kreuzgang hinunterschauen. Von hinten sahen seine Schultern und der schmale, scharfe Kopf eigentümlich ernst und unknabenhaft aus. Er rührte sich nicht, als Hans zu ihm trat und am Fenster stehen blieb, und erst nach einer Weile fragte er, ohne sein Gesicht herüberzuwenden, mit heiserer Stimme:

„Was gibt's?"

„Ich bin's," sagte Hans schüchtern.

„Was willst du?"

„Nichts."

„So? Dann kannst du ja wieder gehen."

Hans war verletzt und wollte wirklich fortgehen. Da hielt Heilner ihn zurück.

„Halt doch," sagte er in einem künstlich scherzhaften Tone, „so war's nicht gemeint."

Beide sahen nun einander ins Gesicht und wahrscheinlich sah jeder in diesem Augenblick des andern Gesicht zum ersten Male ernstlich an und versuchte sich vorzustellen, daß hinter diesen jünglinghaft glatten Zügen ein besonderes Menschenleben mit seinen Eigenarten und eine besondere, in ihrer Weise gezeichnete Seele wohne.

Langsam streckte Hermann Heilner seinen Arm aus, faßte Hans an der Schulter und zog ihn zu sich her, bis ihre Gesichter einander ganz nahe waren. Dann fühlte Hans plötzlich mit wunderlichem Schreck des andern Lippen seinen Mund berühren.

Ihm schlug das Herz in einer ganz ungewohnten Beklemmung. Dies Beisammensein im dunkeln Dorment und dieser plötzliche Kuß war etwas

Abenteuerliches, Neues, vielleicht Gefährliches; es fiel ihm ein, wie entsetzlich es gewesen wäre, dabei ertappt zu werden, denn ein sicheres Gefühl ließ ihn wissen, daß dies Küssen den andern noch viel lächerlicher und schandbarer vorkommen würde, als vorher das Weinen. Sagen konnte er nichts, aber das Blut stieg ihm mächtig zu Kopf und er wäre am liebsten davongelaufen.

Ein Erwachsener, welcher die kleine Szene gesehen hätte, hätte vielleicht seine stille Freude an ihr gehabt, an der unbeholfen scheuen Zärtlichkeit einer schamhaften Freundschaftserklärung und an den beiden ernsthaften, schmalen Knabengesichtern, welche beide hübsch und verheißungsvoll waren, halb noch der Kindesanmut teilhaftig und halb schon vom scheuen, schönen Trotz der Jünglingszeit überflogen. . . . . . .

Hans bemerkte mit Erstaunen, wie für seinen Freund alle Dinge anders aussahen, als für ihn. Für Heilner gab es nichts Abstraktes, nichts, was er sich nicht hätte vorstellen und mit Phantasiefarben bemalen können. Wo das nicht anging, ließ er alles mit Unlust liegen. Die Mathematik war ihm eine mit hinterlistigen Rätseln beladene Sphinx, deren kühler, böser Blick ihre Opfer bannte, und er wich dem Ungeheuer in großem Bogen aus.

Die Freundschaft der beiden war ein sonderbares Verhältnis. Sie war für Heilner ein Vergnügen und Luxus, eine Bequemlichkeit oder auch eine Laune, für Hans aber war sie bald ein mit Stolz gehüteter Schatz, bald auch eine große, schwer zu tragende Last. Bisher hatte Hans die Abendstunden stets zur Arbeit benutzt. Jetzt kam es fast alle Tage vor, daß Hermann, wenn er das Büffeln satt hatte, zu ihm herüberkam, ihm das Buch wegzog und ihn in Anspruch nahm. Schließlich zitterte Hans, so lieb der Freund ihm war, jeden Abend vor seinem Kommen und arbeitete in den obligatorischen Arbeitsstunden doppelt eifrig und eilig, um nichts zu versäumen. Noch peinlicher war es ihm, als Heilner auch theoretisch seinen Fleiß zu bekämpfen anfing.

„Das ist Taglöhnerei," hieß es, „du tust all die Arbeit ja doch nicht gern und freiwillig, sondern lediglich aus Angst vor den Lehrern oder vor deinem Alten. Was hast du denn davon, wenn du erster oder zweiter wirst? Ich bin zwanzigster und darum doch nicht dümmer als ihr Streber."

Entsetzt war Hans auch, als er zum erstenmal sah, wie Heilner mit seinen Schulbüchern umging. Er hatte einmal seine Bücher im Hörsaal liegen lassen und entlehnte, da er sich auf die nächste Geographiestunde vorbereiten wollte, Heilners Atlas. Da sah er mit Grausen, daß jener ganze Blätter mit dem Bleistift verschmiert hatte. Die Westküste der pyrenäischen Halbinsel war zu einem grotesken Profil ausgezogen, worin die Nase von Porto bis Lissabon reichte und die Gegend am Kap Finisterre zu einem gekräuselten Lockenschmuck stilisiert war, während das Kap St. Vincent die schön ausgedrehte Spitze eines Vollbartes bildete. So ging es von Blatt zu Blatt, auf die weißen Rückseiten der Karten waren Karikaturen gezeichnet und freche Ulkverse geschrieben, und an Tinten-

flecken fehlte es auch nicht. Hans war gewohnt, seine Bücher als Heiligtümer und Kleinodien zu behandeln, und er empfand diese Kühnheiten halb als Tempelschändungen, halb als zwar verbrecherische, aber doch heroische Heldentaten.

Es konnte scheinen, als wäre der gute Giebenrath für seinen Freund lediglich ein angenehmes Spielzeug, sagen wir eine Art Hauskatze, und Hans selber fand das zuweilen. Aber Heilner hing doch an ihm, weil er ihn brauchte. Er mußte jemand haben, dem er sich anvertrauen konnte, der ihm zuhörte, der ihn bewunderte. Er brauchte einen, der still und lüstern zuhörte, wenn er seine revolutionären Reden über Schule und Leben hielt. Und er brauchte auch einen, der ihn tröstete, und dem er den Kopf in den Schoß legen durfte, wenn er melancholische Stunden hatte. Wie alle solchen Naturen litt der junge Dichter an Anfällen einer grundlosen, ein wenig koketten Schwermut, deren Ursachen teils das leise Abschiednehmen der Kindesseele, teils der noch ziellose Überfluß der Kräfte, Ahnungen und Begierden, teils das unverstandene dunkle Drängen des Mannbarwerdens sind. Dann hatte er ein krankhaftes Bedürfnis, bemitleidet und gehätschelt zu werden. Früher war er ein Mutterliebling gewesen und jetzt, solange er noch nicht zur Frauenliebe reif war, diente ihm der gefügige Freund als Tröster.

Oft kam er abends todunglücklich zu Hans, entführte ihn seiner Arbeit und forderte ihn auf, mit ihm ins Dorment hinauszugehen. Dort in der kalten Halle oder im hohen, dämmernden Oratorium gingen sie nebeneinander auf und ab oder setzten sich fröstelnd in ein Fenster. Heilner gab dann allerlei jammervolle Klagen von sich, nach Art von lyrischen und Heine-lesenden Jünglingen, und war in die Wolken einer etwas kindischen Traurigkeit gehüllt, welche Hans zwar nicht recht verstehen konnte, die ihm aber doch Eindruck machte und ihn sogar zuweilen ansteckte. Der empfindliche Schöngeist war namentlich bei trübem Wetter seinen Anfällen ausgesetzt und meistens erreichte der Jammer und das Gestöhne seinen Höhepunkt an Abenden, wo spätherbstliche Regenwolken den Himmel verdüsterten und hinter ihnen, durch trübe Flöre und Ritzen schauend, der sentimentale Mond seine Bahn beschrieb. Dann schwelgte er in ossianischen Stimmungen und zerfloß in nebelhafter Wehmut, die sich in Seufzern, Reden und Versen über den unschuldigen Hans ergoß.

Von diesen kläglichen Leidensszenen bedrückt und gepeinigt, stürzte sich dieser in den übrig bleibenden Stunden mit hastigem Eifer in die Arbeit, die ihm doch immer schwerer fiel. Daß das alte Kopfweh wieder kam, wunderte ihn nicht weiter; aber daß er immer häufiger tatlose, müde Stunden hatte und sich stacheln mußte, um nur das Notwendige zu leisten, das machte ihm schwere Sorgen. Zwar fühlte er dunkel, daß die Freundschaft mit dem Sonderling ihn erschöpfte und irgendeinen bisher unberührten Teil seines Wesens krank machte, aber je düsterer und weinerlicher jener war, desto mehr tat er ihm leid und desto zärtlicher und stolzer machte ihn das Bewußtsein, dem Freunde unentbehrlich zu sein.

Hermann Hesse, Unterm Rad.

Karen fand allmählich, daß es unmöglich war, zu sein wie die anderen Kinder. Noch wurde kein Haß lebendig, wohl aber ein Gefühl trotziger Einsamkeit und eine beständige Furcht, zu zeigen, daß ihre Einsamkeit ihr leid war.

Bat Rieke Kühl um ein Stück reines Papier zum Meßblatt, sagte sie erschrocken nein, und hätte doch am liebsten nicht nur das Papier, sondern auch ihren kostbaren Ölgriffel hingegeben. Wollte Fritz Todt ihr Rechenbuch leihen, legte sie beide Hände darüber und sah ihn kalt an aus lauter Angst, er könne merken, wie sehr sie brannte auf eine Gelegenheit zum Gefälligsein.

Gegen Fiete und den Lehrer behielt sie ihren Zorn und hätte gern einen Anlaß gehabt, ihn zu zeigen. Aber es quälte sie bitterlich, daß sie ganz und gar verfeindet war mit Waldemar Tanssen, mit dem sie eigentlich nichts gehabt hatte. Zwar hatte er sie damals beim Lehrer angezeigt, aber das war die natürliche Rache für den Klaps, den sie ihm gegeben, als er ihre Schürze befühlen wollte. Sie lauerte einmal lange Zeit hinterm Zaun auf ihn, um sich wieder mit ihm zu vertragen. Als er dann pfeifend angeschlenkert kam, saß sie mäuschenstill im blühenden Kartoffelkraut und hätte beinahe gebetet in ihrer Angst, wenn das Zeichen auf ihrem Arm sie nicht rechtzeitig davon abgehalten hätte.

Die gleichaltrigen Mädchen wurden nicht recht klug aus Karen, keine war wirklich warm oder kalt mit ihr. Sie tat ja niemand was, war im Lernen weit hintenan und keiner von den Jungen sah besonders viel nach ihr. Das alles war so gut, daß man es kaum bemerkte, aber da war noch etwas, das sie von anderen unterschied, das man fürchtete und nicht vergaß — nicht das mit den Ohren allein, vielleicht auch daß sie ihrem Großvater ähnlich und ebenso hinter Pflanzen und Tieren her war. Man neckte sie gern einmal, wenn nicht herauskommen konnte, wer sie geneckt hatte, versteckte ihren Hut oder nähte in der Pause ihren Jackenärmel zu. Aber im großen und ganzen ließ man sie ihren Weg gehen und wandte sich all dem Wichtigen und Neuen zu, das jeder Tag brachte — von Liane an, die eines Tages mit geschorenem Kopf auftauchte und den Jungen ihre Zöpfe verhandelte, bis zu der Lehrersfrau, die mit löcherigen Strümpfen in die Handarbeitsstunde kam und die Kinder eindringlich ermahnte, ihr Zeug gut imstande zu halten. Denn wie das Zeug wär', so wär' auch die Seele.

* Helene Voigt-Diederichs, Dreiviertel Stund vor Tag.

Knaben und Mädchen

Sieh hier in einen Strauß die doppelte Blume
gebunden,
Jüngling und Jungfrau, sie deckt beide die
Knospe noch zu.
Goethe-Schiller. (Xenien.)

Wir, Velten und ich, waren ungefähr zehn oder zwölf Jahre alt, als wir anfingen, mehr und mehr aufzuhorchen, wenn in unsere Kinderspiele, Schularbeiten und Dummejungenstreiche der Name Trotzendorff hineinklang . . .

„Du," sagte Velten, „es kommt eine Frau mit einem kleinen Mädchen aus Amerika wieder hierher nach dem Vogelsang. Meine Mutter kennt seine Mutter und deine Mutter kennt sie auch."

„Das weiß ich auch schon. Mein Vater und meine Mutter haben aber auch seinen Vater gekannt und sagen, er sei ein Taugenichts."

„Davon hat meine Mutter nichts gesagt, aber kennen tut sie ihn auch. Das ist mir übrigens ganz Wurst; aber das Wurm! Hol mal deinen Atlas. So eine dumme Schürze und Zimperliese auf dem Atlantischen Ozean, wenn wir ihn nur in der Geographiestunde haben und bloß Dummheiten vom Doktor Klebmaier zu hören kriegen, wenn wir nichts wissen, wie weit er reicht! Na, laß sie mir nur kommen. Drüben bei Hartlebens haben sie sich eingemietet; meine Mutter hat ihnen dabei geholfen." — „Mein Vater und meine Mutter auch. Es geht ihnen recht schlecht, und man muß sich ihrer annehmen, sagen sie. Weißt du, sie sind eben alle gute Freunde miteinander gewesen, die Alten. Ja, wir sollen uns ihrer annehmen." „Meinetwegen. Was ich dazu tun kann, wird gemacht. Von einem Mädchen mehr soll mir diesmal noch nicht übel werden, obgleich wir des Zeugs schon eigentlich borstig hier zuviel in Vogelsang haben. Überall stehen sie einem im Wege, und über keine Hecke kann man steigen, ohne daß man zwischen einen Haufen von ihnen fällt und fünf Minuten nachher das Gezeter angeht: Wenn du dich nicht aus unserem Garten scherst, sagen wir's deinem Vater! Übrigens, Karlchen, kannst du mir noch mal deinen Lederstrumpf leihen, ich will doch lieber vorher, ehe die Kreatur einrückt, über Amerika nachlesen." —

Übrigens gewannen wir sofort die Überzeugung, daß die Geschichte uns beide gar nichts angehe und mit der „neuen Schürze bei Hartlebens" wollten wir schon bald fertig werden, wie mit den andern dummen Gänsen auf den Schulwegen, in den Gärten und Gassen bei Sommersonnenschein und Winterschnee.

So warteten wir denn mit dem Kinn auf dem Zaune, wie zwei europäische Indianer nach Hartlebens Wigwam hinüber.

„Aus den beiden dummen Engländerinnen Cora und Alice mache ich mir gar nichts," sagte Velten. „Aber wenn diese Neue rot, grün,

gelb und blau angemalt käme, wie Junithau im ‚Pfadfinder‘, dann wär' doch noch was und mal was Neues hier bei uns in der ewigen Langweilerei aus dem Kokon gekrochen."

„Du, da kommt deine Mutter mit ihr! Ach, der Dreikäsehoch! Guck, läßt sich noch an der Hand führen und — richtig — hat natürlich geweint und zimpert noch und läßt sich nachziehen, als ob deine Mutter der richtige Oger wäre und ihr bei euch zu Hause bloß von Kinderfleisch lebtet. Na, nun mach' nur, Velten, daß du auch nach Hause kommst. Du hast sie wahrscheinlich heute zu Tische — guck, da nimmt deine Mutter das große Balg in eurer Gartentür gar noch auf den Arm! Na, adjö, da rufen sie auch bei uns nach mir, und meinen Vater kennst du!" —

Es war ein Sonnabend und keine Schule am Nachmittage; wir lagen also am Osterberge unter einem Busch, und ich vernahm den ersten Bericht über das erste Zusammentreffen der Familien Andres und Trotzendorff beim Suppennapf.

„Ja, sie waren bei uns zur Fütterung," erzählte Velten. „Die englische Madam auch. Die kann deutsch, aber sie tut manchmal, als ob sie es vergessen habe. Die Kleine kann nur englisch, das heißt, amerikanisch. Die richtige Wilde! Und sie sind schauderhaft vornehm, das heißt, eigentlich gewesen. Es ist übrigens nur gut, daß meine Mutter noch vornehmer ist und auch ein bißchen englisch kann, durch meinen Vater. So ging es denn ziemlich glatt ab, nur ich kriegte es natürlich zu hören von meiner Alten, daß jetzt das Hinflegeln mit beiden Ellbogen auf dem Tische aufzuhören habe und daß sich eine Masse anderes nicht schicke. Die Kleine hatte den Teufel in ihren Augen und greinte und auf gelbe Erbsen, dicke Bohnen, Steckrüben, Mohrrüben und sonst unser Futter scheint sie noch nicht recht eingerichtet zu sein. Sie hat eine Mohrin als Amme gehabt und Mohren als Bediente; aber meine Mutter hat sie zuletzt doch zum Lachen gebracht und daß sie mich angrinste. Ihre Mama war zuletzt die einzige, die bei ihrem Jammergesichte blieb und nach Tische meiner Mutter auch jetzt wieder was vorweinte. Ellen heißt die Krabbe, auf deutsch Helene, und meine Mutter hatte sie auf dem Sofa auf dem Schoße und tröstete sie beide. Da habe ich mich gedrückt, denn den ganzen Nachmittag so was auszuhalten, konnte keiner von mir verlangen. Na, Mitleid will ich ja wohl gerne mit haben, wie meine Mutter verlangt, aber kriegt sie mich, dieser neuen, fremden Nachbarschaft wegen, auch noch an das Englische, so werfe ich auf. An dem Latein und dem Französischen haben wir gerade genug in der Schule. Puh! Mitleiden! Hat da jemals einer mit uns Mitleiden gehabt, Karlchen?" „Nee," sagte ich.

„Aber wie sollen wir uns denn mit der Krabbe verständlich machen, wenn wir kein Englisch können? Auf unseren Buckel laden sie sie doch ab; darauf nehme ich jetzt schon Gift . . ."

Als ein wohlgeratener Sohn, als ein älterer, verständiger Mann, als wohlgestellter Familienvater, als „angesehener" höherer Staatsbeamter erzähle ich heute weiter vom Vogelsang und teile zuerst mit, daß wir, wenn nicht die besten Lateiner und Griechen auf unserem illustren

Gymnasium, so doch die besten Engländer waren. Der für diesen Unterrichtszweig vom Staat besoldete Oberlehrer und Doktor war, obgleich er ein ganzes halbes Jahr „in London gewesen war", durchaus nicht schuld daran. Wir hatten das einzig und allein dieser „kleinen amerikanischen Krabbe" zu verdanken, die zuerst uns in den Vogelsang die verblüffende Offenbarung brachte, daß allerhand nichtsnutzige Sprachen nicht nur tot zu unserem Elend in den Grammatiken und in Büchern ständen, sondern wirklich und wahrhaftig lebendig seien und bei allerhand Völkerschaften außerhalb des deutschen Vaterlandes tagtäglich im Gebrauch, und um uns im Vogelsang zu „imponieren". „Imponieren lasse ich mir nicht. Schlage mal auf im Lexikon: „nasty", sagte Velten, lange vor unseren Sekundaner-, Mondschein- und Gewitterabenden mit Heine, Geibel und Uhland in der Tasche und im Hirn und Herzen. „Boy" heißt Junge, Bengel oder dergleichen, das weiß ich, aber Nasty boy hat das Balg zu mir gesagt und die Zunge herausgesteckt. Gib mir das Buch, wenn du es nicht finden kannst."

Er riß mir das Lexikon aus den Händen, fand das Wort, und von da an bis zu Shakespeare, Byron und dem übrigen Groß und Klein ist wieder nur ein Schritt gewesen.

* Wilhelm Raabe, Akten des Vogelsang.

Die Kinder gingen auf dem kiesbestreuten Gartenwege hin. Sie traten fest auf und schritten wacker aus. Dabei kauten sie mit Hingebung an ihrem Butterbrot, dem zweiten Frühstück.

Der Knabe trug noch Kniehosen; das Mädchen steckte in einem leinenen Schürzenkleid, das bis an die Knöchel reichte.

„Was wollen wir tun?" fragte Horst. „Wozu haben wir heute Lust?"

„Ich bin zuerst für die Mutübungen," antwortete Hilma.

„Welche?"

„Von den Mauern springen."

„Gut. Ich bin dafür: wir fangen bei der Mauer am Gewächshaus an und hören mit der Gemüsegartenmauer auf, weil die doch die höchste ist."

„Ja, das wollen wir."

Als der letzte Bissen Butterbrot verschwunden war, ließen die beiden, wie auf Kommando, von Weg und gesetzter Gangart ab und rasten über Wiesengrund und durch Gebüsch.

Der Park war rings umschlossen von einer alten Steinmauer, welche die welligen Unebenheiten des Bodens bald mehr, bald minder hoch überragte. Von den Gartenhügeln aus wurde sie mit Leichtigkeit erklettert. Dann ging man auf den breiten, bemoosten und rissigen Sandsteinplatten, die sie deckten, bis zu den schwierigen Stellen und stürzte sich in Abgründe, unbekümmert, ob weiche Gartenerde unten lag oder harter Kiesweg.

Das Schöne bei dieser Übung war, daß man ein Gefühl der Furcht, ein leises Gruseln zu überwinden hatte. An den schlimmsten Stellen stachelte man den Mut durch bestimmte Worte an.

„Hab' ich denn den Mut verloren?" rief man sich selbst zu und antwortete selbst: „Nein, ich hab' ihn nicht verloren!"

Dann galt kein Zaudern mehr. Nach den eigengeschaffenen Ehrengesetzen wäre es eine Schmach sondergleichen gewesen, dann noch zu zögern. Man stürzte sich mit Todesverachtung in die Tiefe.

Es war fast ein Wunder, daß die jungen Helden bei diesem Treiben niemals zu Schaden kamen.

Eher als der Bruder war die Schwester des Springens müde.

„Jetzt wollen wir die Bitternis des Todes kosten," erklärte Hilma.

Horst stimmte dem gleichmütig zu.

Irgendwo im Gemüsegarten stand ein mannshoher Busch der feinblätterigen Raute. Sie schmeckte bitter wie Wermut, aber Herr Lampert, der Hauslehrer, hatte gesagt, sie wäre gut für den Magen.

Nach diesem Busch schlenderten die Mauerspringer, von der Anstrengung erhitzt und wohlig ermattet.

Sie nannten die Raute „Bitternis des Todes" und aßen davon mit Überwindung. Aber diese freiwillige Kasteiung erschien ihnen löblich. Sie sahen darin eine Art Sündenablaß für später zu vollbringende Übeltaten. Nachdem die Bußübung mit schweigendem Anstand vollbracht war — Grimassen durften nicht dabei geschnitten werden —, versanken beide unter den Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen. Nichts war mehr von ihnen zu hören und zu sehen, außer wenn gelegentlich aus Lust am Wechsel ein Strauch mit einem anderen vertauscht wurde.

Die sommerliche Vormittagssonne brannte auf den Gemüsegarten herab, die Küchenkräuter atmeten Würze und die Blumen auf den langen Rabatten süßen Wohlgeruch aus. Zentifolien blühten und gelbe Stockrosen und die fleischfarbene großblätterige Gloire de Dijon und rosa Federnelken.

Jenseits des Mühlbachs, der zwischen Gemüsegarten und Park floß, schatteten die Wipfel alter Bäume, und im buschigen Unterholz zwitscherten beim Nestbau die Singvöglein. Der Bach hüpfte über die Kiesel, plauderte und gluckste leise.

Es war so warm und still — man hätte schlafen können.

Da kam ein Schritt über die Brücke.

Einen Augenblick tauchte Horsts blonder Kopf mit horchender Wendung auf, duckte sich aber sofort wieder.

„Der Feind naht," meldete er halblaut.

Hilma nahm die Warnung schweigend auf.

Der Feind hatte den Fluß überschritten und kam nun die langen sonnigen Wege daher zwischen den Blumen, Kräutern und Gemüsebeeten.

Es war ein schmächtiger junger Mann in schwarzem Anzuge. Er trug die schmalen Schultern etwas vorgeneigt, verriet im Gang Unsicherheit und machte eigentlich mit seinen zarten Gesichtsfarben und den kurzsichtigen, sanften blauen Augen gar keinen erschreckenden Eindruck.

Suchend spähte er nach allen Seiten und rief von Zeit zu Zeit: „Ho—rst! Hil—ma! Hil—maa!!"

Ein schüchterner Unterton war in diesem Rufen, fast als ob es dem Rufer peinlich wäre, so laut zu werden. Das war nicht der Ton, der sich Gehorsam erzwingt.

Endlich mußte der Feind wohl die Überzeugung gewonnen haben, daß die Gesuchten im Gemüsegarten nicht zu finden wären. Er trat den Rückzug an.

Die beiden jungen Bösewichter unter den Büschen hatten sich nicht gerührt. Jetzt meldete Horst: „Alles sicher." Und gemütsruhig schmausten sie weiter.

Erst als sie so satt vom Beerenessen war, daß sie nicht mehr konnte, erklärte Hilma: „Nun müssen wir hinein."

Längst war die Freistunde vorüber.

Als sie endlich mit wirren Locken und dunkelroten Backen in das Schulzimmer gestürmt kamen, empfing sie kein hartes Wort; aber Herrn Lamperts Miene war so vorwurfsschwer und kummervoll, daß sich die beiden Sünder doch nicht so behaglich fühlten.

„Wir haben uns wohl ein bißchen verspätet," sagte Hilma gedrückt.

„Fast eine halbe Stunde."

Horst konnte des Lehrers Leidensmiene nicht vertragen. „Warum haut er uns nicht ganz einfach!" dachte er.

„Habt ihr mich denn nicht rufen hören?" fragte Lampert sanft.

Es wurde einstimmig verneint.

Da seufzte der Lehrer und begann den Unterricht. Man nahm gerade die Geschichte der Römer durch und war bei Koriolan. Der Vortrag Lamperts war etwas eintönig. Ihn selbst interessierte die Geschichte erst von dem Zeitpunkte an, da sie sich um das Christentum drehte.

Aber Horst liebte die alten Römer mehr als die Christen, deren Glaubenseifer er nicht begriff.

Hilma sah aufmerksam aus, war es jedoch nicht. Sie schaute von der Seite nach dem Gesicht des Lehrers. Es war etwas im Klang seiner Stimme, das sie unglücklich machte.

Er war so dünn und so blaß! Wenn er neben dem Onkel Gustav stand, sah er aus wie ein Junge, der noch wachsen muß. Und einmal hatte sie gehört, daß der Onkel Gustav sagte: „Der arme Schlucker hat gewiß immer nur über den Büchern gesessen und nie ordentlich gefuttert." Wenn sie daran dachte, daß er nie satt geworden war, tat er ihr furchtbar leid. Und heute mußte sie immer daran denken. Keine Strafpredigt, keine Schläge hätten sie so niederdrücken können, wie dies bekümmerte Gesicht.

Sie liebte ihn nicht, denn er langweilte sie. Sein „lederner" Unterricht verkürzte täglich die kostbare Freizeit und war stets unwillkommen.

Heute aber empfand sie, daß der „Feind" ein Mensch war, dem sie ein wirkliches Leid antun konnte. Das bewegte sie stark.

Also dachte sie nicht an das Benehmen Koriolans, wie Horst, sondern an den Lehrer.

Nach der Weltgeschichte kam das fürchterliche öde Rechnen, das beiden Kindern verhaßt war und dem Lehrer dazu.

Endlich läutete die Hausglocke zum Zeichen, daß man sich für die Mittagstafel bereit zu machen hatte.

Eiligst wurden die Schulsachen zusammengeräumt. Horst stürmte aus dem Zimmer. Hilma zögerte.

„Herr Lampert!"

Lampert, der an seinem Sekretär stand, sah sich fragend nach ihr um.

„Bitte, seien Sie nicht mehr böse."

„Ich bin nicht böse, aber traurig."

„Bitte, seien Sie nicht mehr traurig, lieber, guter Herr Lampert! Ich will nie mehr unfolgsam sein! Ich schwöre beim Bart des Propheten" — sie hatte diese Formel aus dem arabischen Märchen behalten —, „daß ich von heute an . . ."

Er wehrte ihr mit ausgestreckter Hand: „Weißt du nicht, daß wir nicht schwören sollen? Weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl, noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel. — Wo wird uns das gesagt?"

„Ich weiß nicht", sagte Hilma trotzig.

Sie fühlte sich zurückgestoßen. Ihre Aufwallung von Reue war warm und echt gewesen. Er hätte ihr Entgegenkommen anders aufnehmen müssen.

Aber er verstand sie nicht, jetzt nicht und niemals.

Nun wollte sie sich auch gar nicht besinnen.

„In der Bergpredigt," sagte Lampert strafend. „Das müßtest du wirklich wissen."

Abgekühlt, als hätte eine kalte Dusche ihr warmes Empfinden getroffen, und ohne ein weiteres Wort, ging sie ihres Weges.

Als sie die Tür des Schulzimmers hinter sich geschlossen hatte, richtete sie sich mit einem Ruck auf.

„Wie gut, daß er mich verhindert hat, zu schwören!" dachte sie. Nun konnte man also mit gutem Gewissen weiter tun, was man wollte.

* Frieda von Bülow, Die Tochter.

Für sein nun wieder aufkommendes Herumstreifen aber fand er bald unerwartete Gesellschaft.

Eines schönen Nachmittags nach der Schule lag er im Garten auf dem Rasen und sang endlos aus Leibeskräften das epidemische Lied:

„Ich bin der kleine Postillon"

und als er gerade wieder einmal von vorn anfangen wollte, rief eine spöttische Stimme von der Gartenmauer herab:

„Du, kannst du denn nichts anderes?!"

Er setzte sich aufrecht und sah ein großes, starkes Mädchen seines Alters oben sitzen, die Beine schlenkern, die bis übers Knie aus einem ungewöhnlich kurzen blauen Röckchen hervorlangten, und das aufgegangene

blaue Zopfband unordentlich in den dicken blonden Zopf hineinflechten. Er kannte sie nicht; aber am Tage vorher waren im Nebenhaus neue Bewohner eingezogen.

„Mehr wie du kann ich!“ rief er gereizt hinauf.

„Pf—!“ gab sie zur Antwort, verzog spöttisch den Mund und sah geringschätzig mit ihren herrischen, blauen Augen auf ihn herab; „wie heißt du denn, Büble?“

Ihr Ton und ihre Gebärde empörten ihn, aber da ihm ihr Äußeres wohlgefiel, erwiderte er noch ziemlich ruhig:

„Heinrich heiß' ich.“

Sie lachte hell auf und sagte leiernd:

„Der Heiner, der Heiner,
Mit seine krumme Beiner!“

„Wenn du nur so gerade hast, wie ich!“ rief er, „wie heißt denn du, Mädele?“

„Helene!“

„Lene?“ wiederholte er mitleidig. „Lene heißt ja unsere Näherin, und die stinkt immer nach Backsteinkäs'!“

Darauf streckte ihm das Mädchen die Zunge heraus.

„Hast du so Durst?“ fragte er, „daß dir die Zunge heraushängt wie einem alten Droschkengaul?“

„Nein!“ schrie sie mit flammenden Augen, „dir streck' ich sie heraus, du wüster Brigant!“

„Wart' nur, ich komme!“ drohte er hinauf; „du sagst mir noch einmal ‚Brigant‘ und streckst mir die Zunge heraus!“

„Brigant! Brigant! Brigant!“ rief sie; er aber rannte in die Ecke, wo ein riesiger alter Maulbeerbaum sich über die Mauer in den Nachbargarten hinüberneigte, klomm mit Hilfe der niedrigen Äste empor und lief auf seine Freundin zu. Als diese ihn so unerschrocken herankommen sah, ward ihr doch ein wenig bange, sie ließ sich von der Mauer hinab und fing nun erst in der Sicherheit ihres Gartens wieder an und sang, ihm eine Gecksnase machend:

„Der Heiner, der Heiner,
Mit seine krumme Beiner!
Hat gockelrote Strümpf an!
Hat gockelrote Strümpf an!
‚Gecks‘!“

„Du machst nimmer lang' ‚Gecks‘!“ rief er, ließ sich auch hinab und verfolgte sie, während sie rief:

„Ich schreie! Das ist unser Garten! ich schreie!“

Aber da hatte er sie schon, rang mit ihr, die zwar wohl so stark, doch nicht so gewandt wie er war, warf sie auf den Rücken ins Gras, kniete auf sie, hielt ihr die Hände fest und sah sie atemholend an. Noch nie war ihm ein so freches Mädchen begegnet.

„Merkst du was?“ rief er, während sie sich mit geschlossenen Augen

in stummer Wut wehrte, „jetzt könnte ich dich herhauen, wie ich wollte!" er schüttelte sie, „aber ein Mädel hau' ich nicht, das wäre mir zu wenig! Geh jetzt nur hinein und schrei und hole deinen Vater oder Hausknecht! ich bleibe ruhig stehen und warte." Er ließ sie los und trat zurück; sie blieb noch einen Augenblick liegen, ohne ihn anzusehn, und weinte vor Wut und Beschämung, dann rannte sie davon. Er wartete eine Weile und fürchtete, ohne Prügel nicht aus dem Garten zu kommen; als aber niemand erschien, kletterte er befriedigt auf die Mauer hinauf und blieb hier noch eine Zeit lang triumphierend sitzen, ehe er in den väterlichen Garten zurückkehrte.

Am andern Tage nach der Schule ging er wieder in den Garten, und, nachdem er einen Augenblick unschlüssig gewesen, sang er den „kleinen Postillon." Als er am Ende war, machte er eine Pause, da er Helene unterdes auf die Mauer hatte klettern hören; doch schaute er nicht hinauf. Nach einer Stille rief sie kleinlaut:

„Du! — Heinrich!"

Er sah zu ihr hinauf, ohne zu antworten; schlank und groß in ihrem, nur zum Knie reichenden, blauen Kleide stand sie oben, die Sonne gleißte in einer fliegenden Strähne ihres gelben Haares und hob ihre ganze Erscheinung licht ab vom dichten Grün der Obstbaumkronen hinter ihr. Sie schien ihm ganz anders, als andere Mädchen, ihm war so wohl, sie wiederzusehen: er hätte ihr gleich alles schenken mögen, was er hatte.

„Bist du immer noch bös?" fragte sie endlich.

„A bah!" sagte er gutmütig.

„Darf ich zu dir hinunterkommen?"

„Freilich darfst du!"

Sie setzte sich, drehte sich, so daß sie auf dem Bauche lag, und wollte sich eben hinablassen, da rief es von fern:

„Helene! Helene!"

Sie sah kurz auf, lachte trotzig und ließ sich nun vollends abgleiten; etwas befangen ging sie auf den Gegner vom vorigen Tage zu.

„Du, es ruft dir doch jemand!" mahnte Heiner.

„Meinetwegen! Die kann lange rufen!"

„Wer ruft dir denn?"

„Meine Mama."

„Deine Mama?!" rief er und sah sie erschrocken an, „und da gehst du nicht?"

„Wenn ich nur müßt'! ich bin ihr ja gerade durchgebrannt. Jetzt soll ich schon wieder hinhocken und schreiben —? — Ja, morrle!"

Er war entsetzt: so eine Sprache hatte er bis jetzt nur bei Gassenbuben gehört.

„Ja — aber — folgst du denn deiner Mutter nicht?!" stotterte er.

„Folgst denn du?" fragte sie geringschätzig.

„Freilich!"

„Pf — so ein Mammenkindle!"

Da wurde Heiner zornig und rückte ihr auf den Leib.

„Sag' das noch einmal!"

Das Mädchen sah ihn trotzig an, trat aber zurück und sagte:

„Sie ruft ja gar nicht mehr!"

„Geh und frag, ob du zu mir darfst!" schrie er aufgeregt, „sonst spiel' ich nicht mit dir!"

„Sie ruft ja aber gar nicht mehr!" antwortete sie mit trotzig blitzenden Augen und stampfte mit dem Fuß.

Da wandte sich Heiner mit dem Worte „Adieu!" um und ging rasch aus dem Garten; sie folgte ihm und faßte ihn am Arm:

„Bleib doch! — Ich gehe einfach mit dir!"

Er riß sich los und lief schneller, sie ihm nach, faßte ihn wieder mit beiden Händen und sagte:

„Sie ruft ja doch aber gar nicht mehr! Sie hat es ja schon lange wieder vergessen! Sie denkt doch gar nicht mehr dran! Sei doch nicht so einfältig!"

Endlich drehte er sich um und sprach mit zuckendem Munde:

„Geh und frag, ob du mit mir spielen darfst, sonst will ich nichts von dir wissen, gar nichts!" das Wasser trat ihm in die Augen.

Sie sah ihn erstaunt an, ließ langsam seinen Arm los, wurde rot, ging rückwärts und bat schüchtern mit weichem Ton:

„Aber — du bleibst dann? und wartest auf mich — und bist mir nicht böse —? Du? — gelt!"

Er nickte ihr zu zwischen Weinen und Lachen; sie rannte davon, achtlos durch Beete und Rabatten, und kletterte behende am Spalier empor.

Der Knabe ging langsam in den Garten zurück, es lag ihm schwer auf dem Herzen, als hätte er selbst eine Unfolgsamkeit begangen; warum sollte er denn seiner Mutter nicht folgen! Beschämt setzte er sich in einen Busch und wartete, und erst, als Helene wieder mit dem Kopf über die Mauer kam, suchend umherschaute und nach ihm rief, trat er hervor.

„Darfst du, hast du gefragt?" rief er ihr entgegen, die atemlos auf ihn zustürmte.

„Ja, freilich!"

„Gewiß, auf Ehr' und Seligkeit?" fragte er nochmals, wie er es von seinen Schulkameraden gelernt hatte.

„Auf Ehr' und Seligkeit!" beteuerte sie, die Hand aufs Herz legend.

„Bist du mir jetzt nicht mehr böse, gar nicht mehr?"

„Kein bißchen!" sagte er. „Aber ein unartiger Bündel bist du und kannst dich schämen für ein paar Kreuzer!" setzte er altklug hinzu, „so eine ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen!"

„Gelt, du bist mir doch nicht böse! O, sei's doch nicht!" bat sie zutulich.

„Nein, kein kleinwinziges bißchen mehr; aber was wahr ist, muß man sagen!" — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit diesem Verkehr noch nicht zufrieden, verabredete Helene mit Heiner, daß sie immer vor dem Haustor auf einander warten wollten, um zusammen zur Schule zu gehen, und gewöhnte sich, nachdem er einige Male, um nicht zu spät zu kommen, ohne sie gegangen war, ihre Unpünktlichkeit ab, so daß sie nun regelmäßig zuerst unten war; und oftmals konnte sie sich an dem Kreuzweg, wo er rechts, sie aber links zu gehen hatte, noch nicht von ihm trennen, begleitete ihn bis vor seine Seminarschule, um nun erst ihren weiten Weg in entgegengesetzter Richtung zu ihrem Institut anzutreten, und machte sich nichts daraus, für ihre Verspätung gezankt zu werden und in der Ecke stehen zu müssen.

Ging er in seiner freien Zeit einmal ohne sie fort, sich nach seiner Art herumzutreiben, so rannte sie zornig weinend, als habe sie ihn verloren, durch die Umgebung, kehrte in kurzen Zwischenräumen immer wieder zu seinem Elternhause zurück, um nachzusehen, ob er nicht da sei, und war nicht zu ermüden, bis sie ihn hatte. Anfangs versuchte sie dann wohl, ihn durch Vorwürfe, Schmollen und Trutzen von seinem Hang abzubringen; sobald sie aber inne ward, daß er nicht nachgab und keine Lust hatte, sich von ihr tyrannisieren zu lassen, machte sie gute Miene dazu und paßte ihm um so wachsamer auf. Fand sie ihn jedoch in Gesellschaft anderer Knaben, so fuhr sie in zügellosem Zorne darein, fing mit jenen Händel an, schlug sich herum, solange sie einen Arm regen konnte, und war glücklich, wenn sie es so weit brachte, daß Heiner ihr zu Hilfe kommen mußte und sie befreite. Mochte ihr Kleid dann noch so zerrissen, ihr Gesicht noch so zerschlagen und zerkratzt, ihr Haar noch so zerrauft sein, strahlend ergriff sie die Hand ihres Freundes und zog mit ihm ab; er aber mußte es sich manchmal gefallen lassen, daß die andern Buben hinterdrein höhnten:

„Heiner, Heiner, Mädleschmecker!
Mädleschmecker, Bändel dran!
Lauft den Mädlen hintennach!"

* Emil Strauß, Freund Hein.

Ich hätte oben eigentlich noch einen dritten Moment nennen sollen. Aber dieser, wie hoch oder wie niedrig man ihn auch anschlagen mag, wenn man auf ihn zurückschaut, ist jedenfalls im Menschenleben so einzig und unvergleichlich, daß man ihn mit keinem anderen zusammenstellen darf. Ich lernte in Susannas dumpfer Schulstube nämlich auch die Liebe kennen und zwar in derselben Stunde, wo ich sie betrat, also in meinem vierten Jahre. Die erste Liebe! Wer lächelt nicht, indem er dies liest, wem schwebt nicht irgendein Ännchen oder Gretchen vor, das ihm auch einmal eine Sternenkrone zu tragen und in Himmelblau und Morgengold gekleidet zu sein schien, und das jetzt vielleicht — es wäre frevelhaft, das Gegenbild auszumalen! Doch wer sagt sich nicht auch, daß er damals, wie im Fluge, an jedem Honigkelch, der im Garten der Erde steht, vorübergeführt wurde, zu rasch freilich, um sich zu berauschen, aber langsam genug, um den heiligen Frühduft einzuatmen!

Darum gesellt sich jetzt zum Lächeln die Rührung, indem ich des schönen Maimorgens gedenke, an welchem das längst beschlossene, immer wieder verschobene und endlich unwandelbar auf einen bestimmten Tag festgesetzte große Ereignis, nämlich meine Entlassung aus dem väterlichen Hause in die Schule, wirklich stattfand. „Er wird weinen!" sagte Meta am Abend vorher und nickte sibyllenhaft, als ob sie alles wüßte. „Er wird nicht weinen, aber er wird zu spät aufstehen!" erwiderte die Nachbarin Ohl. „Er wird sich tapfer halten und auch zur rechten Zeit aus dem Bette sein!" warf der gutmütige Alte dazwischen. Dann fügte er hinzu: „Ich habe etwas für ihn und das geb' ich ihm, wenn er morgen früh um Sieben gewaschen und gekämmt in meine Tür kommt." Ich war um Sieben beim Nachbar und bekam zur Belohnung einen kleinen Kuckuck, ich hatte bis halb Acht guten Mut und spielte mit unserm Mops, mir wurde um dreiviertel flau, aber ich ward gegen Acht wieder ein ganzer Kerl, weil Meta eintrat, und machte mich, die neue Fibel mit Johann Ballhorns eierlegendem Hahn unterm Arm, beherzt auf den Weg. Die Mutter ging mit, um mich feierlich zu introduzieren, der Mops folgte, ich war noch nicht ganz verlassen und stand vor Susanna, ehe ich's dachte. Susanna klopfte mich nach Schulmeisterart auf die Backen und strich mir die Haare zurück, meine Mutter empfahl mir in strengem Tone, der ihr viel Mühe kostete, Fleiß und Gehorsam und entfernte sich ziemlich eilig, um nicht wieder weich zu werden; der Mops war eine ziemliche Weile unschlüssig, zuletzt schloß er sich ihr an. Ich erhielt einen goldpapiernen Heiligen zum Geschenk, dann wurde mir mein Platz angewiesen, und ich war dem surrenden und sumsenden Kinderbienenstock einverleibt, welcher dem Auftritt neugierig und der Unterbrechung froh zugesehen hatte. Es dauerte einige Zeit, bis ich aufzuschauen wagte, denn ich fühlte, daß ich gemustert wurde, und das setzte mich in Verlegenheit. Endlich tat ich's, und mein erster Blick fiel auf ein schlankes blasses Mädchen, das mir gerade gegenüber saß; sie hieß Emilie und war die Tochter des Kirchspielschreibers. Ein leidenschaftliches Zittern überflog mich, das Blut drang mir zum Herzen, aber auch eine Regung von Scham mischte sich gleich in mein erstes Empfinden, und ich schlug die Augen so rasch wieder zu Boden, als ob ich einen Frevel damit begangen hätte. Seit dieser Stunde kam Emilie mir nicht mehr aus dem Sinn, die vorher so gefürchtete Schule wurde mein Lieblingsaufenthalt, weil ich sie nur dort sehen konnte, die Sonn- und Feiertage, die mich von ihr trennten, waren mir so verhaßt, als sie mir sonst erwünscht gewesen sein würden, ich fühlte mich ordentlich unglücklich, wenn sie einmal ausblieb. Sie schwebte mir vor, wo ich ging und stand, und ich wurde nicht müde, still für mich hin ihren Namen auszusprechen, wenn ich mich allein befand; besonders waren ihre schwarzen Augenbrauen und ihre sehr roten Lippen mir immer gegenwärtig, wogegen ich mich nicht erinnere, daß auch ihre Stimme Eindruck auf mich gemacht hätte, obgleich später gerade hiervon alles bei mir abhing. Daß ich bald das Lob des fleißigsten Schulgängers und

des besten Schülers davontrug, versteht sich von selbst; mir war dabei aber eigen zumut, denn ich wußte gar wohl, daß es nicht die Fibel war, die mich zu Susanna hintrieb, und daß ich nicht, um schnell lesen zu lernen, so emsig buchstabierte. Allein niemand durfte ahnen, was in mir vorging, und Emilie am wenigsten; ich floh sie aufs ängstlichste, um mich nur ja nicht zu verraten; ich erwies ihr, wenn die gemeinschaftlichen Spiele uns dennoch zusammenführten, eher Feindseligkeiten, als etwas Freundliches; ich zupfte sie von hinten bei den Haaren, um sie doch einmal zu berühren, und tat ihr weh dabei, um nur keinen Verdacht zu erregen. Ein einzigesmal jedoch brach die Natur sich gewaltsam Bahn, weil sie auf eine zu starke Probe gesetzt wurde. Als ich eines Nachmittags, nämlich in der Tummelstunde, die dem Unterricht stets voranging, weil die Kinder nur langsam zusammenkamen, und Susanna auch gern ein Mittagsschläfchen hielt, in die Schlafstube trat, bot sich mir ein höchst betrübsamer Anblick dar: Emilie wurde von einem der Knaben gemißhandelt und dieser war einer meiner besten Kameraden. Er zupfte und knuffte sie weidlich, und das ertrug ich noch, obgleich nicht ohne große Mühe und mit immer steigender, stiller Erbitterung. Endlich aber trieb er sie in einen Winkel und als er sie wieder herausließ, blutete ihr der Mund, wahrscheinlich, weil er sie irgendwo gekratzt hatte. Da konnte ich mich nicht länger halten, der Anblick des Blutes versetzte mich in Raserei, ich fiel über ihn her, warf ihn zu Boden und gab ihm seine Püffe und Schläge doppelt und dreifach zurück. Aber Emilie, weit entfernt, mir dankbar zu sein, rief selbst für ihren Feind nach Hilfe und Beistand, als ich gar nicht wieder aufhörte, und verriet so unwillkürlich, daß sie ihn lieber hatte als den Rächer. Susanna, durch das Geschrei aus ihrem Schlummer geweckt, eilte herbei und forderte, mürrisch und unwillig, wie sie natürlich war, strenge Rechenschaft wegen meines Wutanfalls; was ich zur Entschuldigung hervorstotterte und -stammelte, war unverständlich und unsinnig, und so trug ich denn als Lohn für meinen ersten Ritterdienst eine derbe Züchtigung davon.

* Friedrich Hebbel, Meine Kindheit.

In dem Spritzenhause zu Neustadt saßen rechts die Mädchen, links die Knaben. Zwischen diesen beiden Abteilungen lief ein Gang von der Tür zum Pult des Lehrers, und in diesem Gange hustete Silberlöffel auf und ab, ohne daß es irgendeinen in der jugendlichen Schar rührte.

Hans Unwirrsch trat mit keineswegs sentimentalen Gefühlen in die Gemeinschaft und das Gewimmel der Armenschule. Nachdem die erste Verblüffung und Blödigkeit überwunden war, nachdem er sich halbwegs hereingefunden hatte, zeigte er sich nicht besser als jeder andere Schlingel und nahm nach besten Kräften Teil an allen Leiden und Freuden dieser preiswürdigen Staatseinrichtung. Er orientierte sich bald. Die Freunde und Feinde unter den Knaben waren schnell herausge-

funden; gleichgeartete Gemüter schlossen sich an ihn, entgegenstehende Naturen suchten ihn an den Haaren aus seiner Weltanschauungsweise herauszuziehen, und im Einzelkampfe wie in der allgemeinen Prügelei kam manches Leid über ihn, welches er aber als anständiger Junge ertrug, ohne sich hinter dem Lehrer zu verkriechen. Als anständiger Junge hatte er in dieser Lebensepoche gegen das weibliche Geschlecht auf den Bänken zur Rechten des Ganges im allgemeinen eine heilsame Idiosynkrasie. Er klebte den Mädchen gern Pech auf ihre Plätze und knüpfte ihnen gern paarweise verstohlen die Zöpfe zusammen; er verachtete sie höchlichst als untergeordnete Geschöpfe, die sich nur durch Geschrei wehrten, und durch welche der Lehrer mehr über die linke Hälfte seiner Schule erfuhr, als den Buben lieb war. Von ritterlichen Regungen und Gefühlen fand sich anfangs in seiner Brust keine Spur, doch die Zeit, wo es in dieser Hinsicht anfing zu dämmern, war nicht fern, und bald machte wenigstens ein kleines Geschöpfchen von der anderen Seite der Schule her seinen Einfluß auf Hans Unwirrsch geltend. Es kam die Zeit, wo er eine kleine Mitschülerin nicht weinen sehen konnte, und wo er einen unbestimmten Hunger empfand, der nicht auf die großen Butterbrote und Kuchenstücke der benachbarten Straßenjugend gerichtet war; doch für jetzt steckte er frech die Hände in die Taschen der Pumphose, spreizte die Beine voneinander, stellte sich fest auf den Füßen und suchte sich soviel als möglich von der absoluten Herrschaft der Weiber zu befreien. Nicht mehr wie sonst saß er still und artig zu den Füßen der Base Schlotterbeck und horchte andächtig ihren Lehren und Ermahnungen, ihren Märchen und Kalendergeschichten, ihren biblischen Vorlesungen zu. * Wilhelm Raabe, Der Hungerpastor.

Geschlagen ward ich nur für gröbliche Widersetzlichkeiten. Doch mochte dies einmal, wenn wirklich die Sache so zusammenhing, wie ich mich ihrer erinnere, ziemlich unzweckmäßig geschehen sein, denn gerade mittels dieser Strafe setzte ich meinen Willen durch.

Aus mir gänzlich unbekannten Gründen hielt es meine Mutter für geraten, mich etwa in meinem fünften Jahre eine öffentliche Schule besuchen zu lassen und sonderbarerweise zwar eine Mädchenschule. Möglich, daß die genaue Kenntnis von den Lastern kleiner Knaben, die sie aus ihrer Erziehungslektüre schöpfte, diesen sonst so unerklärlichen Gedanken erzeugt hatte; kurz, die Sache war fest beschlossen. Ich wurde weiter nicht befragt und wußte überhaupt nicht recht, was mir bevorstand, als meine Mutter mir eines schönen Morgens ein wohl eingewickeltes Butterbrot mit Gewalt in die zu enge Hosentasche bohrte, mich bei der Hand nahm und mit mir abzog. Sie konnte sich ja auf mich verlassen, da ich wahrscheinlich der gehorsamste Knabe war, der damals in Dresden existierte.

Jene Schule oder Privatanstalt befand sich auf der Seegasse in einem hohen düstern Hause und in den Händen einer gewissen Mamsell Claß,

die mit der Hofrätin Näke sehr befreundet, von dieser als geeignete Persönlichkeit empfohlen war. Schon auf der Treppe, die nach Dresdener Art stockdunkel und unsäglich stinkend war, wurde mir das Ding bedenklich, und ich schlug vergeblich vor, ob wir nicht lieber umkehren und in unser schönes, helles Haus in der Vorstadt zurückgehen wollten. Als wir nun aber erst in die Zimmer traten, und ich die vielen Mädchen sah, die gleich ihrer Lehrerin sämtlich Tituskövfe hatten und mich mit den Augen fast verschlangen, wurde es mir gelb und grün und jämmerlich ums Herz und ich bat die Mutter flehentlich, mich wieder mitzunehmen. Mamsell Claß nahm mich indessen in die Arme, herzte mich, sprach mir auf sächsisch zu, und währenddessen war meine Mutter weg.

Worauf es nun bei dieser Sache eigentlich abgesehen war, kann ich nicht sagen, genug, die Lehrerin gab mir Spielsachen, und während ich an einem Seitentischchen, meine Tränen verschluckend, einen kleinen Meierhof aufbaute, setzte jene ihren Unterricht mit den Mädchen fort. So weit ging alles leidlich; ich nahm die Sachen wie sie waren, schickte mich in die Zeit und wurde endlich so vertraut mit meiner Lage, daß ich sogar Versuche machte, mein Butterbrot hervorzuziehen, was jedoch nicht gelang. In der Freiviertelstunde aber, als Mamsell Claß uns auf kurze Zeit verließ, drangen die kleinen Mädchen mit ihren Pudelköpfen lachend und kreischend auf mich ein, ja, sie fielen recht eigentlich über mich her wie Bacchantinnen über einen Orpheus, rissen sich um mich, und wer mich erwischen konnte, liebkoste mich und küßte mich. Ich spreizte meine Glieder wie ein Mistkäfer, den man in hohler Hand hält, hieb und stieß mit allen Vieren um mich, bis die Lehrerin wieder eintrat und der Greuel sich legte.

Man mag hieraus ersehen, daß ich eben noch ein dummer Junge war, ein Idiot, ohne jede Würdigung der großen Güte, die man mir erzeigte, denn ohne Zweifel waren alle diese Mädchen von sehr mütterlichen Gefühlen gegen mich erfüllt. Vergessen habe ich sie freilich nicht; sie hinterließen mir einen so unauslöschlichen Eindruck, daß ich die Physiognomien von mehreren der kleinen Plagegeister noch heute im Gedächtnis habe.

Als mich nun meine Mutter am andern Morgen wieder in diesen Türkenhimmel versetzen wollte, erklärte ich sehr entschieden, daß ich nicht wolle. Die Mutter redete mir freundlich und mit den überzeugendsten Gründen zu, dann auf sehr ernste Weise und befahl mir schließlich, ihr zu folgen: ich blieb bei meinem Satze. Endlich, bestürzt über so unerhörte Renitenz, führte sie ihre Kerntruppen ins Feuer und fragte mich, was ich lieber wolle, ein Produkt Ruten — wie sie sich ausdrückte — oder in die Schule gehen? und damit hatte sie das Spiel verloren. Ein Blick im Geiste auf die vielen Mädchen und ihre Zärtlichkeiten ließ mich nicht schwanken — ich wählte das „Produkt". Das mochte zwar gehörig „anziehen" — wie man in Dresden sagt — ja, ich erinnere mich, daß es sogar über Erwarten anzog, doch aber konnte es im Ver-

gleich zu jenem, mir so überaus widerwärtigen Mädchenzwinger nicht in Betracht kommen. Ich war nun frei, und meine Mutter stellte mir nie wieder dergleichen Alternative.

* Wilhelm v. Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes.

Einmal kamen die Buben ganz aufgeregt nach Hause. Eine neue Reitschule[1]) sei gekommen, die nicht vom Reitschulmann „gedrückt", sondern durch Mechanik gedreht würde. Musik sei dabei — sie klänge wie Trommeln und Trompeten — und Beleuchtung durch farbige Laternen am Abend; Schwäne und Pferde und gesattelte Löwen seien zum Reiten da, Schiffchen und Chaisen für die Mädchen. Und richtig, schon am Freitag vor der Kirchweih stand das Wunderwerk fix und fertig da. Ob wohl der alte Reitschulmann auch käme, wurde gefragt; kein Mensch würde ja jetzt zu ihm gehen, denn auf der neuen Reitschule koste auch die Partie nur einen Kreuzer. Wie sehnten wir den Sonntagnachmittag herbei, an welchem die Reitschule polizeigemäß erst eröffnet werden durfte. Da kam Karl am Samstag kurz vor dem Nachtessen heim und erzählte, der alte Reitschulmann sei auch da, aber dieses Mal auf dem Platz neben dem Geschirrmarkt. Er habe ihm gesagt, daß seine Frau krank sei und daß er in großer Sorge wäre; Doktor und Apotheker kosteten so viel, und die Frau bedürfe guter Pflege; er fürchte aber schlechte Geschäfte zu machen, weil die neue Reitschule da sei. „Na, wir können ja meist bei ihm reiten," sagte ich, denn die neue Reitschule ganz im Stich lassen, das gefiel mir denn doch nicht, ich hatte mir ja schon einen Schecken ausgesucht, auf dem ich reiten wollte. Karl aber meinte: „Wir müssen den Schulkameraden sagen, daß wir alle zum alten Reitschulmann gehen, damit er Geld für seine Frau hat, und wir müssen alle bei ihm bleiben, teilen geht nicht, sonst machen es die andern noch ärger." Und er stellte sein Regiment, wie er die Buben hieß, die mit ihm Soldaten spielten, an, daß sie morgen vor der Christenlehre den Tagesbefehl von Bank zu Bank gehen ließen, alles hätte auf der alten und nicht auf der neuen Reitschule zu reiten. Dudenhöfers Marie, Gretchen Busch und mich bestellte er für die Mädel, und wir sollten nur sagen, daß, wer auf der neuen fahre, Prügel von den Buben bekäme. Karl hat mich später oft damit geneckt, wie böse ich über diese Prügelandrohung war. „Das sag' ich den Mädle nit," erwiderte ich. — „Du mußt." — „Ich muß nit." — „Ich hau' dich!" — „Hau!" und damit fuhr ich mit einem Reiserbesen, der auf dem Hofe lag, auf ihn los. Da lachte Karl laut auf und sagte: „O, du Feuerhexe! Geh mal zur Großmutter und frag' die." Ich warf den Besen weg und befragte Großmutter, welche zu meiner großen Genugtuung entschied, daß den Mädeln nicht gedroht werden solle, daß wir aber ja sagen sollten, die Reitschulfrau sei krank und der Mann habe kein Geld. Und von Bank zu Bank ging dann am Sonntag die Parole, ehe der Herr Dechant aus der

[1]) Ein Karussell.

Sakristei kam, und — die Mädel haben sich mit einer einzigen Ausnahme, der Lisette Bach, ebenso tapfer gehalten wie die Buben, trotz der verführerischen, durch Schwäne gezogenen Kutschen und der berauschenden Musik. Des alten Reitschulmannes faltiges Gesicht strahlte ordentlich, und er hieß uns brave Mädel und Buben, und wir gefielen uns sehr als Gönner. Auch war es nicht zu verachten, daß der Alte die Partien etwas länger andauern ließ als in früheren Jahren. — —

„Die Lisette Bach kriegt Prügel von den Buben, weil sie auf der neuen Reitschule fuhr," ging's auf einmal am Mittwoch durch unsere Reihen in der Schule. Der Lisette kam's auch zu Ohren, und sie heulte erbärmlich; sie wischte sich wenigstens alle Augenblicke mit ihrer Schürze die Nase und tat, als ob sie heule. Der Herr Lehrer bekam dadurch Wind von der Sache, und die Buben mußten versprechen, die Lisette nicht zu hauen. Diese triumphierte. „Sein Wort muß man halten," sagte Karl zu Louis, „aber geschenkt kriegt sie's nicht." Am Sonntagnachmittag spielten wir bei Bruckers im Hinterhof Menagerie. Einige von uns wurden als wilde Tiere unter Hühnerkörbe gesteckt, andere mit Stalldecken und Aufziehtüchern als Löwen und Tiger an die hölzerne Hoftür gebunden. Karl war der Menageriemann, ich die Frau, welche das Geld einsammelte und die Orgel (eine Kaffeemühle) drehte. Louis pfiff dazwischen als Musikant; Löwe und Tiger brüllten, Lisette saß als Schneegans im Gänsestall und schnatterte und hißte wie eine wirkliche Gans. Da ging Karl von einem zum andern und schickte uns alle ganz stille hinüber zu Wagners in den Hof, um dort weiter zu spielen, und ließ Lisette im Gänsestall sitzen, aus dem sie jämmerlich heulend erst um sechs Uhr erlöst wurde, als die Gänse von der Weide heimkamen und in den Stall gesperrt werden sollten. „Die Gans haben wir halt nicht mitgenommen," sagte Louis sanftmütig, aber mit lustigem Augenzwinkern zu uns hinüber, als Großmutter von der Geschichte hörte und zankte; „man braucht ja auch keine Gänse in der Menagerie."

* Helene Adelmann, Aus meiner Kinderzeit.

Aufspielerei

Heute morgen peitscht man vor meiner Tür einen hübschen, kleinen Jungen. Was hat denn der Ärmste verbrochen? Ach nichts! Seine Eltern sind heute nacht nur bestohlen, und das berichtet der kleine Mitabenteurer seinen Kameraden, kaum daß er die Hosen auf dem Leibe hat (er muß sie noch mit der Hand festhalten), in vollster Freude des neuen Erlebnisses mit den begeisterten Eingangsworten: „Denkt euch mal was Wunderschönes, wir sind in der Nacht ratzenkahl bestohlen, die Spitzbuben haben alles geholt!"

* Bogumil Goltz, Das Buch der Kindheit.

Die Adel hat hier einen ganz sicheren Balkon, auf dem sie manchmal steht, und der nach der Straße geht. Von da herab hält sie Konversationen mit den Kindern, die sich unten versammeln, wirft auch wohl manchmal einen Bajokko hinunter, aber selten, weil sie das Aufheben liebt. Neulich hatte sie eine göttliche Szene. Sie erzählt den Kindern sehr weitläufig, daß sie in Paris geboren wäre, das ließen sie nun so hingehen — daß sie einen Mann hätte — da lachten sie schon — und daß sie sechs Kinder hätte. Darüber machten die unten einen großen Lärm. Adel nahm das aber so übel, daß sie sich auf die Erde warf und fürchterlich weinte. Wie sie indes sah, daß das Weinen nicht half, sprang sie auf einmal auf, lief wieder hin und schimpfte nun aus vollem Halse: „Maledette bestie“ und Gott weiß, was für entsetzliche Schimpfwörter und immer dazwischen: „È vero, è vero, ho sei creature“ zum Totlachen.
* Gabriele von Bülow.

Solche Äußerungen hatte Tony oft genug angehört, um gar nicht zum besten gegen Julchen Hagenström gestimmt zu sein. Sie gingen gemeinsam, weil sie einmal Nachbarinnen waren, aber meistens ärgerten sie einander.

„Mein Vater hat tausend Taler!“ sagte Julchen und glaubte entsetzlich zu lügen. „Deiner vielleicht —?“

Tony schwieg vor Neid und Demütigung. Dann sagte sie ganz ruhig und beiläufig:

„Meine Schokolade hat eben furchtbar gut geschmeckt. . . . Was trinkst du eigentlich zum Frühstück, Julchen?“

„Ja, ehe ich es vergesse,“ antwortete Julchen; „möchtest du gern einen von meinen Äpfeln haben? — Ja, päh! ich gebe dir aber keinen!“ Und dabei kniff sie ihre Lippen zusammen, und ihre schwarzen Augen wurden feucht vor Vergnügen. —

Manchmal ging Julchens Bruder Hermann, ein paar Jahre älter, als sie, gleichzeitig zur Schule. Sie besaß noch einen zweiten Bruder namens Moritz, aber dieser war kränklich und ward zu Hause unterrichtet. Hermann war blond, aber seine Nase lag ein wenig platt auf der Oberlippe. Auch schmatzte er beständig mit den Lippen, denn er atmete nur durch den Mund.

„Unsinn!“ sagte er, „Papa hat viel mehr als tausend Taler.“ Das Interessante an ihm aber war, daß er als zweites Frühstück zur Schule nicht Brot mitnahm, sondern Zitronensemmel: ein weiches, ovales Milchgebäck, das Korinthen enthielt, und das er sich zum Überfluß mit Zungenwurst oder Gänsebrust belegte. . . . Dies war so sein Geschmack.

Für Tony Buddenbrook war das etwas Neues. Zitronensemmel mit Gänsebrust — übrigens mußte es gut schmecken! Und wenn er sie in seine Blechbüchse blicken ließ, so verriet sie den Wunsch, ein Stück zu probieren. Eines Morgens sagte Hermann:

„Ich kann nichts entbehren, Tony, aber morgen werde ich ein Stück mehr mitbringen, und das soll für dich sein, wenn du mir etwas dafür wiedergeben willst."

* Thomas Mann, Buddenbrooks.

Wie er so über den Wiesenplan nach allen Seiten ausschaut und denkt: Es muß doch wer aus Berlin oder Hamburg kommen, ruft es von des Schnallke Bauers Schuppen her: „Schmiedler, hier!" und bald läuft hinter einem Spitzhündchen, das im Grase tanzt und komisch bald das eine, bald das andere lange Ohr umklappt, des Bauers kleiner Junge. Als der den Amadeus erblickt, schreit er noch viel lauter nach seinem Hunde. Der kleine Mandel, der neben Hildesheim steht und seinen Vater in die Steine gesteckt hat, wünscht sich, Schmiedler, der Spitz, möchte herkommen, damit er ihn streicheln könne. Aber er rührt sich nicht, und auch als der Hund bei ihm ist und an seinem Bein hinaufschnobert, greift er ihn aus einer unbehaglichen Empfindung nicht an, die ihm der Schnallke Junge einflößt. Das ist ein strunkiger, kleiner Mensch mit einer Knopfnase und einem verwogenen, gesunden Gesicht. Seine braunen Haare stehen durcheinander wie die Borsten eines zerstrichenen Butterpinsels, mit dem man die Kuchenbleche einfettet, und das eine Lederhöslein ist unten ohne Schnüre.

Als er herangekommen ist, ergreift er den Hund an den längeren Haaren des Halses und fragt:

„Bist du etwa der Schneiderjunge?"

Amadeus antwortet nicht, setzt sich neben die Stadtmauer und deckt seinen Vater zur Vorsicht mit der Hand zu. Diese Schweigsamkeit ärgert den kleinen Bauern offenbar, und um zu beweisen, was er für ein Mensch sei, sagt er:

„Die Wiese gehört uns. Dort ist unser Hof und dort ist unser Korn."

„Und die Weide?" fragt Amadeus.

„Die gehört auch uns."

Der kleine Mandel lacht; denn er weiß es besser. Da ereifert sich der kleine Schnallkejunge und ruft laut: „Der Baum und der und der dahinter und die andern und der ganze Busch, alles, alles gehört uns, und ich heiße Martin Schnallke."

Er läuft um den Steinhaufen herum und zeigt auf die ganze Welt. Als er an Amadeus vorbei will, greift ihm dieser an die Hosen, um zu erkunden, aus was für Stoff sie seien.

Eigentlich wollte Martin nach Hause laufen, um seinem Vater zu klagen, es sitze draußen auf der Vorderwiese ein Junge, der nicht glaube, daß alles dem Schnallke Bauer gehöre. Als er aber des kleinen Schneiders Hand an seinem Bein fühlt und ein Verwundern in dessen Gesicht gewahrt, beruhigt er sich und sagt gewichtig: „Ja, ja. Das sind Lederhosen. Glaubst du etwan, die sein nich meine?"

Amadeus deckt die Hand noch fester auf seinen Vater und fragt: „Und wem gehört das Dorf?"

„Unser Dorf?"

„Nun ja, Röhrsdorf?"

„Doch nich etwan dir?"

Nun ist des kleinen Mandel großer Augenblick gekommen. Er erhebt sich und sagt mit tiefstem Ernst:

„Das gehört dem König von Preußen."

Da erschrak der Schnallke Martin doch sehr und setzte sich neben Amadeus, und der erzählte ihm vom Königreich Preußen. Das ginge bis an den Himmel und hinter dem Walde, noch viel weiter als seine Muhme, wohne der König von Preußen, der Hosen habe so weit wie Kornsäcke, gar nicht zu Hause zu sein brauche wie die andern Menschen, sondern immerfort mit allen Eisenbahnen fahre.

Hermann Stehr, Geschichten aus dem Mandelhause.

Rudi verfügt über einen angemessenen Gelehrtenstolz. Eines Tages fragt er seine erwachsene Schwester:

„Du, Sabine, was war das man noch, was in der Schachtel von der Apotheke war?"

„Pulver."

„Nein!"

„Pillen?"

„Nein!"

„Kapseln?"

„Ja, aber was war das man noch?"

„Junge, ich versteh' dich nicht."

„Was so ist!" Und er zeichnet auf ein Stück Papier ein länglich-rundes Etwas.

„Ein Ei?"

„Nein!!!"

„Ach — meinst du vielleicht eine Ellipse?" fragte die Schwester zweifelnd.

„Ja, eine Ellipse!" schrie Rudi, und im nächsten Augenblick war er im Garten bei Appelschnut.

„Roswitha, weißt du, was 'ne Ellipse ist?"

„Nee," versetzte Appelschnut mit herzlicher Entschiedenheit.

„O, Roswitha," rief Rudi mit Entrüstung, „wie bist du dumm! Du weißt nicht mal, was 'ne Ellipse ist!"

* Otto Ernst, Vom geruhigen Leben.

Bald hatten sich alle Kinder des Hauses gleichfalls an dem Kellereingang zusammengefunden. Sie hüllten sich fester in ihre Kleider, saßen dicht beieinander auf den Stufen der Kellertreppe und horchten in angstvoller Neugier auf das, was Ssawels Sohn von der Untat erzählte. Paschkas Gesicht war verstört, und seine sonst so kecken Augen schauten unsicher und verwirrt drein. Doch fühlte er sich als Held des Tages:

noch niemals hatten die Leute ihm so viel Aufmerksamkeit geschenkt wie heute. Wohl zum zehntenmal erzählte er immer wieder dasselbe, und seine Erzählung klang nun schon ganz gleichgültig, mürrisch.

„Wie sie vorgestern wegging," berichtet er, „da hat der Vater schon mit den Zähnen geknirscht, und von der Zeit an war er in einem fort wütend und brüllte immer. Mich zog er jeden Augenblick an den Haaren ... Ich sah schon was voraus — jawohl! Und endlich kam sie. Die Wohnung war fest verschlossen — wir waren in der Schmiede, ich stand beim Blasebalg. Gib den Schlüssel, sagt sie. Der Vater aber nahm die Zange und ging auf sie los ... Ganz leise ging er, wie schleichend ... Ich machte sogar die Augen zu — schrecklich war's! Ich wollt' schon rufen: Lauf weg, Mutter! Aber ich rief nicht ... Wie ich die Augen aufmachte, ging er immer noch auf sie zu. Und seine Augen brannten so! Da will sie zurückweichen ... Sie dreht ihm den Rücken, jedenfalls wollte sie weglaufen ..."

Paschkas Gesicht erzitterte, und sein magerer eckiger Körper begann zu zucken. Tief aufseufzend sog er die Brust voll Luft, atmete dann langsam wieder aus und sprach:

„Da schlug er sie mit der Zange auf den Schädel! ..."

Die Kinder, die bisher unbeweglich gesessen hatten, kamen in Bewegung.

„Sie streckte die Arme von sich und fiel hin ... wie wenn sie ins Wasser plumpste ..."

Er verstummte, nahm ein Spänchen auf, betrachtete es aufmerksam und warf es dann über die Köpfe der Kinder hinweg. Sie saßen alle gleichfalls schweigend und unbeweglich, wie wenn sie von ihm noch irgend etwas erwarteten. Aber er schwieg und senkte den Kopf tief auf die Brust. „Hat er sie ganz totgeschlagen?" fragte Mascha mit ihrer feinen, zitternden Stimme.

„Dummes Ding!" versetzte Paschka, ohne den Kopf aufzuheben.

Jakow legte den Arm um die Kleine und zog sie dicht an sich heran, während Ilja näher an Paschka heranrückte und ihn leise fragte:

„Tut sie dir leid?"

„Was geht's dich an?" versetzte Paschka böse.

Die Kinder schauten ihn an — schweigend, alle zugleich.

„Sie hat sich immer 'rumgetrieben ..." ließ sich Mascha vernehmen, aber Jakow fiel ihr sogleich eifrig ins Wort:

„Rumgetrieben! ... Was war das auch für 'n Mensch, der Schmied! Immer so schwarz und brummig — Angst mußte man vor ihm haben! ... Und sie war so lustig, wie Perfischka ... Langweilig war's ihr eben ... bei dem Schmied."

Paschka schaute ihn an und sprach ernst und düster, wie ein Großer:

„Ich sagte ihr immer: Mutter, sagt' ich, nimm dich in acht! Er wird dich totschlagen ... Aber sie hörte nicht. Sie bat mich nur immer, ich sollte ihm nichts sagen. Dafür kaufte sie mir Naschwerk. Und

der Feldwebel schenkte mir jedesmal einen Fünfer. Bracht' ich ihm 'nen Brief von ihr, gleich bekam ich meinen Fünfer ... Er ist ein guter Kerl! ... Und so stark ... und 'nen mächtigen Schnurrbart hat er ..."

„Hat er auch einen Säbel?" fragte Mascha.

„Und was für einen!" sagte Paschka, und mit Stolz fügte er hinzu: „Ich hab' ihn mal aus der Scheide gezogen. Ganz zis'liert ist die Klinge!"

„Jetzt bist du also auch eine Waise, wie Iljuschka ..." meinte Jakow nach einer Weile nachdenklich.

„Mag ich's doch sein!" versetzte Paschka unwirsch. „Meinst wohl, ich werde auch unter die Lumpensammler gehen?! Da spuck' ich drauf!"

„Das meine ich nicht! ..."

„Ich werde jetzt leben, wie mir's paßt," versetzte Paschka stolz, indem er den Kopf erhob und seine Augen grimmig funkeln ließ. „Ich bin gar keine Waise ... ich stehe nur so ... allein in der Welt. Und ich will ganz für mich bleiben. Der Vater wollt' mich nicht in die Schule schicken — und jetzt werden sie ihn ins Gefängnis sperren ... Und ich werde einfach in die Schule gehen und lernen ... noch mehr als ihr!"

„Woher wirst du denn die Kleider nehmen?" fragte Ilja, indem er Paschka triumphierend ansah. „In zerrissenen Sachen darfst du da nicht hinkommen!"

„Kleider? Ich werde die Schmiede verkaufen?"

Alle blickten respektvoll auf Paschka, und Ilja fühlte sich besiegt. Paschka bemerkte den Eindruck, den seine Worte hervorgebracht hatten, und verstieg sich noch höher.

„Auch ein Pferd werde ich mir kaufen, ein lebendiges, richtiges Pferd! ... Und ich werde in die Schule reiten ..."

Dieser Gedanke gefiel ihm so gut, daß er sogar lächelte, wenn es auch nur ein ganz, ganz schüchternes Lächeln war, das flüchtig um seinen Mund zuckte und sogleich wieder verschwand.

„Hauen wird dich jetzt niemand," sagte plötzlich Mascha zu Paschka, während sie ihn voll Neid betrachtete.

„Werden sich schon Liebhaber finden," versetzte Ilja in überzeugtem Tone.

Paschka sah ihn an, spuckte wegwerfend zur Seite aus und fragte: „Was willst du damit sagen? Fang nur mit mir an!"

Von neuem mischte sich Jakow ins Gespräch:

„Wie merkwürdig ist es doch, Kinder! Da lebte also ein Mensch, ging umher und sprach und so weiter ... war voll Leben, wie alle andern. — Und mit einem Male kriegt er eins mit der Zange über den Schädel — und ist nicht mehr!"

Die Kinder schauten alle voll Spannung auf Jakow, dessen Augen mit lächerlichem Ausdruck unter der Stirn hervorquollen.

„Ja, darüber hab' ich auch schon nachgedacht," meinte Ilja.

„Es heißt immer: er ist gestorben," fuhr Jakow leise und geheimnisvoll fort. „Aber was ist denn das — gestorben . . .?"

„Die Seele ist fortgeflogen," erklärte Paschka finster.

„In den Himmel," fügte Mascha hinzu, und während sie sich an Jakow anschmiegte, schaute sie zum Himmel empor.

Dort waren bereits die Sterne aufgeflammt; einer von ihnen — ein heller Stern, der gar nicht flimmerte, war der Erde näher als die andern und schaute wie ein kaltes, unbewegliches Auge auf sie nieder. Nach Mascha hoben auch die drei Knaben ihre Köpfe empor. Paschka blickte auf und lief gleich darauf irgendwohin weg. Ilja schaute lange und scharf hinauf, mit furchtsamem Ausdruck, immer nach einem Punkte, und Jakows große Augen irrten an dem blauen Himmel auf und ab, als ob sie dort irgend etwas suchten.

„Jakow!" rief sein Kamerad, indem er wieder den Kopf senkte.

„Was?"

„Ich denke immer darüber nach . . ." Ilja hielt inne in seiner Rede.

„Worüber denkst du nach?" fragte Jakow ebenso leise wie jener.

„Über die Menschen hier . . ."

„Was denn?"

„Wie sie . . . es will mir gar nicht gefallen! . . . Da ist ein Mensch totgeschlagen worden . . . und alle laufen hin und her und tun so wichtig . . . und reden allerhand . . . aber keiner hat geweint . . . nicht ein einziger! . . ."

„Ja—a . . . doch! . . . Jeremej hat geweint."

„Der hat immer Tränen in den Augen . . . Aber Paschka . . . wie der sich aufführt! Als ob er ein Märchen erzählte . . ."

„Der stellt sich nur so . . . Ihm tut sie schon leid, aber er schämt sich, vor uns zu weinen . . . Und jetzt ist er irgendwohin gelaufen und heult, was das Zeug hält . . ."

Fest aneinandergeschmiegt saßen sie noch ein paar Minuten da. Mascha war auf Jakows Knien eingeschlafen, das Gesicht noch immer zum Himmel gewandt.

„Hast du Angst?" fragte Jakow ganz leise.

„Etwas Angst hab' ich schon," versetzte Ilja ebenso leise. „Jetzt wird ihre Seele hier umgehen . . ."

„Ja—a . . . Und Mascha ist eingeschlafen . . . wir müssen sie in die Wohnung bringen . . . Ich habe sogar Angst, hier wegzugehen . . ."

„Gehen wir zusammen!"

Jakow legte den Kopf des schlafenden Mädchens gegen seine Schulter, umfaßte ihren schmächtigen Körper mit den Armen und erhob sich mit Anstrengung, wobei er Ilja, der ihm im Wege stand, zuflüsterte:

„Wart', laß mich vorausgehen . . ."

Unter seiner schweren Last schwankend, schritt er die Kellerstufen hinab, während Ilja, der ihm folgte, fast mit der Nase an seinen Nacken

stieß. Es war Ilja, als ob eine unsichtbare Gestalt hinter ihm herschliche, als ob er ihren kalten Hauch an seinem Halse fühlte und jeden Augenblick fürchten müßte, von ihr gepackt zu werden. Er stieß den Freund in den Rücken und rief ihm kaum hörbar zu:

„Geh schneller!"

* Maxim Gorki, Drei Menschen.

Die Tyrannei der Masse

Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!
Goethe.

Die „immanente Gerechtigkeit der Dinge" ist so groß, daß die dummen Menschen, selbst wenn sie im Besitz der höchsten Ehrenstellen sind und sie gar nicht verlieren können, sich dennoch über die größere Gescheitheit der niedriger Stehenden schmählich ärgern. Es liegt ihnen zwar nichts daran, gescheit zu sein; aber die andern sollen es auch nicht sein. Die Prätorianer studierten durchweg schon mehrere Jahre unter Herrn Rösing, und sie hatten der ganzen Klasse jenen Seelenfrieden mitgeteilt, der sich unter solch einem Lehrer bald genug über die ganze Schülerschar verbreitet. Nun waren die Gäste eingezogen, die schienen Neuerungen einführen zu wollen; die Gewächse des Herrn Schulz schossen aus den Bänken heraus und riefen: „Ich weiß es, Herr Lehrer, ich weiß es!" und besonders Heilmann und Semper waren von solch infamer Lebendigkeit, daß ein noch so narkotischer Unterricht sie nicht gänzlich einzuschläfern vermochte. Alle Augenblicke hieß es: „Du bist 'n Baas" und „Du bist 'n Hauptkerl," und das paßte Klaus Rampuhn einfach nicht mehr. Er machte die Leibgarde mobil, und man begann mit einem Geplänkel aus der Entfernung. Wenn die beiden Lebendigen sich zeigten, hieß es: „Kuck, da sind die Baase! Hallo, da sind die Hauptkerls!" Friedrich Heilmann aber war ein Diplomat; er machte gute Miene zum bösen Spiel, ging sofort zur Leibgarde über und schloß mit ihr Freundschaft. Das hätte nun Asmus auf den Tod nicht können! Es war ihm eine Lust, sich necken und hänseln zu lassen; aber sobald er Feindseligkeit spürte, gefror seine ganze Außenseite im Nu! Dieser lumpige kleine Pfeifendreherjunge war überhaupt noch obendrein stolz! Er hatte Klaus Rampuhn wiederholt den Gehorsam verweigert! Überhaupt: Asmus Semper und Klaus Rampuhn! Es waren so zwei Menschen, die beim ersten Begegnen blitzschnell und blitzhell empfinden, daß eine ewige Kluft zwischen ihnen befestigt ist. Aber noch immer brannte der Kampf nur mit glimmendem Feuer. Eine große Menge Brennstoff lag auf der

Glut; aber sie fand keine Luft, keinen Ausweg nach oben. Da endlich brachte eine Pelzmütze die überreichlich entwickelten Gase zur Explosion.

Marianne Semper hatte von ihrer Herrschaft eine abgelegte, sehr schöne und sehr hohe Pelzmütze geschenkt bekommen und sie an ihren Bruder weitergegeben. Asmus strahlte vor Glück, und weil sie so schön war und weil er sonst keine tragbare Mütze besaß, ging er an einem wunderschönen Junimorgen mit seiner Pelzmütze zur Schule. Da bekam das Feuer Luft. Ein brausendes Hurra begrüßte ihn, als man seiner ansichtig wurde. Man fragte ihn, ob er bange sei, daß er sich den Kopf erkälte, und weil sie so hoch war, fragte man, ob er eine Etage zu vermieten habe. Darüber mußte auch Asmus lachen; aber er war doch froh, als der Unterricht begann und die Sache ein Ende hatte.

Indessen: er hatte die Pause nicht bedacht. Auf dem Spielplatz bildete sich ein großer Kreis um ihn, und als er auf ihre Neckereien nur dadurch erwiderte, daß er schweigend sein Brot verzehrte, da nahm ihm Klaus Rampuhn die Mütze hinterrücks vom Kopfe und ließ sie von Hand zu Hand gehen. Asmus protestierte energisch und verlangte seine Mütze zurück; aber da wurde die Sache erst amüsant; denn nun begann die Mütze zu fliegen. Hoch über den Köpfen flog sie dahin und wurde nun eine Angelegenheit der ganzen Schule. Sie fiel in den Schmutz und der Nächststehende schleuderte sie mit dem Fuß wieder in die Höhe; so flog sie hin und her über den ganzen, weiten Schulhof, bald hierhin, bald dorthin, und Asmus lief atemlos hinterher, um sein köstliches Staatsstück wiederzuerlangen. Aber je mehr er lief und langte, desto wilder wurde die Jagd, bis er verzweifelnd stehen blieb und Tränen über seine Wangen rollten. Da endlich griff einer die Mütze auf und stülpte sie ihm mit allem Staub und Schmutz über beide Ohren. Er nahm sie ab, und als er sah, wie das einzige schöne Kleidungsstück, das er besaß, zugerichtet war, da brach er in ein lautes Schluchzen aus.

Am nächsten Tage nahm er die Mütze schon zwanzig Schritte vor der Schule ab und stopfte sie in seine Tasche, und auf den Schulhof ging er mit bloßem Kopfe. Aber das sollte ihm nichts helfen. Ein Findiger hatte den Aufenthalt des amüsanten Objektes bald erspäht; er entriß es heimlich seinem Besitzer, und nun begann das Fang- und Fußballspiel von neuem. Mit bebendem Herzen und geballten Fäusten sah Asmus zu; als jedoch einer die Mütze mit Ekel von sich stieß und rief, man könne nicht wissen, ob sie nicht „lebendig" wäre, da bezwang sich Asmus nicht länger: er stürzte auf den Beleidiger zu. Aber ehe er ihn erreichte, warf ihm jemand eine Handvoll Sand in die Augen, daß er laut aufschrie und mit beiden Händen nach den Augen fuhr.

Hätte er sich klagend an den Lehrer gewandt, so würde er seine Lage nur verschlimmert haben. Der Korpsgeist belegte mit Acht und Bann jeden, der einen Mitschüler beim Lehrer verklagte. Er suchte sich anders zu helfen: er ging ohne Mütze zur Schule, auch bei Regen und Wind. Aber er sollte sogleich innewerden, daß nicht die Mütze,

sondern er selbst der Gegenstand des allgemeinen Interesses war. Dergleichen Gemeinschaften in Schulen und Kasernen suchen ein Opfer, an dem sie sich vergnügen können, und wehe dem, der auffällt, wehe dem, der dann durch eine unzeitgemäße Mütze die Furien entfesselt; sie lassen nicht wieder ab von ihm. Freilich, in einem Falle wäre die Frage sofort gelöst gewesen: wenn er ein Riesenkerl gewesen wäre mit derben Fäusten. Aber er war klein und hatte nur ein Paar unbedeutende Ärmchen; so flutete alle Grausamkeit der Jugend auf ihn zusammen.

Sie ließen sich mit Willen auf ihn stoßen, daß er fiel, und wenn er sich aufraffte, riefen sie entrüstet, das habe der andere getan; sie rissen ihn an den Haaren und stachen ihn mit Stahlfedern, und wenn er sich umsah, machten sie unschuldige Gesichter; sie rezensierten schonungslos seinen dürftigen Anzug; sie glossierten die Antworten, die er in der Stunde gegeben hatte, und nannten ihn einen furchtbar dummen Kerl; sie schlugen ihm, wenn er aß, scheinbar unversehens das Brot aus der Hand, oder sie warfen ihm Sand oder Erde darauf. Und seltsam: die in der Klasse die Schläfrigsten waren, sie waren hier die Lebhaftesten, Lautesten und Erfinderischsten. Und bei alledem war das Peinvollste, daß er keinen harmlosen und unbefangenen Augenblick mehr verbrachte, daß er sich, sobald der Lehrer den Rücken wandte, als Mittelpunkt einer nicht ablassenden Aufmerksamkeit fühlte.

Er versuchte es mit hundert Mitteln, dieser Qual zu entweichen. Wenn Herr Rösing ihn wieder einmal einen „Baas" genannt oder ihn sonstwie gelobt hatte, dann war es in der nächsten Pause besonders schlimm. Er nahm sich vor, in der Stunde gar nicht mehr zu antworten und sich dumm zu stellen. Aber das gewann er nicht über sich. Wenn sein Interesse geweckt war, ging es mit ihm durch. Er dachte sich: Wenn ich sie bitte, sie möchten mich doch jetzt in Frieden lassen, und mich durch Gefälligkeiten mit ihnen anfreunde, dann wird es aufhören. Aber wenn er das nur dachte, dann ballten sich schon seine Fäuste und preßten sich seine Zähne aufeinander. Er hätte sich lieber die Zunge abgebissen.

Zu Hause verriet er keinen Hauch von seinem Kummer. Es war das Sempersche Schweigen, was ihm die Lippen schloß. Sie konnten ja doch nicht verstehen, wie das alles gekommen war, wie das weh tat; er konnte es auch gar nicht so beschreiben, wie es war. Und wenn er zehn Minuten im Bereiche des Hausfriedens geatmet hatte, dann fiel auch die ganze Schule von ihm ab, und die leichtsinnige Phantastennatur Ludwig Sempers gewann in ihm die Oberhand. Dann wandelte er wieder an jenseitigen Gestaden. Dann schwang er sich wieder singend den Spänesack über die Schulter und trabte hinab, seiner großen, weich umfangenden Mutter Elbe ans Herz. Und wenn er ferne Segel ziehen sah, dann dachte er, wie merkwürdig es sei, daß er früher zuweilen glücklich gewesen war, ohne daß irgend etwas geschehen wäre! Um die und die Zeit — an irgendeinem Tage — gleich nach Mittag — in einem völlig leeren, ereignislosen Augenblicke — da war ein wunderbarer Glückshauch durch sein Herz gezogen, er wußte nicht, warum — er hatte nichts

verlangt, und es hatte sich nichts erfüllt. Und er genoß im Nachglanz noch einmal diese geheimnisvollen Feste der Seele, die nach einer höheren, unbekannten Ordnung kommen und entschwinden.

Wenn er dann aber am nächsten Morgen zu einem Schultage erwachte, dann war es, als wenn eine wüste Faust ihm jäh ans Herz fuhr und es mit rohen Fingern zusammenkniff. Er ging auf Umwegen zur Schule, um niemand zu begegnen, und er wartete den äußersten Augenblick ab, um unmittelbar vor dem Lehrer in die Klasse zu treten. Am Schlusse der Schule wartete er, bis alle gegangen waren, um allein zu gehen; aber sie hatten Zeit, sie lauerten ihm draußen auf und geleiteten ihn. Da versuchte er, als erster hinauszukommen und rasch zu entweichen; aber sie stürmten hinterdrein und liefen schneller als er mit seinen Holzpantoffeln. Er schützte Erkältung vor, um während der Pause im Zimmer bleiben zu können; aber die Strelitzen erklärten Herrn Rösing, Semper sei gar nicht erkältet, er wolle nur im Zimmer hocken; da jagte ihn Herr Rösing hinaus. Und wenn er drinnen blieb, so kamen sie wieder herein und quälten ihn zwischen vier Wänden, das war noch schlimmer als unter freiem Himmel. Wenn er so nach einem Ausweg suchte und seine Seele hin und her flatterte wie ein geängstigter Vogel, dann mußte er immer zu sich selber sagen: „Du bist feige— du bist feige —“ und dies Gefühl machte ihn sterbenselend. Endlich beschloß er, ein Ende zu machen, und klagte Herrn Rösing sein Leid. Der hörte ihn kaum an, nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte:

„Ach was, ihr müßt euch vertragen. Du wirst wohl auch schuld haben. Du bist 'n Krakehler!“

Asmus war, als habe er einen Stoß vor die Brust bekommen. Er sollte krakehlen? Gegen Klaus Rampuhn? Und gegen die andern zwanzig Athleten? Eine wilde, bittere Flut brauste in ihm auf und überquoll sein Herz; ein Gefühl, das er bis dahin nicht gekannt, vergiftete ihn, das Gefühl von einer großen Ungerechtigkeit. Wenn ihm seine Mutter einmal unrecht tat, so wußte er trotz alledem, daß sie ihn liebe; aber dieser Mann war ein Richter; bei ihm m u ß t e man Recht finden, und er urteilte so! Sekundenlang bäumte ein unnatürlicher Haß gegen seinen Lehrer in ihm auf. Asmus Semper war zum erstenmal in seinem Leben tief und schwer an der empfindlichsten Stelle getroffen worden.

Die Folge seiner Anklage waren erneute, gesteigerte Quälereien. Er wurde nun obendrein als „Angeber“, als „Klatschmaul“ und „Verräter“ verhöhnt. Und noch ein bitterer Schmerz stand ihm bevor. Friedrich Heilmann, sein Mitbaas und Vertrauter, ging offen zur Übermacht der Feinde über. Eines Morgens sah er ihn höhnend und lachend in den Reihen seiner Peiniger. Das begriff Asmus anfangs gar nicht. Er wollt' es gar nicht glauben; aber als er den Treulosen auf dem Heimwege zur Rede stellen wollte, da lief dieser eilends davon, als wäre sein Gewissen eine Dampfmaschine geworden. Noch lange nachher, als Asmus bei Shakespeare las, wie der stürzende Cäsar rief: „Auch du, Brutus?“ und mit der Toga sein Angesicht verhüllte, mußte er

denken: „Friedrich Heilmann", und er verstand es bis auf den Grund des Herzens, als Mark Anton dann sprach:

„Kein Stich von allen schmerzt ihn so wie der!"

Ja, einmal sah er, wie Heilmann und mehrere Strelitzen die Köpfe zusammensteckten, wie Heilmann sprach und die andern begierig horchten. Irgend etwas schien von Mund zu Mund zu gehen, und dann mit einem Male klang es rings um ihn von zwanzig, dreißig johlenden Kehlen:

„Trudel, Trudel, Trudel, hohoooo Trudel, hurra Trudel, Trudel, was macht Fidelio? Trudel, sing' mal was aus'm Trombadur, hooooo... Trudel, Trudel, Trudel, Trudel . . ."

Asmus war bis in die Lippen hinein erblichen. Ahnungslos hatte er seinem Freunde Heilmann anvertraut, wie sie ihn im Hause nannten, und mit glücklichem Stolz hatte er von seinem Vater erzählt, was der alles könne, wie schön er singen könne, aus „Fidelio" und aus dem „Troubadour" und aus allen Opern, und wie fein er vorlesen könne . . . Das alles hatte Heilmann jetzt den Feinden verraten! Wie schrecklich anders klang sein Neckname aus diesen Kehlen! Ein Kosename war es daheim, ein wilder Schimpf war es hier; wenn die Seinen ihn riefen, war es ein Wangenstreicheln; hier schlug es ihm wie eine Stachelpeitsche ins Gesicht und übers Herz; die Zärtlichkeit hatte diesen Namen gefunden, und die Grausamkeit sprach dieselben Laute mit einem Klange, daß sie wie eine Höllenmusik von Roheit, Neid, Haß, Übermut und Schadenfreude klangen. Wie hatte er sich gefreut und wie hatte er gelacht, als sein Bruder ihn zum erstenmal „Trudel" nannte, und nun sollte ihm dieser Name für seine ganze Schulzeit anhaften wie ein Brandmal. Ein Mensch mit einem Spottnamen ist nicht mehr *ein* Mensch; er schleppt ein doppelgängerisches Gespenst auf dem Rücken mit sich, und der Haß oder die Lieblosigkeit hält sich, wenn es ihr gefällt, an das Gespenst und achtet des Menschen nicht.

Er nahm sich zum hundertstenmal vor, ihr Gejohle mit Stillschweigen zu übergehen; aber das half ihm nicht das mindeste. Das ärgerte sie und reizte sie nur noch mehr. Sie wußten, daß seine Geduld nicht unendlich war, und sie waren immer entschlossen, es so weit zu treiben, daß er tobte und weinte. Schon am nächsten Tage reizten sie ihn durch das neue Peinigungsmittel so weit, daß er alles um sich her vergaß und den Kampf aufnahm mit Klaus Rampuhn. Im Wirbel der Wut, mit geballten Fäusten sprang er auf den Schlagetot los, und er flog mehr als er sprang; der aber stieß ihm nur kaltlächelnd die Faust entgegen, und der kleine Semper lag rücklings am Boden, und das Blut floß ihm aus Mund und Nase. — — —

— — Bald sollten seine Schülerleiden einen drastischen Abschluß finden. Er turnte auf dem Schulhofe mit einigen neutralen Genossen an der schrägen Leiter, und als er gerade am Gerät hing und sich ziemlich hoch „hinaufgehangelt" hatte, kam Klaus Rampuhn daher und riß ihn an den Füßen herunter, daß er wie eine Keule mit dem Kopfe auf den Erdboden schlug und bewußtlos liegen blieb. Er erhob sich bald wieder, im

ganzen Gesicht so blaß wie Kreide. Dann mußte er erbrechen. Er klagte über Ohrensausen und mußte nach Hause gebracht werden.

Herrn Rösing wurde es seltsam weichlich und schwül ums Herz. Er fand tief entrüstete Worte über die an dem kleinen Semper verübten Roheiten und warnte ernstlich vor Wiederholungen. Klaus Rampuhn blickte ihm dabei kalt ins Gesicht mit dem Ausdruck: ich pfeif auf alles. Die übrigen Prätorianer fühlten sich in ihrer diesmaligen Unschuld unendlich wohl. — — —

Asmussens Sturz von der Leiter war den Strelitzen doch in die Glieder gefahren; er hatte von nun an Ruhe vor ihnen. Nur Klaus Rampuhn, der geborene Anti-Asmus, zeigte schon nach vierzehn Tagen Neigung, wieder mit ihm anzubinden. Er streckte den Fuß vor, als Asmus vorüberlief, und dieser stolperte. Aber im selben Augenblicke erscholl das Geräusch von einer enormen Ohrfeige. Als Asmus aufblickte, stand der Sohn des Ewigkeitstischlers vor Klaus Rampuhn und sagte ruhig: „Wenn du dich jetzt noch einmal mausig machst, hast du blaue Augen." Und dann sagte er zu Asmus: „Wenn er dich nicht in Ruhe läßt, sag' mir nur Bescheid."

Klaus Rampuhn war vollständig verblüfft. Der Tischlerssohn schlug und raufte sonst nie; darum kam dieser Eingriff gänzlich überraschend. Er hatte gefunden, was den Rampuhnen imponiert, und von nun an wohnte der Tischlerssohn in Asmussens Herzen gleich hinter den Eltern.

Es währte nicht lange, so zogen selbst die Strelitzen den Verfemten zu ihren Spielen heran, und sie bemerkten mit Verwunderung, daß er ein munterer, lustiger Kamerad war und keinem von ihnen etwas nachtrug. Es war ein ganz anderer Mensch, als der, den sie bis dahin gekannt hatten. Sie kamen dahinter, daß er nur dann ein steifes Genick habe, wenn ihm Unrecht und Feindschaft widerfuhr, und von da ab hatte er bei ihnen herrliche Tage. Zwar nannten sie ihn auch fernerhin „Trudel". Aber wie sie es jetzt aussprachen, macht' es ihm Freude. Als sie in der Stunde vom ersten Triumvirat gehört hatten, spielten sie in der nächsten Pause Triumvirat. „Von den dreien," hatte der Lehrer gesagt, „war Crassus der reichste, Pompejus der angesehenste und Cäsar der klügste. Wer hat wohl zuletzt die Oberhand behalten?"

„Der reichste," hatten einige geraten; aber der Tischlerssohn hatte richtig geantwortet: „Der klügste." Der Tischlerssohn wurde Pompejus, der Sohn eines reichen Hausbesitzers Crassus, „und Trudel ist Cäsar", hatte der Tischler Pompejus gesagt, und die andern hatten zugestimmt, obwohl Klaus Rampuhn entschieden widersprach.

* Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland.

Als ich mit etwa fünfzehn Jahren auswärts in einem Gymnasium war, besuchte mich eines Tages im Herbst meine Mutter. Ich hielt mich sehr kühl und stolz, wie es mein Gymnasiastenhochmut forderte, und tat ihr mit hundert Kleinigkeiten weh. Andern Tages reiste sie wieder ab, kam aber vorher noch ans Schulhaus und wartete unsere Morgen-

pause ab. Als wir lärmend aus den Klassenzimmern hervorbrachen, stand sie bescheiden und lächelnd draußen, und ihre schönen gütigen Augen lachten mir schon von weitem entgegen. Mich aber genierte die Gegenwart meiner Herren Mitschüler, darum ging ich ihr nur langsam entgegen, nickte ihr leichthin zu und trat so auf, daß sie ihre Absicht, mir einen Abschiedskuß und Segen zu geben, aufgeben mußte. Betrübt aber tapfer lächelte sie mich an, und plötzlich lief sie schnell über die Straße zur Bude eines Fruchthändlers, kaufte ein Pfund Nüsse und gab mir die Tüte in die Hand. Dann ging sie fort, zur Eisenbahn, und ich sah sie mit ihrer kleinen altmodischen Ledertasche um die Straßenecke verschwinden. Kaum war sie mir aus den Augen, so tat mir alles bitter leid, und ich hätte ihr meine törichte Bubenroheit unter Tränen abbitten mögen. Da kam einer meiner Kameraden vorbei, mein Hauptrivale in Angelegenheiten des savoir vivre. „Bonbons von Mamachen?" fragte er boshaft lächelnd. Ich, sofort wieder stolz, bot ihm die Tüte an, und da er nicht annahm, verteilte ich alle Nüsse, ohne eine für mich zu behalten, an die Kleinen von der vierten Klasse.

* Hermann Hesse, Diesseits.

Zu diesen hervorragenden und epochemachenden Momenten gehört der erste Tag und die erste Stunde des ersten Schulbesuchs.

Ich war bereits von meinen erwachsenen Schwestern nicht ohne Erfolg im polnischen und deutschen Lesen, und zwar ohne Lautiermethode, unterwiesen worden. Ich hatte das Vaterunser, die zehn Gebote, das Einmaleins und die Zahlenschrift in meinem geistigen Kapital, da ward ich einer Kleinkinderschule mit weiblichem Lehrpersonal und deren erster Klasse überantwortet. Meine liebe Schwester und seitherige Lehrerin brachte mich eines Morgens acht Uhr an den Ort meiner neuen Bestimmung. Solang' ich mich in ihrer Nähe wußte, war ich unverzagt und gefaßt; als sie nun aber nach einer kurzen Ermahnung für meine kleine Person sich der Frau Direktrice empfahl und ich mich dann auf einmal mit meiner Klassentyrannin und der Masse viel größerer Jungen ohne Anhang ersah, da fühlte ich mich zum erstenmal in der Fremde und verlassen, dem Weinen viel näher als dem Lachen.

In der ersten Viertelstunde war mir zum Sterben zumute, und zwar besonders deshalb, weil ich mißverständlich ein Stück aus einem polnischen Lesebuch wähnte auswendig lernen zu sollen, das mir nur als Leseübung zudiktiert worden war.

In der zweiten Viertelstunde wußte ich mich noch ordentlich am Leben, in der dritten proper gefaßt, hinterdrein wohl verschüchtert und unbehaglich, weil noch nicht orientiert und ohne das Famulus-Wagnerische Wie, Wo oder Was, aber gleichwohl nicht unglücklich oder ohne Bravour. Am andern Tage stellte ich einen ganz vernünftigen kleinen Flibatschki-Primaner dar, und mit dem dritten Sonnenaufgang war mein bißchen Mutterwitz dergestalt von den Toten auferstanden, daß ich mich bereits in meiner neuen Couleur und Bedeutung als ordentlicher Pennal,

als Mitglied einer Fibel-Korporation (als Ultimus von Prima, nicht zu vergessen) und somit überhaupt in meinem Esse begriff. Geht das nicht ganz so mit den großen Leuten und ihrer anfänglichen Desperation? Ein altes Leben wird mit Herzensjammer begraben, sodann geschwind genug über der nagelneuen Genugtuung bis in den Tod ausgeschwitzt, zuletzt aber hochmütig und dicknäsig in der Erinnerung noch profaniert.

Derselben Schwester, von der ich um alles in der Welt nur einen Handschuh zum Augen- und Herzenstrost hätte zurückbehalten mögen, als sie mich in der Schule zurückließ, der suchte ich in den ersten Tagen darauf mit meiner neu eingebildeten Würde zu imponieren, so daß ich ihr nicht mehr wie sonst parieren mochte. O Menschenherz, du trotzig und verzagt Ding, wie bist du doch in Kindern und großen Leuten, in großen und kleinen Dingen, in allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten das nämliche Herz.

Eigentlich vertauschte ich indes nur eine Pietät mit der anderen, und die Impietät gegen meine liebe Schwester Lehrerin stach sonderbar gegen den Respekt ab, den mir die Jungen auf der ersten Bank durch ihr kleines bißchen Mehr von Schulverstand und Lernstücken auferlegten. Die Lehrergröße aber ging ganz der göttlichen gleich so sehr über meine Kapazität, daß ich sie als pur unfaßbar so wenig reflektierte wie den Umfang der Welt. So bewundert ja auch der erwachsene Mensch das hohe Gewölbe eines Münsters, während ihn der Sternhimmel meist gleichgültig läßt. Bogumil Goltz, Buch der Kindheit.

Aber wenn Emma Ball haben sollte, dann war ich nicht bange davor, daß ich nicht auf der Liste stände. Dann erfuhr ich natürlich schon lange vorher, daß ich eingeladen werden würde, ferner, was wir bekommen würden, wer sonst noch eingeladen werden sollte, und was für Kleider wir anziehen würden. Alles mögliche, was besprochen werden kann, wenn man zu Ball gehen will, wurde eifrigst verhandelt. Diesmal sollte ich ein weißes Kleid mit roten Streifen, die wie Seide *aussahen*, tragen und auf den Schultern Schleifen aus richtigem Seidenband. Das war etwas Neues, was Mutter sich ausgedacht hatte, und was von Emma mit kritischer Miene und von mir mit Angst und Beben aufgenommen wurde. Es war das Schlimmste, was es für mich gab, wenn Mutter sich etwas Neues und Ungewöhnliches ausdachte, was ich tragen sollte und was kein anderer hatte. Mutter tat das so häufig. Dann sahen mich alle an, und ich genierte mich derartig, daß ich nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte.

Es ist ganz schrecklich, so etwas Ungewöhnliches zu tragen, was alle begucken und vielleicht belachen. Einmal mußte ich mit einem Kleide gehen, das unten blaue Zacken hatte. Ich fand es gräßlich und unbarmherzig. Aber Mutter hielt meinen Anzug für schön und eigenartig. Ja, danke schön, aber eigenartig wollte ich gerade am allerwenigsten sein.

Glücklicherweise erregten die Schulterschleifen gar kein Aufsehen auf

Emmas Ball; niemand bemerkte sie, so daß meine Festfreude nicht durch sie beeinträchtigt wurde.

Schlimmer war es einmal mit einem Sommerhut, den Mutter mit einigen wunderlichen buschigen Federn garniert hatte. Die Knaben fanden bald heraus, daß sie wie Eichhörnchenschwänze aussahen, und wenn ich mich nur auf der Straße blicken ließ, riefen sie: „Eichhörnchenschwanz, Eichhörnchenschwanz!“ Das konnte ich nicht ertragen. Ganz heimlich fing ich an, die Federn fortzuzupfen, jeden Tag etwas, und eines Tages verschwanden sie ganz und gar — im Brunnen. Lieber mein ganzes Leben lang keine Federn auf dem Hut tragen, als Eichhörnchenschwanz genannt werden. * Ågot Gjems-Selmer, Als Mutter klein war.

Mißbrauchte Macht

Noch eine allgemeine Bemerkung steht hier an der rechten Stelle, daß nämlich bei dem Emporwachsen der Kinder aus den gesitteten Ständen ein sehr großer Widerspruch zum Vorschein kommt, ich meine den, daß sie von Eltern und Lehrern angemahnt und angeleitet werden, sich mäßig, verständig, ja vernünftig zu betragen, niemand aus Mutwillen oder Übermut ein Leids zuzufügen und alle gehässigen Regungen, die sich an ihnen entwickeln möchten, zu unterdrücken; daß nun aber im Gegenteil, während die jungen Geschöpfe mit einer solchen Übung beschäftigt sind, sie von andern das zu leiden haben, was an ihnen gescholten wird und höchlich verpönt ist. Dadurch kommen die armen Wesen zwischen dem Naturzustande und dem der Zivilisation gar erbärmlich in die Klemme, und werden, je nachdem die Charaktere sind, entweder tückisch oder gewaltsam aufbrausend, wenn sie eine Zeitlang an sich gehalten haben. Goethe.

Als wir uns noch im Besitz befanden, wurde mein Ansehen als Kätnerssohn noch bedeutend durch den Birn- und den Pflaumenbaum unseres Gartens gesteigert. Selbst im Winter wurde es nicht ganz vergessen, daß ich im Sommer etwas zu verschenken hatte, und mancher hartgefrorne Schneeball, der mir ursprünglich zugedacht war, flog doch an meinen Ohren vorüber, weil man besorgte, daß ich zu ungelegener Zeit Revanche nehmen möchte. Kam der Frühling heran, so begann man durch allerlei kleine Gaben um meine Protektion zu werben; bald erhielt ich ein Heiligenbild, bald ein buntes Merkzeichen, bald eine Mu-

schel, und huldvoll versprach ich dafür, was man verlangte. Zeigten sich die ersten Blüten, so wurden mit Tischlers Wilhelm förmliche Geschäfte abgeschlossen; er überließ mir auf Kredit bald einen kleinen Wagen, bald einen Puppensarg, bald ein Schränkchen und ähnliche Spielereien, die er selbst zierlich genug aus den Holzabfällen seines Vaters zurechtzuschnitzeln wußte, und ich wies ihm dafür ganze oder halbe Körbe von Birnen und Pflaumen an. Prangten die Bäume im vollen Flor, so war die Ernte auch in der Regel schon verkauft, aber allerdings ganz in der Stille, denn meine Mutter war wenig geneigt, die von mir eingegangenen Kontrakte zu realisieren, und Wilhelm stand ihr gegenüber immer als großmütiger und uneigennütziger Schenker da. Waren die Früchte reif, ein Zeitpunkt, über den Kinder und Erwachsene bekanntlich weit voneinander abweichen, so warf mein Gläubiger von seinem Garten aus mit Knütteln und Steinen dazwischen, während ich aufpaßte, ob auch jemand käme, und das Gefallene hurtig und ängstlich für ihn zusammenlas. Wir wählten gewöhnlich die Mittagsstunde dazu, und oft glückte es mir, meine Schulden vollständig abzutragen, bevor die allgemeine Obstlese eintrat, oft wurden wir aber auch von dieser überrascht oder sonst ertappt, und dann holte Wilhelm sich ohne Erbarmen, und ohne sich darum zu kümmern, daß er zuweilen den größten Teil des bedungenen Preises schon eingestrichen hatte, in günstiger Stunde seine Sachen wieder, indem er rasch über den Zaun sprang und sie mir wegriß. * Friedrich Hebbel, Meine Kindheit.

Thomas stand noch immer unbeweglich.

Da trat ein Mitschüler auf ihn zu und bat ihn, er möge ihm für einen Augenblick seinen schönen Federhalter aus Achat leihen, den Thomas in der Hand hielt. Verwirrt blickte er zu ihm hin und sah in ein Gesicht, das ihm das gräßlichste war von allen.

Es war ein Knabe, zu dem er niemals sprach, den er stets mit geheimem Abscheu betrachtete. Er hatte ein wenig entzündete Augen, schopfartig an der Stirn überhängendes, mit Wasser strähnig gekämmtes Haar, blaurot angelaufene Backen, bei denen Thomas an rohes Fleisch denken mußte, war einige Jahre älter als die meisten andern, und sein Name erschien ihm fast schlimmer als alles übrige. Kam er notgedrungen mit ihm in Berührung, so behandelte er ihn unbewußt geradezu nichtswürdig, mit unverstelltem leisen Ekel.

Verwirrt verstand Thomas jetzt nicht gleich die Frage. — Er wiederholte sie mit einem gedeckten Blick aus seinen unklaren Augen. — Thomas wollte ohne ein Wort der Entgegnung entweichen, zu Alexander hinauf, der schon hinausging und ihm nun mit einem Male altvertraut erschien, da ward er an der Jacke festgehalten: „Gibst du mir den Halter nicht, dann zeige ich dich an! Ich habe etwas gesehen." — „Was hast du denn gesehen?" fragte Thomas unwirsch, von oben herab. Der andere schwieg einen Augenblick, während Thomas unruhig wurde, dann sagte er: „Ich habe gesehen, wie du gestern auf der Straße Herrn Matthes

die Zunge ausgestreckt hast. Wenn ich das anzeige, dann bekommst du Schläge mit dem Stock, das brauche ich dir wohl nicht zu sagen."

Thomas lief das Blut zu Herzen. — „Also nimm, schnell, schreib!" sagte er endlich.

Am vergangenen Tage ging er hinter Herrn Matthes her, und während er so ging, dachte er, wie sonderbar das eigentlich sei, daß der da so ahnungslos vorausschritt, während er selbst hinter ihm war. Da machte er hinter seinem Rücken jene Fratze, er wußte selber nicht weshalb. Da nicht das geringste daraufhin geschah, machte er sie gleich noch einmal.

„Bist du fertig?" fragte er drängend und streckte die Hand aus. Der andere schob den Federhalter ruhig in seine Tasche, hob den Kopf und verzog den Mund zu einem breiten, lautlosen Lachen. Jetzt erst begriff ihn Thomas. Im ersten Augenblick wortlos, tat er, von innerem Schamgefühl getrieben, als sei das Geschenk von Anfang an verabredet gewesen und setzte von oben herab hinzu: „An dem Federhalter liegt mir gar nichts."

Damit war für ihn alles abgetan und er lief hinaus, Alexander noch zu sehen, aber er fand ihn nicht mehr.

Am nächsten Morgen hatte er die Sache fast vergessen. In der Pause aber kam jener Mitschüler wieder auf ihn zu und wich nicht von seiner Seite. Alexander stand wie gewöhnlich in einer Ecke des Schulhofes, allein, verzehrte sein Brötchen, und Thomas machte verzweifelte Anstrengungen, von ihm nicht gesehen zu werden. — „Was willst du denn von mir?" fragte er endlich heftig, indem er stehen blieb. — Wieder zog er seinen Mund in die Breite. — „Ich kann doch mit dir spazieren gehen!" sagte er bedächtig, und nach einer Pause fügte er hinzu: „Du, schenk mir deinen schönen Bleistift." — Thomas wurde blaß. „Auf keinen Fall!" sagte er fest und bestimmt. — „Dann sage ich es." — Sie redeten hin und her, endlich zog Thomas den Stift aus der Tasche und warf ihn ihm vor die Füße. — „So gibt man ein Geschenk nicht, heb' ihn auf — sonst sage ich es." — Glühend vor Scham mußte er sich bücken, da half nichts; die Vorstellung, daß er in der Klasse vor allen Schülern, vor Alexander mit dem Stock geschlagen wurde, war stärker als alles andere. In Abständen, die kleiner und kleiner wurden, ward er nun um dieses und jenes gebeten, und als täglichen Tribut mußte er endlich außerdem noch Schinken und Wurst, die ihm die sorgliche Frau Elisabeth aufs Brot tat, bis auf das letzte Stückchen abliefern.

Das ging alles noch hin; aber das schlimmste war, daß sein Feind vor den andern so tat, als seien sie eng befreundet. Er wartete in den Pausen vor der Tür auf ihn, hakte seinen Arm in Thomas' Arm, nahm ihn in Schutz vor andern, wo es gar nicht einmal nötig war, sicherte ihm das beste Plätzchen, wenn es galt, einem Jungensringkampf zuzuschauen, und war überhaupt diensteifrig wie ein Untergebener.

Thomas suchte sich im Gewühl mit andern durch die Tür zu drängen oder blieb auf seinem Platze sitzen; es half alles nichts. — „Was hast

du denn gegen mich? Bin ich dir nicht gut genug? Tue ich nicht alles, was du willst?"

Thomas ging wie in einem bösen Traum umher. Alexander war nun schimmernder denn je, unerreichbarer; wie ein Prinz schaute er von ferne fremd und verwundert auf das Paar, das unzertrennlich schien. Thomas litt die ärgsten Qualen.

Die Forderungen nahmen an Bedeutung zu. Mit Ungeduld drängte ihn sein Feind, er solle ihm einen abgelegten Anzug schenken; er beschaute bereits prüfend den, welchen Thomas noch auf dem Leibe trug, behauptete, er sei nicht mehr gut für einen Sohn aus so reicher Familie, wollte den Stoff befühlen, während Thomas ihm mit heftigem und unwillkürlichem Ruck auswich, und sagte: „Es kommt nur auf dich an, ob wir Freunde oder Feinde sind; von mir aus können wir die besten Freunde bleiben; — — also bekomme ich den Anzug?"

So zog die ganze Angelegenheit ihre Kreise bereits in Thomas' elterliches Haus. Frau Elisabeth fand ihn kramend vor seinem Kleiderschranke. Er mußte lügen, sein abgelegter Anzug sei für den Schusterssohn, und Ausflüchte erfinden, daß er selbst ihn in sein Haus bringen wolle. Sie wunderte sich etwas über die plötzlich erwachte Regung in ihrem Sohn, der nun alles, was irgend anging, zusammenraffte. — „Weshalb faßt du denn alles nur mit den Fingerspitzen an, als wären es schmutzige Lumpen?" — Thomas packte das Bündel zusammen, und sowie er es aus dem Hause geschafft hatte, war er ein wenig erleichtert. Durch Straßen, Gassen und Gäßchen gelangte er nach manchem Fragen endlich an jene häßliche, abgelegene kleine Ecke, an die er bestellt worden war. Es war ein feuchter Abend, leiser Regen stäubte an den Laternen nieder. Wenn ihn jetzt jemand sähe! — Der andere war noch nicht da; Thomas wartete nur fünf Minuten, es deuchte ihm eine Ewigkeit. Endlich erschien er, sich immer im Schatten gedeckt haltend, lobte Thomas wegen seiner Pünktlichkeit und wollte das Paket in Empfang nehmen. — „Du bekommst es nicht, wenn du mir nicht die Hand darauf gibst, daß ich dir nie wieder etwas geben muß, und daß du mich nicht anzeigst, und daß ich nicht mehr mit dir zu gehen brauche." — Er bedachte sich einen Augenblick, dann reichte er ihm die rechte Hand. Thomas nahm die Fingerspitzen und wollte sich schnell entfernen, mußte aber warten, bis der andere das Paket auseinandergewickelt und nachgesehen hatte, ob Thomas auch nichts zurückbehalten habe. Es war aber so viel darin, daß er ein ganz zufriedenes Gesicht machte und sich noch einmal bedankte.

Von dem Tage an hatte Thomas Ruhe. Sein unfreiwillig gewonnener Kamerad schien ihn kaum mehr zu kennen. Er brauchte nicht mehr mit ihm auf den Hof zu gehen, und seiner Bekanntschaft mit Alexander hätte nichts mehr im Wege gestanden. Aber Thomas schämte sich vor ihm. Er wagte gar nicht ihn anzublicken, und Alexander wiederum schien jede Lust zum Verkehr verloren zu haben.

Eines Abends saß er wie gewöhnlich bei der Lampe vorn im Zimmer

und machte seine Schularbeiten; da pfiff draußen jemand leise den Schulpfiff. — Alexander! dachte er und mit Herzklopfen öffnete er das Fenster.

Aber schnell trat er zurück und setzte sich wieder auf seinen Platz, bewegungslos, kleine Körnchen flimmerten ihm vor den Augen. Jetzt begriff er es, warum ihn sein Feind in den letzten Tagen so nachdenklich von ferne ansah. — Nach einer Weile pfiff es von neuem, viel lauter als das erstemal. — Ihm wurde übel. — Wenn er nun die Treppe hinaufkam und läutete? Hastig sprang er auf und lief hinab. — „Was willst du?" fragte er tonlos und drängte ihn auf die Straße zurück. — „Geld!" — „Ich habe keins." — „Du kannst es schon; wer so reich ist wie ihr!" — Thomas' Beteuerungen halfen nichts. Seine Vorstellungen, Beschwörungen, Erinnerungen an die rechte Hand wurden mit der Bemerkung zurückgewiesen, er habe Herrn Matthes zweimal die Zunge herausgestreckt, und sein Versprechen, ihn nicht anzuzeigen, habe nur für das erstemal gegolten. „Und wenn du mir das Geld nicht gibst, so sage ich es." — Dies letzte Wort war ein Befehl des Schicksals. — „Mein Vater hat eine Masse Briefmarken in der Lade; willst du von denen?" — Er nickte und sagte, Thomas möge sie herunterbringen. — Unwillkürlich sah Thomas scheu zum Haus hinauf, empor zu jenen Fenstern, die zu seines Vaters Arbeitszimmer gehörten. Sie waren beide erleuchtet. — „Ich kann jetzt nicht, mein Vater ist noch zu Hause." — „Dann warte ich hier unten, bis er fortgeht und das Licht ausmacht, und dann pfeife ich." — „Nein!" rief Thomas in fürchterlicher Angst, „das tust du nicht!" — „Dann komme ich herauf und läute. Deiner Mutter will ich schon so was sagen, daß sie nichts merken soll." — Da trat Thomas dicht vor ihn hin, sah ihn durchdringend an und sagte mit glockenklarer Stimme: „Glaubst du, ich sei ohne Schutz?" so daß er ihn ganz betroffen anblickte und für einen Augenblick eingeschüchtert schwieg. — „Gut," sagte er nach einer Weile, „dann bringst du sie mir morgen in die Schule, und damit soll die Sache dann abgetan sein."

Thomas' letzte Worte hatte er falsch verstanden; er dachte nicht anders, als er drohe ihm mit der Polizei oder der Dienerschaft, oder als würde seine Mutter ihn schimpfend hinauswerfen. Thomas aber hatte sie ganz anders gemeint: Daß jener das Haus betrat, in sein Inneres drang, dies schien ihm so ungeheuerlich, daß er die plötzliche Gewißheit hatte, irgend etwas müsse ihn retten, irgend etwas Fürchterliches werde unausbleiblich eintreten, eine Katastrophe, von selbst herbeigeführt, eine Rache, die genommen wurde.

„Was ist dir denn?" fragte Frau Elisabeth. Sie hatte in der letzten Zeit seine Verstörtheit, seinen Mangel an Appetit wohl bemerkt und sogar einmal davon geredet, den Arzt kommen zu lassen. Er aber schützte Kopfschmerz vor und begab sich früh zu Bette. Morgen vor der Schule würde er in seines Vaters Arbeitszimmer schleichen und die Marken holen. Er war bereits an diesem Abend einmal darin gewesen, aber es kam jemand dazu und er entschuldigte sich, ohne daß es nötig ge-

wesen wäre. Und was würde es helfen? Er würde doch immer wiederkommen.

Nachts fuhr er aus schlimmen Träumen auf. Er öffnete die Lade, er hörte ein Geräusch, er stieß die Lade zu und riß und riß an den Markenstreifen, die immer länger, immer unabsehbarer aus dem Spalt hervorquollen; dann lag er mit offenen Augen unbeweglich in seinem Bette, hörte den unermüdlichen Gang der kleinen Pendeluhr und sein eigenes schnelles Herz. Beide gingen auf Stelzen um die Wette.

Frierend, mit schwerem Kopf schlich er im grauen Morgen in seines Vaters Zimmer. Die Lade war verschlossen; verzweifelt mühte er sich sie zu öffnen.

„Nun zeige ich dich an." — Herrn Matthes' Stunden waren die beiden letzten. Es war als könne es nie zehn Uhr werden. Und doch verrann eine Stunde nach der andern. — Herr Matthes trat herein; Thomas ließ seinen Feind nicht aus den Augen. Und wirklich hob er den Finger, erst ein wenig, dann immer höher, doch stets so, daß es Herr Matthes nicht bemerken konnte. Schrieb er etwas an die Tafel, so ragte er hoch in die Luft, und Thomas stand Todesangst aus, Herr Matthes könne sich schnell herumwenden. Die Stunde verging, bleischwer waren seine Glieder; leise klapperten seine Zähne. Die zweite Stunde begann, ihm ward mitgeteilt, Herr Matthes habe in der Pause alles erfahren, in der nächsten Stunde würde er gezüchtigt werden. Blickte ihn Herr Matthes an, so sah er stumm zur Seite, sein Inneres war zusammengeschnürt, Herr Matthes redete lauter als sonst, er brüllte beinah, alles klang viel lauter als sonst, und dazu dröhnte fortwährend etwas aus der Ferne. Sein offener Federkasten war wie eine schwarze Kiste, der Halter schwoll dick unter seinen Fingern, riesengroß wuchsen die Buchstaben, die er mechanisch malte. Da schallte die Schulglocke fürchterlich. Thomas' Herz schlug jetzt mit Peitschenschlägen. Er schloß die Augen, eine Flut jagte über ihn dahin. Herr Matthes verließ die Schulstube wie an jedem andern Tag.

„Morgen, auf jeden Fall!"

Dies Wort, halb geflüstert an seinem Ohr, hatte kaum eine Wirkung mehr auf ihn. Es summte und klang in seinem Innern; taumelnd erhob er sich, die Häuser auf den Straßen schwankten, er wußte nicht, wie er nach Hause kam. — Frau Elisabeth war erschreckt, als sie ihn sah; in seinen Augen lag ein Flackern. Sie sah sogleich, wie krank er war, entkleidete ihn und legte ihn zu Bette.

Bald begannen seine Phantasien. Er warf die Decke von sich und stieß einen Schrei aus, als er seine Mutter sah. Sie umfing ihn mit ihren Armen, aber in Todesangst stieß er sie zurück und schrie: „Du sollst mich nicht anfassen, du bekommst sie, du bekommst sie!" Mit geschwätziger Stimme setzte er dann auseinander, man müsse den Schreibtisch seines Vaters des Nachmittags um vier Uhr öffnen; das sei die Zeit, wo er am sichersten zu treffen sei; die Lade sei voll Marken, aber er habe auch Geld darin gesehen, wirkliches, wirkliches Geld. Das müsse

man verkaufen gegen Marken, es sei so viel, daß er für sein ganzes Leben daran genug habe. Den nächsten Anzug aber werde er überhaupt nicht tragen, sondern gleich vom Schneider zu ihm schaffen lassen, da lägen noch viele Rollen Stoff für alle Anzüge, die man im Leben trage, so viele, so viele, so viele . . .

Frau Elisabeth hörte auf diese Reden, in denen Schreckliches verborgen lag, und Erbarmen schlug in ihr um ihren Sohn. Was mußte er durchlitten haben! Sie faßte seine Hand, aber er entzog sie ihr schnell und sagte: „Aber anrühren darfst du mich nicht, niemals; ich will dich dein ganzes Leben lang erhalten, aber wenn du mich ein einziges Mal berührst — wenn du ein einziges Mal in unser Haus kommst" — er atmete schneller — „wenn du nur einmal in unser Haus kommst" — seine Augen starrten auf zur Decke, und sein Geist ward gerissen in irre Traumflut. Da sah er ihn schon, aus dem Strahlenfeuerkranze oben in der Mitte des Saales schaute sein Kopf hindurch, die Augen blinzelten, und nun sprang er herab. Das Haus erdröhnte, wiehernd schüttelten sich die Wände, alles wankte und schwankte, und der Onkel Mathäus brüllte vom Ofen her: „Die alte Bude muß eingerissen werden."

* Friedrich Huch, Mao.

Ich muß, als ich zuerst in die Schule kam, ein sehr einfältiger kleiner Kerl gewesen sein. Ein Junge, namens Garnett, nahm mich eines Tages mit in einen Kuchenladen und kaufte ein paar Kuchen, welche er nicht bezahlte, da ihm der Ladenbesitzer traute. Als wir herauskamen, frug ich ihn, warum er die Kuchen nicht bezahlt habe; er antwortete augenblicklich: „I, weißt du denn nicht, daß mein Onkel der Stadt eine große Summe Geldes hinterlassen hat unter der Bedingung, daß jeder Kaufmann, was nur immer gebraucht werden würde, ohne Bezahlung einem jeden zu geben habe, der seinen alten Hut trüge und ihn in einer besonderen Manier schwenke;" dabei zeigte er mir, wie er geschwenkt würde. Er ging dann in einen anderen Laden, wo er Kredit hatte, frug nach irgendeinem kleinen Gegenstande, bewegte seinen Hut in der gehörigen Art und erhielt natürlich die Sache ohne Bezahlung. Als wir herauskamen, sagte er: „Wenn du nun einmal selbst Lust hast, in den Kuchenladen dort zu gehen (wie gut erinnere ich mich noch genau seiner Lage!), so will ich dir meinen Hut borgen, und du kannst dann was du nur immer willst bekommen, wenn du den Hut auf deinem Kopfe in der gehörigen Weise schwenkst." Ich nahm sehr erfreut das hochherzige Anerbieten an, ging hinein, forderte ein paar Kuchen, schwenkte den Hut und war im Begriff, aus dem Laden hinauszugehen, als der Ladenherr auf mich losstürzte. Ich ließ die Kuchen fallen und rannte ums Leben und war höchlich erstaunt, von meinem falschen Freunde Garnett mit brüllendem Gelächter begrüßt zu werden. Charles Darwin, Leben und Briefe.

Der Weg zur Schule war ein ziemlich weiter; deshalb bestellten meine Eltern mir einen Mentor, namens Gabriel Holzmann, welcher

ebenfalls die katholische Schule besuchte und mich gegen eine kleine Vergütung abholen und zurückbringen mußte. Mit seinem Namenspatron, dem Schutzengel Gabriel, hatte Holzmanns Gabriel indes keine Ähnlichkeit, weder äußerlich noch innerlich. Auf ein Paar schmutzigen Nankinghosen saß eine schäbige, apfelgrüne Jacke, und diese Jacke gipfelte in einem Spitzkopf mit einem roten, im Winter veilchenblauen Gesicht und nur einem Auge, das andere schimmerte weißlich, wie eine mit Papier verklebte runde Fensterscheibe, ganz oben auf dem Dache strohgelbes, kurzborstiges Haar.

Dieser stark kolorierte Jüngling Gabriel war aber ein harter Tyrann und hatte mich dadurch in seiner Gewalt, daß er, wenn ich seinen Willen zu tun mich weigerte, mit der Drohung hervorrückte, irgend welches meiner Vergehen den Eltern mitzuteilen, und mir die darauffolgende Strafe sehr lebendig ausmalte.

So gebot er mir an einem Palmsonntage, als ich einige Zweige geweihter Maikätzchen (die pelzige Blüte der Weidenbüsche) aus der Kirche brachte, drei dergleichen Kätzchen zu verschlucken; wer das tue, bekomme das ganze Jahr kein Fieber und keine Halsschmerzen, und es sei Sünde, wenn man es unterlasse. Da ich dergleichen Übel noch nicht gehabt, so sah ich die Notwendigkeit nicht ein, diese rauhen Dinger, die mir ihres Pelzes wegen wie kleine Tiere vorkamen, zu verschlucken; es half aber kein Bitten und unter vielen Thränen schluckte und würgte ich alle drei Stück hinunter.

Bedenklicher aber war ein anderer Versuch, seine Herrschaft zu üben. Es gab damals in Dresden ein etwas konfuses Original, einen heruntergekommenen ehemaligen Buchhändler, namens Helmert, auch Dresdener Diogenes genannt. Dieser betrieb sein antiquarisches Geschäft auf dem Neumarkt, an und auf dem großen Wassertroge, welcher an der Salomonisapotheke stand. Rings herum auf den nassen Stufen des großen Bassins, sowie auf dort aufgestellten Tonnen und Fässern lagen seine Scharteken und Landkarten ausgebreitet und verzettelt umher, und eine große Anzahl Kinder war beständig um den Alten herum, blätterte in den Büchern und trieb Unfug mit ihm. — —

Da mein Weg täglich bei seinem Tröbel vorüberführte und ich ein großer Bücherfreund war, so besah ich mir oft, was da herumlag, kaufte auch manchmal irgendein billiges Werkchen, wenn es nicht mehr als drei oder sechs Pfennige kostete.

Einst stand ich mit Gabriel Holzmann auch daselbst und sah dem Toben und Treiben etwas von ferne zu, als dieser mir befahl, ein Heftchen, welches ganz seitab im Nassen lag, ihm herüberzuholen. Ich mußte wohl die Ahnung haben, daß Holzmann auf diese Weise nicht sowohl kaufen, als annektieren wollte, und weigerte mich entschieden, einen solchen kühnen Griff zu tun, denn ich wußte, daß dergleichen unrecht sei. Seine Drohungen steigerten sich aber nach und nach zu einer für mich so entsetzlichen Höhe, daß ich endlich doch unter vielen heißen

Tränen das schmutzige, nasse Opus kaperte und ihm überbrachte. Aber diesmal ließ mir mein Gewissen keine Ruhe; ich gestand mein Vergehen der Mutter, diese teilte es dem Vater mit, und der Vater gab dem Mentor andern Tages den Abschied, und von da an ging ich allein nach der Schule. * Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers.

Rücksichten und Roheiten

Es gibt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußeren Betragens. Goethe.

Und damals, als sein armer Rabe noch am Leben war und überall herumhüpfte, hatten wir ihn einmal in unser Gartenhaus mitgenommen, wo er auf den Querbalken gesetzt wurde und hin und her lief, weil er nicht herunter konnte. Ich streckte ihm den Zeigefinger hin und sagte im Spaß: „Da, Jakob, beiß!" Da hackte er mich in den Finger. Es tat nicht besonders weh, aber ich war zornig geworden und schlug nach ihm und wollte ihn strafen. Der Brosi packte mich aber um den Leib und hielt mich fest, bis der Vogel, der in der Angst vom Balken heruntergeflügelt war, sich hinausgerettet hatte. „Laß mich los," schrie ich, „er hat mich gebissen," und rang mit ihm.

„Du hast selber zu ihm gesagt: Jakob beiß!" rief der Brosi und erklärte mir deutlich, der Vogel sei ganz in seinem Recht gewesen. Ich war ärgerlich über seine Schulmeisterei, sagte „meinetwegen" und beschloß aber im stillen, mich ein anderes Mal an dem Raben zu rächen,

Nachher, als Brosi schon aus dem Garten und halbwegs daheim war, rief er mir noch einmal und kehrte um, und ich wartete auf ihn. Er kam her und sagte: „Du, gelt du versprichst mir ganz gewiß, daß du dem Jakob nichts mehr tust?" Und als ich keine Antwort gab und trotzig war, versprach er mir zwei große Äpfel, und ich nahm an, und dann ging er heim.

Gleich darauf wurden auf dem frühesten Baum in seines Vaters Garten die ersten Jakobiäpfel reif; da gab er mir die versprochenen zwei Äpfel von den schönsten und größten. Ich schämte mich jetzt und wollte sie nicht gleich annehmen, bis er sagte: „Nimm doch, es ist ja nicht mehr wegen dem Jakob; ich hätt' sie dir auch so gegeben, und dein Kleiner kriegt auch einen." Dann nahm ich sie. — — —

Aber einmal waren wir den ganzen Nachmittag auf dem Wiesenland herumgesprungen und dann in den Wendelswald hineingegangen, wo unter dem Gebüsch ein schönes weiches Moos wuchs.

Wir waren müd und setzten uns auf den Boden. Ein paar Fliegen sumsten über einem Pilz, und allerlei Vögel flogen; von denen kannten wir einige, die meisten aber nicht; auch hörten wir einen Specht fleißig klopfen, und es wurde uns ganz wohl und froh zumute, so daß wir fast gar nichts zueinander sagten, und nur wenn einer etwas Besonderes entdeckt hatte, deutete er dorthin und zeigte es dem andern. In dem überwölbten grünen Raume floß ein grünes mildes Licht, während der Waldgrund in die Weite sich in ahnungsvolle braune Dämmerung verlor. Was sich dort hinten regte, Blättergeräusch oder Vogelschlag, das kam aus verzauberten Märchengründen her, klang mit geheimnisvoll fremdem Ton und konnte viel bedeuten.

Weil es dem Brosi zu warm vom Laufen war, zog er seine Jacke aus und dann auch noch die Weste und legte sich ganz ins Moos hin. Da kam es, daß er sich umdrehte und sein Hemd ging am Halse auf und ich erschrak mächtig, denn ich sah über seine weiße Schulter eine lange rote Narbe hinlaufen. Gleich wollte ich ihn ausfragen, wo denn die Narbe herkäme, und freute mich schon auf eine rechte Unglücksgeschichte; aber wer weiß wie es kam, ich mochte auf einmal doch nicht fragen und tat so, als hätte ich gar nichts gesehen. Jedoch zugleich tat mir Brosi mit seiner großen Narbe furchtbar leid, sie hatte sicher schrecklich geblutet und weh getan, und ich faßte in diesem Augenblick eine viel stärkere Zärtlichkeit zu ihm als früher, konnte aber nichts sagen. Also gingen wir später miteinander aus dem Wald und kamen heim, dann holte ich in der Stube meine beste Kugelbüchse aus einem dicken Stück Holderstamm, die hatte mir der Knecht einmal gemacht, und ging wieder hinunter und schenkte sie dem Brosi. Er meinte zuerst, es sei ein Spaß, dann aber wollte er sie nicht nehmen und legte sogar die Hände auf den Rücken, und ich mußte ihm die Büchse in die Tasche stecken.

*Hermann Hesse, Diesseits.

„Wo sind denn die beiden Ältesten?" sagte Kai Jans. „Sie sind doch nicht krank?"

„Die — und krank!" sagte Boje und stand auf und führte den Kleinen durch die Küche, öffnete die Außentür und zeigte auf zwei Kinder, Knabe und Mädchen, die am Rande des Teiches im hohen Grase lagen, daß man nur eben die hellen Köpfe sah. Sie sahen aus grauen Augen scharf auf den fremden Jungen. „Hier ist der kleine Kai Jans! Wenn ihr nicht freundlich mit ihm seid, gibt es Haue!" Damit ging Boje wieder zu seinen Büchern.

Kai Jans blieb an der Küchentür stehen, und die beiden am Teich blieben auf dem Bauche liegen, die Hälse hochgereckt, wie Rebhühner im jungen Hafer und sahen nach ihm.

„Du," sagte Anna zu Piet, „das ist ein Bangbüx."

„Ach, du liebe Zeit!" sagte Piet. „Also das ist er! Es ist ein richtiger Arbeiterjunge! Sieh mal, seine Schuhe sind gar nicht für ihn gemacht. Das hätte Mutter uns auch sagen können."

„Wir können dich jetzt nicht brauchen," sagte Anna, „aber ich erzürne mich nachher mit Piet, dann will ich mit dir spielen . . . so lange kannst du da stehen bleiben und zugucken."

Er fand es ganz begreiflich, daß die beiden ihn so behandelten, da ihre Umgebung und sie selbst ihm so großartig erschienen. Er legte sich am Rande des Grases in die Knie und sah ihnen zu.

Sie waren dabei, Binsen zu flechten, um eine spitze Mütze zu machen. Da sie beide an einem und demselben Stück flochten, kamen sie allerdings bald in Streit. „Du kannst nichts," sagte Piet, „geh' man weg."

„Die Mütze gehört dir nicht allein," sagte Anna in auffahrendem Zorn.

„Ist mir ganz einerlei," sagte Piet, „geh' weg oder ich hau' dich." Und er schlug zu.

Sie wich ein wenig zurück und sah auf den Binsenhut. Man sah deutlich den Zorn in ihrem trotzigen Gesicht, wie er aufstieg und dann wieder verging. Dann sah sie auf und sah Kai Jans dasitzen und sagte zu ihrem Bruder: „Komm, laß uns ihn verhauen, was sollen wir sonst mit ihm?"

Piet erinnerte sich der väterlichen Mahnung und sagte: „Hauen wollen wir ihn nicht, wir wollen ihn bange machen."

Und plötzlich sprangen sie auf und liefen wie ausgeübte Wegelagerer auf ihn zu und griffen ihn und schleppten ihn an den Teich.

„Wir wollen dich in 'n Teich schmeißen," sagte Piet, „Hilligenleies Jungs schmeißen wir immer in 'n Teich."

„Hundert liegen da schon," sagte Anna.

Er schrie nicht; er sah sie nur mit großer Neugier forschend an. Piet hielt ihn an der Jacke und Anna, die längelang im Grase lag, am Knöchel. „Erzähl' uns was," sagte sie, „sonst mußt du in den Teich."

„Von Pe Ontjes Lau," sagte er rasch.

„Den kennen wir," sagte Anna, „ein giftiger Jung."

„Er ist mal so groß als ich," sagte er, „und steht immer am Bollwerk, und guckt übers Wasser und . . . hat eine Wollmütze auf . . . und will Kapitän werden. Dann will er weit wegfahren, ganz weit und . . . und . . ."

„Er weiß nicht mehr," sagte Piet.

„Dann soll ich mit ihm fahren, ganz weit weg . . . Da sind Löwen . . . und Elefanten . . . und dann . . . dann soll ich der König werden. Ja . . ."

Anna strich sich mit beiden Händen das helle Haar aus der Stirn und sah ihn aufmerksamer an. Der Kleine wurde heiß und eifrig. Wie die junge Lerche, die im Nest in der Ackerfurche vom Wiesel aufgescheucht in der Angst zum erstenmal auffliegt, und gleich, da sie merkt, daß

sie kann, die Angst vergißt, und der neuen, wunderbaren Kraft froh wird: so zwitscherte er mit großen, verwunderten Augen: „Ich bau mir 'n Haus bis nach 'm Himmel und alles von Gold. Und mein Vater und meine Mutter und Pe Ontjes Lau und alle Menschen wohnen drin und alle lachen und singen immerzu und freuen sich . . . Es hat keiner Husten — du — und es bleibt keiner tot . . . Willst du mit?"

Aus seinem klugen, niedersächsischen Gesicht brach ein Strom von Güte. Aber sie riß ihn am Fuß, daß er hinfiel, und nahm den Binsenhut und drückte das ungeschickte Flechtwerk auf seinen Kopf. „So," sagte sie, „das ist deine Krone."

Er kümmerte sich gar nicht darum. „Wenn du mit mir willst," sagte er mit leuchtenden, gütigen Augen; „kannst du mitkommen. Willst du mit?"

„Und ich?" sagte Piet und stand auf.

Da merkte er, daß der hellhaarige Junge mit den raschen Augen wieder gewalttätige Gedanken bekam: er sah wirr um sich, wie ein jäh geweckter, sprang auf und lief nach der Küchentür und in die Stube, die beiden andern hinter ihm her.

„Wir haben uns gut vertragen," sagte Piet gleich und laut.

„Er will König werden," sagte Anna, „und das ist seine Krone."

Frenssen, Hilligenlei.

Mein Bruder Hans und ich lagen mit oft günstigem Erfolge der Jagd auf Krähen und Raubvögel mit selbstgefertigten Flitzbogen ob, in deren Handhabung wir große Sicherheit erlangt hatten. Bei einem dabei ausgebrochenen Streite brachte ich das Recht des Stärkeren meinem jüngeren Bruder gegenüber zur Geltung. Dieser erklärte das für unwürdig und verlangte, daß der Streit durch ein Duell entschieden würde, bei dem meine größere Stärke nicht entscheidend wäre. Ich fand das billig, und wir schritten zu einem richtigen Flitzbogenduell nach den Regeln, die wir durch gelegentliche Erzählungen meines Vaters aus seiner Studentenzeit kannten. Zehn Schritte wurden abgemessen, und auf mein Kommando „los" schossen wir beide unsere gefiederten Pfeile mit einer angeschärften Stricknadel als Spitze aufeinander ab. Bruder Hans hatte gut gezielt. Sein Pfeil traf meine Nasenspitze und drang unter der Haut bis zur Nasenwurzel vor. Unser darauffolgendes gemeinschaftliches Geschrei rief den Vater herbei, der den stecken gebliebenen Pfeil herausriß und sich darauf zur Züchtigung des Missetäters durch Ausziehen seines Pfeifenrohres rüstete. Das widerstritt meinem Rechtsgefühl. Ich trat entschieden zwischen Vater und Bruder und sagte: „Vater, Hans kann nichts dafür, wir haben uns duelliert." Ich sehe noch das verdutzte Gesicht meines Vaters, der doch gerechterweise nicht strafen konnte, was er selbst getan hatte und für ehrenhaft hielt. Er steckte auch ruhig sein Pfeifenrohr wieder in die Schwammdose und sagte nur: „Laßt künftig solche Dummheiten bleiben." * Werner v. Siemens, Lebenserinnerungen.

„Wolodja, Wolodja! Die Iwins!“ rief ich laut. Von dem Trottoir gegenüber kamen drei Knaben in blauen Winterröcken mit Biberkragen mit ihrem jungen, stutzerhaften Gouverneur auf unser Haus zu.

Iwins waren mit uns verwandt und ungefähr in unserem Alter; bald nach unserer Ankunft in Moskau hatten wir sie kennen gelernt und hatten uns einander angeschlossen.

Der zweite Iwin — Sserjoscha — war ein brauner, krausköpfiger Knabe mit aufgeworfenem, energischem Näschen, sehr frischen, roten Lippen, die selten die obere, etwas vorstehende Reihe weißer Zähne ganz verdeckten, mit dunkelblauen, schönen Augen und ungewöhnlich lebhaftem Gesichtsausdruck. Er lächelte nie, sondern sah entweder ganz ernst aus oder brach in ein helles, klares und ungemein hinreißendes Lachen aus. Seine originelle Schönheit frappierte mich gleich beim ersten Anblick. Ich fühlte mich ganz eigentümlich zu ihm hingezogen; ihn sehen war für mich Glücks genug, und eine Zeitlang vereinigten sich alle Kräfte meiner Seele in diesem Wunsche; wenn es vorkam, daß ich drei oder vier Tage verbringen mußte, ohne ihn zu sehen, so grämte ich mich und mir wurde ganz weinerlich zumute. Alle meine Gedanken, im Wachen und im Träumen waren bei ihm; wenn ich mich schlafen legte, wünschte ich, von ihm zu träumen; schloß ich die Augen so sah ich ihn vor mir, und ich letzte mich an diesem Trugbild, wie an dem höchsten Genusse. Keinem auf der Welt hätte ich dieses Gefühl anvertrauen mögen, so wert hielt ich es. Vielleicht war er meiner unaufhörlichen Zuvorkommenheit, meiner unruhigen Blicke überdrüssig geworden, oder er fühlte einfach keine Sympathie zu mir, denn er spielte und plauderte augenscheinlich lieber mit Wolodja als mit mir; aber ich war trotzdem zufrieden, wünschte nichts, beanspruchte nichts und war bereit für ihn alles zu opfern. Außer der leidenschaftlichen Zuneigung, die er mir zu sich einflößte, rief seine Anwesenheit in mir noch ein anderes, nicht minder starkes Gefühl wach — die Furcht, ihn zu erzürnen, durch irgend etwas zu beleidigen, ihm zu mißfallen; vielleicht weil sein Gesicht einen hochfahrenden Ausdruck hatte oder weil ich, mein ungünstiges Äußere verachtend, bei anderen die Vorzüge der Schönheit zu sehr schätzte oder, was wahrscheinlicher ist, weil das ein sicheres Anzeichen der Liebe ist: ich fürchtete ihn ebensosehr, wie ich ihn liebte. Beim erstenmal, als Sserjoscha mit mir sprach, wurde ich von dem unerwarteten Glücke so verwirrt, daß ich abwechselnd bleich und rot wurde und ihm gar nicht antworten konnte. Er hatte eine üble Angewohnheit; wenn er in Gedanken versunken dasaß, richtete er seine Augen auf einen Punkt, blinzelte unaufhörlich und zog dabei Nase und Augenbrauen zusammen. Alle fanden, daß ihm diese Angewohnheit sehr schlecht stehe, aber ich fand sie so hübsch, daß ich mich unwillkürlich daran gewöhnte, dasselbe zu tun, und ein paar Tage, nachdem ich ihn kennen gelernt hatte, fragte Großmama, ob mir die Augen weh täten, daß ich wie eine Eule bei Tage blinzle. Zwischen uns beiden wurde nie ein Wort von Liebe gesprochen; aber er fühlte seine Macht über mich und nützte dieselbe un-

bewußt, aber tyrannisch bei unserem kindlichen Umgang aus. So sehr es mich auch trieb, ihm alles zu sagen, was ich auf dem Herzen hatte, fürchtete ich ihn doch zu sehr, um mich zur Offenherzigkeit zu entschließen; ich mühte mich, gleichgültig zu erscheinen, und ordnete mich ihm ohne Murren unter. Zuweilen erschien mir sein Einfluß drückend, unerträglich, aber mich demselben zu entziehen, lag nicht in meiner Macht.

Mich stimmt es traurig, an dieses frische schöne Gefühl uneigennütziger, grenzenloser Liebe zu denken, das so dahinstarb, ohne ausgesprochen worden zu sein und ohne Erwiderung gefunden zu haben.

Seltsam, daß ich als Kind mich mühte, einem Großen ähnlich zu sein, aber seit ich es nicht mehr bin, häufig gewünscht habe, einem Kinde zu gleichen. Wie viele Male hat dieser Wunsch, bei meinem Umgang mit Sserjoscha nicht wie ein kleiner Knabe zu handeln, das Gefühl zurückgehalten, das schon nahe daran war, hervorzubrechen, und mich zum Heucheln veranlaßt. Ich wagte nicht nur nicht, ihn zu küssen, was ich häufig lebhaft wünschte, oder ihn bei der Hand zu nehmen und zu sagen, wie froh ich sei, ihn zu sehen, sondern ich wagte nicht einmal, ihn Sserjoscha zu nennen, sondern unbedingt Ssergej; das war nun einmal bei uns so abgemacht. Jeder Ausdruck von Empfindung bezeugte Kinderei, und wer sich derartiges erlaubte, war noch ein Jüngelchen. Wir hatten die bitteren Erfahrungen noch nicht durchgemacht, welche Erwachsene zur Vorsicht und zur Kälte im Umgang führen, und beraubten uns des reinen Genusses zärtlicher kindlicher Neigung, nur in dem sonderbaren Bestreben, die Großen nachzuahmen.

Im Vorzimmer traf ich die Iwins, begrüßte sie und stürzte dann zu Großmama; ich teilte ihr mit, Iwins seien gekommen, und zwar in so erregter Weise, als ob diese Nachricht sie vollkommen glücklich machen müsse. Dann folgte ich Ssergej, ohne ihn aus den Augen zu lassen, ins Gastzimmer und beobachtete jede seiner Bewegungen. Als Großmama ihm sagte, er sei sehr gewachsen, und ihre durchdringenden Augen auf ihn heftete, empfand ich das Gefühl von Furcht und Hoffnung, welches ein Künstler haben muß, wenn er von einem sehr geschätzten Richter das Urteil über sein Werk erwartet.

Im Gärtchen ging es sehr fröhlich zu. Wir spielten Ritter und Räuber, und es ging prächtig; aber ein Vorfall hätte fast alles verdorben. Sserjoscha war Räuber, er verfolgte die Reisenden und schlug im vollem Laufe so stark mit dem Knie gegen einen Baum, daß ich dachte, seine Kniescheibe müsse zersplittern. Obschon ich Ritter war und die Pflicht hatte, ihn zu fangen, ging ich zu ihm hin und fragte teilnehmend, ob es ihm weh tue. Sserjoscha ärgerte das, er ballte die Fäuste, stampfte mit dem Fuße und schrie mir mit einer Stimme, welche deutlich bewies, daß er sich stark verletzt hatte, zu:

„Nun, was soll's? Das ist gar kein Spiel mehr! Warum nimmst du mich nicht gefangen?" wiederholte er mehreremal, seitwärts nach Wolodja und dem älteren Iwin blickend, welche die Reisenden vor-

stellten und hüpfend hin und her liefen; plötzlich jauchzte er schrill auf und stürzte dann mit hellem Lachen vorwärts, um sie zu fangen.

Ich kann nicht wiedergeben, wie sehr mich dieses heldenhafte Benehmen in Erstaunen versetzte und für Sserjoscha einnahm; trotz der schrecklichen Schmerzen weinte er nicht bloß nicht, man sah ihm nicht einmal an, daß er sich verletzt hatte, und er vernachlässigte auch nicht einen Augenblick das Spiel.

Bald nachher, nachdem Ilinka Grapp sich noch zu uns gesellt hatte und wir bis zum Mittagessen nach oben gegangen waren, hatte Sserjoscha Gelegenheit, mich durch seine erstaunliche Männlichkeit und Charakterstärke noch mehr zur Bewunderung hinzureißen.

Ilinka Grapp war der Sohn eines armen Ausländers, welcher früher einmal im Hause meines Großvaters gelebt hatte und ihm für irgend etwas Dank schuldete, und der es deshalb für seine unabweisliche Pflicht hielt, seinen Sohn sehr häufig zu uns zu schicken. Wenn er glaubte, die Bekanntschaft mit uns könne seinem Sohne Ehre oder Vergnügen machen, dann irrte er sich entschieden, weil wir mit Ilinka nicht nur nicht freundschaftlich verkehrten, sondern ihn überhaupt nur dann beachteten, wenn wir uns über ihn lustig machen wollten. Ilinka Grapp war ein Knabe von etwa dreizehn Jahren, mager, hoch gewachsen, bleich, mit einem gutherzig blickenden Vogelgesichtchen. Er war sehr ärmlich gekleidet, aber dafür stets so reichlich pomadisiert, daß wir behaupteten, bei Grapps schmelze die Pomade an heißen Tagen auf dem Kopfe und fließe auf die Kleider. Wenn ich jetzt an ihn denke, so finde ich, daß er ein dienstfertiger, sanfter und guter Junge war; damals erschien er mir als ein verächtliches Geschöpf, das weder Bedauern noch überhaupt Beachtung verdiente.

Als das Ritter- und Räuberspiel zu Ende war, gingen wir hinauf und begannen zu „tollen" und einander in gymnastischen Kunststücken zu überbieten. Ilinka schaute uns, zaghaft lächelnd, mit Verwunderung zu, und als er aufgefordert wurde, auch etwas zu versuchen, weigerte er sich und sagte, er habe gar keine Kräfte. Sserjoscha war besonders liebenswürdig; er hatte seinen Rock ausgezogen — Gesicht und Augen glühten — er lachte unaufhörlich und trieb immer neue Streiche; er sprang über drei nebeneinander gestellte Stühle, schlug Rad durch das ganze Zimmer, stellte sich auf den Kopf auf den Wörterbüchern von Tatischtschew, die wir ihm als Unterlage in die Mitte des Zimmers gelegt hatten, und schlenkerte dabei in so urkomischer Weise mit den Beinen, daß man sich unmöglich des Lachens enthalten konnte. Nach diesem letzten Kunststück sann er nach, blinzelte mit den Augen und wendete sich plötzlich mit ganz ernstem Gesicht an Ilinka: „Versuchen Sie das auch, es ist wirklich nicht schwer." Grapp errötete, als er bemerkte, daß alle Blicke auf ihn gerichtet waren und versicherte mit kaum hörbarer Stimme, daß er das nicht könne.

„Nun, was soll das, warum will er nichts zum besten geben? Was für ein Mädchen! . . . er muß Kopf stehen! Unbedingt!"

Und Sserjoscha faßte ihn an der Hand.

„Unbedingt, unbedingt Kopf stehen!" schrien wir alle und umdrängten Ilinka, der sichtlich erschrocken war und erbleichte — wir faßten ihn an den Händen und zogen ihn zu den Wörterbüchern.

„Laßt mich los, ich will selbst! Ihr zerreißt mir den Rock!" schrie das unglückliche Opfer. Aber diese Rufe der Verzweiflung reizten uns nur noch mehr; wir wollten uns totlachen; das grüne Röckchen krachte in allen Nähten.

Wolodja und der ältere Iwin beugten ihm den Kopf und stellten ihn auf die Wörterbücher; ich und Sserjoscha faßten den armen Jungen an seinen dünnen Beinen, mit denen er nach allen Seiten ausschlug; wir krempelten seine Beinkleider bis zu den Knien auf und stellten seine Füße mit lautem Gelächter gerade aufrecht; der jüngste Iwin hielt den ganzen Körper im Gleichgewicht.

Es machte sich so, daß wir alle nach diesem lärmenden Gelächter plötzlich verstummten, und im Zimmer wurde es so still, daß nur der schwere Atem des unglücklichen Grapp hörbar war. In jenem Augenblick war ich doch nicht ganz davon überzeugt, daß das alles sehr lächerlich und lustig sei.

„Jetzt ist er ein schneidiger Bursche!" sagte Sserjoscha, ihm mit der Hand eins versetzend.

Ilinka schwieg und schlug, um sich loszumachen, mit den Beinen nach allen Seiten aus. Bei einer dieser verzweifelten Bewegungen traf er Sserjoschas Auge mit seinem Absatz so stark, daß Sserjoscha sofort die Beine losließ und das Auge bedeckte, aus dem unfreiwillige Tränen quollen; dabei versetzte er Ilinka mit aller Kraft einen Stoß. Ilinka, der von uns nicht mehr gehalten wurde, fiel wie ein Mehlsack zu Boden und konnte vor Tränen kaum die Worte hervorbringen:

„Warum tyrannisiert ihr mich?"

Die klägliche Gestalt des armen Ilinka, mit dem verweinten Gesicht, den struppigen Haaren und den aufgekrempelten Hosen, unter welchen man die ungereinigten Stiefelschäfte sah, machte uns stutzig; wir schwiegen alle und versuchten gezwungen zu lächeln.

Sserjoscha faßte sich zuerst.

„Seht das Frauenzimmer, das alte Weib," sagte er, ihn leicht mit dem Fuße berührend; „mit ihm kann man keinen Spaß machen . . . Nun, genug, stehen Sie auf."

„Ich sage dir, daß du ein nichtsnutziger Junge bist," versetzte Ilinka wütend und brach, sich abwendend, in lautes Schluchzen aus.

„Ah, ah! Mit Absätzen schlagen und noch schimpfen!" rief Sserjoscha, ergriff ein Wörterbuch und schwenkte es über dem Kopfe des Unglücklichen, der gar nicht daran dachte, sich zu verteidigen, sondern nur seinen Kopf mit beiden Händen bedeckte.

„Da hast du's, da hast du's! . . . Lassen wir ihn allein, wenn er

keinen Spaß versteht . . . kommt nach unten," sagte Sserjoscha mit erkünsteltem Lachen.

Ich blickte teilnehmend auf den Ärmsten, der, am Boden liegend, sein Gesicht zwischen den Wörterbüchern verbarg und dermaßen weinte, daß man fast glauben konnte, er würde sterben, so heftig waren die Zuckungen, die seinen ganzen Körper schüttelten.

„Ach, Ssergej," sagte ich zu ihm, „warum tatest du das."

„Na, das ist nett . . . ich denke, ich habe nicht geweint, als ich mir heute das Bein fast bis auf die Knochen zerschlug."

„Ja, da hat er recht," dachte ich, „Ilinka ist weiter nichts als ein Heulfritze, aber dieser Sserjoscha — ja, das ist ein Mordsjunge . . . ja, was ist das für ein Prachtkerl."

Ich dachte nicht daran, daß der Arme wohl nicht so sehr des körperlichen Schmerzes wegen, als darüber so weinte, daß fünf Knaben, die er vielleicht gern hatte, ganz ohne Ursache darin einig waren, ihn zu hassen und zu quälen.

Ich vermag mir die Grausamkeit meines damaligen Benehmens gar nicht zu erklären. Wie kam es, daß ich nicht zu ihm ging, ihn nicht verteidigte und ihn nicht tröstete? Wo war das Gefühl des Mitleids, das mir so manchmal heiße Tränen auspreßte, wenn ich eine aus dem Neste geworfene junge Dohle sah, oder einen jungen Hund, den man hinter den Zaun warf, oder selbst Hühner, die der Küchenjunge zur Suppe einfing?

War etwa dieses schöne Gefühl in mir durch die Liebe zu Sserjoscha und durch den Wunsch, es ihm gleichzutun, erstickt? Es war doch nicht viel an dieser Liebe und an dem Wunsche, als ein schneidiger Junge zu erscheinen! Sie bilden den einzigen dunklen Flecken auf den weißen Blättern meiner Erinnerungen aus der Kindheit.

* Leo Tolstoi, Lebensstufen.

Es gab so viel Neues zu lernen und zu verstehen, und die Schule barg in Wirklichkeit keines der Schrecknisse, womit Martin sie in seiner Phantasie ausgestattet hatte.

Aber dafür war der Hin- und Rückweg von allerlei Gefahren und Abenteuerlichkeiten bedroht. Die böse gesinnten Wesen, die man Gassenbuben nennt und die Martin und seine Kameraden Protzen nannten, konnten hinter jeder Straßenecke auf der Lauer stehen. Die schlimmsten unter diesen Jungen waren die grausamen und gefährlichen „Sumpfstrolche", die hier und da ihren düsteren Wohnort in der Gegend zwischen dem Humelgarten und dem Roslagsmarkte — den „Sumpf" — zu verlassen pflegten, um auf Kriegsfahrten auszuziehen, und von denen man sagte, daß sie Taue mit Bleikugeln benutzten. Aber mehr als diese Sumpfstrolche, die Martin nie gesehen hatte und von deren Existenz er nicht einmal so ganz fest überzeugt war, fürchtete er den schrecklichen Strolch Franz, der im „Rabeneck" gewohnt hatte und der noch in derselben Gasse lebte. Denn dieser hatte alle seine Kräfte und seinen ganzen

Sinn darauf gerichtet, Martin das Leben bei Tag zu verbittern, und er verfolgte ihn bis in die Träume der Nacht.

Aber eines Tages, als Martin während der Frühstückspause auf dem Wege nach Hause war, traf er zwei seiner Kameraden in einer Schlägerei mit Franz an einer Straßenecke; und sie hatten ihn schon überwunden und zu Boden geworfen und hämmerten mit den Fäusten auf ihn los. Martin hatte zu dieser Zeit angefangen, Indianerbücher zu lesen, und er sah sogleich in Franz den Stoff zu einer edlen Rothaut und wollte eine günstige Gelegenheit nicht versäumen, ihn zu seinem Freund und Bundesgenossen gegen andere Gassenbuben zu machen. Darum trat er heran und hielt seinen Kameraden vor, wie feige es wäre, zwei gegen einen vorzugehen, Franz wohne in seiner Gasse und wäre ein ganz anständiger Junge, und sie sollten ihn in Frieden lassen. Und während er auf diese Weise die Aufmerksamkeit der Kameraden auf sich lenkte, kam Franz glücklich auf die Beine und machte sich davon.

Anstatt dessen bekam Martin all die Schläge, die für Franz bestimmt gewesen waren. Dazu mußte er lange den Hohn seiner Kameraden erdulden, weil er mit einem Gassenbuben befreundet war. Und als er das nächstemal Franz auf der Straße begegnete, vor der Türe des Färbers, stellte er sofort Martin ein Bein, so daß er in den Rinnstein fiel, sich die Nase blutig schlug und seine Bücher zerriß. Franz aber fluchte ganz greulich und lief davon. Denn er hatte nicht verstanden, daß er eine edle Rothaut sein sollte. Aber dieser Franz war auch nicht ein kleiner Gassenjunge, wie so und so viele andere, sondern er war ein ganz fürchterlicher Strolch.

Hjalmar Söderberg, Martin Birks Jugend.



Achter Abschnitt
Die Schule

Kinder leben in Schnellurteilen. Bis das schnell, aber einseitig Gefaßte sich auslöscht, um einem Allgemeineren Platz zu machen, erfordert es Zeit. Hierauf zu achten, ist eine der größten Pflichten des Erziehers.
Goethe.



Schulleben

„Wir lenken der Kinder Schicksale, aber das Leben lenkt uns. Was ist all unser Mühen und Trachten, was hilft es, was wendet es ab? Vertrauen wecken — Vertrauen geben. Das ist alles.“ Lou A. Salomé.

Von dem Oheim Grünebaum wurde Hans übrigens zum erstenmal darauf aufmerksam gemacht, daß man dem Lehrer Silberlöffel wenigstens doch einigen Respekt schuldig sei. Unter meinen männlichen Lesern wird wohl niemand sein, der nicht weiß, was für eine Tyrannei in der Schule von Schulknaben ausgeübt werden kann und ertragen wird; der nicht weiß, was es um die „öffentliche Meinung“ unter einer Bande solcher jungen Geister ist. Der Oheim Grünebaum war schuld daran, daß Hans Unwirrsch dieser öffentlichen Meinung in einem Falle die ganze Wucht seiner kleinen Persönlichkeit entgegenwarf und heldenmütig die Folgen davon ertrug. Zwischen Lehrern und Schülern herrscht dasselbe Verhältnis, wie im Völkerverkehr. Was auch der Lehrer tun mag, um das Vernunftrecht zur Darstellung zu bringen, seine Schüler stützen sich immer wieder auf das Naturrecht. Ein immerwährender, scharf beobachtender Kriegszustand ist die Folge davon, und nicht immer hat der Lehrer die bessere Hand im Kampf gegen den rücksichtslosen Feind, dem jede Waffe recht ist, und der kein Erbarmen kennt. Manch hochbegabte Natur ist schon in solchem Kampfe zugrunde gegangen.

„Hannes,“ sagte der Oheim, „wenn ich in deiner Stelle wäre, so machte ich nicht mit die anderen so 'n tagtäglich heillos Spektakulum in der Schule, daß, wenn 'n Mensch da vorbeigeht, er sich die Ohren zustopfen muß. Mich jammert der Magister in der Seele, und lange leben wird er auch nicht mehr. Die unglückselige, miserable Kreatur hustet sich zu Tode, und ihr gottverlassenen inkomparabelen Satans brüllt ihn zu Tode. Hier mal vors Brett, Hans, und nicht ausgewichen! was ist das mit der Schule? Bist du mit bei dem Gebrüll und Getrampel und Spektakel? Junge, Junge, in deiner Stelle ginge ich in mir und bedächte, daß, wer 'n Menschen umbringt, 'n Mörder ist, und daß 'n toter Mensch einem sehr auf der Seele liegen kann, als was man dann nachher böses Gewissen nennt. Gehe in dich herein, Hannes, und bedenke, daß sich wohl ein Stiebel lange flicken, versohlen und verschuhen läßt, daß aber noch kein Doktor 'nen schwindsüchtigen Schulmeister, welchem seine Schlingel also grausam mitspielen, wie ihr eurem, den Atem gerettet hat. Der Mensch jammert mich wirklich, und der Deibel nimmt die Graden und die Ungraden, also gib Achtung, Hans, daß er dich nicht mit den andern Bälgern in den Sack steckt. Das Recht hat er wohl gewiß schon längst dazu.“

Diese Rede machte auf Hans einen größeren Eindruck, als ihm der Oheim anmerkte. In einem günstigen Augenblick hatte dieser geredet,

seine Worte waren nicht auf schlechten Boden gefallen und hatten eine bessere Wirkung als alle früheren Ermahnungen. Zum erstenmal dämmerte in der Brust des Kindes ein Gefühl, welches über den Egoismus des Kindes hinausging. Als Hans Unwirrsch am folgenden Morgen seinen Platz in dem Spritzenhause einnahm, sah er den Armenlehrer mit ganz anderen Augen an; und da Silberlöffel an diesem kalten, unfreundlichen Regenmorgen noch jammervoller und hungriger als sonst aussah und noch mehr hustete, so erlosch das Gefühl nicht, sondern es wurde stärker, — Hans Unwirrsch saß zum erstenmal still in der Schule.

An dem nächsten Komplott nahm Hans nicht teil, verfiel der allgemeinen Verachtung und kriegte fürchterliche Prügel, die ihn jedoch nur in seinen guten Vorsätzen bestärkten. Der Streich wurde natürlich auch ohne ihn ausgeführt und gelang vollkommen. Es war ein Hauptstreich, und die Befriedigung der jungen Taugenichtse und Galgenstricke war groß; der arme Lehrer, dessen Brustschmerzen an diesem Tage noch stärker als gewöhnlich waren, unterlag kraftlos, und der Blick hilfloser Verzweiflung, welchen er über die rebellische Schule schweifen ließ, und welcher auch Hans Unwirrsch streifte, wurde von letzterem niemals vergessen; seine Wirkungen reichten bis in das späteste Alter.

Am nächsten Morgen kam der Herr Lehrer nicht in das Spritzenhaus; er sollte es niemals wieder betreten. Ein Blutsturz war in der Nacht über ihn gekommen, und zum Sterben krank lag er auf seinem Bett in seiner schlechten, kalten Stube. Ein anderer nahm seine Stelle an dem Marterpult in der Armenschule ein; Karl Silberlöffel war aufgebraucht worden wie ein Rad in der Maschine. Ein anderes Rad wurde eingesetzt; langsam drehte sich das Ding weiter, und „unsere fortschreitende Bildung und humane Entwicklung" war und blieb das Lieblingsthema manches wohlmeinenden Mannes.

Wenige Leute kümmerten sich um den abgenutzten, sterbenden Armenschullehrer; zu den wenigen aber, die das Ihrige taten, ihm seine letzten Lebenstage zu erleichtern, gehörte der Oheim Grünebaum und die Base Schlotterbeck. An der Hand der letzteren kam Hans Unwirrsch, um seinen Lehrer sterben zu sehen, und um zum erstenmal die feierliche Schauer zu empfinden, die das Nahen des Todes in der Seele des Menschen erregt, auch wenn er noch ein Kind ist. —

* Wilhelm Raabe, Der Hungerpastor.

In der Klasse des Herrn Schulz ging es nicht immer so ruhig zu wie an dem eingeschneiten Morgen. Herr Schulz war für Leben, und Asmus überzeugte sich bald, daß er mit dem Stillsitzen mit gefalteten Händen gänzlich allein blieb. Alle Stunden des Herrn Schulz waren zugleich Turnstunden. Wenn nämlich seine Schüler etwas wußten, dann sprangen sie auf die Füße und streckten weit den Finger vor; wenn sie es genau wußten, sprangen sie auf die Bank; wußten sie es ganz genau, dann stiegen sie auf die Tische; wenn sie aber etwas ganz Seltenes und Schwieriges wußten, dann kamen sie aus den Bänken heraus und

stürmten Herrn Schulz; sie bohrten ihm fast die Fingerchen ins Auge und schrien: „Ich, Herr Schulz, ich, ich, ich!", daß es aussah und sich anhörte, als wenn siebenunddreißig Kücken nach Futter piepen. Wenn es auf Lebhaftigkeit ankam, ließ sich nun Asmus Semper niemals lumpen, darin war er der Sohn seiner Mutter, und eines Tages drang er so weit vor, daß der Lehrer rief: „Junge, du ßtichst mich ja mit dem Finger in die Naaße!" Aber er durfte die Antwort geben, und als er seine Brust erleichtert hatte, turnte er über Tisch und Bänke, und über die Köpfe der anderen zurück nach der letzten Bank hinten an der Wand.

Herr Schulz hatte aber noch ein anderes Mittel, um Bewegung in die Massen zu bringen. Er versetzte seine Schüler nach ihren Fähigkeiten nicht halbjährlich und vierteljährlich, sondern minütlich. Wenn Meyer nicht wußte, wie der Sohn des Königs Saul hieß, so fragte Herr Schulz den nächstsitzenden Petersen; wenn der versagte, den nun folgenden Schmidt usw. usw.; und wenn der Siebente Jonathan schrie und etwa Jansen hieß, dann sagte Herr Schulz: „Jansen, ßieben Plätze höher!" und Jansen raffte schleunigst Tafel, Bücher, Schwamm und Griffel zusammen und stieg mitten in der Religion über die gebeugten Nacken der sieben Unterworfenen hinweg mit Siegerlächeln an seinen neuen Platz. Aber er durfte sich nicht in Sicherheit wiegen; denn wenn er durch den einen Jonathan sieben Staffeln des Ruhmes erklommen hatte, so konnte er schon im nächsten Augenblick durch Isboseth um dreizehn Stufen wieder hinunterstürzen. So glich die Klasse des Herrn Schulz einem ewig summenden Bienenstock, in dem alles in unablässiger Bewegung war, um das Wachs der Bildung und den Honigseim des Ruhmes einzutragen. Nur Asmus Semper blieb monatelang hinten an der Wand sitzen; denn die andern Schüler sogen ja alle schon länger an den Brüsten der Weisheit und waren im Rechnen und Schreiben wohlgenährt, während Asmus in diesen Dingen durch besonders heftiges Saugen alles nachzuholen hatte.

An einem Nachmittage in der Schreibstunde nahm Herr Schulz das Heft des kleinen Semper in die Hand und zeigte es der Klasse. „O weh," dachte Asmus. Und Herr Schulz sprach:

„Szeht euch mal diese Schrift an! Als Asmus Szemper zur Schule kam, konnte er überhaupt nicht schreiben, und jetzt schreibt er am besten von allen. Nehmt euch ein Beißpiel dran! Szetz dich fünf Bänke höher, mein Szohn!"

Wer am meisten überrascht war, das war Asmus Semper. Er hatte seine Schrift bis dahin immer noch für trostlos schlecht gehalten und sie stets mit schmerzlichem Ingrimm betrachtet — und jetzt war's die beste! Er war so verblüfft, daß er gar nicht dazu kam, sich zu freuen, und auf seinem hohen Platze fühlte er sich fremd und beklommen. Hinten an der Wand, im Halbdunkel war es so traulich gewesen. Im halbdunklen Anfang der Bildung ist es immer traulich.

Als er daheim von seinem Avancement erzählte, erhob Rebekka

Semper großen Jubel; Ludwig Semper sagte nichts, aber er lächelte. Und von diesem Lächeln dachte Asmus oft und öfter: „Könnt' ich's nur machen, daß er bald einmal wieder so lacht." Von diesem Lächeln datiert Asmus Sempers Ehrgeiz.

Schon nach einigen Tagen gelangte Asmus durch einige sehr gesunde Anschauungen über Leben, Taten und Bedeutung des Kindes auf die erste Bank. Als er das seinem Vater berichtete, stellte er sich vor ihn hin und sah ihm stramm ins Gesicht. Und richtig: Ludwig Semper lächelte noch herrlicher als das erstemal, und dann zog er die Augenbrauen hoch und machte die Augen so groß, wie sie noch nie gewesen waren, und sagte:

„Wenn du der Erste in der Klasse wirst, bekommst du von mir vier Schillinge."

Es kann nicht wundernehmen, daß die Entwicklung des kleinen Asmus jetzt etwas ungesunde Formen annahm. Zu dem Durst nach Ruhm kam jetzt der Hunger nach Geld, und zugleich empfand er tief die schwindelnde Höhe des gesteckten Ziels. Der Erste in der Klasse werden — das wäre immerhin möglich erschienen; aber wie konnte ein kleiner Junge von acht Jahren vier Schillinge erringen! An dieser ungeheuerlichen Summe ermaß er so recht die Vermessenheit des Unterfangens. Indessen — es mußte gelingen, und Asmus Semper wurde Streber.

Bald aber sollt' er inne werden, daß der Weg zum Ruhme nicht in gerader Linie aufwärts geht. Herr Schulz stellte ihm die verfängliche Frage: „Wenn du eine Chans hast, die neun Pfund wiegt, und sie für acht Schilling das Pfund verkaufst, wieviel Cheld bekommst du dann dafür?"

Asmus, von Gold- und Ruhmbegierde erregt, rechnete statt der acht Schillinge die vier Schillinge, die ihm sein Vater versprochen hatte, und rief:

„Sechsunddreißig Schillinge!"

Und für diese Uneigennützigkeit kam er einen Platz herunter.

Was war das? Er kam herunter? Asmus Semper „rutschte"? Das war ihm noch nicht widerfahren. Es war ein Glück, daß die Schule gleich darauf aus war; er raffte wie ein Dieb seine Siebensachen zusammen, stahl sich ohne Aufblicken schnell hinaus und fing sofort, als er allein war, an zu weinen. Er wußte sicherlich noch nicht, was man unter eines Menschen Ehre versteht; aber er hatte in ganzer Schwere und mit ganzem, schneidendem Schmerze das Gefühl eines Menschen, der seine Ehre verloren hat. Heruntergekommen, gepurzelt, gerutscht — welch eine Schmach! Er konnte ja gar nicht wieder in die Schule gehen! Wie sollt' er das zu Hause erzählen! Seine Mutter würde schelten, und sein Vater —! Sein Vater würde nicht lächeln, nein, ein trauriges, ein sehr trauriges Gesicht würde er machen — wenn er daran dachte, dann jammerte er laut auf, und in die Tränenbäche auf beiden Wangen stürzten neue Zuflüsse. Er weinte sich nach Hause, und dort angekommen, setzte er sich auf den kleinen Vorplatz an den Herd und weinte. Eine Nachbarin

kam darüber zu und fragte: „Junge, was fehlt dir? Warum weinst du so schrecklich?" Da weinte Asmus noch viel schrecklicher. Und die Nachbarin rief: „Frau Semper, was fehlt Ihrem Sohn? Er sitzt hier und weint Tränen, so groß wie Taubeneier." Da mußte er hinein und bekennen; tropfenweise entwand sich ihm das furchtbare Geständnis, und auf jeden Tropfen Geständnis kam ein Meer von Tränen.

„Ich — huu — bin einen — huu — gerutscht — huuu . . . .!"

Rebekka fand dies nun auch recht schlimm; die Nachbarin lachte laut auf, und Ludwig Semper lachte still in sich hinein, daß seine Schultern auf und ab wippten. Aber es war nicht das Lächeln von neulich, das sah Asmus, der ihn durch eine große Träne hindurch genau fixierte, ganz genau.

„Deshalb sei nur ruhig," sagte der Vater, „darum kriegst du die vier Schillinge doch!"

Das Vermögen war also gerettet. Fehlte nur noch die Ehre.

* Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland.

Mit dem Pastoren verdarb Karen es gleich in der ersten Stunde, weil sie weder ihr Geburtsjahr noch ihren Tauftag auswendig wußte. Besonders das letztere war schlimm, und die Kinder, denen es nicht noch in letzter Stunde vom Lehrer kräftig eingepaukt war, bekamen eine strenge Vermahnung. Geboren, das war schließlich jeder Mensch, aber im Getauftsein, da lag das, was ihn erst wirklich vom Tier unterschied.

Karen machte von dem Rechte Gebrauch, das dummen und unbegabten Kindern zustand. Sie schrieb nicht die klugen Katechismusauslegungen nach, lernte weder bei den Bibelversen, wo sie standen, noch bemühte sie sich, zusammenhanglos Vers 6 von diesem oder Vers 3 von jenem Gesang herunterschnurren zu können.

Der Pastor war ein zierlicher, kleiner Mann mit dunklen unsicheren Augen, die besser in Büchern Bescheid wußten als im Leben. Sein Gesicht war immer bläulich von einem schlecht rasierten Bart und knirschte, wenn er sich die Backen rieb. Er glaubte, daß alle Konfirmanden von heiligem Eifer erfüllt wären, und wo er nicht mehr glauben konnte, versuchte er zu glauben. Aber heimlich sammelte sich dann in ihm der Groll, bis er plötzlich bei irgendeiner Kleinigkeit losbrach wie das heilige Gericht Gottes, wobei es sich jedoch immer traf, daß gerade über die Unschuldigen das Maß seines Zornes sich ergoß.

Wenn der Pastor einmal auf sich warten ließ oder wegen einer Taufe oder eines Begräbnisses herausgeklopft wurde, kam es vor, daß Waldemar Thaysen an das Pult trat und seine mit vielen Lesezeichen versehene Bibel vornahm. Daraus las er dann eine Menge Stellen vor über die Herkunft der Kinder, wobei alle lachten — am meisten die klugen Mädchen, die auf der ersten Bank hinter den Jungen ihren Platz hatten.

Karen saß rot und unglücklich zwischen all dem kichernden Volk. Sie wußte ja längst, daß nicht der Storch die kleinen Kinder brachte.

Es war auch etwas, über das sie gern mehr erfahren hätte. Aber an dieser unanständigen Freude mochte sie nicht teilhaben, und zur Strafe dafür wurde sie von Juliane Jipp, die hinter ihr saß, mit der Schürzenschleife am Bankbein festgebunden.

Zu Hause nahm sie dann wohl selber die Bibel vor und suchte mit klopfendem Herzen nach den Stellen, die Waldemar vorgelesen. Aber eine Antwort auf die Hauptfrage fand sie nicht.

* Helene Voigt-Diederichs, Dreiviertel Stund vor Tag.

Ich kam in die Schule und man sagte mir vorher, daß es unmöglich sein würde, aus der Schule auszureißen. Das war mir schrecklich zu hören.

„Dies mag etwas Schönes sein!" dachte ich mir. Der Kindergarten lebte mir in düsterster Erinnerung. Und ich kam in die Schule. Der Lehrer verkündete mir, daß ich ihn „Sie" zu nennen hätte. Ich hatte noch niemand „Sie" genannt. Ich grübelte nach, weshalb ich dies tun sollte, und vergaß es darüber; ich konnte mich auch in die Schule nicht hineinfinden.

Das Lernen fiel mir schwer, es interessierte mich auch nicht im geringsten. Die Naturgeschichte, oder wie sie in den untersten Klassen benannt wurde, der „Anschauungsunterricht" machte mir Spaß, da war ich dabei.

Das war aber auch das einzigste, das allereinzigste.

Die biblische Geschichte gefiel mir zwar. Ich liebte es, wenn der Lehrer erzählte; wenn dieselbe Geschichte aber ihren Weg durch die Klasse nahm, überkam mich eine jämmerliche Langeweile; ich hätte weinen mögen. Da kam ich auf einen glücklichen Gedanken: ich stellte mir vor, in unserem Garten, in meiner grünen, dunklen Ecke zu sitzen, statt auf der Schulbank, stellte mir weiter vor, ein Hase zu sein, der im Grünen in seinem Neste hockt, die Ohren anlegt und in die blaue Luft blinzelt; wenn nun das Erzählen an den Hasen kam, wußte er natürlich nichts, — wie es auch einem guten Hasen zukommt, und das erwies sich als sehr übel für seinen Ruf. Es geschahen auch wunderliche Sachen, der arme Hase sollte sagen, aus was der Mensch bestehe, und blieb die Antwort schuldig. Da hoben sich die Fingerchen so frech und keck um ihn her in die Höh', ein ganzes Feld, und nickten und schnickten, und die Bravste sagte in schulgemäßem Ton: „Aus Leib und Seele."

„Aus Leib und Seele," mußte ich wiederholen und setzte hinzu: „Aber die Wassernixen haben keine Seelen;" da lachten alle und der Lehrer wenigstens verwies mir solch dummes Zeug.

„Was in Märchenbüchern steht," sagte er, „ist immer unwahr."

Ich aber steckte voller Fragen und hätte gern mit dem Lehrer eine längere Unterhaltung angeknüpft. Ich wollte wissen, was die Seele ist, wollte erfahren, weshalb die Märchengeschichten unwahr und die biblischen wahr sind.

„Was ist denn mit der Seele?" frug ich meine Nachbarin.

„Na, was denn?" frug diese von oben herab. „Wer freilich so dumm ist, wie du, hat keine."

Das war mir sehr lieb zu hören. Ich wußte zwar nicht weshalb; aber es war mir angenehm, zu denken, daß ich keine Seele habe. Es schien mir einfacher und besser, und gerade, weil die anderen alle eine hatten, gefiel es mir, keine zu haben.

Nach diesem Gespräch beruhigte ich mich und verwandelte mich wieder in den Hasen.

* Helene Böhlau, Ratsmädel und Altweimarische Geschichten.

An der Strenge fehlte es bei diesem Lehrer nicht, trotzdem er sonst sehr gut war. Was uns Kindern bei ihm gefiel, war, daß er den Rohrstock sehr selten gebrauchte. Wenn jemand von uns etwas Dummes gemacht oder gar gestohlen hatte, da besaß er ein besonderes Geschick und Gemüt, die Sache je nach ihrem Fall zu richten und zu schlichten.

Mich haben z. B. auch einmal die Schüler beschuldigt, dem einen von ihnen einen Federhalter genommen zu haben. Es beruhte nicht auf Wahrheit. Aber der Lehrer erfuhr das, die Jungen trugen ihm das zu. Nach der Schule befahl er mir, dazubleiben. Als wir allein waren, hieß er mich, sich neben seinen Tisch auf den Stuhl zu setzen, und selbst setzte er sich auf einen andern mir gegenüber und fing an: „Sage mir aufrichtig, hast du den Federhalter genommen?" Der Ton, in dem er mich frug, klang sehr freundlich, trotzdem es mir schien, als wollte er mich mit seinen scharfen Blicken, die er mir forschend zuwarf, durchbohren. „Nein!" war meine Antwort, seinen Blicken standhaltend. Denn mein Gewissen war ja rein „Nun gut!" fuhr er weiter. „Ob du ihn genommen oder nicht genommen hast. Merke dir, was ich dir jetzt sagen werde. Jeder Spitzbube fängt klein an, hat er beim ersten Versuch Glück, so wiederholt er es und ist mit wenigem nicht zufrieden und trachtet noch mehr zu erlangen. Ist es dir bekannt, wohin es solche Menschen, wohin es solche Menschen bringen, wenn's ihnen einmal nicht gelingt, und sie dabei erwischt werden? Ins Zuchthaus! Du bist noch jung!" fuhr er nach kurzer Pause wieder weiter, „du mußt dir schon von jetzt an ein rechtschaffenes Leben zu führen angewöhnen. Das, was dir nicht gehört, darfst du nicht angreifen und dir aneignen wollen. Gewiß würdest auch du unzufrieden sein, wenn dir jemand Schaden zufügen würde. Also, möchtest du ein schlechter, unehrlicher Mensch, ein Zuchthäusler werden? Hast du den Federhalter genommen?"

Ich blieb bei meiner ersten Antwort: „Nein!" Nach diesem Verhör konnte ich abrücken. Selbstverständlich war die Untersuchung und Belehrung noch etwas größeren Inhalts, als wie ich es hier wiedergebe. Aber die Worte, die ich da anführte, sind die, die mir heute noch im Gedächtnis, im Blut und Fleisch sitzen geblieben sind. Und sie wurden auf meiner ersten Lebensbahn die besten Begleiter. Im Labyrinth, dem das Arbeiterleben gleicht, herumirrend, traf ich Untugenden, schlechte Menschen, Gelegenheiten und Verleiter genug. Aber ich taugte seitdem zum Stehlen nicht. Ob mich die Worte des Lehrers hinderten, oder ob ich dazu schon zu dumm geboren war, ist mir nicht bewußt. Wenn ich

manchmal schon vor der Tat, etwas zu nehmen, stand, erinnere ich mich jedesmal an die Worte: „Schlechter, unehrlicher Mensch", „Zuchthäusler!". Das heißt: zum großen Spitzbuben brachte ich es seitdem nicht. Aber hin und wieder eine Kleinigkeit, die nicht mein, habe ich doch mitgenommen. In solchen Fällen wurde gewöhnlich der gute Wille, nichts Böses zu tun, von dem rücksichtslosen Magen besiegt. Wenn der leer war, nötigte er mich so lange, bis ich etwas, etwa ein Stückchen Brot, oder wenn ich etwas Eßbares nicht erlangen konnte, dieses mitnahm. Das letztere mußte dann für Brot umgetauscht werden.

Daß der Lehrer mit seinem Verfahren recht hatte, und daß das, was er zu mir sagte, das Richtigste war, bezweifelte ich schon damals nicht, trotzdem ich noch nicht die volle Tragweite seiner aufrichtigen Meinung verstand. Auch nahm ich an, daß er es mit mir gut meinte. Weshalb hätte er mit mir so freundlich, so väterlich gesprochen? Nachher stellte sich's auch heraus, daß den Federhalter ein anderer Schüler genommen hatte. Auch ihm ging es so wie mir. Ein Schüler (ein Bauerssohn) erzählte mir auch, wie er nach der Schule dableiben mußte und der Lehrer ihm wegen schlechten Lernens eine Lehre gemacht hatte, die, wie ich merkte, auf ihn gut wirkte, weil er fleißiger geworden war.

* Wenzel Holek, Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters.

. . . . . Betrachte ich die Lebensläufe meiner Kameraden, glaube ich zu denen zu gehören, die der Schule an Anregung für ihr Leben am meisten zu danken haben. Dieser Prozeß muß sich aber wohl im Unterbewußtsein abgespielt haben, denn zu damaliger Zeit merkten weder meine Lehrer, noch auch ich selbst sonderlich viel davon. Ich war im Gegenteil ein sehr schlechter Schüler, der es nur massenhaften Privatstunden verdankte, daß er nur einmal, wie der Fachausdruck lautete, das Klassenziel nicht erreichte, auf deutsch sitzen blieb. Wenn ich auch nur zweimal durchsitzen mußte, also über Mittag nicht nach Hause durfte, so stellte ich in bezug auf Nachsitzen einen neuen Rekord auf, der jahrelang nicht gebrochen wurde. Daß ich „mit kindlich frohem Sinn nach der Schule gewandert sei", weiß ich mich deshalb nicht mehr zu erinnern. Dagegen ist mir noch deutlich, und es sind jetzt doch schon dreißig Jahre seither vergangen, die stete Seelenangst erinnerlich, die mich erfüllte, wenn ich den Lehrer mit seinen Fragen sich immer mehr mir nähern fühlte. Ich machte es dann wie die alten Merowingischen Könige in der Schlacht, ich versprach dem lieben Gott für den Fall, daß er den Kelch an mir vorübergehen ließe, einen Teil meines Taschengeldes den Armen zu opfern, und legte zu, je näher der Lehrer kam. Ich hatte ein festes Vertrauen in die ewige Gerechtigkeit, daß sie ganz unschuldige Leute nicht unter meiner Faulheit leiden lassen würde. Aber deren Wege sind nicht unsere Wege, und so fiel ich mit dieser Spekulation doch zu meiner Verwunderung mehrfach herein, wogegen ich nicht verschweigen darf, daß ich dem lieben Gott auch verschiedene Beträge schuldig geblieben bin. . . . . . * Karl Vinnen in: Alfred Graf, Schülerjahre.

Dem Hanneken aber war der Heiner brüderlich zugetan; manche Schelte nahm er auf sich, und manche Tracht Prügel wehrte er von ihm ab; er stellte sich schützend vor das Kind, bis der Zorn der Mutter sich beruhigt hatte.

Er brachte auch die Fibel mit, die vorn den großen roten Gockelhahn hatte, und lehrte Hanneken lesen und Buchstaben schreiben. Heiner wußte so hübsch zu erklären und auszudrücken, woran die Buchstaben erinnerten; es war als ob man Bilder sah und Geschichten anhörte.

Immer wenn das Kind einen Buchstaben begriffen hatte, war bei dem roten Gockel ein blanker Pfennig zu finden, manchmal war es auch ein halber Dittchen, oder ein ganzer. Hanneken kam bald gut voran in der Elementarschule, die auf der Meerwisch lag; Fräulein Natalie Will, die Lehrerin, hatte nicht allzu große Plage mit ihm. Eine neue Welt tat sich dem Kinde auf mit der Lesefertigkeit. Was waren die Buchstaben doch für herrliche Dinger! Welch schöne Bilder konnte man damit zusammensetzen, immer andere, immer neue. Es war das allerschönste Spiel. Und wie viele Worte gab es doch, Worte, die Hanneken nie gehört hatte. Weich und sanft legte sich der Wohlklang kleiner Reime dem Kinde ins Ohr. Wenn es dann Heringe einholte, oder Sirup und Salz, sprach es das Gelernte laut vor sich hin:

„Die Schnecke hat ein Haus,
Ihr Fellchen hat die Maus,
Der Vogel hat Federn fein
Der Schmetterling Flügelein."

Und immer fielen ihm die Reime wie klingend ins Ohr. Spielend behielt es alles, was „gedichtet" war. Dem Heiner machte es Spaß, der kleinen Pflegeschwester die längsten Lieder beizubringen, alte Arien, die längst vergessen sind. „Es war schon Nacht und um den Giebel" — „Ich stand auf hohen Bergen" und viele andere. Hanneken lernte sie von Anfang bis zu Ende hersagen und mit dem Heiner zusammen absingen.

Mit dem Stricken ging es weniger gut. Frau Misch hielt das Kind zwischen den harten Knien und brachte ihm „zwei kraus, zwei glatt" bei. Das war erst der Rand zum Strumpfe und war schon sehr schwierig! Aber nachher die Ferse und das Zu- und Abnehmen an der Spitze schien Hanneken unbegreiflich, unergründlich. Es bekam Püffe, die machten es noch dümmer; ein trocknes Schluchzen saß ihm in der Kehle, und zuletzt strömten die Tränen, die Maschen glitten herunter, es sah nichts mehr. Der Heiner aber verstand zu stricken, er konnte sogar einen Strumpf stopfen: ein alter Hirte hatte ihm früher diese respektierlichen Künste beigebracht. Und der junge Former setzte sich hin nach Feierabend und erklärte dem Kinde die Geheimnisse des Zu- und Abnehmens der Ferse; später löste er ihm auch die Rätsel des „Zuspitzens". Mühsam ging's, aber es ging doch. Johanna Wolff, Hanneken.

Allerhand Methoden

> Jeder Lehrer kann ein Kind zu sich in das Klassenzimmer nehmen, aber nicht jeder Lehrer kann es unterrichten. Es wird nicht freudig arbeiten, wenn es nicht das Bewußtsein der Freiheit in sich trägt, mag es tätig sein oder sich ausruhen; es muß das Hochgefühl des Sieges und die Niedergeschlagenheit der Enttäuschung kennen, ehe es mit festem Willen an die ihm unangenehmen Aufgaben herangeht und sich entschließt, sich seinen Weg tapfer und unverdrossen durch die stumpfe Routine der Lehrbücher hindurchzubahnen.
> Helen Keller.

Ich ging, so war ich instruiert, zuvörderst auf den Lehrer zu, um diesem die Hand zu geben. Er rückte denn auch, war er doch ohnehin kurzsichtig, seinen Sessel ein wenig herum, um mich besser sehen zu können. „Nun, das ist recht, daß du dort bist. Setze dich da drüben neben deinen Freund. Und nun wollen wir mit einer Leseprobe beginnen. Ihr habt alle den Kinderfreund, und der soll auch bleiben. Aber heute möchte ich doch, daß wir zuerst die Bibel nähmen; ihr habt doch die Bibel?“ Wir bestätigten, und er seinerseits fuhr fort: „Ich denke, wir fangen mit dem Anfang an. ‚Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.‘ Für die zwei Kleinen ist es noch zu schwer, aber ihr beiden Großen könnt euch darin teilen.“

Wir lasen denn auch das Kapitel so ziemlich zu seiner Zufriedenheit, und als wir durch waren, sagte er: „Nun will ich noch ein paar Fragen tun und mir allerlei von euch erzählen lassen, ob ihr schon in Stettin waret oder in Rügen und ob ihr schon schwimmen könnt und Schlittschuh laufen, und ob ihr wißt, wo Vineta gelegen hat. Ihr kennt doch Vineta?“

Wir sagten ihm, was ihn erheiterte, daß wir zu Boot über die Stelle hingefahren wären. Und dann fragte er, welche Spiele wir spielten und ob wir verständen, einen Drachen steigen zu lassen. Aber wir müßten ihn auch selber machen können. Es lag ihm offenbar daran, uns durch leicht zu beantwortende Fragen sowohl mit Vertrauen zu ihm wie zu uns selbst zu erfüllen. Es mochten so anderthalb Stunden vergangen sein, dann sagte er: „Nun ist es genug für heute, morgen wollen wir aber volle Zeit halten. Ich habe schon einen Stundenplan gemacht, und du mußt ihn dir abschreiben.“ Diese Worte richteten sich an mich. Ich erhielt dann noch die Bestellung an meine Eltern, daß er am Nachmittage kommen würde, seinen Besuch zu machen, worauf ich nach Hause stürmte, um zu erzählen, wie mir's gegangen sei. Meine Mutter war etwas überrascht, während mein Vater sagte: „Gefällt mir alles sehr; nur nicht gleich scharf zufassen. Immer peu à peu. Nicht quälen, nicht einschüchtern. Vertrauen wecken und Liebe. Und

daß er euch gleich freigegeben hat! Das ist das, was ich einen richtigen Pädagogen nenne. Ferien sind etwas Dummes, ich habe nie gewußt, was ich in den Ferien machen sollte; aber Freistunden à la bonne heure. Und daß er euch immer gefragt hat und sich gleich hat vom Drachensteigen erzählen lassen. Er hat offenbar die sokratische Methode."

* Th. Fontane, Meine Kinderjahre.

Ich kam, wie schon gesagt, mit elf Jahren in die Quinta des Schweriner Gymnasiums und war damals der Jüngste in der Klasse, muß also wohl bis dahin ein ziemlich guter Schüler gewesen sein. Von diesem Zeitpunkt an war es aber damit zu Ende, und ich erinnere mich noch, daß mir einmal vier Schillinge (25 Pfennig) versprochen wurden, wenn ich einmal eine Woche lang nicht nachsäße. „Das läßt tief blicken!" würde ein gewisser sozialdemokratischer Abgeordneter sagen. Ich gewann aber diesen Preis und erstand mir für das Geld eine Maultrommel, auf welchem Instrument ich mich mit vielem Eifer zu üben begann. Wir hatten nämlich einen Virtuosen in der Klasse, der es verstand, in den Zwischenstunden, Arion gleich, die wilde Bande in stille, zahme Lämmer zu verwandeln, wenn er ihnen etwas auf der Maultrommel vorspielte. Die zarten, geisterhaften Klänge dieses Lieblingsinstrumentes von Justinus Kerner gefielen mir wohl, allein ich brachte es zu keiner besonderen Kunstfertigkeit. Hier kann ich wohl gleich einfügen, daß sich drei Klavierlehrer durch acht Jahre an mir abgeärgert haben, ohne mir etwas beibringen zu können. Nicht daß ich unmusikalisch gewesen wäre, aber ich wollte nicht. Durch nichts kann man übrigens einen Klavierlehrer mehr ärgern, als wenn man achtmal hintereinander f anschlägt, während man ganz genau weiß, daß es fis sein soll.

In Quinta blieb ich drei Jahre, während der regelrechte Kurs nur ein und ein halbes Jahr dauerte. Das hatte ich nun allerdings nicht ganz meiner mangelhaften Arbeitslust zu verdanken, sondern als ich mich schon in der ersten Abteilung befand, wurde eine Sexta eingerichtet, wodurch die Quinta zugleich auf eine höhere Stufe rückte. Es wurden dann nur die allerbesten nach Quarta versetzt und aus dem Rest die neue Quinta gebildet, in der ich als mäßiger Schüler wieder in die zweite Abteilung kam. Jedenfalls hat mir aber wohl das lange Hocken in einer und derselben Klasse die Lust an der Schule gänzlich verdorben. Übrigens gab es zuletzt in dieser Klasse eine Bande von rohen Gesellen, die zum Teil schon über fünfzehn Jahre alt und deren einzelne, möchte ich sagen, mit allen Lastern bekannt waren. Man meint jetzt oft, die Jugend sei im allgemeinen verdorbener als vor etwa vierzig Jahren, das aber kann ich nach meinen Erfahrungen nicht zugeben. Es gab auch damals genug, die in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig ließen, und wollte ich davon erzählen, so könnte ein moderner Naturalist daran seine helle Freude haben. Der Anführer dieser Bande übrigens, auf dessen Anstiften die schwächeren in der Klasse auf eine nicht wiederzugebende Weise tyrannisiert wurden, erschoß sich später noch in jungen Jahren.

Etwas besser ging es mir in Quarta, und zwar aus einem besonderen Grunde. Der Oberlehrer von Quarta, Doktor Büchner, bei dem das Griechische anfing, war musikalisch und hatte aus Liebhaberei die Singstunde übernommen. Da ich nun eine gute und starke Sopranstimme hatte und im Singen immer obenan saß, so hatte er eine Vorliebe für mich, kam mir, als ich in seine Klasse versetzt wurde, wohlwollend entgegen und, was mir noch nie passiert war, er traute mir etwas zu. Damit hatte er mich gefangen, und, obwohl ich auch hier kein Licht war, kam ich doch durch diese Klasse in der regelrechten Zeit und wurde, fünfzehn und dreiviertel Jahre alt, nach Tertia versetzt, wo dann das alte Elend wieder von vorne anfing. Es gab allerdings Fächer, in denen ich etwas leistete; wie Deutsch, Mathematik, Geographie und alles, was mit Naturwissenschaften in Zusammenhang stand, allein das hatte damals gar nichts zu bedeuten und kam gegen die alten Sprachen überhaupt nicht in Betracht. Wer sein lateinisches Exerzitium ohne Fehler machte, seine unregelmäßigen Verba am Schnürchen hatte und im Griechischen etwas leistete, der konnte in den übrigen Fächern so mäßig sein, wie er wollte, und ein Deutsch schreiben wie ein Hausknecht, darauf kam es gar nicht an. So nützte es mir denn auch nicht das geringste, daß ich im deutschen Aufsatz stets einer der besten war. Der alte Doktor Schiller sagte dann wohl, wenn er solche Arbeiten zurückgab: „Ja, der Seidel! Ist sonst so 'n schlechter Schüler, aber Deutsch kann der Jung'. Hab 'm wieder 2a geben müssen. Ich weiß nicht, wo der Jung' das her hat.“ Wäre ich auch in den andern Fächern besser gewesen, hätte ich wahrscheinlich eine 1 erhalten. Solches Urteil diente dann zu meiner eignen höchsten Verwunderung, denn ich hatte dies nie erwartet, weil ich wie gewöhnlich die Arbeit bis zum letzten Augenblicke aufgeschoben und den Aufsatz morgens vor Anfang der Schule ohne Kladde hingeschrieben hatte. Ich hielt dies für eine Art Verblendung des Lehrers, da ich selbst von meinen Fähigkeiten eine sehr geringe Meinung hatte. Ähnlich erging es mir, als ich früher einmal in meinem zwölften Jahre, durch den damals ausgebrochenen Krimkrieg angeregt, mein erstes Gedicht machte. Mein Vater bekam es zufällig zu sehen, las es durch, schmunzelte und sagte: „Nun, gar nicht so übel!“ Da überkam mich eine tiefe Beschämung, es fiel mir ein, daß ich oft gelesen hatte, wie Eltern geneigt seien, die Befähigung ihrer Kinder zu überschätzen, und sofort ging ich hin und steckte das Gedicht ins Feuer.

War, wie bei der Aufsatzgeschichte, das wenige Lob, das ich erhielt, auch noch in einen Tadel eingewickelt, so verfuhr noch schlimmer mit mir der alte Prorektor Reiz, wenn ich, wie es öfter geschah, in dem ganzen Glanze meiner Unwissenheit vor ihm prangte. Er pflegte dann mit milder Stimme zu fragen: „Seidel, wann gehn Sie ab?“ Die ganze Klasse, der diese Frage natürlich ein besonderes Gaudium machte, murmelte dann im Chor: „Noch lange nicht, noch lange nicht!“ — „Das ist schade!“ erwiderte dann der alte Prorektor Reiz mit sanftem Ton. — —

Bemerkenswert und bequem für die Klasse war die Methode, mit

der Doktor Schiller in Tertia den Homer traktierte. Die Schüler mußten von oben an der Reihe nach übersetzen, und da jedesmal nur zwei, höchstens drei drankamen, und er niemals außer der Reihe fragte, so hatte man gut Zeit, unter dem Tisch Heine oder Immermann zu lesen, oder irgendeine andere Arbeit zu erledigen. Schiller war als niederdeutscher Sprachforscher nicht unbedeutend, als Lehrer aber stand er nicht auf der Höhe, wie das oft bei Gelehrten der Fall ist. In Tertia hatten wir eine Stunde Deutsch, die dadurch ausgefüllt wurde, daß von den Schülern der Reihe nach Gedichte aufgesagt wurden, während der Lehrer auf dem Katheder saß und Aufsätze korrigierte, wobei er weder sah noch hörte. Darauf baute mein Freund Fritz Tenning seinen Plan, als er es wagte, das berühmte Gedicht aus den „Musenklängen aus Deutschlands Leierkasten" zu deklamieren, dessen erste Strophe lautet:

„Hinan, hinan zum sprossenreichen Spiegel:
Zum flüss'gen Dolch, der bunte Schatten teilt,
Hinan, hinan mit grinsend mattem Zügel,
Bis ihr das Ziel Thermopylä ereilt!"

und das weiterhin die wunderschöne Stelle enthält:

„Wo Chinas Vögel sich mit Anemonen gatten,
Stürzt ein Koloß in Weltenblütenstaub."

Ohne eine Miene zu verziehen, korrigierte der Doktor bei diesem Attentat seine Aufsätze weiter, doch mochte es ihn aus diesen Versen wohl etwas exotisch angeweht haben, denn er fragte am Schluß: „Von wem ist das?" „Von Chamisso!" antwortete Fritz Tenning mit unerschütterlicher Frechheit. „Gut, setz dich!"

Ich selber, der, wenn es mir Spaß machte, auch arbeiten konnte, lernte einmal für diese Stunde die sechundvierzig siebenzeiligen Strophen des Lichtenbergschen Gedichtes über die Belagerung von Gibraltar in einem Nachmittag auswendig, weil mir diese burlesken Verse ungemein gefielen, und trug sie dann ohne Anstoß vor. Der Beiname dieses Lehrers war Gagus, weil in seiner breiten mecklenburgischen Aussprache der lateinische Eigenname Cajus diese Form annahm. Seine Frau hieß infolgedessen Gaga, sein Sohn Gagulus und seine Tochter Gagula.

Gagus hatte mäßigen Schülern gegenüber einige Redensarten an sich, die er oft wiederholte. Die eine lautete: „Der Jung' muß aufs Schiff, muß was mit 'n Enn'butt (Tauende) haben!" Er hätte übrigens als niederdeutscher Sprachforscher wissen müssen, daß es „Buttenn'" heißt. Die zweite hieß: „Der Jung' muß Grobschmied werden!"

Seltsamerweise haben mein Bruder Werner und ich, die wir beide solche Redensarten oft genug zu hören bekamen, diese Ratschläge genau befolgt, denn mein Bruder wurde Seemann, und ich habe später, als ich in der Fabrik arbeitete, oft genug am Amboß gestanden, denn schmieden war meine Passion. * Heinrich Seidel, Von Perlin nach Berlin.

Indessen war die Zeit gekommen, wo ich zur Schule mußte. Aber ich konnte schon vorher fix lesen, und rechnen, und schreiben, denn das

hatte mir alles mein Großvater schon beigebracht, ehe ich in die Schule ging, und zwar so früh, daß ich mich da nur noch ziemlich dunkel dran erinnern kann. Also mußte ich eines Morgens, nachdem mich meine Mutter ganz besonders gestriegelt hatte, meine Schiefertafel, meinen Griffel und mein Abc- oder Lesebuch unter den Arm nehmen, und in die Schule gehen. Der erste Tag, da verlangte der Lehrer nichts, das ich mich erinnern könnte, als daß ich mich hinten auf die vorletzte Bank setzen mußte, und etwas Instruktion erhielt. Aber am zweiten Tage, da rief mich der Lehrer, der vorne vor der ersten Bank stand, laut bei Namen und fragte mich, ob ich mein Lesebuch mitgebracht hätte; nachdem ich ja gesagt hatte, sagte er, ich sollte aufstehen, und das Lesebuch vornehmen. Als ich nun dastand, fragte er mich: „Lautierst du, oder buchstabierst du?" Ich erschrak ungeheuer, denn ich konnte nicht antworten, denn das eine Wort, das hatte ich in meinem Leben noch nicht gehört; wenn er mich doch bloß gefragt hätte, ob ich lesen könnte; denn ich konnte ja mein Lesebuch auswendig. Da tat er noch einmal die nämliche Frage, da rief ich in heller Angst: buchstabieren. Denn ich war daran gewöhnt: ich durfte bei meinem Vater nichts sagen, aber prompt antworten, das verlangte mein Vater von mir durchaus. Da sagte der Lehrer: „Na, dann buchstabiere!" Dieses Wort verstand ich zwar, aber ich war sehr verlegen, was ich buchstabieren sollte; also machte ich mein Buch auf, aber auf der ersten Seite, da standen groß deutlich lauter einzelne große Buchstaben, da kriegte ich große Angst, denn die hätte ich vorlesen müssen, und ich sollte doch buchstabieren, denn ich war das von meinem Vater gewöhnt, denn der nahm so etwas bei mir alles sehr genau. Da klappte ich mein Buch mitten auseinander, und da stand ein Gedicht, da fing ich dabei an: e, i, ei, n, e, ne, eine, k, l, e, i, klei, n, e, ne, eine kleine; G, r, i, l, Gril, l, e, le, Grille; s, a, n, g, sang, eine kleine Grille sang; da rief der Lehrer, der dabei immer vorne vor der ersten Bank stand, mir zu, ich sollte grade stehen. Da erschrak ich wieder sehr, denn ich war dazumal schon grade so kurzsichtig, wie heute noch; also stellte ich mich grade, aber ich konnte in meinem Buch nichts mehr erkennen, alles war verschwommen; aber zum Glück konnte ich das Lied, wie fast alles, was in meinem Buche stand, schon auswendig, und so kam ich gar nicht aus dem Texte, und während ich nun gerade stand und nach meinem Buche sah, buchstabierte ich aus meinem Gedächtnisse glatt weiter und nach einigen Zeilen weiter, da rief der Lehrer, daß es gut wäre und daß ich mich wieder niedersetzen sollte. So hat das bei mir in der Schule angefangen.

Wir hatten da auch so ungefähr alle Jahre einen anderen Lehrer in der zweiten Klasse, denn die waren noch jung und wurden öfters versetzt, und so bekamen wir danach einen anderen Lehrer, der las gerne und wenn er das haben konnte, da saß er gern an seinem Pulte und las. Da besinne ich mich noch eines Tages vormittags, wir hatten Leseübung, oder Bibellesen, das geschah auf die Weise, daß der Lehrer dem obersten Jungen auf der ersten Bank angab, wo er anfangen sollte

zu lesen, und wenn er etwa fünf oder sechs Verse vorgelesen hatte, da fing der folgende Junge an und las da weiter, auch fünf bis sechs Verse, und der erste Junge setzte sich wieder nieder, und so ging das fort bis zum allerletzten. Welche konnten dann gut lesen, und welche schlecht, und welche noch schlechter. Währenddem saß der Lehrer an seinem Pulte und las. Da kam die Reihe an einen Jungen, der war einer von den Größten in der Schule, aber der konnte schlecht lesen, bloß langsam Wort für Wort, und stotternd, so kam er mühsam zu der Stelle, wo es heißt: „Da schoß Saul einen Spieß nach ihm", — dort blieb er ganz und gar hängen, denn er konnte das Wort „Spieß" nicht lesen; und nachdem er den Satz ein paarmal wiederholt hatte, schwieg er endlich ganz und gar stille. Da rief der Lehrer: „Wer ist denn dran?" und hob seinen Kopf auf, und sah über das Pult weg, und da sah er den Jungen da in der Bank stehen. „Fang' den Vers noch einmal von vorne an," sagte der Lehrer; da fing der Junge wieder an: „Da schoß Saul den" — aber weiter kam er nicht, und so fing er noch einmal von vorne an, da stellte sich der Lehrer so, als ob er ihm das Wort vorsagen wollte, und sagte: „einen Schrot Speck!" Einen Augenblick sah sich der Junge das Wort in der Bibel noch einmal an, als wenn ihm ein Licht wäre aufgegangen, denn er bückte sich schnell ein wenig, um genau zu sehen, dann aber sagte er es mit beklommener Stimme dem Lehrer nach, genau so, wie der's ihm hatte vorgesprochen. Alle Jungen, die gut lesen konnten, fingen nun laut an zu lachen, aber der Lehrer stand auf, und nahm seinen Stock, und ging hin, und sagte: „Warte, ich will dir deinen Schrot Speck geben, ich will dich lesen lehren," und dann zog er ihm mit dem Stocke eklig welche über den Rücken. Dann ging er wieder hin, und setzte sich an sein Pult, und das Weiterlesen nahm seinen Fortgang.

Aber ich sollte denselben Tag auch noch drankommen. Nachmittags saß der Lehrer wieder an seinem Pulte; ich weiß nicht mehr, was die andern Jungens machten, da rief er mich zu sich, ich sollte meine Tafel und meinen Griffel mitbringen; da legte er die Tafel vor sich auf das Pult, und schrieb was drauf, aber ich konnte nicht sehen was, denn ich stand unten, und das Pult hatte eine hohe Stufe, dann langte er mir Tafel und Griffel wieder stillschweigend zu, und sagte gar nichts. Meine Tafel war auf einer Seite liniiert, und als ich sie auf meinem Platze vor mich hinlegte, da stand auf der obersten Linie links in der Ecke das Wort Müller. Da glaubte ich, der Lehrer hätte mir das vorgeschrieben, und da schrieb ich die ganze Tafel voll Müller; da nahm ich mir Zeit dazu, damit ich das recht gut machte, und wischte manches Wort wieder weg, und schrieb's noch einmal, und sah dabei immer wieder nach der Vorschrift, denn ich konnte nämlich sehr schlecht schreiben, und hatte deswegen vielen Verdruß von meinem Vater, der sich immer darum kümmerte. Etwa zwanzig Minuten vor Schulschluß rief mich der Lehrer auf, ich sollte mit meiner Tafel kommen. Als ich nun meine Schiefertafel vom Tisch aufnahm, da kriege ich zufällig die untere Seite vor die Augen, und sehe mit tausend Schrecken, daß der Lehrer da vorhin hatte ein

Exempel draufgeschrieben, eins zur Multiplikation, etwa ein Dutzend Zahlen nebeneinander, und darunter stand 1 bis 9. Wie war das möglich? Neben mir linker Hand saß ein Junge, der hieß Müller, sein Vater war Tischler, und der Junge konnte sehr schön schreiben, viel besser, als ich, der mußte seinen Namen auf meine Tafel geschrieben haben, ohne daß ich das gesehen hatte, das fiel mir alles schnell genug ein, aber es war zu spät. Also in einer Hand die Tafel, in der andern den Griffel, ging ich zum Lehrer und reichte ihm beides hin. Er drehte die Tafel gleich um und besah sich sein Exempel, darauf fragte er, wer das geschrieben hätte, ich sagte ich. „Ja," sagte er, „das sehe ich wohl, aber wer hat denn da oben die Vorschrift geschrieben?" Ich sagte in aller Wahrheit: „ich weiß nicht." Da sagte er recht laut: „ich brauche dir nur eine Backpfeife zu geben, da weißt du es," und als ich noch einen Augenblick mit der Antwort zögerte, da haute er mir auch schon eine runter, da rief ich laut auf gut Glück: „Müller!" „Na, siehst du wohl," sagte er, „warte ich will dich lehren aufpassen." Damit gab er mir meine Tafel wieder, und ich setzte mich wieder an meinen Platz, und die Sache war abgemacht.

* * *

Als ich zwölf Jahre alt war, da mußte ich mit den andern Knaben in meinem Alter den Konfirmandenunterricht besuchen, den erteilte der Pastor im Schulzimmer, Mittwoch und Sonnabend, wenn nachmittags keine Schule war. Da bin ich denn ernst, und mit allem möglichen Respekt vor der Sache hingegangen. Und so gerne, und mit aller Lust, wie nur irgend einer, und so unbefangen bin ich dahin gegangen. Aber das hat nicht lange gedauert, da hatte mich der Pastor ganz scheu gemacht. Wenn ich dann so ruhig dasaß, und den Pastor ansah, und aufmerksam seinen Worten lauschte, dann rief er mit einem Male mir zu: „Du, wie sitzt du denn da!" Ja, da verging auch nicht ein einziger Unterricht, wo ich das nicht zu hören kriegte, und immer bloß mir rief er so was zu. Er sagte nicht immer dieselben Worte, er setzte sie manchmal etwas anders, aber sie sollten doch immer dasselbe bedeuten, nämlich, daß ich nicht aufpaßte. Und wenn er diese Worte dann noch höhnisch drehte, und ausrief: „Du sitzt ja da, wie wenn du in Grünberg wärst!" oder: „du sitzt ja da, wie wenn du die Schafe hütest!" oder: „du sitzt ja da, wie auf einem Fuder Heu!" dann lachten die andern Jungens mich laut aus, und das war mir ungeheuer zuwider. Und wie erschreckte ich mich jedesmal und kam ganz aus dem Texte, und verlor den Zusammenhang und die Andacht von seinem ganzen Vortrage.

Aber mancher möchte wohl gerne wissen, wie ich dagesessen habe? Ja, das kann ich ganz gut beschreiben, aber nur nicht so mit zwei Worten. Denn wenn mir der Geistliche das bei jedem Unterricht zurief, da mußte doch etwas Wahres daran sein. Zunächst habe ich dagesessen, wie mir das von klein auf war gelehrt worden, von meinen Eltern, von meinem Großvater und von meinem Lehrer: nämlich die Vorderarme auf den

Tisch gelegt, und die Hände gefaltet, und dann gerade, nicht den Rücken hinten angelegt, weil das „zu faul aussähe“, das Gesicht nach dem Geistlichen oder dem Lehrer gerichtet, so habe ich zunächst dagesessen; aber hierbei muß man schon beachten, daß ich sehr kurzsichtig war und deshalb vielleicht keinen richtigen fehlerfreien Blick hatte, und der Geistliche hatte einen ganz anderen Blick, wie ich, und wenn der mich scharf ansah, das konnte ich von meinem Platze aus nicht einmal erkennen. Aber wenn mich das auch keiner gelehrt hätte, so dazusitzen, da hätte ich höchstwahrscheinlich doch so dagesessen, ganz von mir selber. Denn es entsprach ganz der Ehrfurcht und der heiligen Scheu, die ich von jeher vor dem Worte Gottes empfunden habe. Wenn ich dann so dasaß, und der Pastor begann seinen Vortrag, dann hörte ich andächtig und aufmerksam zu; aber je mehr ich das tat, um so mehr vergaß ich alles andere um mich herum, und auch mich selber, und so verlor ich nach und nach meine Haltung, kam mit der Brust gegen den Tisch, und sackte zusammen, wobei ich dann womöglich auch etwas frostrig ausgesehen habe. Besser kann ich das nun freilich nicht beschreiben; wie ich aber ausgesehen hätte, wenn ich auf einem Fuder Heu saß, das kann ich nicht sagen, denn ich habe bis heute noch auf keinem gesessen, aber Kühe habe ich einmal einen Nachmittag lang gehütet, und in Grünberg bin ich öfter gewesen, aber in beiden Fällen habe ich ganz anders ausgesehen, als in der Konfirmandenstunde, das weiß ich besser. Aber der Schein trügt; da hätte der Pastor mich einmal sollen seine Worte wiederholen lassen, doch das hat er nie getan. Denn ich brachte eine große Lernbegierde und ein herzliches Verlangen mit, mehr von Gott zu hören und zu lernen, als in der Schule und zu Hause; und das war bei mir ganz natürlich. Aber wie in der Bibel, wo ich schon so viel darin gelesen und allerlei auswendig gelernt hatte, mir doch vieles unverständlich war, so ging mir das beim Pastor. Wenn er da in seinem Vortrage von der Versöhnung, und Erlösung, und Rechtfertigung oder Heiligung oder dergleichen sprach, dann konnte ich das auch nicht gut verstehen, und habe es erst viel später verstehen lernen, aber um so aufmerksamer hörte ich zu, und dachte nur daran das zu begreifen. Ich war noch zu jung dazu, um alles zu verstehen, aber den Spott, den er mir da allemal so ernst zurief, den konnte ich besser begreifen, und ich an seiner Stelle hätte es für ein Verbrechen gehalten, einen Jungen, der so vertieft seinen Worten lauschte, vor allen übrigen lächerlich zu machen, und zwar bei der Lehre von der Erkenntnis Jesu Christi.

So saß ich denn auch einmal da, aber nicht so selbstverloren, denn es war noch zu Anfang der Stunde. Ich saß auf der zweiten Bank Zweiter, da rief der Pastor dem dritten Jungen auf der ersten Bank zu: „Heine, was machst du denn da, wirf das einmal weg.“ Der mußte da was in den Fingern gehabt haben, etwa sein Messer oder sonst etwas, denn er warf nichts weg, steckte aber gleich etwas in die Tasche. Wegen dergleichen sagte der Pastor den andern Jungen öfters was, aber nie zu mir, denn ich hielt mich mit dergleichen nicht auf. Da wandte

sich Heine nach mir um, und sah mich an; und wie ich ihn auch ansehe, da sah er mir ganz starr und verschmitzt in meine Augen rein; einen Augenblick bannte mich dieser Blick, und was ich da getan habe, das weiß ich heute noch ganz genau: ich habe gutmütig, aber fast unmerklich eine Miene verzogen und dabei leise und fast unmerklich mit dem Kopfe genickt; und wenn ich hätte sprechen dürfen, da hätte ich gesagt: Siehst du, so geht's, wenn man spielt beim Unterricht. Aber der Herr Pastor hatte meine Miene beobachtet, und rief mir zu: „Wenn dir das noch lächerlich ist, dann werfe ich dich die Treppe hinunter! Lümmel!" es war noch länger, aber bloß an diese Worte erinnere ich mich noch genau. Aber, ihr lieben Leute, das zu lesen, das will nicht viel sagen, aber, wie er das ausrief mit Löwenstimme und himmlischem Zorn, das hättet ihr einmal hören müssen. Bei jedem Worte steigerte sich die Gewalt seiner Stimme bis zum letzten, wo er anhielt, um mit der größten feierlichen Gewalt, deren er fähig war, mir noch das Wort Lümmel zuzurufen, und ich wußte dazu noch gar nicht, was ein Lümmel war. Ich war zwar durch meinen Vater schon in fast alle gangbaren Schimpfnamen eingeweiht worden, Gott mag wissen, wo er sie alle her hatte, aber dieses Wort mußte mein Vater vergessen haben, das habe ich erst vom Pastor gelernt. Damals bin ich ein paar Tage lang in der größten Angst gewesen, denn das ganze Schulzimmer hatte gedröhnt, und der Kantor, der drunter wohnte, hatte ohne allen Zweifel den ganzen Skandal gehört. Zwar vor dem Kantor seinen Schlägen war ich nicht sehr bange, aber ich war bange, daß er es meinem Vater erzählte, und dann konnte ich nur so ungefähr meinem Ende entgegen sehen. Aber am andern Morgen, als ich in die Schule kam, nach dem Morgenlied, kam der Kantor nach mir hin, und da ich grade der dritte auf der Bank saß, lehnte er sich mit einer Hand auf den Tisch, und mit der andern faßte er, nach seiner Weise, auf meinem Kopfe ein Bündel Haare, und während er mich solcherart ein paarmal sanft hin und her zog, sagte er dabei, aber mehr zu sich, als zu mir: „Was war denn das gestern wieder einmal!" Dabei ließ er mich aber schon wieder los und ging wieder seiner Wege, aber mein Vater hat nichts davon erfahren. — —

Als wir zum ersten Male die Konfirmandenstunde besuchten, da machte der Pastor bekannt, daß er ganz schöne Bücher hätte, Jugendschriften, und wer gern lesen wollte, dem wollte er gern welche leihen, umsonst, und dann könnten wir Mittwoch und Sonnabend nachmittag kommen und umtauschen. Das war was für mich, das hörte ich gerne; also holte ich mir alsbald auch eins. Sonderbarerweise hat mich mein Vater da wenig gestört beim Lesen, und nach dem Abendessen, da hatte ich ohnehin Zeit dazu, da las ich das auch manchmal meiner Mutter und meinen Geschwistern vor. Ich las das gern, aber es waren doch meist nur kleine dünne Bücher; die meisten behielt ich eine Woche, doch hatte ich auch schon zweimal in einer Woche umgetauscht. So mag ich wohl ein Stücker acht bis zehn Bücher gelesen haben, und als ich mal wieder eins abgebe, da tritt der Pastor vor mich hin, und sieht mich

scharf an, und sagt: „Du, höre einmal, ich glaube gar nicht, daß du die Bücher lesen tust!“ Himmel, was war ich verlegen; ich hatte ja manches Buch dreimal gelesen; schüchtern sagte ich: „O, ja.“ „Na, ich glaube das gar nicht,“ erwiderte er, während er in dem Buche blätterte. Wenn der gute Mann mich doch nun bloß gefragt hätte, was in dem Buche drin stand; das hätte ich ihm in der Hauptsache ja alles haarklein erzählt. Freilich kann ich nicht sagen, ob er selbst gewußt hat, was in jedem Buche drin stand. Darauf gab er mir zwar ein anderes, das warf ich aber zu Hause hin, und sah gar nicht rein, aber nachher hab ich's doch gelesen. Aber dann ließ ich's liegen, ich mochte keins wieder haben; bis nach etwa vier Wochen schickte mich mein Vater nach dem Pastor, etwas zu holen mit der Schubkarre, da nahm ich das Buch mit, vergaß aber mit gutem Vorbedacht, mir eins wieder auszubitten, und war herzlich froh, daß ich davon ab war. Und als er mir danach zu allem andern auch noch den Lümmel-Skandal machte, da hatte ich den ganzen Pastor herzlich satt. Ich achtete nicht mehr auf seinen Unterricht, sondern bloß noch darauf, daß er mir weiter kein Elend machen konnte.

* * *

So kam Ostern heran, wo ich aus der Schule kommen sollte, je näher die Schulprüfung kam, da machte ich mir bange Gedanken, wie das wohl gehen möchte, denn der Kantor traf gar keine Vorbereitung dazu. Das war ich anders gewöhnt. In Rothenburg, sechs Wochen vor der Prüfung, da bereitete uns der Kantor darauf vor. Der Hauptstoff dazu war alle Jahr anders, aber immer religiös. Dann hörte das viele Versetzen vorläufig auf. Dann fing er beim obersten Jungen an zu lehren: Die Zeit, in welcher wir jetzt leben, die heißt die Fasten- oder Passionszeit; also die Zeit, in welcher wir jetzt leben, wie wird die genannt? Dann sagte der Junge die Antwort: Die Fasten- oder Passionszeit. Dann sagte der Kantor noch einmal: Ja, die Zeit, in der wir jetzt leben, die wird die Fasten- oder Passionszeit genannt. Dann lehrte er den zweiten Jungen die Antwort auf die Frage: Warum wird diese Zeit die Fasten- oder Passionszeit genannt? und so ging das weiter, mit den Jungens, und mit den Lehren, und diesen Unterricht wiederholte der Kantor jede Woche ein- oder zweimal bis zur Prüfung. Da ging denn aber auch alles glatt, manchmal auffallend glatt. Denn keiner brauchte da nachzudenken, sondern jeder wußte seine Antwort auswendig, und da waren welche zwischen, welche sonst nie zu antworten wußten, die es aber jetzt gar nicht erwarten konnten, und ehe der Kantor noch seine Frage beendet hatte, da gaben sie schon die Antwort, als ob das gar nichts wäre. Aber der Kantor in Eisleben tat, als ob gar keine Schulprüfung wäre. Deshalb fragte ich einen Jungen, ob denn hier gar keine Prüfung wäre; da sagte er: O, ja, wart's nur ab, in vierzehn Tagen. Aber der Kantor sagte nichts davon, bis auf den letzten Tag, da sagte er: „Und morgen

ist Prüfung, da erwarte ich, daß ihr euch keine Schande macht, und daß sich jeder ordentlich zusammen nimmt; ich hoffe, daß jeder propper erscheint, und daß ich morgen nicht einen in ungeputzten Stiefeln sehe;" bei den letzten Worten hatte er drohend den Stock erhoben. Das war die ganze Vorbereitung. Also war am nächsten Vormittag Prüfung, und nachmittags hielt der Kantor die Kritik ab. Alles, was er sagte, weiß ich nicht mehr, aber einiges weiß ich noch, er sagte: „Im großen und ganzen hat's gut gegangen und im ganzen und großen bin ich auch damit zufrieden. Ich weiß es wohl, wie es in manchen Schulen üblich ist: da werden die Jungens eigens auf das Examen vorbereitet. Das tue ich nicht, das verschmähe ich. Aus solchen abgerichteten Jungens beim Examen, da mache ich mir nichts draus, die will ich gar nicht haben. Ich frage euch weiter nichts ab, als was ihr hier jedes Jahr zweimal zu hören bekommt, und wenn ihr dann die Antwort schuldig bleibt, so kommt das daher, daß ihr nicht aufgepaßt habt; da mögt ihr euch schämen, ich nicht. Das ist eure Schande. Dann sagt mir aber, was ihr eigentlich wollt, weshalb ihr hierherkommt. Ich verlange von keinem Sperling, mir ein Stück vorzupfeifen, aber ich kenne euch alle nach euern Fähigkeiten, da weiß ich auch, was ich von jedem verlangen kann." Nachdem der Kantor solcherart im allgemeinen gesprochen hatte, nahm er sich noch diejenigen einzeln vor, an denen er etwas auszusetzen hatte, und zu meinem Schrecken gehörte ich auch dazu. „Und du auch," wandte er sich an mich, „du bist sonst immer so aufmerksam, und heute saßest du da, grade als ob du nicht dazu gehörtest, und grade heut!" Ich war wie aus den Wolken gefallen, und wußte mir nicht zu raten, es war mir ungeheuer leid, daß sich der Kantor über mich geärgert hatte. Ich hatte mir sicherlich mehr Sorge um die Prüfung gemacht, wie der Kantor, und war ziemlich davon überzeugt, daß die ganze Klasse umkippen würde, und nun sollte ich nicht aufmerksam dagesessen haben. Da weiß ich's nicht; vielleicht war schuld daran, daß der Kantor gesagt hatte: es sollte sich morgen jeder ordentlich zusammennehmen; vielleicht kam's von den mir fremden Herren her, die der Prüfung beiwohnten, denn da war ich furchtsam und schüchtern. Da ist mir noch ein Mal eingefallen, nämlich wie ich in Rothenburg bin zuerst in die Schule gegangen, noch mit dem Abc-Buche, etwa vier Wochen lang, da sprach der Lehrer einmal vor bei meinen Eltern; ich war auch im Zimmer, und im Laufe des Gesprächs wandte sich der Lehrer auch an mich; da fragte mein Vater, wie ich mich machte, ob ich artig wäre, und ob ich fleißig wäre, und ob ich gut lernte: zu dem allen sagte der Lehrer entschieden: ja. Aber da wandte er sich von mir ab, und trat dicht vor meinen Vater hin und sagte: „Wenn ich's aber ganz offen sagen soll, da gefällt mir der Junge nicht recht: er ist so stille, er ist zu still, er ist nicht lebhaft genug, er müßte lebhafter sein." Da sagte mein Vater nachher: „Na, es ist ein lauer Hund, es wird schon noch kommen," da lachte der Lehrer und sagte auch so: „Ja, es wird schon noch kommen." Danach ging der Lehrer wieder weg, aber ich hatte alles

gehört, und es war mir recht leid, daß ich dem Lehrer nicht gut gefiel. Da hatte ich nun meine Fehler früh genug gehört, aber was sollte ich wohl anfangen? Wenn ich zu Hause ein Wort sagte oder fragte, da bekam ich wegen meiner Dummheit oder Neugierigkeit sogleich ohne weiteres Backpfeifen; rückte ich einen Stuhl von seinem Platze, oder stellte ich mir die Fußbank ans Fenster, um rauszusehen, da kriegte ich welche mit dem Stocke, und mußte alles wieder schön hinstellen, wie es gewesen war. Entweder wußte der Lehrer das alles so nicht, oder er wollte mich aufs Glatteis führen, damit ich mir noch mehr Schläge zuzog.

* * *

Wenn wir Kopfrechnen hatten, und der Kantor gab uns Exempel, die waren entschieden immer zu lang. Es handelte sich dabei hauptsächlich immer nur um zwei bis drei Jungens, die bei der Ausrechnung in Betracht kamen, die fähig waren, so ein langes Exempel im Kopf zu behalten, und die schwiegen oft auch stille, nicht, daß es zu schwer gewesen wäre, zum Ausrechnen, aber es war zu lang, und bis der Kantor das letzte zur Welt brachte, da war man schon drin verkommen, es war zu lang. Da kam der Pastor einmal dazu. Da hörte er mit an, wie uns der Kantor ein Exempel aufgab; da sagte der Pastor: „Herr Kantor, ich glaube gar nicht, daß die Jungens das behalten können." Der Kantor sah erst ganz verdutzt aus, als wenn er ganz was Neues gehört hätte, aber dann machte er eine unwillige Bewegung und sagte, recht gedehnt: „Jawohl, das können sie!" Da sagte der Pastor recht freundlich und mit Lächeln: „Herr Kantor, ich glaube das nicht, das ist zu lang!" Alle Jungens spannten nach dem Kantor hin; so war's recht, so mußte er's haben! Der aber war recht rot geworden, und machte ein Gesicht, als ob er lachen wollte und nicht könnte; er warf den Kopf weit zurück, und wand den Oberkörper hin und her, als wenn ihm zwischen den Schultern etwas beißen täte, dann stand er auf einem Beine, und zog langsam das eine Knie so hoch wie er konnte, dann ließ er plötzlich den Fuß niederfallen und bückte sich weit vorne über und sagte ganz bestimmt: „Ich weiß es, das können sie." Da staunten wir Jungens, und der Pastor stand wieder so natürlich ernst da, wie sonst, und schüttelte ein wenig den Kopf, und ging bald darauf weg, und keiner hatte dem andern ein Wort geglaubt. Aber der Kantor hatte gewonnen, und das mit Recht; warum war der Pastor nicht so gescheit, daß er sich das Exempel von den Jungens wiederholen ließ. Also blieb der Kantor bei seinen langen Exempeln, und sein Wilhelm, oder sein Adolf, die taten ihm auch ferner noch den Gefallen, manchmal eins zu raten, aber weiter keiner; ich hörte da gar nicht mehr drauf, sondern dachte an was anderes.

* Karl Fischer, Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines Arbeiters.

Der harte Winter des Kriegsjahres war angebrochen, und als die Semper eines Morgens zum Fenster hinaussahen, da war ihr kümmerliches Häuschen fast im Schnee vergraben. Der Brotmann stampfte keuchend in hohen Schaftstiefeln daher und klagte, daß ihm immer die Nasenlöcher zufrören, und dem Milchmann gefror die Milch in den Eimern.

„Heute wollen wir die Kinder zu Hause lassen," sagte Ludwig Semper. Da riß Asmus erschrocken die Augen auf und rief, er müsse zur Schule, und als man ihn nicht ziehen lassen wollte, erhob er ein solch schmerzliches Jammern, Weinen und Bitten, daß man ihn endlich gewähren ließ. Durch die tief verschneite Winterwelt seines Dorfes trieb ihn ein sehnsüchtiges Verlangen nach dem sonnigen Lande Abrahams, der vor der Tür seiner Hütte saß, da der Tag am heißesten war, und den Herrn und seine Engel bewirtete. Aber Asmus besaß zu dieser Zeit gerade keine Stiefel und keine Handschuhe; die Schiefertafel entfiel seinen erstarrten Fingern, und der Schnee kroch ihm zwischen Holzpantoffel und Strumpf und benutzte die Wärme seines Fußes zum Schmelzen. Er war froh, als er die Schule erreicht hatte, und seine Augen weinten, ohne daß er's wollte. Der Lehrer hieß ihn seine Füße vom Schnee befreien, setzte ihn dann ganz dicht an den großen Ofen und empfahl ihm, die Füße auf die Bank zu ziehen und sich darauf zu setzen. Und an diesem Tage war es in der Schule ganz wundersam. Es waren nur elf oder zwölf Kinder gekommen, die andern fünfzig oder sechzig hatte das Wetter geschreckt. Eigentlich sollte gelesen oder geschrieben werden; aber dazu war es viel zu dunkel, im Zimmer war's wie allererstes Morgengrauen. Und der Lehrer setzte sich mit den Zwölfen rund um den Ofen, stocherte die Glut empor, daß der rote Schein auf den Gesichtern spielte und begann zu erzählen. Und sieh, vor dem Ofen in der winterdunklen Stube blühte langsam die sonnenhelle Geschichte empor von Elieser, der für seines Herrn Sohn um Rebekka warb am Brunnen der Stadt Nahors. Und es war in dieser Geschichte stilles Leben der Hirten, das beim Pferchen der Schafe lange schweigend in den Himmel blickt und beim Weiden des Viehes geruhig nach den Bergen schaut, über die von zehn zu zehn Jahren Grüße der Freunde kommen, von zwanzig zu zwanzig Jahren liebe Verwandte herabsteigen. Die Augensterne des kleinen Semper machten mit der Karawane des Elieser die weite, weite Reise nach Mesopotamien, das sah man ihnen an, und als es hieß:

> „Da kam Rebekka, Bethuels Tochter, und trug einen Krug auf ihrer Achsel. Und sie war sehr schön von Angesicht."

da wurde Asmussens Gesicht so schön, wie es nur werden konnte, und als sie auf Eliesers Bitte um einen Trunk eilends den Krug niederließ auf ihre Hand und sprach: „Trinke, Herr!" da neigte Asmus lächelnd und freundlich sein Haupt und ließ den treuen Diener Abrahams trinken, und da sie gesprochen hatte: „Ich will deine Kamele auch tränken" und mit lieblicher Geschäftigkeit zwischen Brunnen und Tränke hin und wieder lief, da wunderte er sich mit Elieser schweigend ihrer Anmut, und als der treue Knecht nun ausrief:

„Gelobt sei Gott, der mich den Weg geführt hat zu meines Herrn Bruders Hause!“

da atmete Asmus tief auf und dachte: „Ja, die mußte er nehmen!“

Er hätte nicht sagen können, warum ihm diese Geschichte so unsäglich gefiel; aber in der mild auftauenden Wärme und in der weichen Dämmerung des großen Raumes empfand er unbewußt, wie Menschheitsmorgenfrühe in dieser Erzählung ist, empfand er den gleichmäßigen Fluß eines Lebens, das auch die Vereinigung zweier Menschen betrachtet nach Hirtenweise und sie zusammengibt in schweigender Unterwerfung unter ein stummes, ewiges Naturgesetz.

Er wußte auch wohl, wo diese Geschichte sich zugetragen hatte. Am Rain, bei der tiefen Talwiese, wo es immer Sonntag gewesen war, zwischen den beiden Eisenbahndämmen, dort, wo sie nach Westen und Norden weit auseinandergingen, da hatte sie sich zugetragen. Da war das Morgenland. Dort hatte auch Abraham gewandelt; am hohen Rande der Talwiese hatte er das Opfermesser erhoben über Isaak, dort auf der weiten Fläche war Lots Weib zur Salzsäule versteint, als sie nach den Flammen am Horizont zurückblickte. Und die Schöpfung hatte am „Düstern langen Balken“ stattgefunden; dort hatte Gott über der ungeheuren Wiese geschwebt, als sie wüst und leer war, und hatte gesprochen: „Es werde Licht!“ Im Holstenloch, dort, wo es einsam wurde, hatte sich der Wolf zu Rotkäppchen gesellt, die Mutter Schneewittchens hat im „Kurzen Elend“ am Fenster gesessen und sich in den Finger gestochen, und im „Langen Jammer“ stand irgendwo in der Luft das Tor der Frau Holle, von dem der Hahn herabrief:

„Kikeriki!
Unsere goldene Jungfrau ist wieder hie!“

So gab er jeder Geschichte ihren Ort; aber die Geschichten, die in einem besonderen Lichte glänzten, die verlegte er alle in die Gegend der Talwiese zwischen den Eisenbahndämmen. Dort wurde auch das Christkind geboren.

* Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland.

* * *

Der Ordinarius der Sexta war zu meiner Zeit ein junger Westfale, Heinrich Bone, dessen ich mit besonderer Dankbarkeit gedenken muß. Er hat sich später auch in weiteren Kreisen als Lehrer einen nicht unbedeutenden Namen gemacht. Er gab uns neben dem lateinischen auch den deutschen Unterricht, und wenn ich in meinem späteren Leben den Grundsatz festgehalten habe, daß Klarheit, Anschaulichkeit und Direktheit des Ausdrucks die Haupterfordernisse eines guten Stiles sind, so habe ich das in großem Maße den Lehren zu verdanken, die ich von Bone empfing. Statt uns fortwährend mit trockenen, grammatischen Regeln zu quälen, ließ er uns sogleich kleine deutsche Aufsätze anfertigen, nicht etwa über solche Gegenstände, wie die Schönheit der Freundschaft, oder den Nutzen des Eisens, sondern zuerst kurze Beschreibungen ge-

sehener Dinge, eines Hauses, einer Baumgruppe, eines Stadttores, eines Bildes und dergleichen mehr. Diese Beschreibungen hatten wir anfänglich in den allereinfachsten Satzformen zu halten, ohne irgendwelche Verwicklung oder Verzierung. Der wichtigste Grundsatz aber, den er uns mit besonderem Nachdruck einschärfte, war dieser: Jedes Hauptwort, jedes Eigenschaftswort, jedes Zeitwort mußte eine mit den Sinnen wahrgenommene Sache, Eigenschaft ausdrücken. Alles Verschwommene, Abstrakte, nicht sinnlich Wahrgenommene war fürs erste streng ausgeschlossen. So wurden wir denn gewöhnt, uns zuerst unserer sinnlichen Wahrnehmungen und Eindrücke klar zu versichern, und dann dieselben in klarster, bestimmtester und einfachster Weise zum Ausdruck zu bringen in Worten, die eben das Wahrgenommene darstellten und nichts anderes.

Einen Aufsatz, den ich in der Sexta geschrieben, will ich hier mitteilen, wie ich ihn in der dreiundfünfzigsten Auflage des Lesebuches, die ich mir aus Deutschland habe kommen lassen, vor mir sehe. Es ist eine Jagdszene:

„Berge und Felder waren mit glänzendem Schnee bedeckt. Der Himmel trug das rosige Kleid der Morgenröte. Da sah ich drei Jäger, welche unter einer hohen Eiche standen. Die größeren Äste des Baumes trugen eine schwere Last Schnee, die kleineren waren mit Reif behangen. Die Kleider der Jäger hatten eine hellgrüne Farbe und waren mit blanken Knöpfen besetzt. Zu ihren Füßen lag ein großer Hirsch, dessen rotes Blut den weißen Schnee färbte. Drei dunkelbraune Hunde saßen um den toten Körper und ließen die roten Zungen lechzend heraushängen."

* Karl Schurz, Lebenserinnerungen.

Die Kindheit hat ihre wunderlichen Skrupel nicht minder als das reife Alter, und Gott allein weiß, ob die letzteren allemal die wichtigeren sind. Den ersten stilistischen Anstoß nahm mein Verstand an einer Stelle des ersten Gedichts, das ich in der Hospitalschule zu Königsberg ordentlich herdeklamieren mußte. Es hieß:

Auf seinem Sofa hingestreckt,
Gehüllt in warme Kissen,
Lag Argon, jener reiche Mann,
Der Ruhe zu genießen;
Ach lange Weile drückte ihn
Mit allen ihren Plagen,
Und jede Menschenfreude schien
Ihm Lebewohl zu sagen.
O, rief er dann verzweifelt aus,
Warum verfolget sie nur mich?
Sind nicht die ärmsten Leute
Gesund und glücklicher als ich?!
Warum?? — Arbeite, guter Freund,
Denn Arbeit stärkt die Kräfte,
Bei Faulheit nur und Müßiggang
Fühlt man sich ungesund und krank!

Hier konnte ich den Passus „Warum verfolget sie nur mich?“ in keinem Wege begreifen; wer war diese rätselhafte „sie“? Auf die Langeweile fiel ich durchaus nicht. Denn es war eine naive Stillizenz des Dichters, von der ich keine Vorstellung haben konnte. Daß mir das Rätsel erklärt werden könne, daran dachte ich nicht, und dann war mir's auch unheimlich, so ein kleines Geheimnis aufgeklärt und mich meines Tiefsinns und Nachdenkens beraubt zu sehen auf eine Weise, durch die eben nur meine Dummheit an den Tag kommen konnte. Materielle und profane Dinge fragte ich genug; was aber einmal meine Phantasie und Seele in Bewegung gebracht hatte, das mochte ich nicht in schulgerechter und profaner Weise zur Sprache und Erklärung gebracht haben. So bekam ich in sehr zartem Alter den Wandsbecker Boten in die Hände und las mit Tränen in den Augen den Schmerzensruf, welchen der brave Claudius seinem ebenso braven Vater ins Grab nachschickte: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!“ Was ich aber mit dem „mehr“ machen sollte, begriff ich nimmermehr! Späterhin hörte ich in der Deklamationsstunde Schillers Ritter Toggenburg nie anders von meinen Kameraden beginnen als so: „Rittertreue Schwesterliebe“, statt „Ritter, (Komma) treue Schwesterliebe widmet euch dies Herz“ usw.

Da die Jungen, wie gesagt, Rittertreue in ein Wort zusammenzogen, so nahm ich dafür, daß der Ritter sprach, und mußte somit ganz tiefsinnig und unglücklich werden, wie ein Ritter in demselben Atem von seiner Rittertreue und Schwesterliebe reden darf. Doch blieb es eben beim Verwundern, weil das ein inwendiges Leben und Sinnen abgab. Das Jean Paul zugeschriebene, zu seiner Zeit überall mit hehrer Seelenstimmung gesungene Lied: „Namen nennen dich nicht“, hörte ich immer nur: „Namen nenne dich nicht“, sonach zerbrach ich mir den Kopf, wie ein Name sich selbst nennen könne, und wenn er dessen einmal kapabel wäre, warum er es denn wieder nicht solle! In dem allerersten Gebete, das mir von meiner ältesten Schwester, die vom Vater „der Magister“ genannt war, beigebracht wurde, kam die Stelle vor: „Zum Lichte durchgedrungen.“ Das war so ein Passus und eine Akquisition für meine Phantasie. Ich sah immer eine lichte Wolke, und eine Sonne tat sich auf Augenblicke hinter dem Wolkenvorhang auf. Ein fliegender nackter Posaunenengel stürmte als hastiger Dränger mit Kopf und Hand durch den Wolkendunst hinterdrein; wenn aber der lichte Moment erschien, so war er nicht mit dabei, sondern vor lauter Lichtglanz gar nichts zu sehen. Das Bild und die Worte ergötzten meine Seele, aber sie verstand davon nichts und war gleichwohl glückselig im Unverstand. — —

Es war im Frühjahr 1808, als ich im Anschluß und unter der Pflege einer meinen Eltern sehr befreundeten Familie, die nach Königsberg übersiedelte, in diese gute Stadt einzog. Wir hatten mit Sack und Pack nach altem und langsamem Reisebrauch an die neun Tage unterwegs zugebracht, und zwar jeden Tag von fünf Uhr morgens bis zu Sonnenuntergang, denn ein Königsberger Frachtfuhrmann war unser

Spediteur und Kondukteur. Seine Passagiere, wiewohl er freundlich und gut mit ihnen verkehrte, waren ihm in bezug auf sein Fuhrwerk doch nicht viel mehr als ebenso viele Frachtstücke, seine gewaltigen Pferde ihm aber lieber als seine eigene Leibesbequemlichkeit und als die ganze Welt. Darum galt aber auch ein jegliches von den Tieren für ein Prachtexemplar. Das Stangenpferd war ein kolossaler Hengst, den sein Herr von einem Thüringer Fuhrmann für hundert Dukaten erhandelt hatte, ein Goldfuchs, der auch wie Gold glänzte und einen Maulkorb trug, weil er um sich biß wie ein böser Hund; daß er dazu auch ausschlug, verstand sich von selbst, und wiewohl das viel Unheil anrichtete, so kitzelte es doch den Stolz des alten Fuhrmanns, so ein Roß zu besitzen. Er war darum auch der Liebling seines Herrn, und dieser fütterte den schlimmen Fuchs bei jeder Mahlzeit mit einer Schnitte Brot aus der Hand, indem er gelegentlich versicherte: „Seine drei Jungen zusammengenommen hätten ihm noch nicht soviel Freude gemacht wie der Thüringer Hengst auf dieser ersten Tour, und ein mächtigeres Stangenpferd für einen Fuhrmann gäbe es nicht auf der ganzen Welt." Die anderen Pferde waren übrigens nicht viel kleiner und alle kastendick, weil sie nie aus dem Schritt kamen und keinen Augenblick aus der nie ermüdenden Obhut ihres Herrn. Als ich daher später im lateinischen Gedike zuerst das Sprichwort lernte: „Des Herrn Auge macht die Pferde fett", so war ich der einzige Junge in ganz Sexta, der den tiefen Sinn dieser kuriösen Kombination von Augen und Pferdefleisch begriff. Ein anderes Sprichwort von ähnlich kühnem Witz verstand ich so glücklich nicht. Ein Kesselflicker sagte nämlich zu unserer Dienstmagd, als er den geflickten Kessel wieder zurückstellte: „Nu, mein liebes Kind, hab' ich das meinige getan, tu' sie das ihrige, nehme sie ein Viertelpfund Menschenknochen, das putzt blanker wie ein Zentner Ziegelmehl." Das Frauenzimmer sah den Ratgeber verdutzt an, und ich hab' jahrelang gegrübelt, warum denn ein Menschenknochen besser blank machen soll als Ziegel oder Sand? Ein älterer Junge, der für erschrecklich klug galt, belehrte mich, das müßten gebrannte Menschenknochen sein, nämlich zur Politur, und ich meine, der Junge hat in seiner Dummheit eine tiefsinnige Wahrheit gesagt. Verbrannte, pulverisierte, mürbe Menschenknochen und Kulturpolituren stehen in tiefer Beziehung, in innigster Reziprozität, und wo die Politur nicht die feinste ist, da sind die Knochen gewiß desto fester. Kultur und Politur brennen auf die Knochen, und gebrannter Knochen erzeugt Politur! Bogumil Goltz, Buch der Kindheit.

Da ich im übrigen ganz von der Lehre und Leitung des Vaters beherrscht war, wurde seine Sinnesweise durchaus die meinige. Er war in allem, was für die letzte Richtung des Geistes entscheidend ist, mein alleiniger Lehrer. In der Schule, im häuslichen Unterricht, in täglicher An- und Aussprache formte sich mein Geist nach dem seinigen. Auf kürzeren oder längeren Spaziergängen war ich sein Begleiter, und er

unermüdlich, mich nach seinem pädagogischen Ideal zu bilden. Ganz im Sinne der Aufklärungspädagogik hat er mich in die Werkstätten der Handwerker geführt und hätte mich am liebsten, wenn nur die Zeit gereicht hätte und ich anstelliger gewesen wäre, nebenher bei einem Tischler, einem Buchbinder, einem Töpfer in die Lehre gegeben. Wie eine Mühle das Korn mahlt, wie es in einer Schmiede und einer Walke aussieht, und wie in den Tuchwebereien und Fabriken die Maschinen arbeiten, hätte ich lernen müssen, wenn ich zu sehen und aufzumerken verstanden hätte. Daran indes fehlte es mir gänzlich. Ich hätte leicht gewahren und merken müssen, wie der Weinstock beschnitten, an Pfähle gebunden und nach der Lese gedeckt wird, um ihn vor Frost zu schützen; jeder Weinberg zeigte die viereckigen Gruben, in deren Ecken die Reben gezogen werden, um durch die Senker neue Stöcke zu gewinnen, wie der Boden gehäufelt wurde, um den Sonnenstrahlen mehr Wirkung zu verleihen. Jeder meiner Kameraden war von Kindheit auf genau mit den einzelnen Verrichtungen vertraut, und dem Vater selbst hätte ich die Kunst ablernen können, wie und wo man die geilen Reben verschneiden und das tragende Holz stehen lassen muß. Als jedoch die ganze Klasse das Aufsatzthema erhielt, die Behandlung des Weinstockes und die einzelnen Vornahmen dabei zu beschreiben, da fand ich mich den Unwissendsten von allen; in peinlicher Verlegenheit, statt das nötigste zu erfragen, stöberte ich alten Aufsätzen nach, die vor längerer Zeit im Grünberger Wochenblatt über eine neue Methode des Ziehens und Verschneidens des Weines gestanden hatten, fand mich dadurch nicht im mindesten gefördert, sondern nur mehr verwirrt und haſtete endlich ein ganz unzureichendes Aufsätzchen zurecht.

* Rudolf Haym, Aus meinem Leben.

Eines Tages trat plötzlich der Herr Hofprediger in die Warteschule, der als Volksredner und Parteiführer bekannt war, auch bekannt als eifriger Förderer der Kinderpflege; er tat viel für ihre praktische Ausbreitung in Berlin. Öfter kam er herüber, um zuzusehen, wie die Sache gehandhabt wurde. Wie der heilige St. Niklas selber sah er aus in dem beschneiten Pelz, den er zurückwarf, um mit leuchtendem Gesicht vor die Kleinen hinzutreten. Er beschaute das Schnorrsche Weihnachtsbild auf der Staffelei. „Also bei Bethlehem seid ihr? Haben die Engel schon gesungen und die große Freude kundgetan?" Hanneken nickte. „Nun, da könnt ihr mir gleich mitteilen, welches die allerschönste und allergrößte Weihnachtsgabe ist." Er schaute umher. „Das Beste muß es sein, das Aller-Allerbeste." Die Frage war zu allgemein gehalten; die Kleinen zählten auf, was ihnen als das Schönste und Beste bekannt war, vom Wiegepferd und der Schlafpuppe bis zum Hampelmann und dem „neuen Brüderchen", das Lenchen erwartete; sie vergaßen nichts.

Aber der Herr Hofprediger verneinte und betonte immer wieder, er wisse etwas, das noch viel schöner sei, er wisse das Allerschönste, er wisse es ganz genau. Da stand ein winziges Jüngferchen auf, Lita, die

kaum vier Jahre zählte, erbost ging sie gegen den Herrn Hofprediger vor und rief energisch: „Du weeßt gar nischt, du!“ Und dann kroch sie hinter Hannekens Schürze. Johanna Wolff, Hanneken.

Ein Mädchen war da aus Berlin, zwölf Jahre alt, wohl erfahren im Diebstahl. Den eignen Eltern hatte es Kisten und Kasten erbrochen und die Taschen geleert.

Und eine andre war da, neunjährig, beinahe noch geschickter im Nehmen. Sie holte Hanneken das Portemonnaie heraus, ohne daß diese es gewahr wurde. Ein andermal machte sich das Mädchen an die Kasse und entwandte zwanzig Mark. Als der Raub bemerkt wurde, ließ die Diebin das Goldstück blitzschnell in die Tasche der Nachbarin gleiten, diese aber fühlte die Hand und hielt sie aufschreiend fest . . .

Auch sogenannte „Lauffinder“ waren da, die ihren eigenen Eltern auf- und davongegangen, um sich wochen- oder monatelang auf der Landstraße umherzutreiben. Wenn Hanneken sie bestrafte, liefen sie davon; gingen sie straflos aus, so lachten sie über die Güte, die ihnen Dummheit schien.

Und Hanneken zerquälte sich, diesen Kindern beizukommen und fand sie zugänglich für hübsche Sachen, für Spiel- und Beschäftigungsmittel: ein Band, ein weißes Krägelchen erfreute sie, mit einer bunt besetzten Schürze, einer kleinen Krause am Kleide gewann man ihr Herz. So stieß die junge Hausmutter das altgewohnte Herkommen um, die Zöglinge recht mager und anstaltgemäß zu kleiden, und wandte Tag und Nacht Mühe und Fleiß daran, sie nett und häuslich anzuziehen.

Und sicher war's, der kleine Kochherd, der wirklich geheizt werden konnte, die Puppen, die zum An- und Ausziehen gemacht waren, sie verhüteten mehr ungute Vorkommnisse, als frommer Zuspruch vermocht hätte. Hanneken wurde von mancher Seite getadelt, daß die Kinder des Rettungshauses besser gekleidet gingen als die Kinder der Leute, die ihre Scherflein hergaben; die Angegriffene aber bewies dem Herrn Landrat, es seien dabei keine Kosten und Ausgaben, nur die Arbeit und Mühe, die ihr selber zufiele. Da ließ man sie in Frieden.

Und es galt die Hände zu rühren von früh bis spät. Im neuen Haus, das man bezog, wurde gestrichen, geklebt, gezimmert, daß die nackten und öden Räume nicht wieder zu erkennen waren. Gütige Menschen spendeten dies und das; die kahlen Fenster erhielten hübsche Vorhänge, die Wände freundliche Bilder, Blumen blühten rings um Mauern und Gezäun. Auch Obstbäume wurden gepflanzt und Beerensträucher, Lauben wurden angelegt und Bänke zusammengetischlert.

Und so viel es anging, wurde immer das Nützliche mit dem Hübschen verbunden, denn das Hübsche, der kleine Überfluß, der hatte eine ausgesprochene Macht über diese Kinder. Hanneken hatte es ja an sich selbst erfahren. Darin lag das Geheimnis pädagogischen Erfolges, den man ihrer Arbeit nachrühmte.

Die Kinder schafften wie die Großen mit Ausdauer und Geschicklich-

keit; mit festen Armen schoben sie die Karren. Man sah es ihnen an, sie waren stolz, zur Aufbesserung ihres Heims beitragen zu können. Und Hanneken meinte, man müsse der Jugend überhaupt einen größeren Anteil einräumen an allem Leben und praktischem Schaffen; von vornherein müsse man die Kinder zusehen und erkennen lassen, wie sich aus kleinen Diensten Behagliches zusammensetzt und wie man dazu kommt, die größeren Dinge zu meistern.

Sorgfalt, geübt am Einfachen, genaues, ruhiges, festes Zusehen bei jeglicher Hantierung, davon hing ein großer erziehlicher Erfolg ab.

Ob die Väter und Mütter der Menschen überhaupt stärker sein sollten und nicht allzu zärtlich mit ihrem Fleisch und Blut? Galt es hier nicht klug und fest Raum zu schaffen dem Leben, das sich rühren wollte? War nicht Weichlichkeit Sünde wider den großen heiligen Geist aller Menschenzukunft? Wenn irgendwo, so war noch aus der ungenutzten Jugend der Kinder Kraft herauszuholen. In Zukunft würde vielleicht das Volk das überwindende sein, das gelernt hatte, seine Nachwachsenden am frühesten auf sich selbst zu stellen.

Johanna Wolff, Hanneken.

Schularbeiten

Man muß eine Sache wissen, die man lehren will, man muß sie ganz wissen, dann lehrt und faßt sie sich ganz von selbst. Licht ist Licht. Wem Licht aufgegangen ist, der leuchtet auch, ohne daß er's weiß und will. Wem es fehlt, trüge er auch zehn kleine Hornlaternchen, damit kein Unglück geschehe, mit sich umher, was können seine Lehrlinge tun? Sie zeigen auch die kleinen Hornlaternchen ohne ein Stümpfchen Wachs- und Talglichtes.

Herder.

Man saß in dem großen Kinderzimmer im zweiten Stockwerk zusammen und erledigte seine Schularbeiten. Es gab da lange Rechenaufgaben zu lösen, die, nachdem man beide Seiten der Schiefertafel mit Additionen, Subtraktionen, Multiplikationen und Divisionen bedeckt hatte, am Ende und als Resultat ganz einfach Null ergeben mußten . . . wo nicht, so steckte irgendwo ein Fehler, der gesucht, gesucht werden mußte, bis man das kleine bösartige Tier gefunden hatte und vertilgen konnte: und hoffentlich steckte er nicht so hoch, weil sonst beinahe das Ganze noch einmal geschrieben werden mußte. Ferner galt es, sich mit deutscher Grammatik zu beschäftigen, die Kunst der Komparation zu lernen und

ganz reinlich und gradlinig Betrachtungen untereinander zu schreiben, wie zum Beispiel: „Horn ist durchsichtig, Glas ist durchsichtiger, Luft ist am durchsichtigsten!" Worauf man sein Diktatheft zur Hand nahm, um Sätze zu studieren, wie dieser: „Unsere Hedwig ist zwar sehr willig, aber den Kehricht auf dem Estrich fegt sie niemals ordentlich zusammen!" Bei dieser Übung voller Versuchungen und Fußangeln hatte die Absicht bestanden, daß man Hedwig, willig und fegt mit einem ch, Estrich mit g und Kehricht womöglich auch mit einem g schreiben sollte, und das hatte man denn auch gründlich besorgt, weshalb nun die Korrektur vorgenommen werden mußte. War aber alles fertig, so packte man ein und setzte sich auf das Fensterbrett, um Ida vorlesen zu hören.

* Thomas Mann, Buddenbrooks.

Ich sitze an dem runden Eßtisch, auf dessen Wachstuchdecke ich meine skizzierten Rokokomenus liegen habe, und bemühe mich zu arbeiten. Mir gegenüber hat sich Lene mit Tintenfaß, Federkasten und Schreibheften ausgebreitet.

Sie macht ihren Aufsatz: Der Frühling. Nachdem sie mit dem Federmesser ein großes Herz auf ihren Federkasten geschnitzt hat und die Buchstaben A und L hineingebohrt, fängt sie gähnend an: „Im Frühjahr werden die Tage wieder länger und die Nächte kürzer. — Kann man das sagen Suse? — Der Hirt treibt seine Herde wieder ins Freie! — Was ziehst du denn heute mittag zu Faltermeyers an? Das Weiße?! Huh!! — Bienen, Käfer und Emmerlinge erwachen aus dem Winterschlaf — hat eine von euch eine Ahnung, was Emmerlinge sind?"

„So was wie Schmetterlinge, glaube ich; es heißt aber Engerlinge —"

„Das ist mir ganz egal. Du wackelst wieder mit dem Tisch — Suse! Die Napf hat ‚Emmerlinge' gesagt! Ich schreibe Emmerlinge! Es klingt doch sehr gebildet, so was!"

„Wie du wieder klaust, Lene!"

Lene setzt ab, taucht ein und kleckst weiter. „Das geht euch gar nichts an! Es ist Rundschrift. Unsere ganze Klasse schreibt jetzt so! Und es ist gut genug für die Napf! Zieh dich doch an, Suse!"

* Lisbeth Dill, Suse.

Er (der Predigtamtskandidat) war nicht freundlich und nicht unfreundlich und sah, gleichviel ob er uns Interessantes oder Nichtinteressantes mitteilte, gleichmäßig gelangweilt drein. Im ganzen kam es seinerseits aber überhaupt nicht recht zu Mitteilungen, sondern nur zu Aufgaben, ein Verfahren, aus dem genugsam hervorging, daß er uns nicht eigentlich belehren, sondern nur beschäftigen wollte. Dazu gehörte dann vor allem, weil ihm das das Bequemste war (Exerzitien und Aufsätze hätten ja korrigiert werden müssen), das Auswendiglernen von Vers und Prosa, von Bibelkapiteln und Schillerschen Balladen.

Er erschrak dabei vor keiner Länge. Ganz im Gegenteil, so daß

ihm beispielsweise der „Kampf mit dem Drachen", weil er länger vorhielt, um vieles lieber war, als der „Handschuh", der nur fünf Minuten dauerte. Wir hatten gegen diese neue Form des Unterrichts nicht viel einzuwenden, und nur einmal kam es mir hart an. Es ereignete sich das in den Weihnachtstagen 30 auf 31, kurz vor Tisch. Ich selber war, wie gewöhnlich zu dieser Festzeit, in jenem eigentümlich gastrischen Zustande, wo sich der schon geschädigte Magen unbegreiflicherweise nach neuer Schädigung sehnt. Ein wohliger Duft von gebratener Gans zog durch das ganze Haus und gab meinen Gedanken eine dem Höheren durchaus abgewandte Richtung. Ich hatte mich, der wieder in Gedichtauswendiglernen bestehenden Ferienaufgabe gedenkend, auf den ersten Boden zurückgezogen und mir's hier in einem Kinderschlitten mit Seegraskissen leidlich bequem gemacht, dabei einen alten vielkragigen Mantel meines Vaters über die Knie gebreitet, denn es war bitterkalt, und in der Sonne blinkten links neben mir ein paar Schneestreifen, die der Wind durch die Fensterritzen hineingepustet hatte. Fröstelnd und unzufrieden mit mir und meinem Schicksal saß ich da, Schillers Gedichte vor mir, und lernte das „Eleusische Fest". Unten klimperte man auf dem Klavier. Als es endlich schwieg, hörte ich den von einem asthmatischen Husten begleiteten Schritt meines Vaters auf der Treppe, und nicht lange mehr, so stand er vor mir, übrigens zunächst weniger mit mir, als mit den Schneestreifen beschäftigt. Er schob denn auch, eh' er sich zu mir wandte, den Schnee mit der Sohlenkante weg und sagte dann erst:

„Ich begreife nicht, warum du hier sitzest."

„Ich lerne."

„Was?"

„Das eleusische Fest."

„Nun, das ist gut, aber du siehst aus, als ob du keine rechte Freude daran hättest. Ohne Freude geht es nicht, ohne Freude geht nichts in der Welt. Von wem ist es denn?"

„Von Schiller."

„Von Schiller. Nu, höre, dann bitt' ich mir aus, daß du Ernst mit der Sache machst. Schiller ist der Erste. Wie lang is es denn?"

„Siebenundzwanzig Verse."

„Hm! Aber wenn es von Schiller ist, ist es gleich, ob es lang oder kurz ist. Es muß runter."

„Ach, Papa, die Länge, das is es ja nicht. Der Kampf mit dem Drachen ist noch länger, und ich habe es in der letzten Stunde, die wir hatten, doch hergesagt."

„Nun, was ist es dann?"

„Es ist so schwer. Ich versteh' es nicht."

„Unsinn, das ist bloß Faulheit. Gewiß, es gibt Dichter, die man nicht verstehen kann, aber Schiller! Gang nach dem Eisenhammer, Bürgschaft, Kraniche des Ibykus, da kann man mit. ‚Und in Poseidons Hain, Tritt er mit frommem Schauder ein' — das kann jeder verstehn

und war immer meine Lieblingsstelle. Natürlich muß man wissen, was Poseidon ist."

„Ja, das geht, und Poseidon kenn' ich. Und die, die du da nennst, die hab' ich auch alle gelernt. Aber das Eleusische Fest, das kann ich nicht. Ich weiß nicht, was es heißt, und weiß auch nicht, was es bedeutet, und ich weiß auch nicht, gleich zu Anfang, welche Königin einzieht."

„Das ist auch nicht nötig. Du wirst doch verstehn, daß eine Königin einzieht. Welche er meint, ist am Ende gleichgültig. Es ist ein Ausdruck für etwas Hohes."

„Und in dem zweiten Verse heißt es dann: ‚Scheu in des Gebirges Klüften barg der Troglodyte sich.' Was ist ein Troglodyte?"

„Nun, das ist ein griechisches Wort und wird wohl Leute bezeichnen, die einen Kropf haben oder irgend so was. An solcher einzelnen Unklarheit kann das Ganze nicht scheitern. Also strenge dich an — —"

Er hätte mir wohl noch weitere Lehren gegeben, wenn nicht in diesem Augenblick zu Tisch gerufen wäre: „Nun komm nur. Es heißt zwar plenus venter — — —, aber du wirst schon darüber hinkommen."

Ich kam nicht darüber hin und habe das Eleusische Fest nicht auswendig gelernt, weder damals noch später. Aber so viel bin ich dem Lotsenkommandeurssohn doch schuldig, das Eleusische Fest bedeutete nur den Ausnahmefall und kann die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß ich ihm, und nur ihm allein, die Totalkenntnis der Schillerschen Balladen verdanke.

*Fontane, Kinderjahre.

Das anormale Kind



Beispiele aus der Vorklasse des Pestalozzi-Fröbelhauses

Name: Erich B . . . . . .
Geboren: 28. IV. 1908.
Stand des Vaters: Arbeiter.
Wohnung: . . . . .
Tag der Aufnahme: 7. XI. 1914 aus Schule X.
Tag der Entlassung:
Einschulung:
Allgemeine körperliche Beschaffenheit: skrofulöse Anlage, groß, gut gebaut.
Allgemeine geistige Befähigung: }
Besonderheiten im Wesen: } s. Aufzeichnungen.
Häusliche Verhältnisse: }

Als ich Erich zum ersten Male sah, machte er auf mich den Eindruck eines Wilden, der plötzlich in ein Kulturland versetzt worden ist, scheu, erstaunt, unsicher und nicht recht wissend, was er mit sich selber anfangen sollte. Er war groß und kräftig gebaut und hatte in seinen Bewegungen etwas außerordentlich Geschmeidiges. Der Reichtum und die Schönheit seiner Bewegungen waren erstaunlich, bald schlich er mit einem Raubtiergang an der Wand entlang, dann wieder schritt er frei, kraftvoll, glücklich einher. Sehr schön waren seine dunklen, ausdrucksvollen Augen, die plötzlich strahlend glücklich aufleuchten konnten, aber selten! Die Mutter brachte mir am ersten Tage das Kind, und sie war recht unglücklich über den Jungen. Er wäre unruhig und gar nicht zu beeinflussen, zu Hause könnte man ihn nicht in einem Zimmer allein lassen, er demoliere alles. — Der Frau waren von 14 Kindern 9 am Leben geblieben, aber keines hätte ihr annähernd so viel Schwierigkeiten gemacht wie dieser Junge. Ich mußte Erich ansehen und seine dunklen Augen, die nachdenklich auf mich gerichtet waren, und ich konnte mir das nicht vorstellen.

Tatsächlich lernte ich aber sehr bald die Schwierigkeiten kennen. Er benahm sich zwischen den andern Kindern wie ein kleines Raubtier zwischen einer friedlichen Herde, urplötzlich, katzenartig, unheimlich, sprang er von hinten an einem Kinde hoch, dann wieder kniff er eins in die Beine, alles die Eingebung eines Augenblicks, fast unbewußt triebhaft, nicht um einer Wirkung willen, (z. B. den Kindern weh zu tun, sie zu erschrecken), nein, nur weil er im Moment nicht anders konnte. — Wenn ich ihn hinterher zur Rede stellte, war er sehr unglücklich und lange Zeit nachher noch still und traurig. — Überhaupt war er sonst sehr scheu, still und wenig mitteilsam. Wenn er sprach, redete er mit ganz leiser Stimme und schlug immer die Augen nieder. Er ging immer seine eigenen Wege, spielte auch niemals mit den anderen Kindern und ich bekam, trotz aller Mühe, wenig Fühlung mit ihm. Ich vermutete damals auch

nicht ein starkes inneres Erleben dieses Kindes und ahnte noch nichts von seinem Schönheitsdurst, dem wunderlichen, feinen Empfinden, das uns heute fast täglich von neuem erstaunt. Als wir nach Ahlbeck fahren sollten, hatte ich etwas Angst vor der Reise mit diesem unruhigen Kinde. Aber es kam ganz anders, wie ich dachte: Erich war das einzige Kind, das bis zum Schluß nicht von seinem Fensterplatze wich und mit dem starken Interesse der ersten Minuten alles beobachtete und erlebte. Er sah alles ganz unbefangen, ohne eine Ahnung von Perspektive oder Entfernung; und seine plötzlichen Ausbrüche wirkten sehr komisch. „Kiek, das kleine Männeken, kiel mal, so klein! und mank die kleinen Bäume läuft er!" Er war sehr aufgeregt. Wie tief und stark die Natureindrücke auf dieses Kind wirken, erlebte ich aber erst, als wir zum ersten Male am Meere standen. Die anderen Kinder waren heruntergelaufen, und sie tummelten sich schon längst im Sande; nur Erich stand noch da mit großen ernsten Augen; jeder Nerv an ihm gespannt. Lange Zeit stand er so und sagte gar nichts, dann sah er fragend zu mir auf: „Wo kommt denn all das Wasser her?" und dann nach einer Pause: „aber wer schubst es denn immerzu?"

Seit diesem Tage wußte ich mehr von dem Kinde, und wenn man erst einmal einen solchen Einblick in eine Kindesseele getan hat, dann lernt man auch immer weiter sehen! — Jeder Tag brachte starke, neue Eindrücke für den Jungen. Er sah aber auch alles, was anderen Kindern entgeht, und er empfand die Schönheit von Formen und Farben. Jetzt wurde er auch mitteilsamer; er fand die ganze Welt so wunderlich: das Brausen des Windes in den Baumkronen, die große Sonne, die leuchtend rot im Meere unterging. Und immer wieder kamen die vielen Fragen: „Warum ist sie jetzt größer, wer hat sie so rot gemacht?" Und eines Morgens, als der Mond noch klar am Himmel stand, rief er selig: „Da hat einer was in den Mond reingeschrieben!" — In seinem Wesen war er noch nicht sehr gebessert. Er erlebte auch zuviel Aufregungen. Er war das einzige Kind, das nachmittags nicht einschlafen konnte. Einmal sah ich ihn, ganz über die Bettkante hängend, daliegen: da hatte er sich Tannennadeln in die Tasche gesteckt und warf sie zu Mustern auf den Fußboden. Ich untersagte ihm das, fand ihn aber nach ein paar Tagen in derselben Stellung liegen. Diesmal spuckte er Muster — sehr kunstvoll und geschickt! —

Manchmal hatte er geradezu etwas Peer Gyntartiges. Frühmorgens, wenn ich die Kinder weckte und sie mir aus ihren Betten „guten Morgen" zuriefen, da sagte Erich z. B. statt dessen: „Ich bin eine Spinne, iche!" „So?" — Schon war er aus dem Bett, er lief auf dem Boden, wirklich wie ein großes, spinnenartiges Ungetüm krauchend, bald schnell, bald langsam, mit einer unglaublichen Geschicklichkeit der einzelnen Glieder. Manchmal war er auch eine Katze oder ein Hund. Dann, an einem andern Morgen, hieß es wieder ganz ernst: „Ich muß heute Dresche haben, iche." „Warum denn?" „Ja, ich muß." „Wer wird dir denn die Dresche geben?" „Du." „Nein." Darauf wieder sehr ernst: „Dann

iche." In den Stunden konnte er sich noch gar nicht konzentrieren. Es kam vor, daß ihn plötzlich einmal eine Frage fesselte, aber dann war es auch wieder ebenso plötzlich vorbei. Er störte aber jetzt wenig. Nur manchmal, mitten in der Stunde, konnte er aufstehen, seine Bank etwas hervorziehen und dann ganz freudestrahlend fragen: „Darf ich mal 'rüber springen? ich kann!" Also er sprang herüber: elegant, sicher; dann war er wieder befriedigt. Die anderen Kinder irritierte so etwas durchaus nicht, es wäre ihnen niemals eingefallen, sich darüber zu wundern, oder gar etwa ähnliches zu verlangen. — Im ganzen wirkte der Aufenthalt in Ahlbeck sehr günstig auf ihn. Er wurde viel ruhiger. Später lernten wir ihn immer besser kennen. Wir sahen immer mehr, daß er in einer ganz anderen Welt lebte, fühlte, dachte, handelte. Grenzen, die es für uns gab, waren für ihn nicht da; den Begriff des Besitzes, den Unterschied von mein und dein, kannte er zuerst gar nicht. Er nahm unbekümmert die Sachen der anderen Kinder; ihm gehörte die ganze große Welt; aber er fühlte auch Verantwortungen durch den Besitz: er sorgte für alles. — Rot, ein leuchtendes Rot, ist die Farbe, die er über alles liebt, und die ihn wirklich ganz glücklich macht. Auf seinem Wege von der Hauptstraße kam er an roten Tulpenbeeten vorbei, die oft die Schuld waren, daß er zu spät kam oder gar nicht erschien (das besonders, wenn eine Frühlingsluft wehte!) Nun hatten wir zusammen von der Gießkanne gesprochen, der Notwendigkeit des Begießens usw. Erich hatte sich an der Unterhaltung nicht beteiligt; aber zum Schluß stand er auf und sagte: „Morgen kauf' ich mir eine Gießkanne — solch ganze kleene — und dann jeh' ich immer so lang an die Tulpenbeete — so!" und er machte die Bewegung des Gießens. Er kann auch Wirklichkeit, Traum und Phantasie nicht auseinander halten. Und er erzählt oft die wunderlichsten Sachen vollkommen ernst. — Wir hatten ein Musikstück von den Heinzelmännchen. Die Kinder sprachen viel von den Zwergen. Eines Morgens kam Erich sofort zu mir. Er sagt: „Gestern ist der kleine Zwerg gestorben." „So?" — „Ja, ich hab' ihn gesehen. Die Männers haben ihn getragen, in solchen Kasten, und dann kam er tief unter die Erde rein, und dann haben sie dreimal geschossen." „Woher weißt du denn, daß es der kleine Zwerg war?" „Ja, er hat doch die Zipfelmütze gehabt, die lange Zipfelmütze!" „Ich denke, er lag im Kasten?" „Ja, aber die Zipfelmütze hab' ich doch gesehn. Und dann hab ich die Männers gefragt, die haben's mir gesagt, daß es der kleine Zwerg ist." „So?" „Ja, und dann kam solch Stein rauf, und auf dem hat's gestanden vom kleinen Zwerg. — Heut werd' ich ihn besuchen gehn!" — Mit den anderen Kindern fühlt er noch immer keine Gemeinschaft. Ihr Spiel interessiert ihn nicht, er geht immer seine eigenen Wege. Neulich waren alle Kinder begeistert bei Schnee und Schlittenbahn, nur Erich war wieder nicht dabei. Er hatte sich ein langes, elastisches Brett geholt, legte es auf die kleine Mauer und schnellte es dann mit großer Geschicklichkeit hoch in die Luft. Diese Bewegung begeistert ihn. Er läuft ihm hinterher, glücklich — strahlend, er selbst wundervoll in

seinen Bewegungen! Als ich hinzukomme, ruft er selig: „Mein Schmetterling!“ und läuft wieder und wieder. — Seine Beteiligung in den Stunden ist immer noch eine ziemlich mangelhafte. Er k a n n rechnen, er kann fast alle Fragen beantworten. Aber wozu? Ihn beschäftigen ganz andere Dinge. Wir beobachteten, daß er meist mit seinen Gedanken an einer Frage hängen bleibt, die am Anfang der Stunde gestellt wurde. Dieser Frage geht er ganz nach. Plötzlich meldet er sich. Ich frage ihn und bekomme eine ganz sonderbare Antwort. Aber wenn ich darüber nachdenke, so hat es einen Zusammenhang mit dem Anfang der Stunde; und allmählich habe ich es gelernt, der Assoziation seiner Gedanken nachzuspüren. Sobald er seine Antwort aussprechen kann, ist er frei und kann weiter mitdenken; wenn ihm diese Gelegenheit nicht gegeben wird, bleibt er stecken. Er würde die ganze Stunde über folgen können, wenn er j e d e s m a l gefragt würde. Das ist bei einem Klassenunterricht leider nicht möglich; und ich versuche mich mit ihm stumm zu verständigen, indem ich ihm zunicke: „Ich weiß, was du denkst“, und er findet auch dadurch oft die nötige Hilfe. — Wir sind überhaupt sehr auf gegenseitiges Verständnis eingestellt. Einmal, in einer Rechenstunde, war ich Erich anscheinend zu ernst oder traurig gestimmt. Ich hatte eine schöne Aufgabe gestellt. Erich meldete sich; er sagte dann zögernd, strahlend: „Ich weiß ein Lied, wann der Frühling kommt!“ Nach meinem ersten Erstaunen fragte ich: „Kannst du's denn singen?“ Er schämte sich und schüttelte den Kopf. „Erich, wann kommt denn der Frühling?“ Da sah er wieder auf, ganz glücklich, und zeigte zum Fenster hinaus. „Kiek, da ist er!“ — Er redet im Unterricht noch immer scheu, zögernd und ganz leise. Er mag die Menschen nicht. Es hat zuerst einen großen Kampf gekostet, daß er überhaupt antwortete. Das dauerte über ein halbes Jahr. Nach Ablauf eines Jahres war ich sehr zweifelhaft, ob ich ihn in die Schule geben müßte, die Erfolge dieses Jahres waren zweifellos sehr groß. Er war aus einem kleinen Tier erst recht zum Menschen geworden. Er schubste und kniff niemanden mehr, er zerstörte zu Haus keine Sachen; er war ruhig geworden; er hatte die Kenntnisse erlangt, die er für die Aufnahme in die Schule haben mußte, er war mitteilsam geworden, gern zu einer Arbeit bereit — auch wenn sie Geduld und Ausdauer erforderte. —

Der schönste Erfolg war aber zweifellos das stetige, reine Glücksgefühl, das das Kind früher nicht gekannt hatte, das ihm immer wieder unterbunden worden war durch Unruhe, Hemmungen, Mißverständnisse und dumpfe Verschlossenheit. — Jetzt können diese strahlenden, dunklen Augen nicht mehr täuschen. Sie sind der Ausdruck innerer Glückseligkeit; sie erzählen von seinen Entdeckungs- und Schönheitsfreuden. Er empfindet nichts Unheimliches, Dumpfes, unruhig Machendes mehr dem Leben gegenüber; — er findet das Leben jeden Tag von neuem wieder wunderbar und geheimnisvoll, aber schön und glücklich machend.

Als Erich von Herrn Schulrat St. geprüft wurde, hatte dieser auch den Eindruck, daß es für die Entwicklung dieses Kindes sehr wertvoll

wäre, noch einige Zeit unter derselben Leitung zu bleiben. So bleibt Erich noch ein halbes Jahr bei mir.

Oktober 1915.

In diesem vergangenen Jahr hatte ich natürlich auch immer mehr Fühlung mit der übrigen Familie bekommen; und die einzelnen Familienglieder sind jetzt alles gute Bekannte. Der Haushalt machte mir zuerst einen recht untergeordneten, unsauberen Eindruck. Die Mutter redete mehr, als mir lieb war und bettelte auch oft. Was mir aber gleich von Anfang an imponierte, das waren die Kinder und die Erziehung der Kinder. Und davor habe ich auch immer mehr Respekt bekommen und ich sehe deswegen über manche Schärfen der Frau jetzt gern hinweg. Jedes einzelne der Kinder ist ein tüchtiger gerader Mensch, gewissenhaft und ordentlich in seiner Arbeit, bescheiden und von einer ganz rührenden Liebe und Anhänglichkeit der Mutter gegenüber. Für die Mutter wird alles getan. Der Mutter gegenüber sind auch die großen Söhne weich und zartfühlend. Der Älteste — Paul — hat sich gleich zu Anfang des Krieges als Freiwilliger gemeldet. Er ist jetzt Gefreiter geworden und hat das Eiserne Kreuz bekommen. Noch mehr als über diese Tatsache freute ich mich über den Brief, in dem er seiner Mutter das schrieb: bescheiden, anspruchslos. Wir korrespondieren jetzt auch miteinander. Die beiden nächsten Söhne sind im Schöneberger Krankenhaus als Krankenwärter angestellt, beides kräftige Jungengestalten mit offenen, freien Gesichtern. Emma, die zu Ostern aus der Schule kam, ist in diesem Krankenhaus bei der Wäsche angestellt worden. Dann kommt Georg, ein stämmiger 12jähriger Bursche, und dann meine besondere Freundin Marie. Marie ist ein zartes Mädelchen mit rehbraunen Augen. Sie hat wegen besonderer Begabung eine Freistelle in einer Mittelschule bekommen. Wie Erich — als Resultat angestrengtesten Nachdenkens — sagt: „Meine Schwester sprecht aus die Nase; die sprecht französisch!" Der nächste ist dann Erich. Und nach ihm kommen noch Olga und Hugo. Olga auch ein sehr zartes Kind mit den großen, dunklen, der Familie eigentümlichen Augen; Hugo ein kleiner Riese Goliath, mit seinen vier Jahren unglaublich stämmig, breit und groß gebaut und auch mit seiner Weltanschauung viel fester auf den Beinen stehend, als die andern. — Vater Bl. ist der einzige, den ich nicht kenne. Er ist auch im Krieg. Nach den Erzählungen seiner Frau ist er ein sehr ordentlicher Mann.

Alle Kinder sind gesund; — bis auf die beiden kleinen Mädchen sogar sehr kräftig entwickelt, nur Erich zeigt immer wieder starke skrofulöse Erscheinungen. — Seine Geburt war eine sehr schwere. Mit fünf Monaten bekam er Krämpfe, so stark und anhaltend, daß er immer wieder aufgegeben wurde, und er oft drei Tage lang nichts zu sich nahm. Danach bekam er einen blasenartigen Ausschlag, der den ganzen Körper und das Gesicht bedeckte. Er magerte stark ab und lag immer ganz verbunden da. Die Frau sagt: „Es war nichts mehr an dem Kind dran; nur die großen Augen immer, das war entsetzlich!" Die Narben

dieser Krankheit sieht man noch heut an seinem Körper. — Später mußte er sich einer Drüsenoperation am Hals unterziehen. — Es ist merkwürdig, wie kräftig sich trotzdem der Körper des Kindes entwickelt hat, wie gut gebaut er ist. Zeitweise bekommt Erich aber noch skrofulöse Ausschläge, die ihn sehr plagen und die ihn auch immer wieder etwas unruhig machen. —

Das letzte Halbjahr wird für Erich mehr eine Befestigung und Stärkung bedeuten, als eine wesentliche Änderung seines Wesens, wie wir das im ersten Jahr beobachten konnten. Einzelne Züge des Kindes treten aber immer wieder neu hervor. So muß ich noch seine besondere Liebe für kleine Kinder betonen, und die Sorgfalt, mit der er mit ihnen umgeht. Auch in der ersten, schlechtesten Zeiten: wenn im Garten ein kleines Kind hingefallen war, er sprang hinzu, hob es vorsichtig auf, tröstete es und spielte rührend behutsam mit ihm. Als Frau B. die schreckliche Idee bekam, noch ein Pflegekind von einigen Wochen in ihre Wirtschaft zu nehmen, war Erich ganz selig. Immer wieder stand er neben dem Kind und betrachtete es: „so kleene Beine hat es, so!" und er zeigte genau die Form, „die Arme so; und der Kopf so kleen; aber baden dürfen wir's nicht, dann fallt ihm der Kopf ab!!!"

Die Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur und die originelle Art der Auffassung zeigt sich immer wieder. Im Herbst diktierte er mir folgenden Brief: „Auf unserem Feld stehen viele Sonnenblumen, die haben braune Gesichter. Manchen ihr Gesicht ist weiß zugebunden, daß die Vögel nicht kommen und fressen. Wenn der Schnee auf die Sonne fällt, dann wird sie weiß und verwelkt (woher ihm dieser Gedanke kommt, habe ich keine Ahnung). — Die Nüsse oben auf dem Nußbaum sehen grün aus. Manchen ihr Kleid ist aufgegangen; die wollen schon rausspringen."

An einem wunderschönen klaren Morgen gingen wir vor der Musikstunde in den Garten. Auch die Kinder waren von der morgendlichen Stille ergriffen und gingen auf den Zehenspitzen, um „es" nicht zu stören! Wir beobachteten einige Amseln, die auf dem Rasen hopsten und nach Futter pickten. Nachher in der Musikstunde war anscheinend alles vergessen. Ich ließ einige Instrumente einzeln spielen und fragte die Kinder, wie sie klängen. Ein Junge schlug sehr rhythmisch das Triangel an. Ich erwartete, die Kinder würden es mit einer Glocke oder Klingel vergleichen. Aber Erich bekam seine ganz strahlenden Augen und sagte dann leise und zögernd: „Das klingt als wie die Amseln hopsen."

Seine stärksten Eindrücke sind aber doch immer noch mit Ahlbeck verbunden. Jetzt um die Weihnachtszeit kamen auch die Erinnerungen besonders lebhaft wieder. Als wir den Adventskranz banden, da wußte er alles wieder ganz genau bis aufs kleinste: wie wir in den Wald gegangen waren die Tannenzweige holen, wer von den Soldaten dabei gewesen, wo wir die schönsten Zweige gefunden hatten usw. „Mensch," sagte er zu einer der Jugendleiterinnen, „Mensch, da gibt's gar keine

Birken; da steht's voll lauter Tannen und Kiefern und so; und denn is der Mond da". Rührend war er, als wir uns diesmal beim Adventsbäumchen die Weihnachtsgeschichte erzählten, da fiel ihm alles wieder ein. Die anderen Kinder wollten wissen, wo das Christkind jetzt sei und warum es nicht mehr auf der Erde ist. Erich hatte wohl zugehört; aber dann sagte er versonnen und bestimmt zugleich: „Ja, aber in Ahlbeck, da is das Christkind noch!"

Name: Gertrud . . . . . .
Geboren: 13. X. 1906.
Stand des Vaters: Herrschaftskutscher.
Wohnung: . . . . .
Tag der Aufnahme: 7. IV. 1913.
Tag der Entlassung: 31. IX. 1914.
Besuchsdauer: 1 ½ Jahr.
Einschulung: Elementarklasse.
Grund der Aufnahme: Nervosität, geistige Unreife.
Allgemeine körperliche Beschaffenheit: Allgemeine Körperschwäche, Schielen, nervöse Unruhe.
Allgemeine geistige Befähigung: unter dem Durchschnitt.
Sprache: gut, teils undeutlich.
Häusliche Verhältnisse:

Gertrud ist ein nervöses, unruhiges Kind, das sich anfangs nicht konzentrieren konnte und durch Zwischenreden den Unterricht störte. Sie machte einen wenig intelligenten Eindruck. Sie hörte etwas schwer und ist beim Arbeiten durch Spielen recht behindert.

Nach den Sommerferien entwickelte sie sich gut und ziemlich schnell, folgt dem Unterricht und macht in Zahlen- und Farbenkenntnissen gute Fortschritte. Ein weiterer Verbleib in der Vorklasse läßt für Ostern die Einschulung in der Normalklasse erhoffen.

Gertrud war ein ganz gesundes Kind, als sie vor drei Jahren einen Wagenunfall miterlebte, einen Nervenschok bekam und dreimal hintereinander Krämpfe hatte. Seit dieser Zeit ist sie außerordentlich nervös und hat außerdem ein Augenleiden und eine geringe Schwerhörigkeit davon zurückbehalten. Das Kind sieht sehr blaß aus, mit großen Schatten unter den Augen. Ich glaube, daß der Unterricht sie sehr stark anstrengt. Die Mutter erzählt, wenn sie nach Hause kommt, setzt sie sich ganz still in eine dunkle Ecke und hält sich die Ohren zu, schrickt aber doch jedesmal zusammen, wenn eine Tür zugeschlagen wird.

Im Wesen ist das Kind nicht ganz leicht. Sie ist oft ungezogen, mürrisch und hält mit großer Zähigkeit an ihren Unarten fest, aber trotz alledem hat sie Charakter. Ihre Gereiztheit, ihre Ungezogenheit haben immer einen Grund. Es ist niemals Laune, im Gegenteil, es sitzt ganz tief und wird mit eiserner Energie von ihr durchgeführt. Ein Zurück gibt es nicht, auch wenn sie noch so gerne möchte, das verbietet ihr eine Art Stolz. — Sie nimmt jedes Wort sehr genau und trägt es

lange mit sich herum. Hat man ihr etwas versprochen und vergißt es, so wird sie einen nie daran erinnern, aber sie denkt nur daran, nichts anderes und wartet und wartet mit einer eigentümlichen Verbohrtheit. Sie hat ein stark ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl und eine unbedingte Wahrheitsliebe. Wird eines von beiden verletzt, so ist sie sehr empfindlich. Einmal verlangte sie von ihrer Mutter, ihr tagelang hintereinander ein schlechtes Kleid anzuziehen. Warum sagte sie nicht. Schließlich kam sie am achten Tage empört nach Hause, warf ihre Frühstücksbüchse hin und sagte: „Jetzt habe ich acht Tage lang mein allerschlechtestes Kleid angezogen und Frl. C. schenkt mir kein neues. Der Trude C. hat sie gleich eins geschenkt.“ Sie war im Innersten empört.

Gertrud ist sehr mißtrauisch, und Menschen, die es einmal mit ihr verdorben haben, haben es sehr schwer. Aber, wenn man einmal ihr Vertrauen gewonnen hat, dann hält sie auch ganz zu einem und läßt sich nicht mehr irre machen.

Als sie sich an uns gewöhnt hatte, wurde sie im ganzen auch ruhiger und fing an dem Unterricht gut zu folgen. Sie machte in dem halben Jahr entschieden große Fortschritte und war in ihren geistigen Leistungen eher dem Durchschnitt der Klassenleistungen überlegen. Aber körperlich fand ich sie eher noch schlechter als früher. Ich versuchte sie in Haus-Schönow unterzubringen, was mir aber nicht gelang. —

Als ich mit ihr beim Augenarzt war, sagte mir Dr. K., die Hauptsache sei hier weniger das schlechte Sehen und das Schielen, als vielmehr eine starke Nervosität und Unruhe des Blickes. Ich fand Gertrud so elend und angestrengt, daß ich sie am liebsten ganz aus der Vorklasse genommen hätte. Aber die Mutter wollte es nicht gern und ich hoffte auf den Sommer. —

Im Sommerhalbjahr ließ ich Gertrud viel Freiheit, viel den Aufenthalt im Garten, und im Mai—Juni konnte sie sechs Wochen zur Erholung nach Osterode kommen. Sie kräftigte sich in dieser Zeit über alles Erwarten gut. Sie wurde auch viel ruhiger — eigentlich ganz normal. Dem Unterricht zu folgen, machte ihr gar keine Schwierigkeiten. Während sie früher immer in ihrem Wesen sehr laut und schreiend gewesen war, war sie jetzt besonders ruhig und still. Es berührte uns manchmal merkwürdig; aber für sie war es gewiß viel gesunder und ausruhender so. —

In ihrem Charakter muß Gertrud sehr ihrem Vater gleichen, von dem mir die Frau oft erzählte. Er war gleich nach seiner Militärzeit als herrschaftlicher Kutscher für den Grafen H . . empfohlen worden. Dort blieb er mehrere Jahre. Außer freier Wohnung und Kost hatte er 150 M. Gehalt monatlich und sehr leichten Dienst. In dieser Zeit heiratete er. Es kam dann zu einer Entzweiung mit seinem Herrn. Der Mann ging, er war fast ein Jahr arbeitslos — jetzt mit kleinen Kindern —, bekam dann vorübergehend schlechte Stellungen, die Frau mußte sich sehr quälen. Während all dieser Zeit hatte der Graf

H . . . dauernd Versuche gemacht, ihn wiederzugewinnen. Er geht nicht. Dreimal hat er sich an ihn selbst gewandt, dann ihn durch andere zu beeinflussen versucht. Aber aus einem Stolz oder Eigensinn heraus ist er nicht dazu zu bewegen, die Stelle wieder anzunehmen. — Er ist sehr schweigsam, aber er muß ebenso stark empfinden wie das Kind. Als Gertrud aus Osterode zurückkam, war sie sehr still und konnte sich in der ersten Zeit auch zu Hause nicht recht eingewöhnen. Es war eine Art Verlegenheit ihren eignen Eltern gegenüber. Der Vater konnte es nicht ertragen, das mit anzusehen, er sagte gar nichts weiter, aber beim Mittagessen stand er plötzlich auf und heulte! — Im Herbst sagte er aber: „Ich wünschte, Trude könnte weiter bei die Damens bleiben!" Die Mutter ist eigentümlich stolz auf den Charakter der beiden, trotzdem sie es doch schwer genug dadurch hatte. Aber sie liebt die beiden zärtlich und gerade dieser schweigsamen, halsstarrigen Art wegen. Und sie behandelt auch Trude mit einem Verständnis, wie man es sonst von einer so einfachen Frau kaum erwarten könnte. Gertrud ist in die Elementarklasse eingeschult worden. 1. Oktober 1914.

Name: Leo . . . . . .
Geboren: 15. VIII. 1908.
Stand des Vaters: Arbeiter.
Wohnung: . . . . .
Tag der Aufnahme: 6. X. 1914.
Tag der Entlassung:
Einschulung:
Allgemeine körperliche Beschaffenheit: gute, früher englische Krankheit, schwerer Sprachfehler.
Allgemeine geistige Befähigung: langsames, schwerfälliges Auffassen, aber gründlich.
Besonderheiten im Wesen: sehr phlegmatisch.
Häusliche Verhältnisse: gute, aber ohne jede geistige Anregung.

Leo ist in den ersten Jahren auf dem Lande aufgewachsen, dort war er leidlich gesund. Als die Familie nach Berlin zog, wurde er ein schwächliches Kind, rachitisch, und konnte mit vier Jahren kaum laufen. Er soll jetzt manchmal noch Migräneanfälle bekommen. Sonst macht er aber einen kräftigen, gesunden Eindruck.

Leo machte in den ersten Tagen einen direkt geistesschwachen Eindruck. Sagte man etwas zu ihm, so fragte er immer wieder mit einem geistlosen Ausdruck „wa?", und verstand auch das zweitemal nicht. Ich dachte vorübergehend an Schwerhörigkeit, denn in seinen Handlungen war Leo nicht dumm, wenn auch sehr langsam und schwerfällig. Jetzt glaube ich, dieses Nichtverstehen lag einerseits daran, daß zu Hause mit stark ostpreußischem Dialekt gesprochen wird, andererseits an dem schweren Sprachfehler seines Bruders, den er selbst in etwas leichterem Grade auch hat — und den zu hören er jedenfalls am meisten gewöhnt ist. — In seinem ganzen Tun ist Leo sehr unselbständig und phlegmatisch. Wenn ich vor die Kinder einen Kasten mit Buntstiften stelle und

die anderen Kinder sich freudig bald einen grünen, blauen oder roten Stift nehmen, so nimmt er als nächstliegendes einen gelben und macht damit alles gelb, das aber mit großer Sauberkeit und ziemlich genau. Überhaupt werden alle Beschäftigungen von ihm, ohne Besinnen, sorgsam, ja pedantisch ordentlich ausgeführt. Er ist sehr handgeschickt. — Das Charakteristischste für ihn ist aber sein Beharrungsvermögen und ein grenzenloses Phlegma. Wo er sich einmal hingesetzt hat, bleibt er sitzen, was er einmal in die Hand genommen hat, behält er. Ja, wenn die Kinder ihm beim Spielen einen Schubs versetzen, so daß er plötzlich an einer etwas anderen Stelle sitzt als ursprünglich, so besieht er sich zwar sehr erstaunt seine neue Lage, bleibt dann aber auch dort ganz befriedigt sitzen! Es muß schon energisch eingegriffen werden, wenn er sich von selbst regen soll. Seine sehr lebendige Nachbarin, Irene, hatte sich anscheinend vorgenommen, mit ihm ein Experiment anzustellen, sie wollte ihn so lange ins Bein kneifen, bis er sich bewegen und schreien sollte. Dieser Akt vollzog sich mitten in einer Rechenstunde unterm Tisch. Leo zappelte auf einmal und schrie. Irene war sehr befriedigt. Sie mußte schon eine ganze Weile gekniffen haben, denn der Fleck war sehr rot!

Eines Tages benahm sich Leo sehr merkwürdig. Es mußte eine Art Bewegungstrieb in ihm rege geworden sein. Wir hatten Stunde „Geschichte erzählen", die Kinder erzählten abwechselnd, alle sehr interessiert, nur Leo saß teilnahmlos auf seinem Platz. Plötzlich schien ihm aber etwas einzufallen. Er hielt seine rechte Hand hoch, besah sich die Hand lange und fing dann an, einen Finger nach dem anderen zu beugen und zu strecken. Er tat das mit wahrer Andacht. Als auch der fünfte Finger diese Arbeit getan hatte und kein anderer Finger mehr da war, war er einen Augenblick lang etwas ratlos und ließ die Hand sinken. Bald kam ihm aber ein neuer Gedanke: er streckte den ganzen Arm, langsam und umständlich, und während er immer gespannt hinsah, machte er Armbeugen und -strecken, gleichmäßig, immer mit dem gleichen Interesse. Als er müde war, ließ er den Arm sinken. Wieder eine Ruhepause, während der er offenbar angestrengt nachdachte. Dann wieder eine Erleuchtung! Er fing an auf seinem Stuhl zu rutschen, eine Vierteldrehung links nach vorne, eine Vierteldrehung rechts wieder nach vorne. Das ging auch eine Zeitlang, aber ich merkte, es ärgerte ihn etwas dabei. Ich konnte zuerst nicht darauf kommen, was es war, aber dann sah ich es, er wollte das Problem lösen: es sollte eine ganze Drehung dabei herauskommen. Aber wie er auch rutschte und rutschte, immer war ihm hinten die Stuhllehne im Wege! Schließlich kam ihm der geniale Gedanke — auch ich atmete erlöst auf —: als er wieder nicht weiter kam, stand er auf (er stand wirklich auf!), machte die übrige Drehung im Stehen und setzte sich wieder. Das war eine ungeheure Geistesleistung für das Kind. Nach dieser Tat setzte er sich sichtlich befriedigt und wirklich erschöpft hin und blieb still bis zum Ende der Stunde sitzen.

Allmählich fängt der Junge an aufzuwachen. Neulich bei einem Bewegungsspiel, bei dem zuletzt eine Schneeballschlacht geschlagen wird, sah er zuerst den andern Kindern, wie in einem Traum, erstaunt und lächelnd zu. Er hatte so etwas an Bewegungen anscheinend überhaupt nicht für möglich gehalten. Plötzlich tat er mit, und zwar gleich in den größten Trubel hinein, mit einer Wonne an der reinen Bewegung, die ich ihm niemals zugetraut hätte.

An den eigentlichen Unterrichtsstunden — besonders am Rechnen — beteiligte er sich sehr gut. Er ist intellektuell nicht unbegabt, aber er ist sehr phantasiearm und nüchtern. In letzter Zeit ist er bedeutend lebendiger geworden und dann zeigt er einen Anflug von Humor, der bei ihm auch etwas ganz Neues ist. — Die Schulreife hat er noch nicht erlangt. Er bleibt noch für ein weiteres Halbjahr in der Vorklasse. April 1915.

Johanne Kirschner, Leiterin der Vorklasse im Pestalozzi-Fröbel-Haus.

Helene Voigt-Diederichs/Das goldene Bild

Männe Osterloh geht seit einigen Monaten in die Hilfsschule. Das Fräulein findet, daß er eigentlich nicht dumm ist und mit seinen zwölf Jahren recht gut so viel lernen könnte, wie die Kinder in den großen Klassen. Aber sie weiß ja nicht, wie schlimm es dort gegangen ist. Wochenlang kam Männe ganz gut aus mit der Arbeit und den anderen Jungen. Und dann plötzlich ging alles quer. Er verstand nichts und lernte nichts, wurde gescholten, herumgestoßen und ausgelacht. Wenn's zu schlimm ward, brach er wohl aus, heulte und versteckte sich und nahm doch alles nicht so recht von Herzen wirklich.

Denn etwas viel Wirklicheres war da, Wunsch oder Hoffnung, das war in ihn hineingefallen, keimte auf, wuchs und blühte; baute eine richtige Dornröschenhecke gegen alles, was von draußen geschah. Aber eines Tages hatte sie sich totgeblüht, welkte ab, und Gasse, Haus und Schule waren wieder da, nicht verlegen um allerhand derbe Weckmittel. Männe ward ganz demütig vor so viel Macht; und da im Augenblick nichts auf der Welt mehr wichtig war, und man doch irgendwo untergebracht sein mußte, versuchte er gern so zu sein, wie er sein sollte.

Das war nun weiter nicht schwer. Aber wenn die anderen sich eine Weile gefreut hatten, wie gut die Strafe genützt hatte, kam ein schlimmer Rückfall, der zeigte, mit dem Prügeln oder Nachsitzen war es noch lange nicht genug gewesen.

In der Hilfsschule nun, da ist alles anders. Das Fräulein haut oder droht nicht: sie sagt nur: dann machst du es zum nächsten Mal; und sie sagt es so, daß man Lust kriegt, es zu machen, und wirklich nur das will, was sie will. Bis dann unvermutet doch die andere Zeit kommt, wo man nichts mehr als sich selber weiß und tut.

Es handelt sich um nichts Gewöhnliches. Männe kann ganz gut Geld liegen sehen und denkt nicht daran, Zuckerwerk zu kaufen oder ins

Kino zu gehen, obgleich er sehr gern ins Kino geht. Jeden halben Groschen, den er verdient, spart er. Er lauert um die Markthalle herum, da gibt's manchmal ein Fahrrad zu halten. Wenn er eine Mark beisammen hat, soll der Vater ein Paket kriegen. Seit September ist der zur Ausbildung eingezogen, ungedienter Landsturm, und nun zum Geländeschießen in die Heide. Es ist eine Gegend, wo die Spatzen in der Ernte verhungern müssen, stand in seinem Brief. Vieles will Männe für ihn kaufen: Wurst und Handschuh und eine Taschenlampe, und eine Jacke mit Fell drin.

Kalt und dunkel ist es in diesem Herbst. Karl und Willy frieren, nur Lisbeth, die liegt ganz dick warm zugedeckt. Das ist überhaupt eine, hat die Mutter schon ganz dünn gesogen! Mutter weint manchmal, weil ihr Rücken weh tut, und sie sieht so schmal aus, daß man meint, sie kann in der Mitte umbrechen. „Nehmen Sie doch das Kind von der Brust!" rät die Nachbarin. Aber die Mutter will nicht. Im nächsten Monat wird Lisbeth ein Jahr, da gibt's noch einmal Stillgeld, da muß durchgehalten werden. Die sechs Mark, die sollen dann nicht für den Hausstand sein. Da soll etwas Schönes gekauft werden, ein Kleid für Lisbeth, Zuckerzeug zu Weihnachten, Lichthalter für den Baum — die hätten sie schon viele Jahre gern gehabt.

Vielleicht weint die Mutter nicht mehr, wenn sie Petroleum oder wenigstens ordentlich Aufschmier fürs Brot hat. Der Gedanke bohrte sich fest, und bald tut Männe nichts mehr, als draußen in der größeren Straße stehen und zu gucken, wie das Fräulein drinnen mit dem Holzmesser in die fetten gelben Tonnen sticht und wie die Menschen mit den kleinen Paketen herauskommen, — manchmal riechen ihre Kleider richtig nach der buttrigen Luft, in der sie so lange gewartet haben.

An jedem Montag wird Männe zum Essenholen in ein fremdes Haus geschickt. Diesmal hat die Köchin nicht gleich Zeit, sondern macht sich am Herd zu tun. Auf dem Tisch liegt eine Schiefertafel voll Geld. Lauter blanke Groschen, ganz allein. Leise greift Männe zu und nimmt den größten. Draußen in den Anlagen stellt er den Suppentopf auf die Erde, setzt sich auf eine Bank und freut sich, daß es eine Mark ist.

Die Suppe riecht gut, Männe ist sehr hungrig, aber es fällt ihm nicht ein, zu naschen. Er krempelt die zerrissenen Strümpfe hoch und schleppt wieder los, auf einem weiten Umweg durch die Stadt. An jedem Butterladen macht er halt; keiner scheint gut genug für sein schönes großes Geld. Endlich gibt er es hin, sagt „für eine Mark gute Butter!" und läßt das Fräulein abwägen. Ein paar Pfennige kriegt er zurück; er zählt sie und läßt sie liegen. Wenn er nicht für alles Geld gute Butter kriegt, braucht er das übrige nicht. Nein, es gehört überhaupt nicht ihm.

Zu Hause wundert sich die Mutter. Hat er die Butter irgendwo genommen? Nein, richtig gekauft. Woher ist das Geld? Ja, woher ist das nun; Männe fällt ein, daß er es geschenkt gekriegt hat. Aber am

selben Abend kommt die Köchin in die ärmliche Dachstube heraufgestampft und hält Gericht. Männe bleibt durchaus bei seiner Aussage; schließlich, als sie immer wieder nicht angenommen wird, schweigt er. Dann ist's ja wohl so, wie die anderen sagen. Aber er hat doch das Geld haben müssen, das ist die einzige Wahrheit, die nottut. Das andere können die Köchin und die Mutter für sich besprechen. Wenn dabei herauskommt, daß sie ihn schlagen müssen, ist er ihnen nicht böse; es hilft eben nichts.

Diesmal aber geht es ohne Prügel. Der Vater ist nicht da, und die müde Mutter sagt: „Das tut Männe sonst doch nicht!" und sie legt eine Mark von ihrem Kriegsgeld auf den Tisch und weint dazu, weil es nun wieder an der Miete fehlt. Männe tut es sehr leid, daß die Mutter weint, und er findet, daß sie es nicht zu tun braucht. Denn die Butter liegt doch auf dem Tisch, die hat das rote Mädchen nicht mitgenommen.

Ein paar Wochen trollt Männe umher, gutmütig und schmiegsam. Niemals murrt er, wenn die Mutter will, er soll einen Weg gehen oder Lisbeth an die Luft tragen. Überhaupt Lisbeth, die hat er so sehr lieb. Sie sitzt so weich auf seinem Arm, kratzt ihm ins Gesicht, patscht in seinen Haaren, und Männe gibt sie gar nicht gern her, wenn Karl oder Willy kommen und sie auch mal haben wollen. Laufen kann sie noch nicht, aber auf der Erde kriechen wie ein Hund, und kleine weiße Zähne hat sie, und ihr Mund rundeherum, der ist immer naß und schwarz und macht sich ganz kraus, wenn man ihn abwischen will.

Gerade als Lisbeth anfängt, allein durch die Stube zu wackeln, kommt der Vater von Munster nach Haus. Er versteht nun alles, wie ein richtiger Soldat: singen, schießen und marschieren; kann sein, daß er noch wochenlang bleibt, kann auch sein, daß es schon morgen losgeht. Tagsüber muß er in der Kaserne oder auf dem Exerzierplatz Dienst tun, aber abends kommt er heim und bleibt bis zum anderen Morgen. Dann steht sein Gewehr in der Ofenecke, und sein Gürtel mit den vier dicken Patronentaschen hängt an der Türklinke, und in der Kammer unterm Bett liegt der Tornister, mit braunem Kuhfell bezogen und ganz voll von Beuteln und Kram.

Männe wird jedesmal aufgeregt, wenn der Vater kommt und diese Sachen in der Stube bleiben. Er schleicht manchmal im Dunkeln hin und fühlt und riecht daran herum. Sein Vater, der ist nun kein schmutziger Arbeitsmann mehr, der gehört zum Kaiser und kommt bald raus, viel weiter weg noch, als der rote Faden und die Stecknadeln auf der Schulkarte zeigen.

Alle Jungen in Gasse und Hof spielen Soldaten. Manchmal müssen auch die Mädchen heran. Sie können nicht stechen und schreien, aber sie können Gefangene sein, gezählt und mitgeschleppt werden. Willy und Karl treiben sich den ganzen Tag draußen herum; wenn die Stiefelsohlen durch sind, laufen sie auf Strümpfen, und wenn die roten Füße durchkommen, laufen sie auf der nackten Haut. Die kriegt nicht

so leicht Löcher, und wenn sie Löcher kriegt, braucht Mutter sie nicht zu stopfen. Sie tun weh, heilen aber schließlich von selbst und werden hart wie Nägel.

Männe spielt nicht Soldaten. Er lehnt vor dem Papierladen und seine Augen verschlingen die Bilder von Franzosen, Türken, Kriegsschiffen und Granaten. Statt zu essen, hetzt er zum Schloßhof und beguckt die Kanonen, die eben aus Frankreich angekommen sind. Wenn ihm auf der Straße ein Soldatenhaufen vorbeidröhnt, steht er still und staunt hinterdrein.

Soldat kann er noch nicht werden, das weiß er. In sechs Jahren vielleicht, wenn nur der Krieg so lange dauern will. Bis dahin gibt es einen Ausweg: Jungdeutschland. Manchmal kommen Schüler vorbei, die haben schiefe Hüte und einen Gürtel und feldgrünes Zeug, und sind nicht größer als er selber. Wenigstens nicht viel. Manchmal haben sie auch Fahnen und in ihren Liedern hört man Freiheit und Vaterland und viele andere schöne Wörter.

Männe quält seine Mutter, sie soll mit ihm hingehen und ihn eintreten lassen. „Jung, ich bin froh, wenn ich euch satt machen kann. Zeug, das kann ich nicht kaufen." Damit bleibt die Sache liegen. Der Vater, man hütet sich, ein Wort vor ihm laut werden zu lassen. Der hat eine strenge Hand, die sitzt einmal schnell auf dem Mund. Aber meist sind schon seine Augen genug; wenn die herblicken, da rührt sich keiner mehr. Bös ist er nicht, aber er findet, daß ein für allemal Kinder niedergehalten werden müssen, sonst wird im Leben nichts aus ihnen. Stehlen, auch nur Mausen, das gibt's nicht; das war schon in seinem Elternhaus so. Auch lügen darf man nicht, wenigstens Vater und Mutter gegenüber nicht; nach außen hin kann's ja manchmal nottun, denn wie will man sonst in Frieden durch die schlechte Welt kommen. Eigentlich ist der Vater, so streng er ist, auch wieder sanft, sagt nicht viel, schielt auch nicht, am allerwenigsten mit seiner Frau. Darum redet sie ihm nicht hinein, wenn er nach seiner Weise sein Erziehungswerk treibt.

Obgleich nun die Sache mit Jungdeutschland ganz verloren ist, hält Männe doch nicht auf, in der Stille zu hoffen. Das gesparte Geld kann er nicht anrühren, das soll für des Vaters Paket bleiben. Es gibt noch stille, gelbe Herbsttage ohne Regen und Wind, da schickt die Mutter ihn mit Lisbeth auf die Straße hinunter. Männe hält die kleine schwere Schwester fest gegen seine Brust gedrückt, lauert an den Ecken herum, paßt auf die Soldaten und denkt, wie gut die es haben. Kein Zuhaus, kein häßliches Zeug, keine Fabrik pfeift nach ihnen. Niemand befiehlt, als nur der Offizier, und was der sagt, das tut man wohl gern!

Männe kriegt ganz heiße Hände und hält Lisbeth hoch, so gut es geht, damit sie auch sehen und sich freuen kann. Manchmal bünzelt er ein Stück hinterher, singt und marschiert im Takt. Aber das geht nicht lange, das kleine Geschöpf auf seinem Arm hockt gar zu schwer.

Vor ein paar Wochen, als sie alle miteinander über die Straße gegangen sind, hat eine Frau sie angehalten und der Mutter ins Gesicht gesehen und gefragt, ob sie getragenes Zeug brauchen könnte. „Wenn Sie mir welches geben wollen!" hat die Mutter gesagt, und sie mußten alle mitkommen in ein feines Haus. Da haben sie Kittel, Hosen und, was am meisten nottat, Stiefel gekriegt, und zuletzt noch ein Bild von Hindenburg im Rahmen. Den ganzen Abend hat die Mutter gelacht. Seit jener Stunde denkt Männe oft, ob nicht einer stehen bleibt und ihm die sechs Mark für den Jungdeutschlandanzug gibt. Manchmal sieht es aus, als wenn ein Mensch gerade auf ihn zukommt, doch immer im letzten Augenblick schwenkt er ab.

Weil Männe der Älteste und trotz seiner weichen Gelenke der Kräftigste ist, wird er oft zum Einholen geschickt. Er bringt alles richtig nach Haus, wählt am Haufen herum, nimmt nicht jeden Kohlkopf, sondern zeigt auf einen ordentlich festen. Er hält seine zwei Stunden im Gedränge am städtischen Speckverkauf aus und läßt nicht locker, bis er endlich drankommt. Nachher rechnet er das Geld her und hat niemals einen Pfennig zu viel ausgegeben.

Nun trifft es sich, daß die Mutter grüne Bohnen abgezogen hat. Jeden Tag einen Zentner von der Konserve geholt und wieder hingebracht. Das gibt im Monat schon ein ganz hübsches Geld. Zwar hat die Mutter es dabei wieder im Rücken gekriegt und liegt nun auf dem Sofa. Lisbeth klettert wie ein kleines habgieriges Tier an ihr herum, und wenn sie auf die Erde gesetzt wird, ningelt sie und will gleich wieder hoch.

Mittags bringt der Vater den Befehl, daß er morgen mit dreihundert anderen nach Frankreich ausrücken soll zum Regiment. Das hat seit Wochen jeden Tag gedroht, aber nun es da ist, kommt es immer noch zu schnell. Die Mutter ist sehr elend, aber sie vergißt den ersten Schrecken und freut sich, daß sie noch Geld auf der Fabrik stehen hat. Da können sie einkaufen für den Vater; Wurst und Fettigkeit und alles, was er haben will.

Das Geld muß geholt werden. Aber der Mutter ist es so schlecht und der Vater hat Dienst, und er sagt auch immer, Zivilsachen, die passen sich nicht für einen Soldaten. Da wird denn Otto geschickt. Er kennt den Weg gut von seinem Bohnenwagen her. Und er geht gern; man kommt zwischen die Felder hinaus, sieht den Wald, den großen Himmel und all die vielen Schornsteine. Von fern sind sie hübsch, rot oder gelb, rauchen; manch einer raucht auch nicht, seit Krieg ist.

Vor der Kaserne steht die Schildwache. Der ganze Hof ist voll von grauen Soldaten. Vielleicht ist der Vater dabei. Morgen, da rücken sie aus. Jagen die Russen und schlagen die Franzosen tot, und jeder kriegt vom Kaiser das Eiserne Kreuz. Der Kaiser hat Augen wie Kornblumen, einen Helm und einen gelben Schnurrbart und ein freundliches, rotes Soldatengesicht. Männe steht lange vor dem Gittertor

und sucht nach dem Vater. Dann trabt er weiter, voll Vorfreude, daß er auf dem Rückweg wieder gucken kann.

Am Feldrand arbeitet die Jugendwehr, wirft Gräben aus, baut Unterstände. Eine Pforte ist da mit grünen Tannenkränzen und Fahnen; jede Farbe bedeutet ein Land, das mit uns in den Krieg geht. Diese unbekannte da, weißgrünrot, die heißt Bulgarien.

Bei der Jugendwehr wird man erst aufgenommen, wenn man 15 Jahre alt ist, hat Schusters Paul gewußt. Aber wenn man einfach sagt, daß man im nächsten Jahr fünfzehn wird? Ganz steif und lang stakt Männe am Feld vorbei, daß ja nur alle sehen, wie groß er schon ist. Die Löcher an den Stiefeln sind mit grauem Sand zugeschmiert. Nun fehlt nur der Anzug noch, dann ist er nicht mehr Männe Osterloh in der Gerbergasse, sondern ein angefangener Soldat; Kanonen, Pferde, braune Gewehre, die gehören dazu, trappeln und schießen.

In der Fabrik bekommt Männe auf seinen Schein hin achtzehn Mark ausgehändigt. Er schiebt sie in das Beutelchen und kommt sich ganz schwer und wichtig vor, als er am Rand des Feldes zurückläuft. Wie die großen Jungen wühlen und mit ihren grauen Mützen aus der Erde herausgucken! Ein richtiger Soldat geht umher, befiehlt, nimmt Spaten oder Beil und zeigt, wie er's meint. Die Gräben werden fest, da kann keiner von den Feinden herein. Da steht man drin und spießt jeden, der kommt.

Zweimal wittert Männe um den Platz herum. Dann biegt er der Stadt entgegen, aber er nimmt nicht den Weg in die arme, kleine Gasse, wo die Mutter sitzt und auf das Bohnengeld wartet. Er weiß was viel Besseres, ja, er denkt gar nicht mehr, daß er irgend etwas anderes tun kann als dies.

Er hastet auf seinen zerweichten Schuhen durch die harten Straßen. Er sieht die Menschen nicht, er sieht die Häuser nicht; er windet sich zwischen den ratternden Elektrischen durch, ohne zu wissen, von welcher Seite sie kommen.

Endlich steht er vor dem breiten Fenster, das er sucht. Alles liegt drinnen beieinander, ist nicht weggekauft, wie Männe heimlich schon gefürchtet hat. Flinten, Helme, Trommeln, Patronentaschen und hundert andere Dinge noch. Genug für eine ganze Stadt von Jungens.

Männe marschiert stramm in den Laden hinein und verlangt Mundharmonika, Mütze, Säbel und Gurt. Die Verkäuferin staunt einen Augenblick. Aber da der Junge sein gutes Geld und nicht die Spur eines schlechten Gewissens zeigt, ist das übrige ihre Sache nicht. Eine Uniform, nein, die ist nicht da; die muß er sich am Altmarkt holen.

Männe schnallt den Säbel um, knutscht die alte Mütze auf den Fußboden. Aber die Verkäuferin sagt, hier darf sie nicht liegen bleiben. Da nimmt er sie mit auf die Straße hinaus und stubbst sie durch die Kellerlochtraillen, ganz tief hinunter in den Abgrund. Dann setzt er die Mundharmonika an die Lippen, richtige Töne kommen; manchmal

kitzelt es so, daß er absetzen muß. Selig torkelt er durch die Stadt, achtet nicht auf den Weg, verliert Zeit; über den Straßen hängen schon die großen Lichtbälle, spiegeln sich in den Fenstern, als er endlich auf dem Altmarkt ankommt.

Er findet den rechten Laden nicht gleich, sucht von Auslage zu Auslage; bleibt vor jeder stehen und zählt sein Geld nach. Dabei flattert ihm ein Schein davon; eine vorübergehende Frau bückt sich schneller als er und weg ist sie. Männe fürchtet sich, weiß nicht, ob's nun noch reicht; das blanke Geld von früher kennt er besser als die Zettel, die es heut gibt.

Als er so mitten auf dem nassen, nebeligen Platz im roten Kreis der Laterne steht, zählend und wiederzählend, fühlt er plötzlich, wie jemand ihn am Gurt packt. In Helm und Mantel steht ein blanker Schutzmann da und fragt: Was hast du da, Junge? Wohl gefunden, was?

Nein, das Geld ist Männe seins; er hat es ganz gewiß nicht gefunden. Aber der Schutzmann ist auf jeden Fall gefährlich; statt zu antworten, reißt Männe sich los. Der schöne neue Säbelgurt ist in zwei Stücke geplatzt.

Der Schutzmann springt nicht hinterher. Er pfeift auf einer kleinen Pfeife; an der nächsten Straßenecke hält ein Vorübergehender den Ausreißer am Ärmel und wartet dort, bis der dicke Schutzmann ganz gemütlich herankommt.

Hier an der belebten Ecke zieht er eine Schreibtafel heraus; bald stehen Kinder und große Leute im Kreis herum. Also Hermann Osterloh. Das Geld gehört ihm? Schön, aber woher denn? Die Mutter hat's mit Bohnen verdient. Aber doch gewiß nicht, daß er sich den Säbel und all das andere Zeug kaufen soll?

Männe weiß nichts mehr zu sagen. Er hat die Sachen doch gebraucht! Mutters Geld, das hat nichts damit zu tun. Aber es ist klar, daß der Schutzmann, der gar nichts weiß, auch nichts begreifen kann.

Ohne Zögern sagt Männe, wo er wohnt und läuft schuldlos neben dem Polizisten nach Haus — ein bißchen erleichtert, dort wird schon Ordnung in die Sache kommen.

Aber als er von der Gasse aus das trübe Lichtviereck sieht, kaum heller als die dunklen Fenster nebenan, wird es ihm dumpfer zumut. Und als er vorbei an Türspalten und neugierigen Köpfen, die Treppen hinansteigt, den blanken, klirrenden Mann mit der Taschenlaterne neben sich, da weiß er und ergibt sich drein, daß es mit dem Soldatenleben für diesmal vorbei ist.

Oben sitzen der Vater und die Mutter vorm Ofen; die Eisentür steht offen, damit mehr Licht herausfällt. Willy und Karl hocken am Boden, haben ein rotes Taschentuch an die hellste Stelle gebreitet und suchen die Bilder drauf: ein Zeppelin, Hindenburg, Unterseeboote.

Also da sehen die Eltern Männe lebendig vor sich. Er ist nicht überfallen oder totgefahren. Aber was will der Schutzmann?

Der Vater sagt Guten Abend und zündet das Licht auf der Flasche

an. Er geht damit dem Polozisten entgegen; das tropfende Wachs brennt ihn nicht. Die beiden sprechen zusammen; Männe hört was von Geld. Dann wird er vorgekriegt. Er erzählt nichts, aber er antwortet auf jede Frage. Er sagt alles, was er weiß. Er ist verschüchtert von den Stimmen, die auf ihn hineinreden, aber er denkt nicht, daß er etwas Böses getan hat. Nur, daß es etwas gewesen, das ihm nicht geglückt ist. Also wird es wohl recht sein, wenn er gescholten wird.

Dann lassen die beiden von Männe ab und reden allein miteinander weiter. Es ist einer von den Kriegsschutzmännern, nicht bös, wie die früheren, er weiß wohl, daß die Menschen nicht sind, wie das Gesetz sie will, und daß man ohne eigene Schuld Unglück mit seinen Kindern haben kann. Zuletzt seufzt der Vater und schüttelt den Kopf und sagt ganz müde: Gibt es denn keine Anstalt, die so ein Kind hinnimmt? Ich muß ausrücken, morgen, und meine Frau, wie soll die wohl allein allem vorstehen . . .

Der Schutzmann hebt die Schultern. „Das kann nur beantragt werden, wenn er sich herumtreibt, aus der Schule wegbleibt. Solange er das nicht tut, ist nichts zu wollen. Später — das ist ja wahr, so einer gehört an einen Platz, wo ihm bei der Arbeit gehörig auf die Finger gepaßt wird. Aber das gibt's nicht, da verdient er nichts. Aufgepaßt-werden kostet Geld, da muß einer noch Geld zugeben . . ."

Er zuckt die Achseln, grüßt und geht zur Tür hinaus. Ganz still sitzen die Menschen in der dumpfen Stube, solange noch der schwere, vorsichtige Schritt auf den Holzstufen dröhnt.

Dann steht der Vater auf, nimmt Männe an der Schulter und schiebt ihn in die Schlafkammer hinein. „Daß du dich nicht unterstehst und ins Bett kriechst!" droht er, bevor er die Tür zuzieht.

Männe bleibt im Dunkeln. Nach einer Weile hört er drinnen klappern und essen. Heißen Kaffee, heiße Kartoffeln; er kriegt nichts. Das ist sehr schlimm. Männe geht zum Fenster, draußen ist es noch immer naß, aber am Himmel, zwischen den Dächern, tritt der runde Mond heraus. Mitten in der Stube liegen sechs helle Vierecke von Licht. Wenn man sich vor die Scheiben stellt, wächst auf dem Fußboden ein schwarzer Schattenmänne, ist verschwunden, wenn man sich niederduckt.

Eine Weile tänzelt das betrübte Spiel. Dann geht die Tür auf; die Mutter schleicht hustend herein. Sie macht sich an ihrem Bett zu schaffen, sucht herum und drückt Männe mit einem hastigen Blick gegen die Stube eine lauwarme, klebrige Kartoffel in die Hand.

Männe darf in kein Bett. Der Vater greift nach ihm, zieht ihn in die Stube und weist auf einen Fleck auf dem Fußboden. „Da legst dich hin. Da schläfst du!" Dann schleicht er zu den anderen in die Kammer zurück.

Männe kauert sich gehorsam auf die Erde. Solange das kleine Feuerauge im Ofen scheint, ist's noch nicht schlimm. Nachher aber kommt die dunkle Nacht, lang und hart. Männe schläft und wacht durcheinander. Seine Gedanken sind ganz klein und mühsam, quälen sich wie Flammen

um nasses Holz. Vom Soldatenzeug weiß er nichts mehr, es ist nur noch das Eine da: wenn doch Vater und Mutter bald aufhören, bös mit ihm zu sein.

Schläge kriegt er nicht, auch nicht am andern Morgen. „Ich habe keine Lust, so am letzten Tag!“ sagt der Vater. „Guste, daß du den Bengel kurz hältst. So wie er ist, da ist er reif fürs Zuchthaus. Und das ist bis heut in meiner Familie und auch in deiner, weiß Gott, keine Mode nicht gewesen . . .“

Um zehn Uhr muß der Vater zur Bahn. Es ist ein heller, sonniger Tag; alle, sogar Lisbeth, wollen bis zur Kaserne mitgehen. Von Männe spricht keiner. Er hat sich's schon gedacht, daß er zu Haus bleiben muß. Die Mutter sitzt auf ihrem Stuhl und läßt die Geschwister nacheinander zum Waschen und Anziehen herankommen. Männe hockt im Winkel, springt zu, wenn der Kamm hinfällt, bewahrt Lisbeth, die mit ausgebreiteten Armen auf den roten Ofen zuwackelt.

Willy und Karl schleppen auf dem Tisch all die Sachen zusammen, die dem Vater gehören. Nur das Gewehr, das darf ihm keiner anfassen.

Ganz vollgestopft ist der Tornister, darauf die gerollte Zeltbahn und das Kochgeschirr; zu alleroberst wird das nackte Kommißbrot gebunden. Dann sind noch Handpakete da, mancher von den Nachbarn hat etwas gebracht, obgleich bald jeder Sohn oder Mann draußen hat und keiner große Sprünge machen kann.

Die Mutter weint nicht. Sorgen und schwere Gedanken warten auf sie, aber jetzt freut sie sich, daß der Mann so viel zu essen mitkriegt. Die Brüder sind stolz und aufgeregt, der Vater selbst sagt kein Wort. Mit seinem schweren nachdenklichen Gesicht geht er zwischen Stube und Kammer hin und her. Er weiß ja, daß es sein muß, aber gern zieht er nicht hinaus. Man hat so seine eigenen Gedanken und hofft doch, diese niedrige Stube voll Armut und Leben wiederzusehen.

Karl und Willy poltern zuerst die Treppe hinunter. Dann kommt die Mutter mit Lisbeth im Arm, zuletzt stampft der Vater. Niemand sagt ein Wort für Männe, auch der Vater nicht. Doch in der Tür wendet er sich noch einmal, zuckt mit den Schultern, reißt ganz schnell den Kopf wieder weg. Seine Augen sind ganz gut gewesen, aber sprechen tut er nicht, und Männe ist's auch lieber so, denn er weiß wohl, daß da mit dem Mund nicht viel Gutes zu sagen ist.

Als alles im Haus still ist, läuft Männe zur Kommode. Da liegt das Bild, das der Vater gestern aus der Kaserne mitgebracht hat. Ganz so ist er eben zur Tür hinausgegangen, der allerschönste Soldatenvater in der ganzen Straße.

Plötzlich fällt Männe etwas ein. Da steht noch der Hindenburg, den er neulich in dem feinen Haus geschenkt gekriegt hat. Er nimmt ihn hoch, untersucht von rückwärts: er rutscht ganz leicht aus dem Rahmen heraus!

Hindenburg, ja, der gehört gleich hinter den Kaiser. Aber heut kommt doch der Vater zuerst. Männe zieht den geliebten Feldherrn heraus und quetscht den Vater hinter das Glas. Und dann stellt er das neue Bild so, daß die Sonne darauf scheint und den goldenen Rand vom Rahmen noch goldener macht.

Männe denkt gar nicht mehr daran, daß er nicht mit zur Kaserne und zum Bahnhof darf. Er hat einen viel schöneren Vater. Selig vergessen steht er in der armen Kammer, stiehlt einen Zipfel vom Fenstervorhang, feuchtet mit Spucke und putzt, lachend und flüsternd, Lisbeths Kußmund und all die vielen klebrigen Finger weg von seinem goldenen Soldatenbild.

Anmerkungen

Die folgenden Anmerkungen haben einen dreifachen Zweck: sie geben im Anschluß an die einzelnen Kapitel und ihre Abschnitte Rechenschaft über die Gesichtspunkte der Auswahl und Zusammenstellung; sie verbinden damit Hinweise auf die Art der Benutzung des Buches im Unterricht; und sie nennen weiteres Beobachtungsmaterial, das hier nicht aufgenommen werden konnte. Diese Quellennachweise erstrecken sich aber nicht auf die wissenschaftliche Literatur zur Kinderpsychologie, da diese in den neueren Lehrbüchern der Pädagogik meist schon angeführt wird und ihre Erwähnung — die ja doch mit Kritik sein müßte — den Rahmen des Buches übermäßig ausdehnen würde. Alles Material, das wir über das hier aufgenommene hinaus nennen, ist derselben Art: Einzelbeobachtung, Individualpsychologie, Beschreibung, nicht Lehre.

Um die Heranziehung und Benutzung dieses Materials zu erleichtern, ist es denjenigen einzelnen Abschnitten zugeteilt, für die es besonders wertvoll ist. Daneben aber sind noch einige Bücher zu nennen, die nicht in besonderem Sinne irgendein Einzelgebiet der Kinderpsychologie erhellen, sondern deren Wert in der Art liegt, wie sie das kindliche Leben im ganzen wiedergeben. Hierher sind z. B. manche der Jugendliteratur zugehörende Bücher zu rechnen. Mit dem Vorbehalt, daß in ihnen nicht alles gleich wertvoll und echt ist, und ohne das Vorhandene irgendwie erschöpfen zu wollen, sei folgendes erwähnt: Ingeborg von der Lippe-Konow: „Aus der Kinderzeit" (Halle, Gebauer & Schwetschke), Bernhardine Schulze-Smidt: „Jugendparadies" (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing), Rudolf Reichenau: „Aus unseren vier Wänden" (Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow), Paul Hertz: „Unser Elternhaus" (Hamburg, Hausbibliothek Alfr. Janssen), „Jugend und Heimat" (Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen). Gustav af Geijerstams Erzählung: „Meine Jungen" und Hermine Villingers „Schulmädelgeschichten", vor allem auch die Erinnerungen von Hans Arnold: „Aus der Kinderzeit" (Adolf Bonz & Co., Stuttgart) seien gleichfalls genannt.

Eine besondere Gattung, die wir als solche nicht mehr berücksichtigt haben, bilden die Darstellungen des Übergangsalters vom Kinde zum Erwachsenen. In der modernen Literatur herrscht ein besonderes Interesse für diese Zeit, das freilich durchaus nicht immer zu wertvoller und psychologisch einwandfreier Behandlung dieser Altersstufe geführt hat. Die meisten Entwicklungsromane, die wir wegen ihrer Darstellung der Kindheit herangezogen haben, schildern das Übergangsalter besonders eingehend. Neben ihnen sind noch zu nennen: Lou Andreas-Salomé: „Im Zwischenland, fünf Geschichten aus dem Leben halbwüchsiger Mädchen" (J. G. Cottasche Buchhandlung), „Ruth" von der gleichen Verfasserin; „Ilse Bleiders" von Emmy von Egidy; mit einem starken Vorbehalt auch Hans von Kahlenbergs „Der liebe Gott" und die Backfischgeschichten der skandinavischen Schriftstellerin Karin Michaelis: „Das Kind", „Backfische".

Die Memoirenwerke und Biographien sind natürlich bei weitem nicht alle herangezogen. Sie werden jedem Sucher noch Schätze zu bieten haben. Die von Sully sehr geschätzte und vielfach benutzte Biographie der Mrs. Frances Burnett „The one I knew best" sei beispielsweise genannt. Auch George Sand hat in ihrer „Histoire de ma vie" (deutsch von Claire von Glümer) manches Interessante. Moderne deutsche Memoirenwerke, z. B. die von Julius Rodenberg, behandeln ausführlicher, als es früher Sitte war, die Kinderzeit.

Außerdem sind Sammelwerke wie das Buch von Graf „Schülerjahre" zu

nennen, das Mitteilungen von zahlreichen Zeitgenossen über ihre Schulerlebnisse bringt (Buchverlag der „Hilfe", Berlin).

Bei dem starken Interesse der Gegenwart an Darstellungen des Kindeslebens vermehrt sich die Zahl der biographischen und dichterischen Werke, die dauernd für diese Sammlung in Betracht kommen. Vielleicht hilft diese Sammlung dazu, ihre Leser auf dies ganze literarische Gebiet aufmerksam zu machen und führt sein Interesse auf diese Weise auch solchen Erscheinungen zu, die hier noch nicht herangezogen sind.

Erster Abschnitt: Erwachen und Erfahren

Die in diesem Abschnitt gesammelten Beispiele gehören inhaltlich zur „Psychologie der Erkenntnis". Sie enthalten Beobachtungen über erste Eindrücke, das Wesen der Sinnesempfindungen, das Zustandekommen erster Anschauungen und Vorstellungen, die Eigenart kindlicher Assoziationen, die Entwicklung des Selbstbewußtseins, die Wirkung des Gedächtnisses, die Entstehung des Denkens. Daran schließen sich einige Proben der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit des Kindes und Beiträge zur Psychologie individueller Anlagen. Aber es sei hier noch einmal, wie schon im Vorwort, darauf hingewiesen, daß an diese Beispiele, gerade weil sie Erlebnisse spiegeln, d. h. also mannigfach zusammengesetzte Erfahrungsinhalte wiedergeben, auch Beobachtungen über andere als die intellektuellen Seelenvorgänge angeknüpft werden können. Ja, es wird gerade an diesen Beispielen sehr deutlich, wie eng bei dem Kinde Wahrnehmungen mit Gefühlen, Affekten und Willensakten verknüpft sind, und wie sehr die Stärke und Deutlichkeit der Eindrücke von den Gefühlen und Willensregungen bestimmt wird, die sie auslösen. Also nicht, weil die hier zusammengestellten Erlebnisse ausschließlich intellektueller Natur wären, sondern nur, weil sich Erscheinungen und Vorgänge, die von der Psychologie als „Erkenntnis" klassifiziert werden, an ihnen beobachten lassen, ist dieses erste Kapitel als Beispielsammlung zu demjenigen Abschnitt der systematischen Psychologie gedacht, der die Überschrift: „Vorstellungen" oder eine ähnliche zu tragen pflegt. Z. B. kann die angstvolle Erinnerung Spittelers an das unverständliche Entschwinden der Eltern geradeso gut für das Kapitel „Kinderschmerzen" herangezogen werden.

Der Abschnitt „Früheste Eindrücke" beantwortet die Frage: Welche Dinge wirken am frühesten und stärksten auf das Kind? Man beachte z. B., welche Rolle beim Zustandekommen starker und lebhafter Sinneseindrücke das Licht spielt: der Messingschirm der Lampe bei Ludwig Richter, das glänzende Barbierbecken bei Otto Ernst, die blanken Knöpfe des Leibdieners und die blanke Wurfschaufel des Schäfers in Carl Schurz' Erinnerungen. Aber man beachte auch, wie sehr die Eindringlichkeit der Vorstellungen von den Gefühlserlebnissen, körperlichen oder seelischen, abhängt, die mit ihnen verknüpft sind. Das Kauflädchen der Großeltern, von dem Ludwig Richter erzählt, der unheimliche Brunnen in Hebbels Erinnerungen, der behagliche Kuhstall, an den Carl Schurz zurückdenkt, die feierliche Stimmung des kleinen Friedrich Paulsen, wenn das Christkindchen im Schlitten angeklingelt kam, — sie deuten alle auf die pädagogisch so bedeutsame Tatsache, daß die Vorstellungen am deutlichsten und nachhaltigsten sind, mit denen sich Erlebnisse irgendwelcher Art verknüpfen. Ebenso lassen sich Assoziation und Reproduktion von Vorstellungen an diesen Beispielen beobachten: wie durch die Kraft eines starken Eindrucks andere, z. B. Szenerien, Nebenumstände, das Bild von Personen mit festgehalten werden,

wie unter Umständen nicht die Vorstellung, sondern eine Stimmung, ein Gefühl, Träger der Erinnerung ist, wie ein Erlebnis um so tiefere Spuren hinterläßt, je angeregter und frischer der geistige Zustand ist, in dem es erlebt wurde usw., alles Beobachtungen, von denen zugleich Richtlinien für den Erzieher ausgehen. Auch über das Wesen der Gedächtnisbilder beim Kinde geben die Beispiele Aufschluß: nur einzelnes wird scharf und deutlich, anderes bleibt im Dunkel — z. B. erinnert sich Heinrich Seidel nicht mehr, zu was für einem Fest er mitgenommen wurde, als ihm der Straßenjunge begegnete —; die Bilder stehen zusammenhangslos nebeneinander, noch verknüpft der Verstand sie nicht als Ursache und Wirkung und ersetzt die Lücken durch Schlüsse und Folgerungen — das zeigen Otto Ernsts Jugenderinnerungen und ebenso die Ganghofers und Paulsens in charakteristischer Weise.

Natürlich lassen sich die hier zusammengestellten Beispiele vermehren, z. B. durch den Anfang von Sonja Kowalewskys Jugenderinnerungen, durch die Skizze „Aus Kinderzeiten" in Hermann Hesses Novellensammlung „Diesseits", aus der auch in den folgenden Abschnitten einzelnes abgedruckt ist, durch das Eingangskapitel eines Buches von Ludwig Finckh „Der Rosendoktor" (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt), durch Helene Voigt-Diederichs' Skizzen „Aus Kinderland" (Eugen Diederichs Verlag, Jena).

Wie das Kind von solchen ersten Eindrücken fortschreitet zu zusammenhängenden Erfahrungen über seine Umgebung, wie es beginnt, Begriffe, Urteile und Schlüsse zu bilden, dazu gibt der Abschnitt „Die Entdeckung der Welt" einige Proben. Auch von den Irrwegen, auf denen sich die kindliche Seele dabei umtreibt. Wie Frenssens Jörn Uhl den Begriff „bellen" gebraucht, und Gottfried Kellers Grüner Heinrich die Begriffe „Wolke" und „Berg", das ist ein typisches Beispiel solcher Irrwege. Die Erzählung Spittelers ist ein gutes Beispiel dafür, wie ein erster Eindruck — der Storch mit der Schlange im Schnabel — zur Norm für alle künftigen Erfahrungen wird. Aber nicht nur die Art, wie das Kind aus Anschauungen Begriffe bildet und urteilend und schließend den Zusammenhang der Dinge entdeckt, sondern auch der Stoff, den ihm seine Umgebung dafür bietet, schafft charakteristische Verschiedenheiten. Unsere Beispiele zeigen, wie das Landkind und wie das Stadtkind „die Welt entdeckt". Das eine verwächst mit Tieren und Pflanzen, Erde, Wasser und Sonne in hundert Erlebnissen und Kämpfen, das andere studiert das Bilderbuch und den „Zoo", und wo seine Erfahrungen es im Stich lassen, füllt seine Phantasie die Lücken mit den ungeheuerlichsten Vorstellungen. Das kleine Beispiel von Rosegger zeigt die Verschiedenheit der Interessen, die mit dem Einfluß der ersten Umgebung zusammenhängt, und Spitteler, dem von ganz Bern nur ein gemalter Elefant Eindruck gemacht hat, zeigt die Ausschließlichkeit gewisser kindlicher Interessenrichtungen. Dem letzten Beitrag dieses Abschnitts könnte man die Überschrift geben „am Fenster". Es ist bemerkenswert, wie viele Erfahrungen und Anschauungen das Kind sammelt, indem es die Welt durchs Fenster betrachtet. Es scheint, daß besonders für die ersten ästhetischen Eindrücke hier mit der Grund gelegt wird. Die Schönheit der Welt ist es, die ihm das Fenster in einen Rahmen faßt und die das Kind, der unmittelbaren Berührung mit dem Geschauten entzogen, betrachtend zum erstenmal wahrnimmt. Aber auch andere psychische Vorgänge, z. B. die Entwicklung des Raumsinns, die Auslösung der Phantasietätigkeit, lassen sich an diesem Beispiel beobachten, mit dem die S. 47 berichtete Erinnerung Gottfried Kellers verglichen werden mag.

Unter dem Titel „Blicke in das Land jenseits der Erinnerung" sind einige Abschnitte aus Lichtenbergers feinsinniger Kindergeschichte „La petite sœur de Trott" zusammengestellt. Lichtenberger hat in diesem Buch den Versuch ge-

macht, in das Seelenleben des ganz kleinen Kindes einzudringen, die Lebensäußerungen, die der Beobachtung zugänglich sind, zu deuten und mit einem seelischen Inhalt zu füllen. Wenn dieser Inhalt auch „Dichtung" ist, da er wissenschaftlich nicht — oder doch nicht so weit — erschlossen werden kann, so hält sich Lichtenberger doch mit seiner Erfindung so an die Vermutungen und Möglichkeiten, die von der wissenschaftlichen Kinderforschung, z. B. von Preyer, angedeutet werden, daß seine Studien über Lucette reich an wirklichen Aufschlüssen und überzeugenden Folgerungen sind. Die Franzosen haben überhaupt in der dichterischen Darstellung des kleinen Kindes feine Beobachtung und Gestaltungskraft gezeigt. Dies Kapitel hätte vermehrt werden können durch die Skizze „Suzanne" aus den wundervollen Kinderstudien des Anatole France: Le livre de mon ami (Calmann-Lévy, Paris). Leider konnten wir die Autorisation zur Benutzung dieses Buches nicht bekommen, da das ausschließliche Übersetzungsrecht bereits vergeben war.

Für die Entwicklung der Sprache des Kindes und seine Wortkunst bringt die Literatur verhältnismäßig wenig gute und unverfälschte Beispiele. Man muß sich hier an die Wissenschaft halten. — Die moderne Jugendkunde enthält manche exakt ausgeführte und sorgfältig verwertete Beobachtungen über die Bildung der Kindersprache. Was Literatur und Biographie dazu beibringt, bezieht sich hauptsächlich auf das schon schulpflichtige oder doch dem eigentlichen Sprechenlernen entwachsene Kind. Am ergiebigsten ist Otto Ernst, der diese Dinge mit dem Interesse und der Erfahrung des Lehrers beobachtet hat; das zitierte Stück ist nur eine einzelne Probe; man lese in den Appelschnutgeschichten und in den Kinderskizzen der Sammlung „Ein frohes Farbenspiel" andere Beispiele nach.

Für das Studium und die pädagogischen Aufgaben hinsichtlich der sprachlichen Entwicklung des Kindes sei an dieser Stelle hingewiesen auf die Versuche von Berthold Otto, „Altersmundarten" festzustellen und zum Ausgangspunkt für die Sprachbildung im Unterricht zu machen. Selbstverständlich sind diese Versuche, über die fortlaufend die Zeitschrift „Der Hauslehrer" berichtet, mit Kritik — eben als erste Versuche — aufzunehmen. Immerhin enthalten sie viel, das der besonderen Aufmerksamkeit des Pädagogen wert ist.

In dem Abschnitt „Intellektuelle Begabungen" waren wir auf die Beschränktheit des vorhandenen Materials angewiesen, das nun freilich diesen Abschnitt etwas einseitig erscheinen läßt, insofern nur Beispiele für mathematische, mechanische, naturwissenschaftliche und medizinische Begabung beigebracht werden konnten. Freilich hängt das zum Teil damit zusammen, daß literarische Begabungen, überhaupt Begabungen, die auf das Gebiet der Geisteswissenschaften hinweisen, ins künstlerische Gebiet hinübergreifen und deshalb dem Kapitel Phantasie und Schöpferkraft eingeordnet werden mußten. Will man vielleicht einmal im Zusammenhang die Äußerungen spezifischer Begabungen bei Kindern betrachten, so wird man diese beiden Kapitel zusammenfassen müssen. Dieser Abschnitt könnte noch mannigfach ergänzt werden. Jörn Uhl ließe sich für die mathematische Begabung noch heranziehen, ebenso Heinrich Seidels Selbstbiographie (vgl. den im Kapitel „Die Schule" aufgenommenen Abschnitt aus Von Perlin nach Berlin). In der Selbstbiographie des Literarhistorikers Haym findet sich ein interessantes Zeugnis für eine einseitig sprachliche Begabung; das Beispiel ist, da der Verfasser daran zugleich eine Unterrichtsmethode erläutert, in den Abschnitt „Die Schule" aufgenommen. Auch die Skizze „Aus ungedruckten Papieren" im Anfang dieses Kapitels kann zur Charakteristik eines bestimmten Begabungstypus hier noch einmal herangezogen werden. Das Buch von Alfred Graf, aus dem das Beispiel Francés genommen ist, enthält noch mehr Einzelheiten zur Begabungskunde.

Zweiter Abschnitt: Kinderglück und -Leid

Wenn schon in der Anordnung des ersten Abschnitts der Gang der systematischen Psychologie nur ungefähr, nicht aber in irgendeinem strengen und exakten Sinn eingehalten werden konnte, so mußte er hier fast verlassen werden. Allerdings ist immer das Gefühlsleben des Kindes in irgendeiner Form Gegenstand dieses Kapitels, aber es war bei der Art der vorhandenen Beispiele unmöglich, sie in schematischer Weise, also etwa nach den von der Psychologie unterschiedenen „Hauptarten" der Gefühle anzuordnen. Noch unmöglicher war es, etwa zwischen Gefühl und Affekt eine Grenze zu ziehen — was ja übrigens die wissenschaftliche Psychologie auch nur in bedingter Weise tut („Jedes intensivere Gefühl geht in einen Affekt über, und seine Loslösung aus diesem beruht auf einer mehr oder minder willkürlichen Abstraktion". W. Wundt). Die Zusammenfassung mußte vielmehr nach den in den Beispielen selbst gegebenen gemeinsamen Merkmalen geschehen. Diese Gemeinsamkeit nun liegt häufig gar nicht in der Art des Gefühls selbst, sondern in seiner Ursache, seiner äußeren Veranlassung. Der erste Abschnitt dieses Kapitels z. B., der die Überschrift „Festliches" trägt, beantwortet die Frage, durch welche Umstände in einem Kind jene feierliche Erhöhung der Stimmung hervorgerufen wird, die ein Erlebnis zu einem „Fest" stempelt, oder welcher Charakter die durch einen gleichen Anlaß, das Weihnachtsfest, ausgelösten Stimmungen bei Kindern verschiedener Art, Erziehung und Lebensstellung annehmen. Indem man diese Beispiele — denen noch die an anderer Stelle wiedergegebenen aus Theodor Fontanes Kinderjahren und aus Wildenbruchs Novelle „Neid" zuzuzählen wären — als Antwort auf solche Fragen betrachtet und ausdeutet, kommt man natürlich nicht auf die abstrakten Einheiten, in welche die Psychologie für ihre Zwecke die Fülle und mannigfaltige Mischung der seelischen Erscheinungen zerlegt, sondern man erforscht das Seelenleben und seine Blüten — um es mit einem Gleichnis aus der Naturwissenschaft zu sagen — mehr nach dem Prinzip der „Lebensgemeinschaften". Dieses Prinzip aber ist für den Erzieher entschieden das fruchtbarere.

Kinderglück und -leid — es ließen sich immerhin unter diesem Titel ziemlich alle entscheidenden Faktoren für das Gefühlsleben des Kindes zusammenfassen. Nur nach einer wesentlichen Seite hin muß dies Kapitel aus dem Inhalt der folgenden ergänzt werden: die sympathischen Gefühle, die ja sicherlich die umfassendsten und an Lebensbedeutung stärksten und reichsten sind, zeigen in der Wirklichkeit eine solche Mannigfaltigkeit — nach den Personen, auf die sie gerichtet sind, nach den Umständen, unter denen sie entstehen, nach der Art ihrer Betätigung —, daß sie in diesem Kapitel nicht erschöpft werden konnten. Tatsächlich gehören die Kapitel „Erziehung und Eigenleben" und „Kind unter Kindern" mit fast allen Beiträgen in irgendeiner Weise auch hierher, denn sie zeigen das Kind in seinen Beziehungen zu den Menschen, die sein Gefühlsleben am intensivsten erregen und beeinflussen: zu Eltern und Gespielen.

Wie kommt Kinderglück und -Leid zustande? Es hängt an der Welt der Dinge, an der Natur, an dem Besitz von Gegenständen, an welche das Kind ein dem Erwachsenen oft rätselhaftes Entzücken verschwendet, es hängt aber auch an einer Fülle schwer faßbarer und mannigfach zusammengesetzter seelischer Momente, aus denen in der Umgebung des Kindes eine heitere oder düstere, leichte oder bedrückte Atmosphäre entsteht. In jenem allgemeinen und unbestimmten, aber auch in dem ganz bestimmten Sinne von Liebe und Abneigung,

Bewunderung und Furcht hängt das Glück oder Leid des Kindes an den Menschen, die seinen Lebenskreis bilden.

Daß und in welchem Maße Kinder empfänglich sind für Naturschönheit und fähig für Naturgenuß, zeigt der Abschnitt „Freude an der Natur". Wie weit es sich dabei um ästhetische Gefühle handelt, dürfte im einzelnen Fall schwer zu sagen sein. Meist entsteht das Totalgefühl dieser Freude aus einer ganzen Skala verschiedener Gefühle, die von der Natur ausgelöst werden können: sinnlicher, sympathischer, auch intellektueller. Man achte auch auf die Verschiedenheit des Naturgefühls. Bei dem einen heftet sich das Interesse an das allgemein Landschaftliche, Stimmunghafte, wie bei Wenzel Holek, dem armen Jungen des böhmischen Ziegelarbeiters, dem auf seinem Wanderleben die Mittagsstille des frühlingbegnadeten Städtchens unauslöschliche Eindrücke hinterläßt, bei dem anderen, bei Rudolf Kußmaul und L. E. Grimm z. B., an die einzelnen Dinge, Pflanzen und Tiere. Dieser Abschnitt läßt sich ergänzen durch Beispiele aus dem folgenden „Wechselndes Licht". Auch unter den Beispielen, die in dem Kapitel „Andacht und Ehrfurcht" gesammelt sind, wird mau für das Naturempfinden des Kindes manchen charakteristischen Zug finden. Ebenso wäre natürlich auch aus dem ersten Kapitel und besonders dem Abschnitt „Entdeckung der Welt" manches hier wieder heranzuziehen. Wer weiter suchen möchte, wird fast in allen für diese Sammlung benutzten Büchern Charakteristisches über das Naturgefühl des Kindes finden: bei Bettina von Arnim, im Asmus Semper, bei Helene Voigt-Diederichs; von der ausländischen Literatur ist vor allem Niels Lyhne und Söderbergs Martin Birck zu nennen.

Eine weitere Quelle von Freuden sind für die Kinder ja einzelne Gegenstände, an die sich ein dem Erwachsenen oft unbegreifliches Entzücken, eine vielfach unerklärliche Liebhaberei heftet. In dem Abschnitt „Schätze" sind einige Beispiele dafür gegeben, ohne daß damit die in Betracht zu ziehende Literatur irgendwie erschöpft wäre. Von Beispielen, die an anderer Stelle dieser Sammlung eingereiht sind, könnten hier viele herangezogen werden, z. B. Spitteler, Elisabeth Siewert, Ganghofer. Außerdem sei auf Otto Ernsts Skizze „Die Hosentaschen des Erasmus" (Ein frohes Farbenspiel. L. Staackmann, Leipzig, S. 94) und auf die kleine Skizze „Je te donne cette rose" bei Anatole France „Le livre de mon ami" (Calmann-Lévy, Paris, S. 25) und auf eine hübsche Skizze „Der erste Handel" in Hans Aanruds Sammlung „Kroppzeug" Zwölf Geschichten von kleinen Menschen und Tieren (Leipzig, Georg Merseburger) aufmerksam gemacht. Die Novelle von Marie Ebner-Eschenbach „Der Vorzugsschüler" — in der die ganze von ehrgeizigen Eltern unterdrückte Sehnsucht eines Kindes nach Spiel und Freude sich in das Entzücken an einer Flöte zusammendrängt — wäre hier auch, wie noch zu vielen anderen Abschnitten des Buches zu nennen.

Kinder sind abhängig von Stimmungen: um so stärker, je weniger sie sich noch Rechenschaft darüber geben können, warum sie froh oder bedrückt sind. Die Stimmung der Umgebung fließt in ihre zarten und empfänglichen Sinne hinein, ohne daß sie sich dagegen wehren oder von ihnen befreien können. Sie sind hell und düster mit ihrem Lebenskreis. Sie fühlen das Umhegtsein mit Liebe und Wärme ebenso unmittelbar wie Kühle, Fremdheit und Verlassensein. In ihrer Seele wechselt das Licht, wie eine Wiese von Wolkenschatten verschleiert und von Sonnenglanz vergoldet wird. Wie nah das Gefühl der Abhängigkeit und Hilflosigkeit solchen Erlebnissen gegenüber dem religiösen Gefühl verwandt ist, zeigt das Beispiel Goethes. Es sind nicht nur die besonders phantastischen oder besonders empfindsamen Kinder, die derartigen Stimmungen unterliegen, sie äußern sich auch bei solchen, die der Wirklichkeit kräftig und frisch zugewandt sind. Die psychologisch charakteristischste Schilderung eines solchen Drucks, der auf einem Kinde liegen

kann, ohne daß es selbst sich über die Ursache Rechenschaft gibt, ist das Stück aus Söderbergs Martin Bircks Jugend. Hermann Hesses Novelle „Aus Kinderzeiten", aus der hier ein kleines Stück wiedergegeben ist, ist ganz durchzogen von solcher Stimmung. An die im ersten Kapitel stehenden Abschnitte aus Hebbel und Keller sei auch hier erinnert. Der Teil „Die Lebenslust des Hauses" aus dem VI. Abschnitt ist heranzuziehen. Ein paar feine und ersichtlich aus eigener Erinnerung geschöpfte Züge dieser Art gibt auch ein Buch von Paul Ernst: Der schmale Weg zum Glück (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, S. 5 ff.), ebenso das Eingangskapitel eines dichterisch feinen, aber etwas exzentrischen Buches von Hermann Bang: Das weiße Haus (Berlin, S. Fischer) und der schon erwähnte Rosendoktor von Finckh.

Die stärkste düstere Macht im Leben des Kindes ist die Furcht. Fast alle Kinderbiographien bringen Berichte von Erschütterungen, die die Furcht in das Leben des Kindes bringt. Zu dem Beispiel Fontanes und Spittelers von dem Abscheu vor dem Schlachten von Tieren könnte man noch an Felix Holländers „Weg des Thomas Truck" erinnern, der von einem gleichen Abscheu berichtet. Im übrigen zeigen die Beispiele, daß die Furcht des Kindes in den meisten Fällen Ausgeburt seiner Phantasie ist, mit Halluzination zusammenhängt und durch ungeeignete Lektüre, aufregende Bilder usw. verstärkt wird. Verschiedene unter andere Abschnitte verteilte Beispiele wären hier heranzuziehen, z. B. das unter dem Kapitel „Erziehung und Eigenleben" eingereihte Erlebnis, von dem Goethe in Wahrheit und Dichtung berichtet, wie jene unter dem Abschnitt „Lektüre" wiedergegebene Darstellung aus Thomas Mann, von dem „pavor", der ja eine sehr häufige Form der Nervenüberreiztheit bei Kindern ist. Auch bei Anatole France finden sich Beispiele: „Les Monstres" und „Les Enfants d'Edouard" (S. 7, S. 28). Man wird im Anschluß an dieses Kapitel vielleicht über die erziehliche Beeinflussung solcher Furchterscheinungen sprechen und könnte dann aus dem Kapitel Erziehung und Eigenleben allerlei hinzufügen, z. B. die kleine Geschichte, wie Werner von Siemens die Angst vor dem Gänserich überwinden muß.

Der Abschnitt „Furcht" leitet hinüber zu dem allgemeinen Kapitel „Kinderschmerzen": Eifersucht, Heimweh, — vor allem auch das Mit-Leiden unter dem sozialen Druck des häuslichen Lebens. Im ganzen ist dieser Abschnitt, wie schon gesagt, durch das VI. und VII. Kapitel zu ergänzen (im VII. z. B. besonders durch das Stück aus „Freund Hein" unter „Knaben und Mädchen"), aus dem V. könnte auch manches, vor allem der Abschnitt „Neid" herangezogen werden.

Eine besondere Rolle spielen in den Kinderbiographien die Eindrücke des Todes im Kindesleben. Während Marie Ebner-Eschenbach und Johanna Wolff aus der Erinnerung und Helene Voigt-Diederichs aus einer zweifellos zutreffenden Beobachtung schildert, daß der Eindruck der Schauerlichkeit des Todes und vor allem das Bewußtsein des Verlustes bei Kindern nicht sehr lange vorzuhalten pflegt, sehen wir in dem Bericht Tolstois ein merkwürdig tief und leidenschaftlich empfindendes Kind mit diesem Eindruck ringen. Man vergleiche dazu auch, wie Hermann Hesse in „Aus Kinderzeiten" den Eindruck von Krankheit und Tod des Gespielen auf einen kleinen Knaben schildert und wie in desselben Verfassers Buch „Unterm Rad" von dem Tod eines Klassengenossen des Helden berichtet wird. Sully macht (Untersuchungen über die Kindheit, S. 223) auf den Bericht von George Sand über den Tod ihrer Mutter in ihrer Selbstbiographie aufmerksam.

Dritter Abschnitt: Phantasie und Schöpferkraft

Eine Gruppe seelischer Erscheinungen, die in der Psychologie als Unterabteilung der Erkenntnis und des Vorstellungslebens behandelt wird, beansprucht durch ihre Lebensbedeutung gerade für das Kindesalter, durch die Mannigfaltigkeit individueller Unterschiede, die sich gerade in ihr zeigen, ein eigenes Kapitel. Auch dieser Abschnitt ist nach dem Prinzip der „Lebensgemeinschaft", nicht nach dem psychologischen Schema angeordnet. Es sind alle Lebensäußerungen des Kindes, in denen die Phantasie die ausschlaggebende Rolle spielt: das Spiel, die Lektüre, das künstlerische Schaffen zusammengestellt, obgleich diese Lebensäußerungen in ihrem Wesen keineswegs ausschließlich durch die Phantasie bestimmt sind, und andere seelische Kräfte, soziale Gefühle (das Spiel), Nachahmungstrieb, Erkenntnisdrang (Lektüre) nahezu ebenso stark dabei mitwirken. Aber kommt auch das Wesen der Phantasie — ein Begriff, der ja überhaupt schwer scharf zu umgrenzen ist und eigentlich die ganze Lehre von den Vorstellungen, Assoziationen und Reproduktionen mit umfaßt — an keinem der gegebenen Beispiele isoliert und unter Ausschaltung mitwirkender Seelenvorgänge anderer Art zum Ausdruck, so läßt es sich doch an all diesen Beispielen untersuchen und deutlich machen.

Gerade dieser Abschnitt kann um eine unabsehbare Menge von Beiträgen vermehrt werden, da die Erlebnisse des Kindes und gerade die eindrucksvollsten und stärksten, die dem Gedächtnis am festesten haften, fast immer durch die Mitwirkung der Phantasie ihre höchste Steigerung erfahren. Nach diesem Abschnitt würde natürlich überhaupt der Typus des träumerischen, phantasiebegabten Kindes zu beleuchten sein, wie es Rudolf Huch in „Hans der Träumer", Friedrich Huch in „Mao", Otto Ernst in „Asmus Semper" gezeichnet haben und wie es die Kindheitserinnerungen eines jeden Dichters in gewisser Weise bieten.

Unter dem, einem Gedichte Conrad Ferdinand Meyers entlehnten Titelwort „Traumbesitz" sind Beispiele für die Vorstellungen des Kindes vom Herrlichsten und Wünschenswertesten auf der Welt gesammelt. Bei dem einen sind es Taten und Abenteuer, bei dem andern ist es Pracht und Reichtum, bei dem dritten gibt Liebe und Anhänglichkeit die entscheidende Note.

Von solchen kindlichen Schweifereien im Lande des Wunderbaren bis zu den bedenklichen Flunkergeschichten ist nur ein kleiner, oft kaum bemerkbarer Schritt. Gerade dieser Abschnitt ist pädagogisch außerordentlich lehrreich. An Björnsons „Flaggen über Stadt und Hafen" kann gezeigt werden, wie diese Neigung zum Flunkern zuweilen auf einer ererbten und krankhaften moralischen Minderwertigkeit und Unzuverlässigkeit beruht. Einen Schatten gesunder und unbedenklicher, aber doch immerhin ernst genug zu nehmen ist die den Stempel psychologischer Wahrheit tragende Erzählung Gottfried Kellers im Grünen Heinrich. Dem Erzieher zeigt sie in schlagendster Weise den verhängnisvollen Einfluß der Suggestivfrage, durch die der Erwachsene das Unterscheidungsvermögen des Kindes für wahr und unwahr in einer Weise verwirren kann, von der er sich selbst oft keinen Begriff macht. Daß der Anlaß zu solchen Erzählungen in den verschiedensten Ursachen liegen kann, dafür gibt der Zug aus dem Leben Darwins ein ebenso gutes Beispiel wie der Bericht Tolstois; bei Darwin zeigt sich die Lüge deutlich als Ausfluß eines lebhaften Interesses an Gebieten, auf denen der Mann später das Hervorragendste geleistet hat; Tolstoi schildert einen sehr typischen Fall, die Lüge aus Schamgefühl; das Kind sucht nach einem Vorwand, unter dem es Gefühle verbergen kann, die auszusprechen

es zu scheu ist. Möchte man die kindliche Lüge überhaupt, abgesehen von ihren ganz verschiedenartigen Ursachen, betrachten, so sind ein paar Abschnitte aus den folgenden Abschnitten hier hinzuzunehmen. In diesem Abschnitt „Phantasie und Schöpferkraft" sind nur die sog. Phantasielügen aufgenommen; in dem Abschnitt „Unter dem Sittengesetz" unter dem Titelwort „Unredlichkeiten" sind Lügen, die kein phantastisches Spiel mehr sind, sondern lediglich aus Furcht vor Strafe oder aus Lust nach verbotenem Besitz, also als Mittel zum Zweck und mit vollem Bewußtsein der Unwahrhaftigkeit ausgesprochen werden, zusammengestellt. Auch der Abschnitt „Das Gewissen" aus dem V. Kapitel und der andere „Strafen" aus dem Kapitel „Erziehung und Eigenleben" bringt Beispiele zu dieser Frage. Eine andere Art der Lüge, die mit den hier zusammengestellten Flunkergeschichten nahe verwandt ist, ist die Renommierlüge, für die in dem Abschnitt „Kind unter Kindern" Beispiele gebracht sind; hier beruht die Lüge in dem Bedürfnis zu imponieren, sich auszuzeichnen und seine Umgebung in Erstaunen und Verblüffung zu versetzen.

Am reichhaltigsten kann in dem Kapitel Phantasie und Schöpferkraft natürlich die Rubrik „Spiel und Spielzeug" besetzt werden. Wie der Arbeitstrieb im Spiel schon vorklingt, wie das Spiel die Lebenserfahrungen des Kindes, den Eindruck seiner Lektüre spiegelt, wie sich im Spiel künstlerische Begabungen aussprechen, wie die Freude an bestimmten Gegenständen oder Zuständen sich im Spiel zu befriedigen sucht, das alles läßt sich an diesen Beispielen zeigen. Je nachdem die Betonung auf dem Spiel an sich liegt oder auf den durch das Spiel geschaffenen Beziehungen zu anderen Kindern, sind die Spielgeschichten an dieser Stelle oder in dem Kapitel „Kind unter Kindern" eingereiht. Die zusammengestellten Beispiele sind aber nur eine Auslese aus den vielen Darstellungen von Spielen und Spielglück, die sich in Biographie und Dichtung finden. Wir nennen nur noch einige der schönsten, wenn wir auf folgende hier nicht aufgenommene Stücke verweisen: Helene Voigt-Diederichs: Aus Kinderland (vor allem S. 29 ff.); Otto Ernst: Ein frohes Farbenspiel (S. 71); Anatole France: Le livre de mon ami (S. 240), wo ein interessantes Beispiel dafür gegeben ist, wie sehr das Spiel dem Kinde die Wirklichkeit geradezu ersetzen kann. Von hier noch nicht erwähnten Büchern sei auch Carl Spittelers hübsche Kindergeschichte „Die Mädchenfeinde" genannt, in der die durch mannigfache Spielabenteuer unterbrochene Ferienfahrt zweier Kadetten erzählt wird (Verlag von Eugen Diederichs, Jena, 1907). Knabenspiele in der Schule schildert in recht lebendiger und wahrhaftiger Weise der Roman „Gottfried Kämpfer" von Hermann Anders Krüger, auch Georg Ebers in seinen Jugenderinnerungen (Geschichte meines Lebens. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), eine nach allen Regeln der Kunst durchgeführte Robinsonade Heinrich Seidel in „Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande" (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Stuttgart, 1901), das jedenfalls manche Jugenderinnerungen verwertet. Hinzuzunehmen wäre hier außerdem die vermutlich aus pädagogischem Interesse erfundene, aber doch in gewisser Weise klassische „Geschichte eines Sandhaufens" von Stanley Hall, dem amerikanischen Psychologen. (Deutsch von Stimpfl. Band IV der Internationalen Bibliothek der Pädagogik hrsg. von Ufer. Oskar Bonde, Altenburg.)

Von dem Abschnitt Spiel und Spielzeug sind die folgenden „Märchen und Geschichten" und „Allerlei künstlerische Begabung" nicht scharf zu trennen. Es muß immer mehr oder weniger Willkür angewendet werden, wenn man einen Zug dem einen oder dem anderen Abschnitt zuweist. Unter Märchen und Geschichten haben wir vorzugsweise die rein künstlerischen Eindrücke von Lektüre und Erzählungen wiedergegeben; aber auch das Spiel ist ja häufig nur ein Ausfluß und eine Reproduktion derartiger Eindrücke, und die ersten Äußerungen

künstlerischer Begabungen stehen gleichfalls oft in so engem tatsächlichen Zusammenhang mit Märchen und dichterischen Erlebnissen, daß die Kapitel kaum zu trennen sind. Es kam uns in dem Kapitel Märchen und Geschichten vor allen Dingen darauf an, die Wirkungen gewisser literarischer Stoffe auf Kinder zusammenzustellen, die Wirkungen des Märchens an sich, seine Gefahren, wie sie in dem Stück aus den Buddenbrooks geschildert werden, die gefährliche Liebhaberei des Kindes für wertlose Schauergeschichten mit ihren ästhetischen und psychologischen Bedenken. Auf die „Lesefamilie" im grünen Heinrich mag bei dieser Gelegenheit auch hingewiesen werden.

Die Rubrik „Allerlei künstlerische Begabung", die zusammen mit dem Abschnitt des vorigen Kapitels „Intellektuelle Begabungen" eine Sammlung von Beispielen für typische Fähigkeiten gibt, ist natürlich nicht ganz vollständig besetzt; sie bringt musikalische, dichterische und bildnerische Begabung; es fehlen Beispiele über zeichnerische, schauspielerische (bei Ågot Gjems-Selmer findet sich einzelnes dazu) und eine Reihe anderer Anlagen. Immerhin wird die Unverwischbarkeit derartiger Wesensanlagen aus den angeführten Beispielen deutlich genug, und das ist es ja, worauf es für den Erzieher vor allem ankommt. Lehrreich in bezug auf erste Äußerungen dichterischer Begabung ist übrigens auch das Buch von Franzos: Die Geschichte des Erstlingswerks, in dem autobiographische Berichte über erste dichterische Erzeugnisse von einer Anzahl namhafter Schriftsteller gesammelt sind. Einige von diesen Berichten greifen bis in die Kindheit zurück. Für die Äußerung musikalischer Anlagen, vor allem auch in ihrem Zusammenhang mit und ihrer Wirkung auf die Gesamtindividualität des Kindes sei auch Thomas Mann (Buddenbrooks) genannt. In „Freund Hein", aus dem hier ein paar Proben abgedruckt sind, ist gerade diese Bestimmtheit der Gesamtindividualität durch die eine Begabung psychologisch in einer Feinheit dargestellt, die nur bei Lektüre des ganzen Buches recht gewürdigt werden kann.

Vierter Abschnitt: Andacht und Ehrfurcht

Diesem Abschnitt, der von dem religiösen Leben des Kindes handelt, ist der umfassendere und unbestimmtere Titel gegeben, weil nicht nur religiöse Vorstellungen und Gefühle im engsten Sinne, sondern alle jene psychischen Regungen darin zusammengefaßt werden sollen, auf denen das religiöse Leben des Kindes beruht und an welche seine religiösen Eindrücke anknüpfen. Die Stücke des ersten Abschnitts, „Kindliche Gottesbegriffe", zeigen, wie sich im Kinde die Gottesvorstellung bildet. Erlebnisse persönlicher Hilflosigkeit, mächtige Natureindrücke geben den zuerst gedankenlos aufgenommenen religiösen Begriffen Wirklichkeit und Inhalt; Gott erscheint als der Allmächtige, der Leben und Tod in der Hand hat, der aber auch bereit ist, jederzeit in den natürlichen und gesetzmäßigen Ablauf des Geschehens einzugreifen, um die Bitten und Wünsche seiner Kinder zu erfüllen; er kann die Sonne stillstehen lassen, damit der kleine Junge zur rechten Zeit in die Schule kommt, er kann ein häßliches Gesicht in ein schönes verwandeln — und er tut es vielleicht, wenn man ihn recht bittet. Und doch knüpft sich an diese äußerliche und noch keineswegs „religiös" zu nennende Vorstellung schon jene andächtige Scheu, in der die lebendige Kraft aller Religion beruht. Die in Kellers Grünem Heinrich zusammengestellten Stücke zeigen in besonders schöner Weise, wie diese Scheu wächst, in dem Maße, als das religiöse Leben des Kindes persönlicher und innerlicher wird, und die Erzählung von dem Tischgebet enthält eine eindringliche Mahnung für den Erzieher, nicht zu vergessen,

daß gerade das lebendige und innige religiöse Gefühl verschlossen und schweigsam macht, und daß man es leicht abstumpft, wenn man es zur Veräußerlichung zwingt.

Das Wesen des religiösen Gefühls beim Kinde zeigen dann noch eingehender die Beispiele des folgenden Abschnitts „Kindliche Frömmigkeit". Man könnte sie auch „Heiliges und Profanes" überschreiben, weil sie alle die eine für die religiöse Erziehung so außerordentlich wichtige Tatsache zeigen, daß das Kind religiöse Stimmungen, so lebendig sie sein mögen, weit weniger nachhaltig erlebt, und, ohne daß man es der Oberflächlichkeit oder Ehrfurchtlosigkeit zeihen darf, rasch zu ganz anderen Erlebnissen überspringen kann — und weil sie ferner zeigen, wie sich das aufrichtigste und ehrfürchtigste religiöse Gefühl in Formen äußern kann, die dem Erwachsenen als Entheiligung (Marie Ebner-Eschenbachs Messe) erscheinen, ja wie die Ehrfurcht nicht hindert, daß Kinder eine gewisse verwegene Freude — auch Gottfried Keller und Helene Voigt-Diederichs im vorigen Abschnitt zeigten das — daran finden können, auf ihre Weise „Gott zu versuchen". Man beachte aber auch, wie stark im Kinde der Drang danach ist, seinem religiösen Gefühl irgendeinen symbolischen Ausdruck zu geben, und wie auch dazu (Goethe und Maxim Gorki) Einsamkeit und Heimlichkeit ihm Bedürfnis ist.

Diesen — in ihrer merkwürdigen Übereinstimmung bei allen individuellen Verschiedenheiten sehr lehrreichen — Berichten über das religiöse Bedürfnis des Kindes und den Ausdruck, den es dafür sucht, fügen wir im folgenden Abschnitt einige Beispiele hinzu von der Wirkung religiöser Stoffe, wie sie dem Kinde durch Kirche und Schule entgegengebracht werden. Für Erziehung und Unterricht wichtig ist die diesen Berichten gemeinsame Tatsache, daß die ersten Wirkungen dieser religiösen Stoffe durchaus nicht auf einem verstandesmäßigen Begreifen beruhen, sondern — abgesehen von der rein dichterischen Wirkung der biblischen Stoffe und des Gottesdienstes auf Phantasie und Sinne —, wie Hebbel sagt, auf einem rein gefühlsmäßigen Eindruck von dem „alles bedingenden Höheren". Und je tiefer dieser erste Gefühlseindruck, um so schwieriger das Stadium, in dem mit dem ersten Begreifen Zweifel und Kritik einsetzen.

Die hier wiedergegebenen Beispiele können durch einige Stücke aus dem Abschnitt „Die Schule" ergänzt werden. Außerdem bietet die biographische Literatur noch vieles Wertvolle, das hier nicht aufgenommen werden konnte. Besonders sei noch auf folgendes hingewiesen: Kügelgen: Jugenderinnerungen eines alten Mannes (in der Ausgabe von Langewiesche, S. 99 ff.), Helene Voigt-Diederichs: Aus Kinderland (das letzte Kapitel, das ganz besonders feine Beobachtungen über die Reflexionen des Kindes bietet), Hjalmar Söderberg: Martin Birchs Jugend, S. 58 ff. — ein Beispiel religiöser Belehrung, wie sie nicht sein soll. Man wird, um Wesen und Wirkung religiöser Einflüsse im Leben eines Kindes zu zeigen, auch Gerhart Hauptmanns „Hannele" heranziehen können. In einem Buch, „Kindergedanken und Gedanken über Kinder", von Anna Freifrau von Zedlitz und Neukirch (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses) ist der religiösen Entwicklung des Kindes besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Es enthält viele Beobachtungen aus dem religiösen Leben der Kinder, bei deren Verwertung allerdings in Betracht gezogen werden muß, daß es sich dabei meist um Kinder aus Familien von ganz besonders ausgeprägter kirchlicher Gesinnung und starken religiösen Traditionen handelt. Auch das entsprechende Kapitel in Sullys „Untersuchungen über die Kindheit" (deutsch von Stimpfl, 1904) gibt manche charakteristische Beispiele.

Fünfter Abschnitt: Unter dem Sittengesetz

Psychologisch gewendet, könnte die Überschrift des Abschnitts heißen: „Zur Psychologie des Willens". Da aber jede Äußerung des Willens das Kind zugleich in irgendeine Beziehung setzt zum Sittengesetz, da Willensbildung und sittliche Erziehung zusammenfallen, so schließt die gewählte Überschrift als die weitere die Psychologie des Willens mit ein und will zugleich andeuten, daß das Willensleben des Kindes hier von zwei Seiten zugleich beleuchtet wird, von der psychologischen und ethischen Seite. Ja, die Beispiele, die dieser Unterschrift unterstellt sind, greifen sachlich natürlich auch in das Gebiet hinüber, das den Inhalt des nächsten Abschnitts, „Erziehung und Eigenleben", bildet. Denn tatsächlich repräsentiert ja doch der Erzieher für das Kind das Sittengesetz, und die Willensäußerungen, von denen die biographischen Stücke berichten, haben naturgemäß fast immer erziehliche Eingriffe zur Folge gehabt, die gleichfalls erzählt werden. So gehört fast jedes Stück dieses Abschnitts auch dem folgenden an. Für die Anordnung ist immer die Frage entscheidend gewesen, ob es ein helleres Licht auf die Psychologie des Kindes oder auf die Pädagogik des Erwachsenen wirft, dann aber auch die Rücksicht darauf, daß die typischen Züge aus dem sittlichen Leben des Kindes möglichst vollständig durch Beispiele vertreten waren; aus diesem Grunde sind denn auch Stücke in den Abschnitt „Unter dem Sittengesetz" aufgenommen, bei denen (wie z. B. bei dem von Helene Voigt-Diederichs, S. 215) das Erziehliche noch interessanter ist als das Psychologische.

Der kindliche Eigensinn und seine Ursachen — das ist der Inhalt des ersten Abschnitts: die Beispiele zeigen ihn in den verschiedensten Formen, harmlosen und leicht zu brechenden Trotz (Rosegger), die launenhafte Unausstehlichkeit des reizbaren Kindes, dem man den besten Gefallen damit tut, daß man sie nicht beachtet, und schließlich in dem Stück aus Björnson den Eigenwillen des erblich belasteten Nachkommen eines wilden, unbeherrschten Geschlechts. Will man nach dem Goetheschen Wort, das wir als Motto dem ganzen Abschnitt vorangestellt haben, zeigen, wie „der Fehler zur Tugend werden" kann, so ließe sich außer dem ausgezeichneten Björnsonschen Beispiel noch der Abschnitt Selbstüberwindung heranziehen.

Eine gleiche Skala harmloser und bedenklicherer Formen desselben Vergehens zeigt das Stück „Unredlichkeiten", das ergänzt werden kann aus den Stücken „Das Gewissen" in diesem und „Irrwege" im folgenden Abschnitt. Daß die „Flunkergeschichten" und vieles aus dem Abschnitt „Kind unter Kindern" (z. B. Frieda von Bülow, S. 324, und das ganze Stück „Aufspielerei") in gewisser Weise hierher gehört, ist schon unter Abschnitt III erwähnt. Mit Hilfe all dieser Beispiele wird man die Psychologie der kindlichen Lüge ziemlich erschöpfend entwickeln und feststellen können, welche Rolle ungenaue Beobachtung, ein noch nicht treu arbeitendes Gedächtnis, Phantasie, Suggestion, Eitelkeit, Freude an der List, die Scheu, den Erwachsenen an seinem Innenleben teilnehmen zu lassen, Furcht, Neid usw. dabei spielen. Zu diesem ganzen Kapitel bieten übrigens auch Rousseaus Konfessionen wertvolle Züge. (Deutsch vollständig von Ernst Hardt bei Wiegandt & Grieben, Leipzig.)

Auch der Neid des Kindes kann harmloseren und bedenklicheren Charakters sein; er kann, wie in dem Beispiel, das Humboldt erzählt, mehr der kindliche

Schmerz um eine Zurücksetzung sein, oder der Kummer um eine Überlegenheit, die man selbst nicht erreichen kann — wie bei Tolstoi —, er kann aber auch Mißgunst im eigentlichen Sinne sein, wie in dem Stück von E. Siewert, das zugleich die Verbindung der Mißgunst mit einer besonders tiefen und leidenschaftlichen Schönheitsfreude zeigt.

Es war nicht möglich, für alle Gebiete des sittlichen Lebens einen besonderen Abschnitt zu füllen, und aus diesem Grunde sind in dem folgenden Abschnitt unter dem Titel „Das Gewissen" verschiedenartige Konflikte des Kindes mit dem Sittengesetz zusammengefaßt. Ganz besonders sei auf das Stück aus Tolstoi aufmerksam gemacht, als Beispiel für eine Erscheinung, die man so oft beobachtet, daß nämlich Kinder moralische Unglückstage haben, wo die Verzweiflung über ein erstes Vergehen entweder in fatalistische Gleichgültigkeit oder in eine aufgeregte Verwegenheit umschlägt, die dann beide die Ursache zu neuen Sünden werden. Die verhältnismäßig große Länge des Stückes sei damit gerechtfertigt, daß es in besonders einleuchtender und wahrheitsgetreuer Weise zeigt, wie ein Kind sich — ohne verdorben zu sein — in eine ganze Kette von Unrecht verstricken kann, wenn ihm der Erzieher nicht rechtzeitig in der richtigen Weise zu Hilfe kommt.

In diesem wie in den folgenden Stücken, „Selbstüberwindung", „Arbeit und Verantwortungen", sehen wir die wichtigsten positiven sittlichen Kräfte des Kindes in ihren Wirkungen. Die Beispiele unter der Überschrift „Gewissen" zeigen eine psychologische Tatsache, die Sully in seinen Untersuchungen über die Kindheit unter dem Titel „Parteinahme für das Gebot" erörtert und durch viele Beispiele belegt, daß Kinder ein peinliches, oft sogar pedantisches Gefühl für Recht und Unrecht entwickeln und die Anwendung eines einmal begriffenen Gesetzes unter Umständen auch an sich selbst verlangen. Selbstverständlich herrschen hier die größten individuellen Unterschiede: Kinder mit besonders empfindlichem Gerechtigkeitsgefühl und sehr strenger Gewissenhaftigkeit und leichtsinnigere oder stumpfere. Der Roman „Drei Menschen" von Maxim Gorki wäre hier auch heranzuziehen, insofern er zeigt, wie auch diese positiven sittlichen Kräfte, wie ein lebhaft ausgeprägtes Gefühl für Recht und Unrecht doch durch soziale Verhältnisse, moralisch ungesunde Umgebung irregeleitet und erstickt werden können. Für die gleiche Möglichkeit gibt Marie Ebner-Eschenbachs Roman, „Das Gemeindekind", ein noch bedeutsameres Zeugnis, und das Buch von Léon Frapié, „Die Kinderschule" (La Maternelle) eine ganze Reihe von lebendigen Beweisen.

Die beiden folgenden Stücke gehören inhaltlich eng zusammen, sie zeigen die Fähigkeit des Kindes zur Selbstbeherrschung, zum Altruismus, zur Aufopferung. Die bloße Energie, der physische Mut und Heroismus stellt sich in den Dienst des andern und entfaltet sich in Hilfsbereitschaft und freudig und stolz geleisteter verantwortlicher Arbeit für andere. Das Kind hat ein Bedürfnis danach, nützlich zu sein; in dem kleinen Mädchen äußert sich schon das mütterliche Verlangen, für etwas zu sorgen zu haben. Es ist die Aufgabe des Erziehers, an diesen natürlichen Drang des Kindes anzuknüpfen und ihm Befriedigung zu verschaffen. Wir haben den kleinen Bericht aus dem Kernerhaus aufgenommen, weil er zeigt, daß selbst eine recht belastende und nach unseren Begriffen übermäßige Inanspruchnahme des Kindes in der Arbeit des Hauses leicht und fröhlich getragen wird. Man muß aber allerdings diesem Beispiel andere entgegenstellen, z. B. die Qualen des kleinen Asmus Semper bei der entsetzlichen Arbeit des Tabakstreifens, um zwischen dem Wünschenswerten und dem entschiedenen Zuviel die richtige Grenze zu ziehen. Ein solches „Zuviel", das ein Kind erdrückt, zeigt eine kleine tragische Geschichte von

Per Hallström „Begleiter" (in der Sammlung „Verirrte Vögel", Inselverlag S. 220) und ein Buch von Charlotte Knoeckel: „Kinder der Gasse" (Berlin, S. Fischer).

Sechster Abschnitt: Erziehung und Eigenleben

Wenn die bisherigen Abschnitte eine Beispielsammlung zur Psychologie darstellen, kann dieser der „Pädagogik" zugerechnet werden und im engeren Sinne dem Kapitel der „Führung", um es mit dem Herbartschen Begriff zu sagen. Die ersten Stücke, „Grundsätzliches", sind die einzigen theoretischen in unserer Sammlung; sie enthalten Reflexionen allgemeiner Art über Erziehungsmethoden und fallen insofern aus dem Rahmen unseres Buches heraus. Aber diese Reflexionen sind aus dem Einzelfall abgeleitet, die theoretische Beleuchtung und Kritik konkreten praktischen Verfahrens und deshalb noch etwas anderes, als nur Regel und Lehre.

Auf einige wichtige Momente in den gegebenen Beispielen sei ausdrücklich hingewiesen. Zunächst das eine: daß Erziehen viel mehr ein „Sein" als ein Tun ist, daß die Persönlichkeit, nicht das System das Entscheidende ist. Dann das zweite: daß selbst offenbare Versehen in der Erziehung, wie sie z. B. bei Fontane ja reichlich vorkommen — wenig ausmachen, wenn nur die sittliche Atmosphäre, in der das Kind aufwächst, gesund und kräftig ist. Und das dritte, das die Betrachtungen von Hebbel und von Ruskin gerade in ihrer Gegenüberstellung zeigen: es kann in der Behütung des Kindes vor inneren Konflikten zuviel und zuwenig geschehen, und beides ist vom Übel. Das Beispiel Ruskins, des Millionärsohnes, zeigt das erste; es wird ihm so viel aus dem Wege geräumt, sein Leben so vorsichtig geregelt, daß ihn nachher die Widersprüche in der Welt unvorbereitet und wehrlos treffen. Über Hebbels Jugend dagegen fällt ein tiefer Schatten dadurch, daß er zuwenig geschont, daß er zu früh Zeuge wurde, wie bei seinen Eltern „die Armut die Stelle der Seele einnahm".

Weiterhin sind Beispiele für einen Verkehr der Eltern mit dem Kinde zusammengestellt, der wirklich „Lebensluft" für das Kind wird. Man nehme das ganze kleine Buch von Helene Voigt-Diederichs: „Aus Kinderland" hinzu, weil es in jedem Zug spiegelt, was eine glückliche Kinderstube ist. Bei der Zusammenstellung dieser Stücke sind nicht Einzelheiten bestimmend gewesen, also z. B. nicht etwa die einzelnen Antworten auf die Fragen des Kindes, oder die Art, wie in einem einzelnen Fall auf die Wünsche und Interessen des Kindes eingegangen wird. Darauf kommt es nämlich überhaupt gar nicht so sehr an. Und das ist gut, denn es sind eben nicht alle Eltern Dichter wie Rosegger oder Helene Böhlau, und die Phantasie und seelische Elastizität, die dazu gehört, um so, wie sie es schildern, mit einem Kinde zu verkehren und Kinderfragen zu beantworten, kann man sich nicht geben. Aber das ist auch nicht das Wichtigste, und das, was diese Beispiele zeigen sollen. Das Wichtigste ist das Vertrauen, das durch den Verkehr und den Lebensaustausch zwischen Kind und Erzieher hergestellt wird. Wo dies Vertrauen besteht, kann eine Antwort ruhig einmal trocken oder verkehrt oder widerspruchsvoll sein, und wo es fehlt, wird auch die geschickteste ihren Zweck verfehlen. Nur dies Vertrauen wird dem Erzieher ermöglichen, dem Kinde in einer seinem Fassungsvermögen entsprechenden Weise auch durch solche Skrupel zu helfen, für die

ihm andere Lösungen gegeben werden müssen als die des Erwachsenen. Die so viel erörterten schwierigen Fragen der religiösen Belehrung, der sexuellen Aufklärung u. a. werden leicht oder geradezu unlösbar je nach dem Vorhandensein oder Fehlen dieses unbedingten Vertrauens. Man stelle den hier gegebenen Beispielen die Tragödie von Martin Bircks Jugend gegenüber, um das zu beleuchten. Diese Stücke aber betrachte man, wie gesagt, als ein besonders ausdrucksvolles Zeugnis jener Liebe, die sich in Scherz und Ernst, Spiel und Arbeit schützend und wärmend um alles Gute und Lebenskräftige im Kinde legt.

Die Abteilung „Irrwege“ hätte ausgedehnt werden können, sowohl durch Beispiele einzelner Fehlgriffe, wie auch durch solche einer von Grund aus auf unsicheren Fundamenten erbauten Erziehungsweise. Diese jedoch kann eigentlich nicht wohl an einzelnen Beispielen, sondern immer nur im Zusammenhang eines ganzen Kindeslebens gezeigt werden. Und deshalb muß hier besonders auf die Lektüre ganzer Werke verwiesen werden. Da sei Hermann Hesse mit seinem Kinderroman „Unterm Rad“ genannt, Emil Strauß mit „Freund Hein“, Friedrich Huch mit „Mao“, auch Hjalmar Söderberg mit „Martin Bircks Jugend“ — alles Kindertragödien, die, wenn auch in der dichterischen Übertreibung, die zur romanhaften Abrundung eines solchen Kinderschicksals unerläßlich ist, zeigen, wie Kinder an dem Ehrgeiz oder Eigenwillen oder der Verständnislosigkeit der Erzieher — oder auch an den Fehlern des Erziehungssystems zugrunde gehen. Auch Marie Ebner-Eschenbachs ergreifende Novelle, „Der Vorzugsschüler“, sei hier noch einmal genannt. Ein ähnliches Problem, einen jener Konflikte, die aus tiefwurzelnden Charakterverschiedenheiten von Kind und Erzieher hervorgehen, behandelt Lou Andreas-Salomé in der Novelle „Vaters Kind“ ihrer Sammlung „Im Zwischenland“ (Verlag J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart 1902). Wie ein solcher Konflikt, bei Gewalttätigkeit auf der einen Seite und Starrsinn und verzweifelter Furcht auf der andern, in einen erbitterten Kampf zwischen Vater und Sohn ausarten kann, zeigt Björnsons Erzählung „Auf Gottes Wegen“. Auch die Art, wie in Finckhs „Rosendoktor“ die Willkür des Vaters den Sohn ihm innerlich entfremdet, ist psychologisch lehrreich.

Keine erziehliche Maßnahme führt so leicht auf Irrwege wie die Strafe. Deshalb setzen sich diese Beispiele in den folgenden, „Strafen“, in mancher Hinsicht fort. Die größte Gefahr der Strafe beruht darin, daß sie dem Ehrgefühl des Kindes zuviel zumutet und seinem Gerechtigkeitssinn widerstrebt. Das wird immer der Fall sein, wenn sie durch einen andern als den Zeugen der strafbaren Tat vollzogen wird, wenn z. B. die Mutter oder die Erzieherin den Vater, der nur durch Hörensagen unterrichtet ist, zum Strafvollzieher macht (Fontane und Sonja Kowalewsky).

Von einer sehr gesunden und pädagogisch mustergültigen Art zu strafen erzählt das Beispiel von Helene Adelmann. Für Schulstrafen und ihre Wirkungen sind Proben in dem VIII. Abschnitt, „Die Schule“, gegeben.

Der letzte Teil dieses Abschnitts hätte mit der Mehrzahl seiner Beiträge auch dem Abschnitt „Kind unter Kindern“ zugewiesen werden können, wo dann eine besondere Abteilung über den Verkehr zwischen Kindern verschiedener Stände zu schaffen gewesen wäre. Aber einige gute Beispiele sozialer Erziehung, z. B. die beiden ersten von Goethe und Bogumil Goltz, hätten in diesem Abschnitt keine Aufnahme finden können, und deshalb schien es besser, eine Einteilung zu treffen, die neben dem psychologischen auch das erziehliche Moment in diesen Proben zur Geltung brachte. Aus dem folgenden Abschnitt sind noch einige Stücke, bes. unter „Rücksichten und Roheiten“,

hier hinzuzunehmen. Auch auf eine Skizze aus Anatole France: Le livre de mon ami sei hier hingewiesen „La grappe de raisin“, S. 35 ff., ebenso wie auf das schon genannte Buch von Charlotte Knoeckel: „Kinder der Gasse“.

Siebenter Abschnitt: Kind unter Kindern

Der Stoff, den Biographie und Dichtung zu diesem Abschnitt liefern, ist so umfassend, daß er ein eigenes Buch füllen könnte. Die wiedergegebenen Beispiele sind nur eine kleine Auswahl, denn welche Biographie, welche Erzählung aus dem Kindesleben spräche nicht von Freundschaften und Spielgefährten! Ja, es mußte auf einige der wertvollsten Stücke, die unsere Literatur gerade zu diesem Kapitel bietet, der Länge wegen verzichtet werden. Es sei da vor allem gleich zu dem ersten Teil Thomas Manns Novelle, „Tonio Kröger“ genannt (in der Sammlung „Tristan“, S. Fischers Verlag). Die Darstellung der Knabenfreundschaft aus Hermann Hesses „Unterm Rad“ mußte am Schluß beschnitten werden, so daß ihre Wirkung auf den kleinen Hans Giebenrath nicht mehr ganz zur Geltung kommt. Man muß den Verlauf in dem Buch selbst nachlesen. Im Asmus Semper, im Freund Hein, dem schon an anderer Stelle genannten Gottfried Kämpfer, bei Ågot Gjems-Selmer sind weitere Beispiele von Kinderfreundschaften zu finden. Die Novelle „Aus Kinderzeiten“ von Hermann Hesse in der Sammlung „Diesseits“ schildert in zugleich zarter und frischer Weise eine solche Kameradschaft.

Sehr zahlreich und dabei psychologisch bedeutsam sind die Beziehungen zwischen Knaben und Mädchen, von denen uns berichtet wird. An ihnen mögen sowohl die charakteristischen seelischen Verschiedenheiten der Geschlechter als auch die Art ihres Verkehrs miteinander studiert werden. Auch hier bietet die Literatur noch manche schöne Beiträge: Carl Spittelers Erzählung „Die Mädchenfeinde“ (verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1907), die Novelle von Lou Andreas-Salomé „Im Zwischenland“ in der gleichnamigen Novellensammlung — in der die Eigenart des Knaben und des Mädchens mit besonderer Feinheit gegeneinander abgesetzt sind, Finckhs Rosendoktor, Maxim Gorkis Darstellung des Verhältnisses zwischen Jakow und der kleinen Mascha in „Drei Menschen“ und noch so manches andere.

Auf den Abschnitt „Aufspielerei“ ist schon unter den Titeln „Unredlichkeiten und Flunkergeschichten“ verwiesen.

Für die Schulerziehung ganz besonders bedeutsam sind die Beispiele: „Tyrannei der Masse“. Der im Kindesalter sehr stark hervortretende Korpsgeist mit seinen sittlichen Vorzügen und Gefahren stellt ja dem Lehrer eine der allerschwierigsten Aufgaben. Er hat diesen Korpsgeist zu schonen und zu respektieren, aber doch auch einzuschränken und in richtige Bahnen zu lenken, und vor allem das einzelne Kind gegen Vergewaltigung durch die Masse zu schützen. Wahrscheinlich liegen hier, ebenso wie in dem Mißbrauch der Macht des Stärkeren, von dem der nächste Abschnitt einige Proben gibt, die Quellen der größten Qualen, die das Kind während der Schulzeit erduldet. Erpressungen, wie die von Friedrich Huch dargestellte, kommen, wenn auch nicht immer in so krassen Formen, doch unausgesetzt im Verkehr der Kinder untereinander vor. Aus dem Abschnitt „Die Schule“ ist der erste Teil noch mit einigen Stücken hier heranzuziehen.

Der letzte Teil dieses Abschnitts faßt unter „Rücksichten und Roheiten“

Darstellungen zusammen, die uns zeigen, wie Kinder im Verkehr untereinander „Höflichkeit des Herzens“ zeigen, bzw. das Gegenteil davon: jene Kinderroheit, die oft nicht böse gemeint, sondern nur eine noch ungebändigte Freude an der Machtentfaltung ist. Daß von diesen Äußerungen von Unbarmherzigkeit und Rücksichtslosigkeit kein ungünstiger Rückschluß gemacht werden darf auf die Fähigkeit der Kinder zu Rücksicht und Zartheit, zeigt das Stück aus Hermann Hesse, wie überhaupt noch viele, die unter anderen Überschriften dieses Abschnitts stehen. Einen sehr typischen Konflikt zwischen Mitleid mit dem Gepeinigten und Bewunderung für den Peiniger enthält das Beispiel von Tolstoi.

Achter Abschnitt: Die Schule

Die Darstellungen der Schule in der modernen Literatur sind mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen. Ist doch in vielen dieser Darstellungen die Kritik der Schule Hauptzweck. Um so wertvoller aber — auch in ihren Übertreibungen — sind sie für alle, die an der Verantwortung für die Schule mittragen, um so wertvoller vor allem für den Anfänger, dem sie die Klippen, an denen das Erziehungswerk so oft scheitert, in vergrößertem Maßstabe um so eindringlicher zeigen. Daher ist jedem, der den Lehrberuf ergreift, sehr die Lektüre der guten von den Tendenzbüchern gegen die Schule, z. B. „Unterm Rad“ und „Freund Hein“ zu empfehlen.

In den von uns ausgewählten Abschnitten haben wir uns möglichst an ganz unvoreingenommene Berichte gehalten. Sehr viel gutes Material gibt es gerade zu diesem Kapitel nicht, wohl weil das, was an den Schuleindrücken des Kindes den Lehrer vorzugsweise interessieren würde, zu trocken ist, um einem breiteren Publikum anziehend zu sein und deshalb in Biographie oder Dichtung meist kurz behandelt oder unterdrückt wird. Immerhin werden die unter „Allerhand Methoden“ gesammelten Beispiele doch manche Anregung geben können, am meisten vielleicht um ihrer außerordentlich treuen unverfärbten Darstellung willen die aus dem Arbeiterleben. Es sei nochmals auf die Sammlung von Graf: „Schülerjahre“ verwiesen.

Eine scharfe logische Trennung ist mit der Verteilung der Beiträge unter die Überschriften „Schulleben“ und „Allerhand Methoden“ nicht beabsichtigt und wäre auch nicht durchführbar gewesen. Die Überschriften deuten an, daß der erste Abschnitt die Klasse, der zweite den Lehrer in den Vordergrund stellt, und daß der erste mehr die Probleme der Disziplin und Erziehung, der zweite mehr die des Unterrichts berücksichtigt. Dieser Gesichtspunkt ermöglichte aber nur eine sehr lose Gruppierung des Stoffes.

Sachlich läßt sich aus beiden Abschnitten Charakteristisches für das Wesen der Disziplin ableiten: daß Disziplin in noch höherem Maße wie alle Erziehung eine Sache der Persönlichkeit ist, daß die schonungsloseste Kritik an dem geübt wird, der den Kindern als Mensch nicht imponiert, eine Kritik, an der selbst gutartige Kinder sich unter dem zwingenden Einfluß des Korpsgeistes unbarmherzig beteiligen. Auch die typischen Fehler, durch die der Lehrer Unbotmäßigkeit und alle Schulsünden selbst großzieht, lassen sich an diesen Beispielen demonstrieren: die Bequemlichkeit, die den Unterricht in mehr oder weniger gewissenloser Weise so einrichtet, daß der Lehrer möglichst wenig dabei zu tun hat, die mechanische und gedankenlose Art, mit stereotypen Redensarten zu tadeln, die entweder gar nicht mehr wirken, oder das Ehrgefühl des Schülers verletzen, und vor allem: die pädagogische Oberflächlichkeit, die so leicht zu den aller-

gefährlichsten Vorurteilen und Ungerechtigkeiten führt — wie das am deutlichsten die Beispiele zeigen, die der Arbeiter Karl Fischer erzählt. Gerade an seinem Bericht läßt sich auch erkennen, wie tief der Eindruck solcher Erlebnisse beim Kinde ist, wie unauslöschlich lebendig sie bleiben und wie sie ein ganzes Leben hindurch immer neue Bitterkeit erzeugen können.

Eine andere Gruppe von Beispielen beleuchtet methodische Fragen, die Wirkung dichterischer Stoffe, die Behandlung des Religionsunterrichtes — auch die Gefahren, die darin liegen, daß Religion so profan schulmäßig betrieben wird wie Rechnen, die Gefahren, welche die Bibel in Kinderhänden bringen kann —, den Aufsatzunterricht (in der wahrhaft klassischen Stelle von Carl Schurz), das Lesenlernen usw. Zum Teil sind derartige Beispiele ja unter anderen Kapiteln gegeben, es ist also zur Vervollständigung dieses Abschnitts auf die im ganze Bande verteilten Schulgeschichten (z. B. Gottfried Keller, Hebbel, Anna Malberg, Tolstoi usw.) zu verweisen. Außerdem kann aus den Buddenbrooks, Freund Hein, Unterm Rad, Gottfried Kämpfer, noch vieles herangezogen werden. Auch Marie Ebner-Eschenbachs „Vorzugsschüler", Björnsons „Flaggen über Stadt und Hafen", und einzelne Abschnitte aus Anatole France wären zu nennen. Und will man eine Art theoretischen Führer durch die Probleme, die diese konkreten Erlebnisse aufgeben, so beleuchte man sie durch das Buch von Fr. W. Förster: „Schule und Charakter" (Zürich, Verlag von Schultheß & Co.).

Neunter Abschnitt: Vom anormalen Kinde

Es ist natürlich unmöglich, hier eine irgendwie erschöpfende Sammlung von Beispielen anormaler Kinder zu geben. Wünschenswert aber erschien es, wenigstens durch einige Beispiele den Blick für das Wesen dieser Erscheinungen zu schärfen. Gewählt sind dazu Aufzeichnungen aus einer Vorklasse (eine Klasse für schulartige, aber nicht schulreife Kinder) des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin, sowie eine Skizze von Helene Voigt-Diederichs, die scharfe psychologische Beobachtung dichterisch verwertet.

Register*)

Erster Abschnitt. Erwachen und Erfahren.

Früheste Eindrücke.

Die Entdeckung der Welt.

Blicke in das Land jenseits der Erinnerung.

Sprechversuche.

Intellektuelle Begabungen.

*) Das Register bringt die Quellen, denen die einzelnen Stücke entnommen sind, um das Nachlesen im Original zu erleichtern. Der Verlag wird genannt, wo das Buch zum erstenmal erwähnt wird.

Zweiter Abschnitt. Kinderglück und -leid.

Festliches.

Freude an der Natur.

Schätze.

Wechselndes Licht.

Allerlei Schrecken.

Kinderschmerzen.

Dritter Abschnitt. Phantasie und Schöpferkraft.

Traumbesitz.

Flunkergeschichten.

Seltsame Einfälle.

Spiel und Spielzeug.

Märchen und Geschichten.

Allerlei künstlerische Begabungen.

Vierter Abschnitt. Andacht und Ehrfurcht.

Kindliche Gottesbegriffe.

Kindliche Frömmigkeit.

Religionsunterricht und Kirche.

Fünfter Abschnitt. Unter dem Sittengesetz.

Wille und Notwendigkeit.

Unredlichkeiten.

Neid.

Das Gewissen.

Selbstüberwindung.

Arbeit und Verantwortung.

Sechster Abschnitt. Erziehung und Eigenleben.

Grundsätzliches.

Die Lebensluft des Hauses.

Irrwege.

Strafen.

Soziale Erziehung.

Siebenter Abschnittt. Kind unter Kindern.

Freundschaften.

Knaben und Mädchen.

Aufspielerei.

Die Tyrannei der Masse.

Mißbrauchte Macht.

Rücksichten und Roheiten.

Achter Abschnitt. Die Schule.

Schulleben.

Allerhand Methoden.

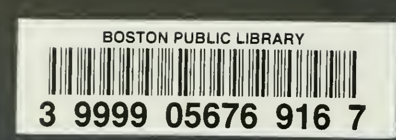
Schularbeiten.

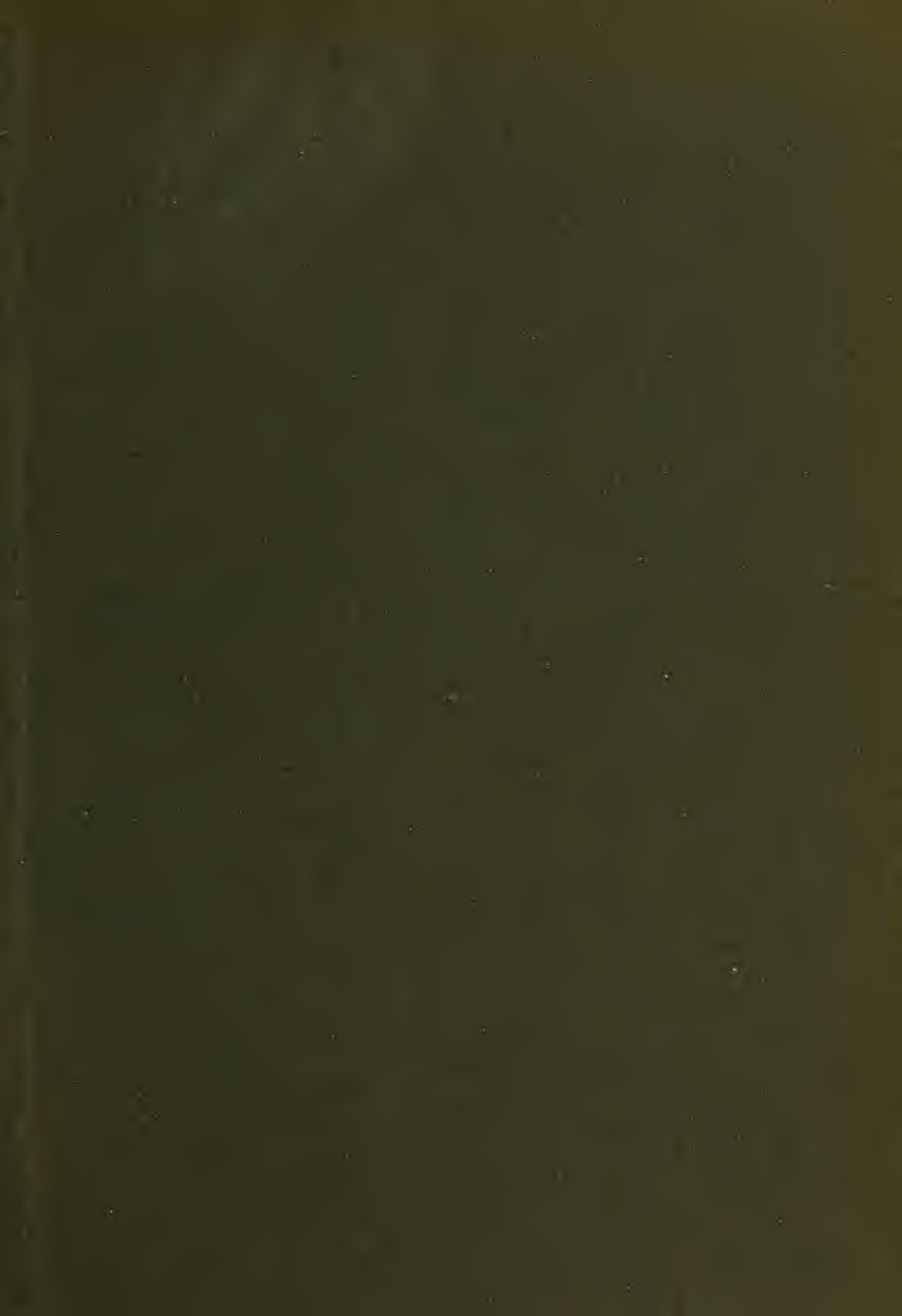
Das anormale Kind.

Autorenverzeichnis










E.O.FRIEDRICH
BUCHBINDEREI LEIPZIG